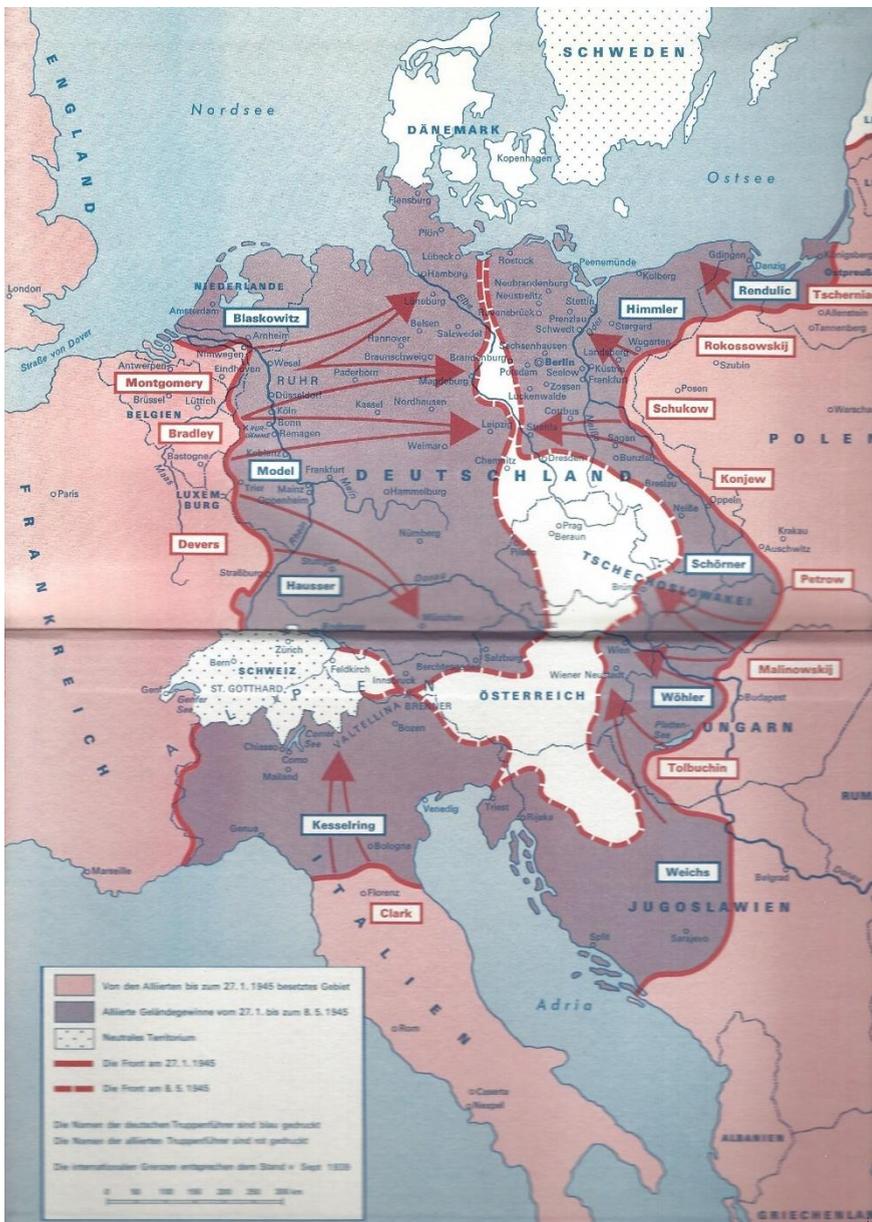


John Toland: Die letzten 100 Tage des 2. Weltkrieges





Mit 34 Fotos

Berechtigte Lizenzausgabe für den Buchclub Ex Libris Zürich
 © Droemersch Verlagsgesellschaft Th. Knauer Nachf. München/Zürich 1968
 © Copyright, 1965, 1966, by John Toland
 Aus dem Amerikanischen von Günter Eichel
 Zeichnung der Vorsatzkarte von Roland Ruff
 Gesamtherstellung Ebner Ulm
 Printed in Germany
 Eingesannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Inhalt

Vorwort	7
---------	---

Erster Teil: Die grosse Offensive

1	Die Flut aus dem Osten	11
2	Fünf Minuten vor zwölf	33
3	«Eine vielleicht schicksalhafte Konferenz»	46
4	«Brot um Brot, Blut um Blut!»	70
5	«Richter Roosevelt ist einverstanden»	88
6	Kampffeld Balkan	119
7	Operation «Donnerschlag»	132
8	Krieg und Frieden	150

Zweiter Teil: Über den Rhein

9	«Ein eiserner Vorhang wird sich heruntersinken»	173
10	Ebbe und Flut	183
11	«Was ist, wenn sie mir ins Gesicht fliegt?»	194
12	«Ich kämpfe für das Werk des Herrn»	225
13	Operation «Sunrise»	235
14	Das Shell-Haus	245
15	Zwischen zwei Strömen	250
16	«Heute war für uns ein vergnügter Tag»	265
17	Task Force Baum	278
18	Entscheidung in Reims	292
19	Der grosse Kessel	310

Dritter Teil: Die Begegnung zwischen Ost und West

20	«0-5»	327
21	«Derart gemeine Verdrehungen»	345

22	Sieg im Westen	370
23	«Auf des Messers Schneide	383
24	«Der Führer ist zusammengebrochen»	406
25	«Wir müssen eine neue Welt, eine viel bessere Welt bauten	427

Vierter Teil: Der lahme Sieg

26	«Fasanenjagd»	447
27	Eine «italienische Lösung»	458
28	Der Tod eines Diktators	471
29	«Der Chef ist tot»	495
30	«Sunrise» – letzter Akt	514
31	«Der eiserne Vorhang im Osten rückt immer näher»	522
32	Der Beginn einer langen Kapitulation «Die Fahnen der Freiheit wehen über ganz Europa»	533
	Anmerkungen und Quellen	567
	Hinweise	583

	Register	587
--	----------	-----

Vorwort

Vielleicht hatten noch nie 100 Tage in der Geschichte grössere Bedeutung und schwerere Folgen als die, mit denen der Zweite Weltkrieg in Europa zu Ende ging. Binnen dreier Monate starben Roosevelt, Hitler und Mussolini, aber auch Nazismus und Faschismus. V-E Day, der Tag des Sieges in Europa, kennzeichnete das Ende einer Ära, aber auch den Beginn einer neuen Zeit voller phantastischer Hoffnungen und Gefahren.

Ich habe versucht, diese verhängnisvollen Tage so zu schildern, als hätten sie vor hundert Jahren stattgefunden, Hitler, Himmler, Göring und deren Anhänger nicht zu porträtieren wie ein Mensch, der diese Epoche miterlebt hat, sondern mit der Objektivität des zeitlichen Abstands.

Das Buch beruht auf Hunderten von Interviews mit Menschen aus 21 Ländern, die an den geschilderten Ereignissen direkt teilgenommen haben. Wann immer es möglich war, waren die Beteiligten die wichtigste Quelle, und durch ihre Worte enthüllen sie nicht nur, sie verdammen auch gelegentlich. Aber jetzt ist die Zeit der Enthüllung, nicht der Beschuldigungen.

Ausserdem gründet sich dieser Bericht auf mehrere Tausend primäre Quellen. Dabei handelt es sich um Kampfberichte, Kriegstagebücher und Monographien, streng geheime Funksprüche und um persönliche Dokumente, die Historikern bisher nicht zur Verfügung standen. (Lieutenant General Hobart Gay, Pattons Chef des Stabes, erlaubte beispielsweise, dass das Tagebuch, das er auf Befehl Pattons führte, verwendet werden durfte.) Schliesslich wurden zahlreiche veröffentlichte und unveröffentlichte Bücher herangezogen.

Die Dialog-Auszüge in diesem Buch sind nicht erfunden. Sie stammen aus Niederschriften und stenographischen Notizen oder wurden aus der Erinnerung rekonstruiert. Die «Anmerkungen» am Schluss des Buches geben die Quellen für das gesamte benutzte Material, und zwar für jedes einzelne Kapitel, an.

Max Beerbohm schrieb, die Vergangenheit sei ein Kunstwerk, ohne Nebensächlichkeiten und in sich geschlossen. Meine Absicht war es, vergangene Ereignisse wieder zum Leben zu erwecken, nachdem genug Zeit verstrichen ist, um sich ihrer in relativer Ruhe zu erinnern, ohne dass die Nebensächlichkeiten, die Würze der Geschichte, übersehen werden.



Erster Teil: Die grosse Offensive

1 Die Flut aus dem Osten

1 Ein unbestimmbares Gefühl der Erwartung herrschte am Morgen des 27. Januar 1945 unter den zehntausend alliierten Kriegsgefangenen im STALAG LUFT III in Sagan, rund 150 Kilometer südöstlich von Berlin. Es schneite in dicken Flocken. Man stand in kleinen Gruppen vor den Baracken und diskutierte das neueste Gerücht: Die Russen sind keine 30 Kilometer mehr entfernt, und ihr Vormarsch geht weiter ...

Zwei Wochen war es her, dass man im Lager zum erstenmal von der grossen Offensive der Roten Armee gehört hatte. Die aufgeregten Wachmannschaften selbst hatten davon gesprochen. Die Freude war nur kurz gewesen, denn einige Wachsoldaten hatten durchblicken lassen, dass Berlin befohlen habe, das Lager in eine Festung zu verwandeln und bis zum letzten Mann zu verteidigen. Ein paar Tage später war das Gerücht aufgetaucht, die Deutschen wollten die Kriegsgefangenen als Geiseln benutzen und erschiessen, wenn die Russen hier vorzurücken versuchten. Und dann hatte eine noch schlimmere Version die Runde gemacht: Die Deutschen wollten die Duschräume in Gaskammern umbauen und die Gefangenen kurzweg liquidieren.

Die Moral hatte einen solchen Tiefstand erreicht, dass Arthur Vanaman, amerikanischer Brigadegeneral und ranghöchster alliierter Offizier in Sagan, an die fünf Lagerblöcke den Befehl ausgab, solche Gerüchte sofort zu unterbinden und sich im übrigen mit Hochdruck auf einen eventuellen Gewaltmarsch nach Westen vorzubereiten.

«In unserer Baracke geht es zu wie bei einem Nähkränzchen», vermerkte einer der Gefangenen in seinem Tagebuch. Im Türkensitz auf ihren Pritschen hockend, hatten die Männer aus überzähligen Uniformstücken Handschuhe, Kapuzen, Gesichtsmasken und behelfsmässige Rucksäcke geschneidert. Ein paar ganz Gründliche waren sogar darangegangen, Schlitten aus Holzresten und Pritschenbrettern zu basteln.

Aber die Gerüchte waren nicht verstummt, und am 26. Januar hatte Vanaman eine Versammlung in den grössten Raum des Lagers einberufen. Die Männer standen Kopf an Kopf, und Hunderte drängten sich an den offenen Türen und Fenstern. Der General stand auf dem Podium, die Bibel unterm Arm. Er habe soeben über BBC erfahren, dass die Russen nur noch 30 Kilometer entfernt seien. Aber, dämpfte er die Begeisterung, man werde die Gefangenen wahrscheinlich zwingen, quer durch Deutschland zu marschieren. «Wenn wir es überstehen wollen, müssen wir

zusammenhalten. Was auch immer kommen mag, wir müssen entschlossen sein, damit fertigzuwerden. Gott ist unsere einzige Hoffnung, und auf ihn müssen wir vertrauen.»

Jetzt, am Morgen dieses 27. Januar, waren die Kriegsgefangenen von Sagan bereit. In den Baracken war das Marschgepäck neben den Türen aufgestapelt. Was die Männer sonst noch brauchten, lag auf den Pritschen bereit. Der Schnee rieselte, und während die weisse Decke immer schwerer wurde, warteten die Männer: wachsam, aber doch mit einem merkwürdigen Gefühl des Friedens und der Ruhe. Sie sahen durch die hohen Stacheldrahtzäune auf die regelmässigen Reihen der schneebedeckten Fichten. Dahinter lag das Unbekannte.

2 Es war noch nicht lange her, dass Hitler das ganze kontinentale Europa und Nordafrika besetzt gehalten hatte. Seine Truppen waren tief nach Russland hinein vorgestossen und hatten ein Gebiet kontrolliert, das grösser war als das Heilige Römische Reich. Jetzt, nach fast fünfzehn Kriegsjahren, war dieses gewaltige Imperium bis auf Deutschlands ursprüngliche Grenzen zusammengeschrumpft. Die verbündeten amerikanischen, britischen, kanadischen und französischen Armeen waren an der Westgrenze des Reiches, von Holland bis zur Schweiz, aufmarschiert und bereiteten sich auf den entscheidenden Stoss vor. Die langgestreckte Ostfront zwischen Adria und Ostsee war an einem Dutzend Stellen durchbrochen. Die Rote Armee hatte halb Jugoslawien, den grössten Teil Ungarns und das östliche Drittel der Tschechoslowakei befreit und dann, vor vierzehn Tagen, die grösste Offensive der Militärgeschichte eingeleitet. Am 12. Januar waren fast drei Millionen Mann (mehr als zwölfmal soviel wie die westlichen Alliierten in der Normandie gelandet hatten), unterstützt von massierter Artillerie und angeführt von einem, wie es schien, unerschöpflichen Strom von T-34- und «Stalin»-Panthern, auf einer Front von rund 650 Kilometern Breite zwischen der Ostsee und Südpolen unerwartet zum Angriff gegen etwa 750'000 schlecht ausgerüstete Deutsche angetreten. Im äussersten Norden zielte die 3. Weissrussische Front Marschall Iwan Danilowitsch Tscherniachowskij auf das historische Königsberg. Zu seiner Linken richtete sich der Stoss der 2. Weissrussischen Front unter dem jungen und energischen Marschall Konstantin Rokossowskij auf Danzig; seine Divisionen näherten sich Tannenberg, Schauplatz eines der grössten deutschen Siege im Ersten Weltkrieg. Südlich von Rokossowskij operierte der begabteste Heerführer der Roten Armee, Marschall G. K. Schukow, dessen 1. Weissrussische Front Warschau binnen dreier Tage genommen hatte und jetzt Posen einschloss; ihr Ziel war Berlin. An der Südflanke stand schliesslich die 1. Ukrainische Front des Marschalls Iwan Konjcw, und eine seiner Vorhutten war es, die sich dem Gefangenenlager Sagan näherte.

Auf die Heeresgruppe Nord des Generalobersten Georg-Hans Reinhardt hatten sich Tscherniachowskij und Rokossowskij gestürzt; innerhalb zweier Wochen waren Reinhardts Verbände entweder überrannt oder umgangen. Eine seiner Armeen, die 4., befand sich bereits in vollem Rückzug. Ihr Oberbefehlshaber, General Friedrich Hossbach, wusste natürlich sehr wohl, dass Hitler ausdrücklich

jeden Rückzug verboten hatte; er hatte die Absetzbewegung nach Westen von sich aus eingeleitet. Rokossowskijs Truppen standen bereits rund 300 Kilometer tief in seinem Rücken, und Hossbach war sich klar darüber, dass seine Armee vernichtet werden würde, wenn er sich nicht kämpfend nach Westen zurückzog. Aber vor allem hielt er es für seine Pflicht, einen Korridor für jene halbe Million ostpreussischer Flüchtlinge offenzuhalten, die zu Wagen und zu Fuss nach Westen strömten.

Hossbachs direkter Vorgesetzter, Reinhardt, hatte die Entscheidung des Befehlshabers der 4. Armee gebilligt. Aber Generaloberst Heinz Guderian, Chef des Generalstabs des Heeres und Oberbefehlshaber der gesamten Ostfront, wurde wütend, als er erfuhr, dass der grösste Teil Ostpreussens fast kampflös aufgegeben worden war – und ohne seine Zustimmung. Nahe der Weichsel im einstigen Westpreussen geboren, hatte Guderian Russland schon immer für Deutschlands gefährlichsten Feind gehalten. Preusse bis auf die Knochen, war er entschlossen, seine Heimat vor den Bolschewisten zu schützen. Trotzdem stellte er sich vor Hossbach und Reinhardt, als Hitler ihn in die Reichskanzlei kommen liess und den beiden Generalen Verrat vorwarf. «Sie gehören vor ein Kriegsgericht. Sie sind sofort abzulösen und ihre Stäbe mit ihnen.»

«Für Reinhardt lege ich meine Hand ins Feuer», erwiderte Guderian, und was Hossbach betreffe, so könne man in ihn unmöglich als Verräter bezeichnen.

Aber Hitler interessierte Guderians Meinung nicht. Er ersetzte Reinhardt durch einen äusserst ungewöhnlichen Mann, einen Mann, der erst kurz zuvor zu seinen eingeschlossenen Soldaten gesagt hatte: «Wenn ihr nicht mehr ein noch aus wisst und wenn es ganz schlecht aussieht, dann schlagt euch an die Brust und sagt euch: Ich bin Nationalsozialist – das versetzt Berge!»

Dieser Mann war Generaloberst Lothar Rendulic, begabter Militärhistoriker, Österreicher mit Charme und Lebensart. Rendulic war klug und scharfsinnig und wusste, wie man mit Hitler umgehen musste; ausserdem war er – ein Glück für seine Soldaten – ein fähiger Offizier.

Zu Rendulics Rechten hatte die Heeresgruppe Mitte ebenfalls von heute auf morgen einen neuen Oberbefehlshaber bekommen. Auch hier hatte sich Guderian heftig dem Wechsel widersetzt, zumal es sich bei dem «Neuen» um Generaloberst Ferdinand Schörner handelte, einen besonderen Liebling Hitlers.

Schörner war ein Bayer von robuster Konstitution und sanguinischem Temperament – Eigenschaften, die einem General sehr zustatten kamen, der mit einer chaotischen Situation fertig zu werden hatte. Sein linker Flügel war von Schukow bereits zerschlagen, sein rechter wurde von Konjew aufgerollt. Schörner war überall, an der Front und im Hinterland; er wechselte Kommandeure aus, reorganisierte den Nachschub und rüttelte jede Einheit auf, die er besuchte. In der Etappe war er verhasst; er holte die Soldaten aus den Schreibstuben und drückte ihnen Gewehre in die Hand. Aber an der Front war er beliebt: Die Soldaten und die jüngeren Offiziere hatten noch nie den Befehlshaber einer Heeresgruppe so weit vorne gesehen. Er drohte, jeden auf der Stelle erschiessen zu lassen, der die Flucht ergriff; er versprach, die beste Verpflegung und Bekleidung nach vorn zu schaffen. Kameradschaftlich klopfte er den Soldaten auf die Schulter, was die

Offiziere alter Schule geschmacklos fanden; er verteilte Rüffel an hohe Offiziere und Süssigkeiten an seine Landser.

Für Hitler war Schörner, was Marschall Ney für Napoleon gewesen war: am 27. Januar bildete die Heeresgruppe Mitte dank Schörners unorthodoxen Methoden tatsächlich wieder eine geschlossene Front, schwankend und lückenhaft zwar, aber immerhin eine Front, die dem gewaltigen Ansturm der Russen standhielt. Eines schaffte freilich auch Schörner nicht – das riesige Loch zu schliessen, das Schukow zwischen ihm und Rendulic aufgerissen hatte.

Diese Lücke war das Problem, das auch Guderian die grössten Sorgen machte. Es gebe nur eine Möglichkeit, hatte Guderian Hitler erklärt, Schukows Panzer aufzuhalten: sofort eine neue Heeresgruppe aufzustellen und sie in das Loch zwischen Schörners und Rendulics Verbänden zu werfen.

Guderian schlug vor, diese Heeresgruppe dem Befehl des Generalfeldmarschalls Maximilian von Weichs zu unterstellen; Weichs sei ein brillanter und tapferer Offizier. Hitler war zwar damit einverstanden, die neue Heeresgruppe zu bilden, meinte jedoch, Weichs sei zu ausgepumpt. «Ich glaube nicht, dass er dieser Aufgabe noch gewachsen ist», sagte er. Der zweitmächtigste Mann Deutschlands, der Reichsführer SS Heinrich Himmler*, war seiner Meinung nach der richtige Mann. Guderian war entsetzt; Himmler habe doch keinerlei Erfahrung in der Truppenführung. Hitler erwiderte, der Reichsführer sei ein grossartiger Organisator und Administrator; ausserdem werde schon sein Name genügen, die Soldaten bis zum

* Himmlers wesentlichste Rolle war die des Reichsführers SS. Ursprünglich hatte Hitler die SS (Schutzstaffel) im Jahre 1925 zu seinem persönlichen Schutz gegründet; aus den anfangs rund 280 Männern wurde dann eine sogenannte Elite-Formation, deren Führung Himmler 1929 übernahm. Die wichtigsten Gliederungen waren:

1. die Allgemeine SS (1939: ca. 250'000); paramilitärisch; die meisten Diplomaten, höchste Beamte, Industrielle, Anwälte, Ärzte etc. bekleideten hohe Ränge der Allgemeinen SS;
2. die SS-Totenkopfverbände; hauptsächlich verantwortlich für die Konzentrationslager. Die Mannschaften bestanden zu dieser Zeit meist aus älterem oder nicht frontdienstfähigem Personal. 1940 wurde aus Angehörigen dieser Verbände die SS-Totenkopfdivision gebildet, die zur Waffen-SS gehörte;
3. die Waffen-SS (auch: SS-Verfügungstruppe); eine von der Wehrmacht (Heer) völlig unabhängige Truppe, die sich zunächst nur aus Freiwilligen rekrutierte, jedoch später durch Einziehung Wehrpflichtiger eine Stärke von rund 600'000 Mann erreichte und aus mehreren Divisionen bestand. Einige dieser Divisionen wurden von Freiwilligen aus Belgien, Frankreich, Holland, Norwegen, Litauen, Dänemark, Schweden, Ungarn, Rumänien usw. gebildet; hauptsächliches Motiv ihres Beitritts war der Wunsch, gegen den Bolschewismus zu kämpfen;
4. Der *Sicherheitsdienst* (SD); politische Überwachungsorganisation für den Staats- und Parteiapparat; hervorgegangen aus einem parteieigenen Nachrichtendienst, bildete der SD das Amt III im 5. *Reichssicherheitshauptamt* (RSHA), von dessen insgesamt 7 Ämtern neben Amt in (SD Inland) folgende die wichtigsten waren: Amt IV (Geheime Staatspolizei [Gestapo]), Amt V (Kriminalpolizei), Amt VI (SD Ausland [Abwehr- und Nachrichtendienst]). Chef des RSHA war bis zu seiner Ermordung in der Tschechoslowakei («Reichsprotectorat Böhmen und Mähren») 1942 Reinhard Heydrich, sein Nachfolger seit 1943 Ernst Kaltenbrunner.

letzten kämpfen zu lassen. Guderian, entschlossen, «eine solche Idiotie ausgerechnet an der unglückseligen Ostfront» zu verhindern, brachte immer neue Einwände vor. Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, Chef des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW), von seinen Offizierskameraden verächtlich «Lakeitel» genannt, war ausser sich.

Aber Hitler war nicht weniger dickköpfig. Er behauptete, Himmler als Oberbefehlshaber des Ersatzheeres sei der einzige, der über Nacht einen so grossen Verband auf die Beine stellen könne. Was er freilich nicht sagte, war, dass Himmler zu den wenigen Männern gehörte, denen er immer noch ohne Einschränkung vertraute.

Himmler übernahm seine Aufgabe mit der blinden Begeisterung, mit der er bisher auf jeden Vorschlag des Führers reagiert hatte, und verkündete, er werde die Russen an der Weichsel zum Stehen bringen. Sein neuer Verband erhielt, dieser Ankündigung angemessen, die Bezeichnung «Heeresgruppe Weichsel». Mit seinem Sonderzug fuhr Himmler nach Osten, überquerte 80 Kilometer hinter Berlin die Oder und erreichte die Weichsel südlich von Danzig. Um Schukow aufzuhalten, verfügte er lediglich über ein paar Stabsoffiziere und eine überholte Lagekarte. Von einigen versprengten Einheiten abgesehen, existierte die Heeresgruppe Weichsel nur auf dem Papier. Als schliesslich neue Divisionen eintrafen, begann Himmler, eine von Ost nach West verlaufende Verteidigungslinie aufzubauen, die von der Weichsel zur Oder reichte und lediglich Pommern schützte. Mit anderen Worten: Sorgfältig verrammelte er die Seitentür, während das Haupttor weit geöffnet blieb.

Schukow liess sich nicht ablenken. Er umging Himmlers Abwehrfront und stiess – nur von abgeschnittenen deutschen Verbänden behelligt – weiter nach Westen vor. Am 27. Januar waren die Vorausschreitenden der Roten Armee rund 160 Kilometer von Berlin entfernt. Vor ihnen lag nur noch die Oder, das letzte natürliche Hindernis, das sie von der Reichskanzlei trennte.

3 Die Lager östlich von Sagan waren geräumt; zwischen den Karawanen flüchtender Zivilisten trotteten die Gefangenenspalare durch den Schnee nach Westen. Eine Gruppe Amerikaner war seit einer Woche auf den Beinen. Die meisten waren während der deutschen Ardennen-Offensive in Gefangenschaft geraten und seitdem ständig von einem Lager in das andere verlegt worden. Dabei hatten sie im Durchschnitt dreissig Pfund Gewicht verloren – eine leichte Beute für Lungenentzündung und Ruhr. 1400 waren aus Szubin, nahe der Weichsel, aufgebrochen; am 27. Januar waren es noch 950.

Es war eisig kalt, so kalt, dass sich die Haut sofort wie verbrannt abschälte, als das Tuch, das sich Oberstleutnant James Lockett um den Kopf gebunden hatte, für einen Augenblick vom einen Ohr abrutschte. Am späten Nachmittag erreichte die Gefangenenspalare einen Bauernhof; zugige Scheunen und Schweineställe dienten als Quartier. 118 Männer waren zu geschwächt, um noch weiter zu marschieren, und wurden in einen Güterzug verfrachtet. Die anderen zündeten kleine Feuer an, wärmten sich die Füsse und trockneten ihre Strümpfe. Erstaunlicher-

weise war die Moral ausgezeichnet; alle waren entschlossen, bis zum Ziel durchzuhalten – ganz gleich, wo es lag.

Das Abendessen war kärglich – heisse Wassersuppe mit Graupen und Kartoffeln. Dann versuchten die Männer zu schlafen; ihre Tagträume kreisten nicht um Frauen, sondern um langentbehrte kulinarische Freuden. Manch einer erinnerte sich des Gedichts, das Leutnant Larry Phelan, der Werbemann, geschrieben hatte. Er hatte es seiner Frau gewidmet, «dem bezauberndsten Mädchen der Welt – dem es gar nicht gefallen wird»:

Ich träume, wie nur ein Gefangener träumen kann
vom Leben vergangener Tage:
Von Rühreiern und Obsttorten mit viel Schlagsahne
und von Zwiebelsuppe und Hummer «Thermidor»;
von Roastbeef und Hammelkoteletts
und Truthahnbrust und dem goldgelben Schenkel oder Flügel;
von Wurst, Ahornsirup, Buchweizenkuchen
und gebratenen oder gebackenen Hühnchen oder Hähnchen à la king.
Ich denke Tag für Tag an weisse Brötchen oder an Rosinenbrot,
an geröstetes Maisbrot, Kekse, Philadelphia-Klops,
Spargel in Rahm oder holländischer Sauce
und an eine volle Schüssel Fleischpastete, an Erdbeeren und an Äpfel.
Ich lechze nach geschmorten Austern in Butter-Rahm,
und dann und wann, mein Liebling, sehn' ich mich nach dir.

Hunderttausende deutscher Zivilisten, die von ihren Höfen in Polen geflohen waren, marschierten in endlosen Trecks den gleichen Weg. Kinder, Kranke und Alte hatte man auf Ochsen- oder Pferdefuhrwerke verladen; wer gehen konnte, wer noch bei Kräften war, schlurfte, einen alten Kartoffelsack über den Kopf gestülpt, nebenher. Leiterwagen, Karren, Kutschen und Schlitten – alles, was sich auf Kufen oder Rädern fortbewegen liess, zog nach Westen. Kaum ein Wagen war überdacht; dass sich die Menschen unter nassem Heu oder vollgesogenen Federbetten aneinanderdrängten, half ihnen kaum gegen den schneidenden Wind und den peitschenden Schnee.

Nur langsam kamen die Kolonnen vorwärts. Die Schneeverwehungen wurden immer höher und formten sich zu fast unüberwindbaren Hindernissen. Es kam vor, dass junge Fremdarbeiter, die auf den Höfen gearbeitet hatten, die Flüchtlinge antrieben – Franzosen, Polen und Ukrainer, die wie ihre Herren nur daran dachten, den Russen zu entkommen. Zudem waren sie im Allgemeinen gut behandelt worden, und so waren sie fest entschlossen, «ihre» Familien in Sicherheit zu bringen.

Aber diese Flüchtlinge hatten noch Glück im Vergleich zu jenen, die rund 400 Kilometer weiter östlich versuchten, aus Ostpreussen zu entkommen. Ihr Gauleiter, Erich Koch, hatte erklärt, Ostpreussen werde den Russen niemals in die Hände fallen, und verboten, sich nach Westen abzusetzen. Aber als Tscherniachowskij über die Grenze vorstieß, hatten sich ein paar couragierte Kreisleiter Koch offen widersetzt und ihre Leute in Marsch gesetzt. Für lange Vorbereitungen war keine Zeit mehr gewesen. So kämpften sich die Flüchtlinge jetzt, unzuläng-

lich ausgerüstet und hungrig, durch den knietiefen Schnee; ihr einziges Streben war, von der vorrückenden Roten Armee nicht eingeholt zu werden.

Eine dieser Gruppen wurde in Nemmersdorf von russischen Panzern überrascht. Was im Wege war, wurde niedergewalzt, Dutzende von Fuhrwerken wurden zerdrückt, von der Strasse geworfen, umgestürzt, Menschen zermalmt. Ohne anzuhalten, rollten die Panzer weiter. Ein paar Minuten später folgte eine Kolonne amerikanischer Trucks. Die Infanteristen sassen ab, und Plünderung und Vergewaltigung begannen. Im «Weissen Krug» wurden vier Frauen mehrere Male geschändet, dann nackt ins Freie gezerrt und mit den Händen an einen Wagen genagelt. Ein Stück weiter, beim «Roten Krug», wurde eine andere Frau nackt an ein Scheunentor geschlagen. Als die Russen weiterzogen, waren zweiundsiebzig Zivilisten tot.

Ein paar Kilometer weiter westlich fielen die Russen über die Ortschaft Weitzdorf her. Lotte Keuch musste Zusehen, wie ihr Schwiegervater und sechs Nachbarn umgebracht wurden. Ein Dutzend französischer Zwangsarbeiter wurde zusammengetrieben; die Russen nahmen ihnen sämtliche Ringe ab – indem sie ihnen die Finger abhackten. Dann wurden die Franzosen in einer Reihe aufgestellt und erschossen. Und wieder begannen die Vergewaltigungen*.

Ähnliche Szenen spielten sich an diesem Tag in tausend Ortschaften ab. Die Soldaten der vier angreifenden sowjetischen Heeresgruppen raubten, notzüchtigten und mordeten. Sie rächten sich furchtbar für die mehr als vier Jahre systematischer und gnadenloser Nazi-Brutalitäten, die ihren makabren Höhepunkt wahrscheinlich in den Massenvernichtungen von Auschwitz, jenem gewaltigen Konzentrationslager im Südwesten Polens, gefunden hatten. Marschall Konjews Truppen hatten das Lager inzwischen erreicht. Es wirkte unschuldig und gar nicht einmal unfreundlich: in ordentlichen Reihen solide Steinbaracken an den von Bäumen gesäumten Strassen, und über dem Haupttor in grossen Buchstaben das Motto: «Arbeit macht frei.» Einstmals war Auschwitz mit mehr als 200'000 Gefangenen belegt gewesen; aber nur 5'000 waren noch da, als die Rotarmisten in die Lagerstadt einrückten, und die waren so geschwächt, dass sie kaum ihre Freude zeigen konnten. Die anderen waren schon lange zuvor in andere Lager gebracht worden. In der vorangegangenen Woche hatten die SS-Wachen riesige Bestände an Schuhen, Kleidungsstücken und Haaren verbrannt, um die Spuren der Massenvernichtung zu beseitigen.

Im Sommer 1941 hatte Himmler Rudolf Höss, dem Kommandanten von Auschwitz, mitgeteilt, der Führer habe befohlen, die Judenfrage ein für allemal zu lösen. Aufgabe der SS sei es, diesen Befehl durchzuführen. Auschwitz war als Vernichtungslager Nummer eins ausersehen, weil es sich einerseits leicht ab-

* Nach Schätzungen flüchteten zum Zeitpunkt der gewaltigen russischen Offensive rund fünf Millionen Deutsche nach Westen. Einzelheiten über die erwähnten und andere Geschehnisse, soweit sie die Behandlung deutscher Zivilisten durch die Rote Armee betreffen, sind vor allem im Bundesarchiv in Koblenz niedergelegt. Endgültige Zahlen liegen jedoch bisher nicht vor, da das Statistische Bundesamt in Wiesbaden nicht in der Lage ist, das Schicksal von 1'390'000 Flüchtlingen zu klären. Solange Einzelheiten nicht bekannt sind, muss mit dem Tod der Vermissten gerechnet werden.

schirmen liess, andererseits aber über ausgezeichnete Bahn- und Strassenverbindungen verfügte. Höss war so gewissenhaft, dass er die Exekutionen in den drei grossen Lagern und den neununddreissig Nebenlagern auf dem 40 Quadratkilometer grossen Auschwitz-Komplex nach Möglichkeit persönlich überwachte. Er wollte seinen Männern ein «gutes Beispiel» geben; er «wollte sich nicht vorwerfen lassen, er verlange von anderen, was er selbst nicht tun wolle». So war er überall, um dafür zu sorgen, dass die Dinge ihren Gang gingen – vom Augenblick der Ankunft eines Judentransports an bis zum Verbrennen der Leichen. Mehr als 2'000 Männer, Frauen und Kinder wurden jeweils schon auf der Rampe «selektioniert». Man erklärte ihnen, es gehe ins Brausebad, und trieb sie nackt in die Gaskammern. Wer die Wahrheit ahnte und sich widersetzte, den brachte man mit Knüppeln und Hunden zur Räson.

An der Verwischung der Spuren des Massenmordens arbeitete man bis zum Vormittag des 27. Januar; dann wurden die Gaskammern und die fünf Krematorien gesprengt. Aber es gelang nicht, die grauenhaften Beweise dessen, was sich in den vorangegangenen vier Jahren hier abgespielt hatte, zu beseitigen. Neben Brandschutt und Trümmern fand die Rote Armee tonnenweise Zahnbürsten, Brillen, Schuhe und Prothesen – und die Massengräber von Hunderttausenden*.

4 Als die ersten Flüchtlinge mit ihren Trecks die Aussenbezirke Berlins erreichten, lösten ihre Berichte über die von der Roten Armee verübten Brutalitäten tiefes Entsetzen aus. Viele Deutsche glaubten freilich immer noch an das, was Goebbels versprochen hatte: dass Deutschland im letzten Moment durch Wunderwaffen gerettet werde. Zum Glück für die Alliierten war die V-2 im vorangegangenen Herbst noch nicht soweit gewesen, dass sie über grosse Entfernungen hätte eingesetzt werden können; denn sonst hätte die alliierte Landung in Frankreich, wie General Eisenhower es ausdrückte, «möglicherweise abgeschlossen werden müssen». Aber jetzt richteten die V-2-Raketen, die unter der Leitung von Dr. Wernher von Braun auf dem Versuchsgelände Peenemünde entwickelt worden waren, in London, Antwerpen und Lüttich beträchtliche Schäden an. Erst vor kurzem hatte der vierunddreissigjährige Braun die Pläne für eine Zweistufenrakete mit einer geflügelten V-2 als letzter Stufe überarbeitet. Sie sollte stark genug sein, um – eine damals populäre Vorstellung – New York zu erreichen. Einer der Männer, die für diese Wunderwaffen verantwortlich waren, Generalmajor Walter Dornberger, hielt an diesem 27. Januar in Berlin eine Besprechung ab. Er war gerade damit beauftragt worden, eine Rakete zu entwickeln, die jedes

* Die Sowjet-Regierung nennt die Zahl von vier Millionen. Gerald Reitlinger dagegen schätzt in seiner erschöpfenden Untersuchung *Die Endlösung*, dass in Auschwitz 600'000 vergast wurden. Weitere 300'000 starben an Krankheit und Hunger oder wurden erschossen.

In einer eidesstattlichen Erklärung gab Höss an, dass nach einer Mitteilung, die er von Eichmann erhalten habe, 2'500'000 Gefangene ermordet worden und eine halbe Million an Hunger und Krankheit gestorben seien. Während des Prozesses in Warschau nannte er jedoch die Gesamtzahl von 1'135'000 Toten.

angreifende Flugzeug zerstören sollte, um so der alliierten Luftüberlegenheit ein Ende zu machen. Nachdem sie noch einmal die vielen Versuche auf diesem Gebiet – von ungesteuerten Luftabwehrraketen bis zu ferngelenkten Raketen, die vom Boden aus oder in der Luft gestartet werden sollten – durchgesprochen hatten, kamen die zehn Mitglieder des Arbeitsstabes Dornberger zu dem Schluss, dass die einzige Erfolgchance in der Konzentration auf einige wenige Projekte lag. Man entschied, sich auf vier Typen von Luftabwehrraketen zu beschränken: auf Professor Wagners «Schmetterling», auf eine ähnliche Rakete mit Überschallgeschwindigkeit, auf Dr. Kramers vom Flugzeug abzufeuemde X-4 und auf die «Wasserfall», eine grosse funkgesteuerte Rakete, die in Peenemünde entwickelt wurde. Ferner war die Gruppe Dornberger einhellig der Meinung, dass alle an der Produktion dieser Waffen beteiligten Fabriken, technischen Institute und Entwicklungszentren in das Innere Deutschlands und in von den Kampfgebieten möglichst weit entfernte Räume verlegt werden müssten. Was das an der Ostsee gelegene Peenemünde betraf, bestand die Gefahr, dass Schukow es in wenigen Wochen nehmen würde.

Einige Strassen weiter betraten die Männer, die an der nachmittäglichen Lagebesprechung beim Führer teilzunehmen hatten, die Reichskanzlei: die Militärs durch eine Tür, die Parteigrößen durch eine andere. General Guderian und sein Adjutant, Major Bernd Freytag von Loringhoven, stiegen die zwölf Stufen zu dem massigen, eichenen Haupttor empor. Dann marschierten sie auf langen Umwegen zu den Räumen des Führers; der direkte Weg war durch Trümmer, das Werk alliierter Bomber, versperrt. Sie kamen an Fenstern vorbei, die mit Pappe oder Brettern vernagelt waren, schritten durch Korridore und Säle, in denen es keine Bilder, Teppiche oder Tapeten mehr gab, und erreichten schliesslich ein Vorzimmer, in dem Wachen mit Maschinenpistolen postiert waren. Ein SS-Führer bat höflich, die Handfeuerwaffen abzugeben, und durchsuchte dann sorgfältig die Aktentaschen. Das gehörte zur Routine, seit Claus Graf von Stauffenberg direkt vor Beginn der Lagebesprechung am 20. Juli 1944 eine Zeitbombe neben Hitlers Stuhl deponiert hatte. Damals waren zwei der Anwesenden getötet, Hitler jedoch erstaunlicherweise nur leicht verletzt worden. Den nach dem Attentat verhängten strengen Sicherheitsmassnahmen hatte sich auch Guderian, Chef des Generalstabs des Heeres und Oberbefehlshaber der Ostfront, zu unterwerfen.

Um 16 Uhr war die militärische und politische Prominenz versammelt, darunter Göring, Keitel und der fähige Chef des Führungsstabes, Generaloberst Alfred Jodl. Wenige Minuten später wurden die Türen geöffnet, und die Konferenzteilnehmer betraten Hitlers geräumiges, schmuckloses Arbeitszimmer. Vor den französischen Fenstern hingen graue Vorhänge; Teppiche bedeckten den grössten Teil des Fussbodens. Vor der Mitte der einen Wand stand Hitlers massiver Schreibtisch; dahinter, mit Blick zum Garten, ein schwarzer Sessel. Die Ranghöchsten setzten sich in schwere Ledersessel; ihre Mitarbeiter und die rangniedrigeren Teilnehmer blieben entweder stehen oder holten sich Stühle. Vierundzwanzig Männer waren im Raum.

Um 16.20 kam Adolf Hitler hereingeschlurft, den Rücken gebeugt. Sein linker

Arm hing leblos herunter. Er begrüßte ein paar der Anwesenden mit schlaffem Händedruck, bevor er langsam zu seinem Schreibtisch ging. Eine Ordonnanz schob den Sessel ein Stück vor, und Hitler liess sich hineinsinken. Viele, die Hitler nur gelegentlich sahen, glaubten, dass der Zustand seiner linken Hand eine Folge des Stauffenberg-Attentats sei. Aber es war die andere Hand, die rechte, die bei der Explosion leicht verletzt worden und schon lange wieder geheilt war. Die teilweise Lähmung der linken Hand war vielmehr die indirekte Folge einer schweren Grippeerkrankung im Jahre 1942. Nachdem sein Leibarzt Dr. Theodor Morell Hitler Spritzen verabreicht hatte, war die Grippe zwar verschwunden, aber andere Schwierigkeiten hatten sich eingestellt: zunächst gelegentlicher Tränenfluss im linken Auge, einige Wochen später Gefühllosigkeit im linken Bein, die sich dann in die linke Hand verlagerte. Zu seinem Fahrer, SS-Obersturmbannführer Erich Kempka, hatte Hitler des öfteren bemerkt, dass seine Linke ihm nur noch lästig sei, und in letzter Zeit hatte er sich angewöhnt, sie einfach in die Tasche zu stecken.

Seit dem Anschlag war Hitler stark gealtert*, aber was ihn weit mehr als sein körperlicher Zustand bedrückte, war die bittere Erkenntnis, wie viele Offiziere an dem Komplott beteiligt gewesen waren. Obgleich Hunderte von Verdächtigen im Verlauf einer rücksichtslosen Säuberung hingerichtet worden waren und weitere Hunderte in den Gefängnissen auf ihre Aburteilung warteten, fühlte sich Hitler noch immer bedroht; er misstraute fast dem gesamten Offizierskorps. Andererseits hatte er jene Männer, die ihm am 20. Juli ihre Loyalität bewiesen hatten, auf ungewöhnliche Weise belohnt. So hatte er beispielsweise Major Otto Remer zum General befördert, und bei Keitel, der ihn lediglich aus den Trümmern herausbegleitet hatte, bedankte er sich immer wieder voller Überschwang. Sein Misstrauen gegenüber den Militärs band ihn immer stärker an den sogenannten «engsten Kreis»: seine Sekretärinnen, seine persönlichen Bediensteten, die Adjutanten der drei Wehrmachtsteile und andere Mitglieder seiner Umgebung. Geduldig hörte er sich an, welche persönlichen Probleme sie bewegten, beriet und tadelte sie wie ein Vater. Er kümmerte sich um sie und behandelte sie mit Achtung und Höflichkeit. Er sei der erste und beste Demokrat des Reiches, hatte er mehr als einmal zu Kempka gesagt.

Die Besprechung begann damit, dass Guderian einen ungeschminkten Bericht über die immer katastrophaler werdende Lage im Osten erstattete. Hitler unterbrach ihn; man solle dafür sorgen, dass sämtliche Kriegsgefangenen aus Sagan

* Monate nach dem Bombenattentat entdeckte Dr. Erwin Giesing, Facharzt für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, bei einer Untersuchung Hitlers, dass Morell dem Führer gegen dessen chronische Schmerzen «Dr. Koesters Antigas-Pillen» verordnet hatte, die Strychnin und Belladonna enthielten. Die Tabletten wurden einfach Heinz Linge, dem Diener Hitlers, übergeben, der sie dem Führer auf Verlangen aushändigte. Giesing meldete seinen Befund Dr. Karl Brandt, einem der Leibärzte Hitlers, der den Führer darauf hinwies, dass er langsam vergiftet werde. Belohnt wurde er damit, dass Hitler ihn seines Amtes enthob. Es bestehen kaum Zweifel daran, dass der starke Genuss dieser Tabletten erheblich zu Hitlers schlechter körperlicher Verfassung im Jahre 1945 beigetragen hat.

weggeschafft seien, bevor die Russen sie befreien könnten. Ein Adjutant ging, um den Befehl weiterzugeben, und Guderian referierte weiter. Hitler schaltete sich kaum ein. Aber sein Interesse wuchs, als das Thema Westfront an die Reihe kam. Geduldig hörte er zu, als Göring in plastischen Worten begründete, warum Generaloberst Kurt Student wieder den Oberbefehl über die Heeresgruppe H in den Niederlanden und am Niederrhein übernehmen sollte. Die Kritiker Students, sagte Göring, merkten einfach nicht, dass die ungewöhnlich langsame Sprechweise des Generals nur eine Angewohnheit sei. «Sie denken, er hat einen Klaps, weil sie ihn nicht kennen ... Ich nehme ihn mit Handkuss, denn ich brauche ihn, weil er seiner Fallschirmarmee wieder den Geist eingibt.» Dann machte er Students Sprechweise nach. «Er sagt: ‚Ja, der Führer hat mir auch gesagt .. .‘ Ich kenne ihn, die anderen kennen ihn nicht ... Neulich hat mir einer gesagt, ob ich einen Doofen oben habe. Da habe ich gesagt: ‚Nein, doof ist der nicht, er hat schon vorher so langsam gesprochen .. .‘»

«Er hat die tollsten Sachen gemacht», gab Hitler zu.

«Aber ich nehme ihn gern, weil ich weiss: Es kommt ein kritischer Moment, sie werden nachher schimpfen und ihn wieder holen. An dem Tag freue ich mich.»

«Ich freue mich nicht auf den Tag», sagte Hitler trocken.

Göring liess sich nicht irremachen. «Sprechen tut er dann vielleicht noch langsamer, das ist möglich. Aber um so langsamer geht er auch zurück.»

«Er erinnert mich an meinen Fehrs, meinen neuen Diener, den Holsteiner», warf Hitler ein. «Wenn ich ihm etwas sage, überlegt er so lange, da braucht er Minuten. Er ist ein ganz sturer Bock, macht seine Sache ausgezeichnet, ist nur wahn-sinnig langsam.»

Dann wandte sich das Interesse einem anderen Befehlshaber an der Westfront zu, SS-General Paul Hausser.

«Ein Fuchsgesicht hat er», bemerkte Hitler nachdenklich.

«Er hat einen sehr guten Witz», sagte Guderian.

«Sehr schlagfertig», meinte Keitel.

«Mit seinen listigen Äuglein», fuhr Hitler fort, der sich in seinen Gedankengängen nicht hatte unterbrechen lassen. «Nur bin ich mir nicht im klaren, ob er nicht durch die letzte schwere Verwundung gelitten hat.» Ein Granatsplitter hatte Hausser einen Teil des Gesichts weggerissen.

«Nein, er hat nicht gelitten», sagte SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Himm-lers Verbindungs-offizier in der Reichskanzlei. Fegelein, ehemaliger Tumierreiter, hatte während seiner schnellen Karriere in der Waffen-SS Fett angesetzt. Er verdankte diese Karriere seiner Tapferkeit und der Ehe mit Gretl Braun, der Schwester Eva Brauns, Hitlers langjähriger Geliebten. «Der Reichsführer ist so schlau, dass er das nicht vorgeschlagen hätte, wenn er nicht genau wüsste: Das geht – weil er sich sonst selber blamiert, und der Reichsführer ist in diesen Dingen sehr empfindlich.»

«Das sind wir alle», sagte Hitler, ein wenig belustigt.

«Aber am Reichsführer wird natürlich immer herumkritisiert», beharrte Fegelein. Einige der jüngeren Offiziere unterdrückten ein Lächeln. Hinter seinem Rücken nannten sie ihn «Flegelein».

«Wenn etwas schiefeht», brummte Hitler.

Der dickfellige Fegelein merkte nicht, dass der Führer ärgerlich wurde, und fuhr fort, Hausser zu verteidigen. «Ausserdem hat Hausser folgende Lebensweisheit. Er sagt: „Als Soldat bin ich beinahe 65 Jahre; meine höchste Leistung, die ich überhaupt bringen kann, ist, dass ich in vorderster Linie wegen Tapferkeit vor dem Feind falle.“»

«Das will ich gar nicht», sagte Hitler. «Das ist gar keine Lebensweisheit.»

«Das muss nicht unbedingt sein», warf Guderian ein. «Hausser ist ein lebensfroher Mensch.»

«Vor allem setzt er sich rücksichtslos bis zum letzten ein», bohrte Fegelein weiter.

«Er geht durch das Artilleriefeld ...»

«Ich würde mich hinlegen», konstatierte Hitler. Dann brachte er das Gespräch, was er so oft tat, auf den Ersten Weltkrieg. «Ich habe nur einen einzigen General gehabt, der hat sich nicht hingelegt. Aber der hat es auch nicht gehört.» Nach ein paar Minuten kam er wieder auf die Vergangenheit zu sprechen. «Im Weltkrieg war es so, dass wir tatsächlich in normalen Zeiten, im Jahre 1915/16, eine Munitionsausstattung hatten, die haarsträubend war.» Er erörterte die artilleristischen Probleme seines alten Regiments, als hätte er keine Lust, sich mit der katastrophalen Lage der Gegenwart zu beschäftigen. «Es war normal eine ungeheure Drosselung, aber wo ein Angriff bevorstand oder losbrach, ist tatsächlich herausgefetzt worden. Ich weiss, am 9. Mai hat die Batterie von unserem Major Parseval fast 5'000 Schuss herausgeschossen. Sie hat den ganzen Tag herausgefetzt, was herausging, also über 1'000 Schuss pro Rohr.»

Jodl versuchte, Hitlers Interesse auf die ruhige Italien-Front zu lenken.

«Ich weiss nicht», meinte Hitler geistesabwesend. Offenbar hatte er gerade andere Gedanken gewälzt, denn unvermittelt fragte er: «Glauben Sie, dass die Engländer immer noch mit innerer Begeisterung der ganzen russischen Entwicklung Zusehen?»

«Nein, das bestimmt nicht», sagte Jodl, der – wie die meisten – überzeugt war, Churchill erkenne die bolschewistische Gefahr ebenso wie die deutsche Seite. «Wenn das so weitergeht, werden wir in ein paar Tagen ein Telegramm kriegen», meinte Göring. «Es ist doch nicht an dem, dass wir sie (die Engländer) keinen Schritt hereinlassen und wir nach der jetzigen Auffassung des Gegners im Westen verrückt halten und der Russe immer mehr in Deutschland eindringt und praktisch ganz Deutschland hat*.» In seiner Stimme klang mehr als nur ein Anflug von Ironie mit, denn wie Guderian hielt Göring es für unsinnig, im Westen so verbissen zu kämpfen, während im Osten alles zusammenbrach.

Hitler achtete nicht auf den sarkastischen Ton in den Worten des Reichsmarschalls. Er berichtete, wie Aussenminister Joachim von Ribbentrop den Engländern einen Bericht zugespielt hatte, wonach die Russen eine Armee von 200'000 deutschen Gefangenen, «völlig kommunistisch infiziert», nach Deutschland schicken wollten. «Das ist etwas, was auf sie (die Engländer) wirkt, wie wenn man da mit einer Schusterahle hineinsticht», sagte er.

«Die sind in den Krieg eingetreten, dass wir nicht nach Osten kommen», meinte Göring, «aber nicht, dass der Osten bis an den Atlantik kommt.»

«Das ist ganz klar», sagte der Führer. «Das ist so etwas Abnormes. Englische Zeitungen schreiben schon ganz verbittert: ‚Was hat der Krieg für einen Sinn?‘»

Die Konferenz ging weiter, und die Themen wechselten. Jodl berichtete von den Kämpfen in Jugoslawien, und Hitler verbreitete sich über einen neuen russischen Panzer und die Entwicklung einer neuen Granate, mit der er bekämpft werden könnte. Dann entspann sich zwischen Hitler und Göring eine scharfe Auseinandersetzung über die Frage der Wiederverwendung bereits verabschiedeter Offiziere mit niedrigerem Dienstgrad. In diesem Punkt waren die beiden immer verschiedener Ansicht gewesen. Göring, im Ersten Weltkrieg letzter Kommandeur des berühmten Geschwaders «Richthofen», sah die Dinge stets als Offizier, Hitler, der ehemalige Gefreite, als einfacher Soldat. Überdies war Hitler seit dem Attentat dem ganzen System der Wehrmacht gegenüber immer misstrauischer geworden. «Diese ganze bürokratische Apparatur wird jetzt ausgemistet», sagte er scharf, «die natürlich in einer Weise überbesetzt ist, dass sich die Zivilbürokratie ihr gegenüber ausnimmt wie ein Kaninchen gegenüber einem Saurier.»

Göring überhörte diese Bemerkung. Er verlangte erregt, dass jeder Offizier eine Dienststellung erhalten solle, die er ausfülle, ohne deshalb seinen Rang zu verlieren.

«In seinem Rang kann ich ihn nicht verwenden. Der Mann ist jetzt meinetwegen Oberst, und dem ein Regiment anzuvertrauen, ist ein Meuchelmord an dreitausend Männern. Der ist unter Umständen nicht einmal in der Lage, eine Gruppe zu führen.»

«Dann steht er Posten. Das habe ich Generalen von mir angeboten ...» Göring beharrte auf seinem Standpunkt, und die beiden stritten sich wie Schuljungen. Als Hitler wiederholte, dass Rang und Dienststellung einander entsprechen müssten, platzte der Reichsmarschall heraus: «Eine Degradierung hat nur ein Schweinehund ausgehalten. Wenn er das nicht war, hat er sich totgeschossen.»

Hitler versuchte, Göring zu beruhigen. Er versprach, die Bezüge eines verabschiedeten Offiziers würden auch dann nicht gekürzt, wenn er als Unteroffizier wieder eingezogen würde. Aber Göring konterte erbittert: «Die würde ich dem einfach vor die Füße werfen und sagen: ‚Sie nehmen mir die Ehre weg.‘ Sie wissen doch, dass das bisher im Offizierskorps als die schlimmste Schmach gegolten hat.»

Das Wörtchen «bisher» traf Hitler. «In Wirklichkeit ist es nicht so», sagte er gereizt. «Das ist eure Auffassung.»

Der Disput ging weiter. Guderian wurde ungeduldig; er wollte in sein Hauptquartier Zossen zurück. Die Probleme, die sich aus der verzweifelten Lage an der Ostfront ergaben, konnten nicht warten. Auf seinem Schreibtisch türmte sich die Arbeit.

«Wir stehen heute in einer Not», sagte Hitler. «Die Frage ist die: Ich muss mich in die Seele eines Kompanieführers hineindenken. Ein Kompanieführer ist Leutnant und ist fähig, eine Kompanie zu führen, hat aber einen Oberst, der seinerseits absolut unfähig ist, eine Kompanie zu führen, weil er es seit 25 Jahren nicht mehr kann. Der ist aber nun darin als Zugführer – vielleicht nicht einmal das –

der ist in seiner Uniform darin. Was kriegen wir dann für eine buntscheckige Sache? Grüsset nun der Kompanieführer seinen Oberst?»

«Es ist eine grundsätzliche Sache, die alles, was bisher war, von Grund aus umstösst und umwälzt», sagte Göring beharrlich. «Eine Vorstellung, die bisher noch nicht denkbar war.»

«In der übrigen Welt», betonte Hitler, «ist es sowieso schon.»

Nervös hörte Guderian zu, wie Keitel und General Wilhelm Burgdorf, der Chefadjutant des Führers, Hitler mit spitzfindigen Argumenten unterstützten, eine gespenstische Diskussion angesichts der Tatsache, dass drei Millionen nach Rache dürstender Russen an Deutschlands Ostgrenzen standen.

Hitler fasste seine Überlegungen zusammen. «Es geht unter keinen Umständen, erstens, dass ich diese Leute nach Hause entlasse. In dem Moment, in dem ich ganz bedingt k.v.-taugliche Männer im Alter bis fast zu 56 Jahren einziehe, entlasse ich Fünfundvierzigjährige, obwohl sie dauernd als Soldat herumgelaufen sind. Das geht nicht. Zweitens geht es nicht, dass ich Leuten, die nicht in der Lage sind, einen Verband zu führen, trotzdem den Verband in die Hand drücke.» Göring fiel ihm ins Wort. «Und drittens kann ich nicht Leuten, die fähig waren, einen Verband zu führen ... nachher sagen: Weil ihr im Stab tätig wart, kriegt ihr keinen Verband.»

Damit war die Auseinandersetzung wieder an ihrem Ausgangspunkt angelangt. «Wenn sie einen Verband zu führen fähig sind», sagte Hitler, «kriegen sie ihn.» «Sie waren fähig.»

«Dann sind sie in kürzester Frist wieder dort. Das müssen sie lernen. Das ist keine Schande. Ich musste ja auch lernen, Reichskanzler zu sein. Ich war früher Parteiführer gewesen, mein eigener Herr, und als Reichskanzler war ich Untergebener des Reichspräsidenten. Ich bin eine Zeitlang Regierungsrat in Braunschweig gewesen.» Man hatte Hitler diesen Posten 1932 gegeben, damit er automatisch deutscher Staatsbürger wurde; aber er liess sich nicht gern daran erinnern. «Aber nicht ausübender», sagte Göring. Betroffene Stille machte sich breit.

«Sagen Sie das nicht!» Hitler war jetzt nicht mehr nur ärgerlich. «Ich habe dem Lande grossen Nutzen gebracht.»

Angeblich hatte Göring infolge des Niedergangs seiner Luftwaffe bei Hitler an Boden verloren. Aber dieser Wortwechsel schien doch ein Zeichen dafür, wie eng beider Verhältnis nach wie vor war. Noch immer war der Reichsmarschall der gesetzliche Nachfolger des Führers.

Eine Ordonnanz überreichte Fegelein eine Meldung. Der feiste SS-Führer gab sich Mühe, Hitlers Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. «Die 10'000 Offiziere und Unteroffiziere, die Engländer und Amerikaner in Sagan, marschieren in zwei Stunden ab, und zwar im Treck», berichtete er. Weiteren 1'500 Gefangenen, die sich in einem weiter östlich liegenden Lager befanden, habe man gesagt, sie könnten in ihren Baracken auf die Befreiung durch die Russen warten. «Das haben sie abgelehnt», sagte er erregt, «und angeboten, sie wollten bei uns kämpfen!» Selbst den nüchternen Jodl steckte Fegeleins Begeisterung an. «Wenn wir es fertigbringen, Engländer und Amerikaner zum Kampf gegen die Russen zu bewegen», meinte er, «gibt das eine Sensation.»

Hitler war skeptisch. «Es hat vielleicht einer so etwas gesagt, und dann wird es sofort verallgemeinert. Da bin ich misstrauisch bis zum äussersten.»

«Wenn es geht, dürfen wir es machen, gut», sagte Fegelein; er tat so, als wäre der Führer von dieser Idee begeistert. Zwei der jüngeren Offiziere nickten sich zu. «Aber nicht, weil es einer gesagt hat», meinte Hitler müde.

Die Besprechung endete um 18.50 Uhr. Guderian und Frey tag von Loringhoven fuhren wieder ins 30 Kilometer südlich gelegene Zossen. Der General war angewidert. Zweieinhalb Stunden hatte man palavert, ohne hinsichtlich der kritischen Situation an der Ostfront auch nur eine einzige wichtige Entscheidung zu fällen.

Eine delikate Entscheidung dagegen hatte eben Generaloberst Ferdinand Schörner getroffen, und deshalb versuchte er, Hitler telefonisch zu erreichen. Schörner war es zwar gelungen, seine eigene zerschlagene Nordflanke, wo Schukow bis an die Oder vorgestossen war, wieder zusammenzuflicken. Dann war jedoch eine neue Krise entstanden, diesmal an seiner Südflanke, wo die 17. Armee den schweren Angriffen Konjews ausgesetzt war.

Bei einem Blitzbesuch bei der 17. hatte Schörner sich überzeugt, dass die ganze Armee verlorengehen würde, wenn man sie nicht sofort zurücknahm. Aber andererseits bedeutete ein Rückzug den Verlust des Industriegebiets in Oberschlesien, des einzigen, das dem Reich neben dem Ruhrgebiet noch geblieben war. Hitler hatte Schörner in mehreren Funksprüchen eine Räumung strikt verboten. Aber Schörner wusste, dass Oberschlesien so oder so verloren war, und hatte dem Befehlshaber der 17. Armee befohlen, sich abzusetzen. Jetzt war Berlin in der Leitung, und Generalleutnant Wolfdietrich von Xylander, Schörners Stabschef, hörte an einem Nebenapparat das Gespräch mit.

«Mein Führer», sagte Schörner ohne Umschweife, «ich habe soeben die Räumung des oberschlesischen Industriegebiets befohlen.»

Xylander, der das Telefonat mitstenografierte, erwartete einen Wutausbruch Hitlers, einen Befehl, der Schörners Entschluss rückgängig machte. Aber in Berlin blieb es still.

«Die Truppe hat sich seit vierzehn Tagen dort erbittert geschlagen, sie kann nicht mehr», fuhr Schörner fort. «Wenn wir nicht räumen, verlieren wir eine ganze Armee, der Weg nach Mähren wird frei. Wir gehen auf die Oder zurück, dort wird gehalten.»

Sekundenlang war es still. Dann sagte eine müde Stimme: «Ja, Schörner, wenn Sie meinen. Sie führen ja schon richtig.»

5 Ein paar Kriegsgefangene in Sagan lasen das Flugblatt, das sie zum Kampf gegen die Bolschewisten aufrief.

Soldaten des Britischen Commonwealth!

Soldaten der Vereinigten Staaten von Amerika!

Die grosse bolschewistische Offensive hat jetzt die Grenzen Deutschlands überschritten. Die Männer im Moskauer Kreml glauben, der Weg zur Eroberung der westlichen Welt ist frei. Für uns ist das bestimmt die Entscheidungsschlacht. Aber es ist auch die Schlacht, die über England, die Vereinigten Staaten und die Erhaltung der westlichen Zivilisation

entscheidet... Daher wenden wir uns jetzt an euch als Weisse zu Weissen ... *Wir sind überzeugt, dass viele von euch sehen, was die Folgen der Zerstörung Europas – nicht nur Deutschlands, sondern Europas – für ihr eigenes Land bedeuten würden.*

Wir glauben, dass unser Kampf auch zu eurem Kampf geworden ist... Wir fordern euch auf, euch unseren Reihen und den Zehntausenden von Freiwilligen aus den von den Kommunisten zerschlagenen und besiegten Nationen Osteuropas anzuschliessen, denen nur die Wahl zwischen Unterwerfung unter brutale asiatische Herrschaft oder einer künftigen nationalen Existenz im Zeichen europäischer Ideen geblieben war, von denen viele natürlich auch eure Ideale sind ...

... Informiert bitte den Begleitoffizier über eure Entscheidung, und ihr werdet die gleichen Rechte wie unsere eigenen Soldaten erhalten, denn wir erwarten, dass ihr deren Pflichten teilt. Heute sieht sich die Welt im Kampf des Ostens gegen den Westen. Wir fordern euch auf, darüber nachzudenken.

*Seid ihr für die Kultur des Westens
oder den barbarischen asiatischen Osten?
Entscheidet euch jetzt!*

Die Kriegsgefangenen in Sagan reagierten genauso wie andere schon vor ihnen –und so, wie Hitler vermutet hatte. Kein einziger meldete sich freiwillig. Wer das Flugblatt verwahrte, wollte ein Souvenir – oder Klosettpapier.

In den fünf Lagerbezirken traf man an jenem Abend die letzten Vorbereitungen für den grossen Marsch. Im Lagerbezirk Süd jedoch gönnten sich mehr als 500 Männer einen künstlerischen Genuss: im Lagertheater eine Aufführung des Stückes «You Can't Take It With You». Der Theatersaal war von den Gefangenen entworfen und eingerichtet worden; Kisten des Kanadischen Roten Kreuzes dienten als Sitze. Die Vorstellung war ausverkauft; der Eintrittspreis: ein Stück Kohle. Rampenlichter und Reflektoren waren aus grossen englischen Keksdosen fabriziert, und über der Bühne gab es sogar einen Laufsteg mit beweglichen Scheinwerfern. Seit der Premiere im vergangenen Februar hatten die Männer des Lagerbezirks Süd Musik-Revuen, Einakter und Stücke aufgeführt, die auch am Broadway gezeigt worden waren. Die Frauenrollen wurden dabei natürlich von Männern gespielt.

Die vier Öfen, die in den Ecken bullerten, wurden der eisigen Kälte nicht Herr, aber das Publikum war so hingerissen, dass es kaum merkte, wie ungemütlich es war. Um 19.30 Uhr wurde lautstark die Haupttür aufgerissen, und Oberst C. Cr. «Rogo» Goodrich, dienstältester Offizier des Lagerbezirks, marschierte in seinen handgearbeiteten Holzschuhen durch den Mittelgang. Der untersetzte Goodrich, einstmals Kampfflieger der US-Luftstreitkräfte, hatte sich das Rückgrat gebrochen, als er über Afrika mit dem Fallschirm abspringen musste. Er kletterte auf die Bühne, Stille trat ein.

«Die Wachmannschaften sind eben eingetroffen; wir haben dreissig Minuten Zeit», sagte er. «Holt eure Sachen und tretet am Haupttor an.»

Die Männer rannten zu den Unterkünften. Kaum ein Wort wurde gesprochen. Man zog saubere Unterwäsche, frische Socken und die beste Uniform an; wer glücklicher Besitzer eines zweiten Paares Schuhe war, holte es aus dem Spind. Was an Lebensmitteln nicht mitgenommen werden konnte, wurde hastig verschlungen. Man half sich in die dicken Mäntel und schnallte das Gepäck um; dann schlang man sich Decken um die Schultern. Oberstleutnant Harold Decker band

sich sein eingeschmuggeltes Funkgerät auf den Rücken; die Kopfhörer waren in seine Mütze eingenäht. Andere gruben den Boden auf oder zündeten kleine Feuer an, wenn er zu hart gefroren war: dort hatten sie Codeschlüssel, Karten und Geld versteckt.

Die Blöcke traten an, jeder für sich. Die Männer überprüften noch einmal ihre Ausrüstung, schnallten ihr Gepäck fester; dann standen sie in dem schneidenden Wind, stampften, um sich warm zu halten, mit den Füßen und warteten, wie sie es als Soldaten gewohnt waren. Wer ohne Gesichtsmaske war, bekam sofort Kopfschmerzen – so eisig war die Kälte. Die dreissig Minuten schienen wie Stunden. Dann trieben mehr als hundert Wachsoldaten und ein Dutzend jaulender Hunde die Gefangenen langsam aus dem Lager. Block Süd marschierte als erster; als die Männer die Strasse zwischen Block West und Block Nord passierten, gab es eine lautstarke Verabschiedung. Kurz nach 22.00 Uhr zogen die letzten der langen Kolonne durch das Haupttor – Richtung Westen.

Als nächster marschierte der Lagerbezirk West; jeder der ohnehin schwerbeladenen Männer erhielt am Tor ein elfpfündiges Paket des Roten Kreuzes. Viele behielten nur die Schokolade oder die Ölsardinen; den Rest warfen sie weg.

Den Männern des Lagerbezirks Mitte teilte der ranghöchste Offizier, Oberst Delmar Spivey, mit, dass General Vanaman an der Spitze ihrer Kolonne marschieren würde. Der General wünsche, dass alle deutschen Befehle ausgeführt würden. «Uns wird nichts geschehen, wenn wir Zusammenhalten», sagte Spivey und riet seinen Männern, keine Fluchtversuche zu unternehmen.

Da die bereits abmarschierten Gruppen nur langsam vorankamen, verliessen die letzten Gefangenen das Lager erst gegen vier Uhr morgens am 28. Januar. Zu diesem Zeitpunkt waren die Männer, die die Spitze des mehr als zwölf Kilometer langen Zuges bildeten, bereits ausgepumpt. Sieben Stunden waren sie schon unterwegs. Ein scharfer Wind fegte über das Land, und die mehr als halbmeterhohen Schneeverwehungen machten jeden Schritt zur Qual. Dennoch liess Oberstleutnant Albert Clark, ein amerikanischer Jagdflieger, der 1942 abgeschossen worden war, seine beiden riesigen Alben mit Ausschnitten aus deutschen Zeitungen nicht im Stich. Im Scherz hatte er jedem, der ihm beim Transport seines Schatzes helfe, eine Kiste Whisky versprochen. Oberstleutnant Willie Lanford hatte ihn beim Wort genommen; jetzt zog er die Wälzer auf einem Behelfsschlitten über den Schnee. Ein halbes Dutzend Männer, einschliesslich Clarks, waren als Ablösung eingeteilt. Der weitsichtige Lanford hatte nämlich einen so grossen Schlitten gebaut, dass alle ihr Gepäck darauf unterbringen konnten.

Alle paar Stunden hielt die Kolonne an; dann drängten sich die Männer in Gruppen zusammen, oder sie lehnten sich mit gespreizten Beinen aneinander. Kaum einer sprach; kaum einer lachte. Reserveschuhe, Kleidungsstücke und Andenken, die man so lange wie Schätze gehütet hatte, wurden weggeworfen, mit bis dahin sorgsam aufbewahrten Briefen und Tagebüchern wurde Feuer angezündet. Aber als die Männer weitermarschierten, schien ihnen ihre Last schwerer als zuvor. Einer stolperte und stürzte. Zwei Kameraden hoben ihn auf; sie fürchteten, er könnte erschossen werden. Gepäck und Decken blieben liegen.

Aber es wurde niemand erschossen. Wer nicht mehr weiterkam, wurde von

den Wachmannschaften auf einen Wagen gelegt. Es war kein grosser Unterschied mehr, ob man Gefangener oder Bewacher war. Da war ein deutscher Wachsoldat, ein älterer Mann, der zu den Gefangenen immer freundlich gewesen war; jetzt wurde er von zwei Amerikanern weiterschleppt, und ein dritter Amerikaner hatte sich sein Gewehr umgehängt...

Vormittags machte die erste Gruppe halt in einem Dorf gut zwanzig Kilometer von Sagan entfernt; sie wurde dort in drei Scheunen untergebracht. Die später abgerückten Kolonnen marschierten noch weiter. Immer mehr brachen zusammen; die Uniformen waren von Schneewasser und Schweiss durchtränkt. Wenn einer stürzte, blieb ein Kamerad bei dem Erschöpften, massierte ihm die Hände und versuchte, ihn warm zu halten, bis der Wagen mit den Marschunfähigen herankam. War der Wagen bereits besetzt, stieg einer der Männer aus, die inzwischen wieder in besserer Verfassung waren, und überliess dem anderen seinen Platz.

Die Gefangenen des Lagerblocks Mitte erreichten die Stadt Haibau um 14.00 Uhr; sie waren zu erschöpft, als dass sie hätten weitermarschieren können. Sie warteten in der lähmenden Kälte, während ein deutscher Unteroffizier nach Unterkünften suchte. Schliesslich schloss ein lutherischer Geistlicher seine Kirche mit ihren 500 Sitzplätzen, dazu die Leichenhalle, einige Gräfte und eine kleine Schule auf.

An die 1500 Männer drängten sich in den Kirchenraum, und vom Keller bis zur Empore blieb kein Zentimeter Boden ungenützt. Auf den Bänken sassen die Kriegsgefangenen so eng nebeneinander, dass sie sich nicht bewegen konnten; andere schliefen unter den Bänken auf dem Fussboden.

Bald stieg die Temperatur infolge der Ausdünstung ins Unerträgliche. Ein ständiges Gedränge zu den Bottichen mit geschmolzenem Schnee, die an den Türen standen, begann. Mit Einbruch der Dunkelheit wurde auch der Strom zu den Latrinen stärker; aber der Weg durch die Reihen der dichtgedrängten Kameraden und über sie hinweg war so zeitraubend und anstrengend, dass viele Kranke sich zwischen den Schlafenden übergaben, ehe sie eine Tür erreicht hatten. Die Darmkranken, die nicht schnell genug weiterkamen, kämpften sich verzweifelt durch die Masse der Leiber. Binnen weniger Stunden war die Luft zum Ersticken, und der Streit zwischen denen, die zu schlafen versuchten, und jenen, die sich mit Fäusten und Ellbogen einen Weg nach draussen bahnten, führte fast zur Panik. Plötzlich brüllte jemand: «Achtung!» Oberst Spivey stand in Unterhosen vor der Kanzel. Neben ihm ein junger protestantischer Geistlicher, Chaplain Daniel.

«Wer sich noch einmal prügelt», sagte Spivey, nachdem der Lärm sich langsam gelegt hatte, «verbringt den Rest der Nacht draussen im Schnee. Damit wir uns richtig verstehen: Geschubst, getreten oder auch angekotzt zu werden, ist noch lange nicht das Schlimmste, was passieren kann. Wir haben jetzt wenigstens ein Dach über dem Kopf. Noch vor drei Stunden waren wir draussen und froren uns zu Tode.» Die Männer sollten ihren kranken Kameraden helfen und zueinander höflich sein. «Wer nicht schlafen kann, der setzt sich hin und träumt von zu Hause. Wem nichts Erfreuliches einfällt, der hält wenigstens seine verdammte Klappe. Gute Nacht.»

Dann trat der junge Geistliche vor und sagte leise: «Habt ihr schon daran gedacht,

dass Gott vielleicht euren Glauben auf die Probe stellt?» Er sprach ein Gebet für die Kranken und Schwachen. «Gib uns die Kraft, um am Leben zu bleiben und weitermarschieren zu können, bis wir Freiheit und Befreiung finden. Amen.» Es wurde still in der Kirche. Die meisten schliefen ein.

Genau dort, wo Schukow seinen Hauptstoss auf Berlin zu führen gedachte, war eine andere Kolonne alliierter Gefangener auf dem Marsch. Sie hatten ihr Lager in Westpolen vor acht Tagen verlassen und näherten sich der Ortschaft Wugarten, etwa 30 Kilometer diesseits der deutschen Grenze. Es war ein eigenartiger Verein: 79 Amerikaner und 200 Italiener, darunter dreissig ältere Generale, die nach der Kapitulation König Umbertos verhaftet worden waren. Ihr Führer war Oberst Hurley Füller, Regimentskommandeur in der 28. US-Infanteriedivision. Als er während der Ardennen-Offensive in Gefangenschaft geraten war, hatte einer seiner Unteroffiziere gesagt: «Den Krauts wird es bestimmt noch leid tun, dass sie Hurley geschnappt haben.» Von Anfang an hatte Füller nach dieser Prophezeiung gehandelt. Am ersten Tag des Marsches in Richtung Osten hatte er plötzlich eine Marschpause befohlen, so, als kommandiere er noch immer sein Regiment, und sich in eine Schneewehe gelegt. Wie zuvor seine Vorgesetzten, hatten jetzt auch die irritierten deutschen Wachmannschaften feststellen müssen, dass der neunundvierzigjährige Füller ein Dickkopf war, und ihm, als er auf ihre Drohungen nicht reagierte, das Kommando über die Gefangenen übertragen. Und nun hatte Füller alles getan, um den Marsch in Richtung Westen zu sabotieren: Er wollte sich von den Russen befreien lassen. Die Folge war, dass die Kolonne Wugarten zu einem Zeitpunkt erreichte, zu dem sie eigentlich schon jenseits der Oder hätte sein sollen.

Leutnant Paul Hegel, der deutsche Dolmetscher, brachte die Kriegsgefangenen in einer Schule unter und sorgte dafür, dass sie zu essen bekamen. Hegel hatte in New York fünf Jahre lang im Bankfach gearbeitet und war durchaus pro-amerikanisch eingestellt. «Sie arbeiten mit uns zusammen», sagte der Colonel zu ihm, «und wir bringen Sie irgendwie wieder in die Vereinigten Staaten.» Abends schaltete Hegel das Radio ein. Goebbels hielt eine Durchhalte-Ansprache. Die Lage im Osten sei ernst, es bestehe indes kein Grund zur Panik; die Wunderwaffen des Führers seien bald einsatzbereit, und dann würden die Russen zurückgeschlagen werden. Aber als Hegel ausschaltete, vernahm er deutlich das dumpfe Rollen des Artilleriefeuere.

In der Morgenfrühe des 29. Januar hörte Hauptmann Matz, der Chef des Begleitkommandos, in der Nähe Maschinengewehre hämmern. Wenn er von den Russen nicht eingeholt werden wollte, musste er die Gefangenen zurücklassen. Er ging zur Schule hinüber und weckte Hegel. Man verfasste eine Erklärung, die Matz gegen sieben Uhr Colonel Füller übergab. Sie besagte, dass es sich bei Füllers Leuten um Kriegsgefangene handle, «die wegen eines Durchbruchs schwerer russischer Panzer und ihrer Unfähigkeit, weiterzumarschieren, zurückgelassen worden sind».

«Wenn die Russen uns einholen, du Hund, besorge ich mir eine Waffe, komme hinter dir her und lege dich um», drohte Füller in gespielter Wut. In Wirklichkeit

war er heilfroh, Matz los zu sein. Was er brauchte, war ein Dolmetscher. Er ging zu Hegel hinauf, der sich eben in aller Eile anzog, nahm ihm Walther-Pistole und Soldbuch ab und erklärte: «Sie bleiben bei uns.» Dann besorgte er dem Dolmetscher eine komplette amerikanische Offiziersuniform – einschliesslich der Unterwäsche und Socken – und überreichte ihm ein Kettenarmband mit Erkennungsmarke. «Von jetzt an sind Sie Amerikaner – Lieutenant George Muhlbauer.» Der echte Muhlbauer hatte während des Marsches fliehen können. «Machen Sie sich keine Gedanken», sagte Füller zu dem verblüfften Hegel. «Sie waren immer anständig zu uns. Ich werde Sie schon herausbringen.»

Der Oberst rief seine Amerikaner zusammen und gab Order, dass jedermann in der Schule zu bleiben habe. Plünderer würden bestraft. Die Nachricht vom Verschwinden des deutschen Hauptmanns machte schnell die Runde. Bald tauchte der Bürgermeister von Wugarten auf. Füller trug ihm auf, persönlich für die Verpflegung seiner Leute zu sorgen. Zwei ehemalige polnische Soldaten meldeten sich und boten die Unterstützung von 185 ihrer Landsleute an. Füller war einverstanden. Wenige Minuten später erschienen siebzehn französische Kriegsgefangene, von denen einer russisch sprach. Im Haus des Bürgermeisters richtete Füller einen Kommandostand für seine ständig wachsende Armee ein. Er befahl, alle im Ort befindlichen Waffen abzuliefern. Nachdem er seine Männer bewaffnet hatte, bereitete er sich auf die Verteidigung vor – gegen Deutsche wie gegen Russen.

Drei Männer, die zu Füllers Kolonne gehört hatten, kämpften bereits gegen die Deutschen. Oberstleutnant Doyle Yardley und zwei anderen Amerikanern war eine Woche zuvor während des Marsches die Flucht geglückt. Als sie von einer sowjetischen Panzereinheit eingeholt worden waren, hatte der sowjetische Kommandeur Yardley umarmt, auf den Rücken geklopft und geschrien: «Amerikan-skij, Roosevelt, Churchill, Stalin, Studebaker, Chevrolet very good!» Dann hatte er die Amerikaner mit Wodka, Lebensmitteln und Decken versorgt und im übrigen darauf bestanden, dass sie – als gute Alliierte – mit seinem Bataillon gegen die Deutschen kämpften.

Am 29. Januar operierte die sowjetische Einheit mit ihren drei Amerikanern nicht weit von Wugarten. Plötzlich griffen drei deutsche Me-109 die Panzerkolonne an. Die Amerikaner sprangen instinktiv in den Strassengraben, sehr zum Vergnügen der Russen; die blieben unbekümmert auf der Strasse stehen und beschossen die Flugzeuge mit Gewehren, Maschinenpistolen und sogar gewöhnlichen Pistolen. Ein paar Minuten später setzte sich die Kolonne wieder in Marsch – die Toten blieben auf der Strasse liegen. In der Ortschaft Kreuz räucherten russische Infanteristen eben die letzten Widerstandsnester aus. Yardley beobachtete, wie zwei Deutsche mit erhobenen Händen aus einem Haus herauskamen; ein sowjetischer Offizier schoss sie ungerührt mit seiner Pistole nieder. Die Leichen zertrümmerte man mitten auf die Strasse, wo sie von Lastwagen und Panzern zermalmt wurden. Yardley war erschüttert. Das war ein anderer Krieg als der, der an der Westfront geführt wurde.

Während Schukow nach Westen auf Berlin vorsties, machte Rokossowskij eine

Schwenkung nach Norden, hin zur Ostsee und zum historischen Danzig. Seine Angriffsspitzen trieben Massen deutscher Flüchtlinge aus Ostpreussen vor sich her, die zu Wagen oder zu Fuss den Russen zu entkommen suchten. An einem dieser Trecks entlang galoppierte ein Reiter. «In einer halben Stunde sind die Russen hier!» Wer zu Fuss war, floh querfeldein durch den tiefen Schnee; aber die Wagen auf der Strasse waren ineinander verkeilt und kamen kaum voran. Plötzlich krepitierten Granaten dicht neben der Strasse; scheinbar aus dem Nichts bestrich ein Maschinengewehr die Kolonne. Die Medizinstudentin Josefine Schieiter warf sich in den Schnee, als die Geschosse über sie hinwegpiffen. Um sie detonierten Granaten. Josefine Schieiter war überzeugt, dass das ihr Ende sei.

Auf einmal trat Stille ein. Dann rollten schwere Panzer heran, und hinter ihnen stampften Soldaten in weissen Tarnanzügen durch den Schnee. Eines der Ungetüme kroch auf die Strasse, schob wie eine riesige Dampfwalze Wagen zur Seite oder zerquetschte sie. Weitere Panzer folgten. Verletzte Pferde lagen im Strassen-graben und wieherten vor Schmerzen. Die Leute sprangen von den Fuhrwerken und rannten um ihr Leben.

Josefine hörte, wie ein Mädchen seinen Vater bat, es zu erschiessen. «Mich auch, Vater!» rief ein sechzehnjähriger Junge. «Ich weiss nicht, wofür ich jetzt noch leben soll.» Tränen liefen dem Mann übers Gesicht. «Wir wollen noch abwarten, Kinder», sagte er flehend.

Ein Offizier kam herbeigeritten; ein paar deutsche Soldaten wurden ihm vorgeführt. Josefine sah, wie der Offizier seine Pistole zog, und schloss die Augen. Sie hörte Schüsse. Als sie die Augen wieder öffnete, lagen die Gefangenen auf der Erde, und ihr Blut versickerte im Schnee. Josefine wollte hinüberlaufen, aber sie war wie gelähmt. Panzer rollten vorüber, und die Soldaten lachten, winkten und grölten: «Hitler kaputt!» Ein paar sprangen herunter, schrien: «Uri, Uri!» und nahmen den Flüchtlingen Uhren, Ringe und Pelzhandschuhe ab. Und wieder kamen Panzer, und auf denen sassen auch Frauen – kräftige Frauen in Uniform, Stiefeln und Pelzmützen.

Einige polnische Zwangsarbeiter hatten sich schon mit den Russen angefreundet. «Geht wieder nach Hause», rieten sie ihren früheren Herren. «Die Russen sind gut. Es wird euch nichts passieren.»

Bis zum Abend hatten Colonel Füller und seine Männer Wugarten zu einem Stützpunkt ausgebaut. Zu den sechsundzwanzig Karabinern und zwei Maschinengewehren, die Hauptmann Matz zurückgelassen hatte, waren Flinten, Gewehre, Pistolen und sogar Säbel gekommen, die die Einwohner abgeliefert hatten. Füller bewaffnete damit seine Amerikaner und die einhundertfünfundachtzig Polen und stellte an den Ortsausgängen Posten auf. östlich Wugarten wurden Schützenlöcher ausgehoben und die beiden Maschinengewehre in Stellung gebracht. Bis neun Uhr abends hatte man dreissig Versprengte gefangengenommen.

Eine Stunde später wurden Füller, Leutnant Craig Campbell und Hegel, die im ersten Stock des Bürgermeister-Hauses schliefen, von Schüssen geweckt. Füller sah aus dem Fenster; ein Dutzend Panzer rollte mit abgeblendeten Lichtern vorbei. Wie deutsche Panzer sahen sie nicht aus; eher schon wie amerikanische

«Shermans». Bevor die drei sich angezogen hatten, dröhnten Schläge gegen die Haustür. Irgend jemand schrie etwas.

«Das ist nicht Deutsch», sagte Campbell.

«Ich glaube, es ist Russisch», sagte Füller. «Macht die Tür auf.»

Füsse stampften auf der Treppe, und Hegel schrie: «Amerikanskij! Amerikan-skij!»

Die Tür flog auf, und russische Soldaten rammten den dreien die Mündungen ihrer Maschinenpistolen in den Magen. Füller deutete immer wieder hinüber zum Nachbarhaus; schliesslich begriffen die Russen und holten Alex Bertin, den französischen Gefangenen, der Russisch sprach. Sowjethauptmann Majartschuk lachte schallend, als er hörte, das hier seien amerikanische Offiziere. «Unmöglich, dass hier an der Ostfront Amerikaner der Roten Armee voraus sind», sagte er und stiess die Mündung seiner Maschinenpistole noch tiefer in Füllers Magengrube. Bertin erklärte ihm die Lage. Majartschuk umarmte Füller, küsste ihn auf die Wange und versprach, die Amerikaner könnten haben, was sie wollten. Füller erwiderte, er brauche deutsche Munition und Kerzen. Ausserdem wolle er seine sechsunddreissig Gefangenen loswerden. Der Hauptmann sagte, er werde sie übernehmen, und nahm einen neuen Anlauf, Füller zu küssen. Er erklärte, dass für Deutsche sofort eine Ausgangssperre in Kraft treten müsse. Füller liess den Bürgermeister holen. Der sagte, er werde den Befehl durch den Ausrufer bekanntmachen lassen. Dann eilte er davon.

Wenige Sekunden später hörte Füller einen Feuerstoss. Er rannte hinaus und sah den Bürgermeister im Schnee liegen. Hauptmann Majartschuk lachte breit. «Wir erschliessen alle Bürgermeister», sagte er.

Die beiden gingen zum Rathausplatz, wo die russischen Panzer – amerikanische «Shermans», die den Russen nach dem Leih-Pacht-Gesetz überlassen worden waren – um die Kirche aufmarschiert waren. Aus einem Keller wurden die sechsunddreissig Gefangenen geholt; einer war so schwer verwundet, dass man ihn auf einen Karren gesetzt hatte. Während Füller eine neue Umarmung des russischen Hauptmanns über sich ergehen liess, ratterte wieder ein Feuerstoss, und als er sich umdrehte, war der Mann auf seiner Karre tot in sich zusammengesunken.

«Das ist gegen das Kriegsrecht!» protestierte Füller wütend. «Das werde ich Ihrem Vorgesetzten melden.»

Als Bertin es übersetzt hatte, grinste Majartschuk nur. «Sag dem Colonel, dass wir in der Stadt keine Nazis mehr erschliessen werden», sagte er. «Von jetzt an erschliessen wir sie draussen.»

Überall in Wugarten feierten die Russen mit viel Wodka die unerwartete Begegnung mit den Amerikanern. Aber Füllers Empörung schien auf sie doch Eindruck gemacht zu haben. Sie zechten zwar, zertrümmerten Möbel, aber vermutlich war Wugarten an der gesamten Ostfront die einzige eroberte Ortschaft, in der in dieser Nacht nicht eine einzige Frau vergewaltigt wurde. Nur in einem Haus gab es ein Blutbad: Russische Soldaten hatten Hitler-Bilder entdeckt, die schon für den zwölften Jahrestag der «Machtergreifung», den nächsten Tag also, geschmückt waren. Alle zehn Mitglieder der Familie wurden erschossen.

2 Fünf Minuten vor zwölf

1 Kurz vor fünf Uhr landete am Morgen des 30. Januar eine grosse amerikanische Skymaster-Transportmaschine auf der Insel Malta. An Bord befanden sich Winston Churchill und mehrere seiner Mitarbeiter. Sie waren unterwegs zu einer viertägigen Konferenz mit führenden amerikanischen Militärs und Politikern, einer Konferenz, die unter der Tarnbezeichnung *Cricket* das Treffen der Grossen Drei im Badeort Jalta auf der Krim vorbereiten sollte.

Als Commander Thompson, Churchills Adjutant, seinen Kopf aus der Maschine steckte, konstatierte er, dass der Gouverneur von Malta, der Oberbefehlshaber im Mittelmeer und viele andere zur Begrüssung auf dem Rollfeld aufmarschiert waren. Über seinen Schlafanzug hatte Thompson nur ein Jackett gezogen, und so wurde er von Scheinwerfern angestrahlt! Aber sein Unbehagen steigerte sich noch, als er erfuhr, dass der Gouverneur seit mehr als einer Stunde in der Kälte gewartet hatte: der Funkspruch, in dem Churchill avisiert worden war, hatte den Zeitpunkt der Ankunft nach Greenwich-Zeit angegeben.

Auch General George C. Marshall, der amerikanische Heeresstabschef, war schon wach. Ein britischer Sergeant hatte eine Stunde zuvor einen Umschlag mit dem Vermerk «Sehr dringend» abgegeben. In dem Umschlag steckte eine Einladung des Gouverneurs zum Dinner am folgenden Abend mit der Bitte um sofortige Antwort.

Um zehn Uhr traf sich Marshall mit anderen Mitgliedern des Gemeinsamen Generalstabs im Montgomery House in La Valetta, der Hauptstadt Maltas, um zu entscheiden, welche Haltung man bei der ersten offiziellen Sitzung von *Cricket* einnehmen solle. Nachdem man ein wenig über die bei Nacht und Nebel überbrachte Einladung gewitzelt und sich über die Eiseskälte in den Räumen mokiert hatte, ging man zum wichtigsten Thema über: die Strategie an der deutschen Westfront.

Seit dem grossen Durchbruch in der Normandie – wenige Tage nach Stauffenbergs Bombenanschlag, dem Hitler nur um ein Haar entkommen war – hatte es zwischen Engländern und Amerikanern scharfe Auseinandersetzungen über die weiteren Operationen gegeben. Feldmarschall Bernard Montgomery, Oberbefehlshaber der 21. Heeresgruppe, trat für einen geballten Vorstoss in Richtung Ruhrgebiet ein – und zwar unter seinem Kommando. Was er dazu neben seinen eigenen Truppen benötigte, war lediglich die 1. US-Armee. Aber die amerikanischen Generale bestanden ebenso nachdrücklich darauf, ihrerseits gleichzeitig einen starken Angriff weiter südlich in Richtung Frankfurt am Main zu führen. Da die deutschen Truppen ungeordnet zurückgingen, waren sowohl die amerikanischen wie auch die britischen Kommandeure mit gewissem Recht der Ansicht, dass der Endsieg bis Ende 1944 errungen werden könne – sofern man ihnen freie Hand liesse. Aber der oberste Befehlshaber, General Dwight D. Eisenhower, war eher ein Staatsmann in Uniform als Truppenkommandeur. Er traf einen Kompromiss: Montgomery befahl er, im Norden den Hauptangriff zu führen, und sagte ihm bevorzugte Versorgung mit Nachschub zu; zugleich liess er jedoch Generalleutnant

George S. Patton den Angriff im Süden mit der 3. amerikanischen Armee, wenn auch in begrenztem Umfang, weiterführen.

Die Folge war, dass die Alliierten auf breiter Front bis zur deutschen Grenze vorstießen – dann aber stehenbleiben mussten, weil der Nachschub fehlte. In den folgenden drei Monaten war es an der gesamten deutschen Westfront so ruhig, dass Hitler seine in Frankreich bereits schwer angeschlagenen Armeen reorganisieren und eine starke Verteidigungslinie von Holland bis zur Schweiz aufbauen konnte. Die Kampfpause gab Hitler darüber hinaus die Möglichkeit, sich seinerseits zu einem gewaltigen Überraschungsangriff aufzuraffen: zur Ardennen-Offensive. Nachdem sie die Amerikaner überrumpelt hatten, stiessen die Deutschen bis zur Maas vor. Zwar wurden sie auf ihre Ausgangsstellungen zurückgeworfen, aber Moral und Prestige der Amerikaner waren schwer ramponiert.

Der Streit, den Montgomerys Forderung nach einem einzigen Vorstoss ausgelöst hatte, verschärfte sich während der Ardennen-Offensive, als Eisenhower den Nordteil des Operationsgebietes unvermittelt dem Feldmarschall unterstellte. Generalleutnant Omar N. Bradley war empört, dass ihm die Hälfte seiner Verbände in einem Augenblick entzogen wurde, da er glaubte, die Situation wieder in der Hand zu haben. Und über Montgomery war er verärgert, weil dieser nach gewonnener Schlacht Korrespondenten gegenüber behauptet hatte, *er* habe die verfahrenere Lage «geklärt». Nach Bradleys Ansicht hatte Montgomery seine eigene Rolle übertrieben dargestellt und «unsere Notlage in den Ardennen ausgenutzt». Eisenhower, der über diese Spannungen nur allzugut Bescheid wusste, hatte seine Pläne für den Einmarsch nach Deutschland fertig. Die Front verlief, wie sie im letzten Herbst verlaufen war, von Holland bis zur Schweiz entlang der deutschen Grenze. Im Norden stand Montgomerys 21. Heeresgruppe mit ihren drei Armeen: der kanadischen 1., der britischen 2. und der amerikanischen 9. Armee. Dann kam Bradleys 12. Heeresgruppe mit der 1. und der 3. US-Armee. Im Süden schliesslich stand die 6. Heeresgruppe unter Generalleutnant Jacob L. Devers mit der amerikanischen 7. und der französischen 1. Armee.

Das war der Hintergrund des Vortrags über die Strategie des Oberbefehlshabers, der den amerikanischen Stabschefs am Vormittag des 30. Januar von Generalleutnant Walter Bedell Smith, Eisenhowers Stabschef, gehalten wurde. Montgomery sollte mit seiner 21. Heeresgruppe den Hauptstoss zum Ruhrgebiet führen, während Bradley mit der amerikanischen 12. Heeresgruppe im Süden einen zweiten kleineren Angriff in Richtung Frankfurt vortragen sollte. Smith betonte, dass die zeitliche Abstimmung von grösster Bedeutung sei. Die Alliierten sollten mit aller Kraft nach Osten Vordringen, solange die Deutschen mit der grossen Offensive der Roten Armee alle Hände voll zu tun hatten.

Mittags stiessen die britischen Stabschefs zu den Amerikanern. Feldmarschall Sir Alan Brooke, Chef des Empire-Generalstabs, Marshalls englischer Gegenspieler, übernahm den Vorsitz. Von gewinnendem Charme, reservierte er seinen bissigen Witz für das Tagebuch, das er sorgfältig führte. Er glaubte zwar, besser als Eisenhower zu wissen, wie der Krieg zu gewinnen war, aber er gab sich Mühe, seinen Mangel an Vertrauen in das Urteil des alliierten Obersten Befehlshabers zu verbergen. Seinen engeren Freunden war es kein Geheimnis, dass nach Brookes

Meinung Eisenhower zu jenen Menschen gehörte, denen der am meisten galt, mit dem sie zuletzt gesprochen hatten. Im Übrigen hatte Brooke auch Marshall gegenüber Vorbehalte. Ihm wäre es sehr viel lieber gewesen, wenn MacArthur – seiner Ansicht nach der grösste Heerführer dieses Krieges – amerikanischer Stabschef gewesen wäre.

Höflich hörte er zu, als Smith den Plan Eisenhowers umriss, aber der Gedanke liess ihn nicht los, dass Bradleys «Neben-Offensive» genauso wichtig werden könnte wie Montgomerys Hauptschlag. Unverblümt erklärte er, nach britischer Ansicht seien die zur Verfügung stehenden Kräfte für zwei Operationen grossen Stils nicht ausreichend, und daher sei es notwendig, sich für die eine oder die andere zu entscheiden. Seiner Meinung nach sei Montgomerys Angriff im Norden erfolgversprechender.

Smith, infolge eines Magenleidens besonders leicht reizbar, erwiderte, Eisenhower beabsichtige, Montgomery jede Einheit zur Verfügung zu stellen, deren Versorgung gesichert sei: 36 Divisionen plus 10 Reservedivisionen. «Es besteht nicht die Absicht, die Operation im Süden mit der Aktion im Norden konkurrieren zu lassen», fügte er hinzu. Diese Bemerkung verstärkte nur Brookes Misstrauen. Er sagte, er begrüsse zwar diese Erklärung, habe jedoch immer noch das Gefühl, dass Bradleys Aktion erhebliche Kräfte binde, was zur Folge haben könnte, dass Montgomery steckenbliebe. Marshall war sichtlich verärgert, kämpfte aber seinen Zorn nieder. Er sagte, was schon so viele amerikanische Generale vor ihm gesagt hatten: dass man sich nicht auf nur eine einzige Operation in Richtung Berlin verlassen dürfe. Man müsse eine Alternative für den Fall zur Verfügung haben, dass Montgomery nicht weiterkomme.

Die Briten waren jetzt überzeugt, dass die Amerikaner in Wirklichkeit einen zweiten grossen Angriff führen wollten. Sie begannen, Eisenhowers Plan, sämtliche Truppen bis an den Rhein zu bringen, ehe der Versuch einer Überquerung gemacht würde, heftig zu kritisieren. Scharf entgegnete Smith, es sei nie Eisenhowers Absicht gewesen, das gesamte Gebiet westlich des Rheins von Deutschen zu säubern, bevor der Fluss überschritten würde. Dies bestätigte auch Generalmajor Harold Bull aus Eisenhowers Stab: Es sei nicht geplant, überall bis zum Rhein aufzuschliessen, wenn dadurch Verzögerungen entstünden. Brooke jedoch war nach wie vor überzeugt, dass man nur einen Vorwand suchte, um auf der ganzen Länge des Flusses zum Angriff anzutreten, statt sich auf Montgomerys Offensive zu beschränken. Jede zweitrangige Operation, an der George Patton beteiligt war, musste, das war seine Überzeugung, schliesslich zwangsläufig ein Unternehmen grossen Stils werden. Also sagte er höflich, wenn auch bestimmt, dass er es zum gegenwärtigen Zeitpunkt vorziehen würde, wenn die Stabschefs Eisenhowers Plan nicht schon billigen, sondern nur zur Kenntnis nehmen würden.

Ein Beschluss wurde nicht gefasst. Unmittelbar nach Ende der Sitzung schickte Bedell Smith Eisenhower in Versailles einen Funkpruch:

... Die britischen Stabschefs wollen es schriftlich, dass der Hauptangriff im Norden geführt wird und dass andere Operationen nicht hinausgezögert werden, bis das Gebiet westlich des Rheins von Deutschen frei ist...

Während sich die Stabschefs in den Haaren lagen, hielten sich die beiden Staatsführer an Bord ihrer Schiffe auf. Im Hafen von La Valetta lag Churchill an Bord von H.M.S. «Orion» mit Fieber zu Bett; und Roosevelt war auf dem neuen amerikanischen Kreuzer «Quincy» noch drei Tagereisen von Malta entfernt. Ein Tag *Cricket* schien dem Präsidenten genug; er hatte auch keine Lust, mit Churchill über dessen Lieblingsplan eines Vorstosses durch den Balkan nach Wien und Prag lange Debatten zu führen.

An diesem Tag feierte Roosevelt seinen 63. Geburtstag, und seine einzige Tochter, Mrs. Anna Boettiger, gab ihm zu Ehren eine Gesellschaft, und überall in den Vereinigten Staaten beging man diesen Ehrentag mit Veranstaltungen zugunsten der «Pfennigparade», die dem Präsidenten so sehr am Herzen lag.

2 Der 30. Januar war auch in Deutschland ein Feiertag. 1933 – in eben dem Jahr, da Roosevelts erste Amtszeit begonnen hatte – war Adolf Hitler von Reichspräsident Paul von Hindenburg zum Reichskanzler ernannt worden. Jetzt, zwölf Jahre später, hatte die Parteiprominenz auftragsgemäss das strahlende Bild einer lichten Zukunft zu malen und ihren Zuhörern einzuhämmern, dass der Krieg trotz allem noch gewonnen würde. SS-Obergruppenführer Karl Wolff, Höherer SS- und Polizei-Führer in Italien, rief seine wichtigsten Mitarbeiter zusammen. Himmlers ehemaliger Adjutant war ein stattlicher, energischer, freilich auch ziemlich einfältiger Mann, der glühend an den Nationalsozialismus glaubte. Dem Reichsführer stand er so nahe, dass er persönliche Briefe mit «Wölfchen» unterschrieb.

Aber Worte wie «Endsieg» wollten ihm doch nicht so recht über die Lippen. Wie konnte der Krieg noch gewonnen werden, wenn nicht ein Wunder geschah? Er improvisierte, und in seiner Ansprache kam die lichte Zukunft nicht mehr vor. Während er sprach, traf Wolff die wichtigste Entscheidung seines Lebens; er wollte Himmler, seinen Chef, aufsuchen und von ihm eine offene Antwort auf eine einzige Frage fordern: Wo die Super-Flugzeuge und Wunderwaffen seien, von denen Hitler behauptet hatte, dass durch sie der Krieg gewonnen würde? Und wenn Himmler auf diese Frage nicht antworten konnte, wollte er den Führer selber fragen; und wenn der ihn mit Ausflüchten abspeisen sollte, würde er verlangen, sofort einen ehrenhaften Frieden zu schliessen. Im Laufe der Zeit hatte Wolff eine starke Zuneigung zu den Italienern entwickelt. Warum sollten sie noch einen Tag länger leiden, warum sollte auch nur ein einziger SS-Mann oder Soldat unnötig sterben?

Durch einen Anruf in Himmlers Hauptquartier erfuhr Wolff, dass der Reichsführer den Oberbefehl über die Heeresgruppe Weichsel übernommen hatte und sich im Osten befand. Falls unbedingt erforderlich, könne jedoch in naher Zukunft ein Treffen arrangiert werden. Wolff erwiderte, er werde ein paar Tage später nach Deutschland fliegen.

Der Leiter der Parteikanzlei, Martin Bormann, der Mann, auf den Hitler sich in diesen kritischen Tagen am meisten verliess, schrieb am Nachmittag dieses Tages

einen seiner sentimental Briefe an sein «Geliebtes Mädel», Frau Gerda Bormann, die in der Nähe von Berchtesgaden wohnte. Er empfahl ihr darin zunächst, einen Vorrat an Trockengemüse und «sagen wir, fünfzig Pfund Honig» anzulegen. Dann berichtete er, was im Osten geschah:

... Die Bolschewisten hausen furchtbar, einfache Schändung ist sozusagen Bagatelle, Erschiessungen, gerade der Landbevölkerung, am laufenden Band beinahe selbstverständlich.

Diesen Tieren dürftest Du und die Kinder nie in die Hände fallen!

Aber ich hoffe auch nicht, dass es je soweit kommt, sondern dass es dem Führer gelingt, auch diesen Stoss wieder zu fangen.

Bei den 2-3 Millionen, die von Haus und Hof flohen, herrscht naturgemäss namenloses Elend, Kinder verhungern und erfrieren – man muss sein Herz verhärten und desto intensiver arbeiten, um die Masse der Volksgenossen zu retten und eine neue Widerstandsfront aufzubauen.

Es muss uns gelingen.

Inniger denn je bin ich Dein M.

Mehr als 30'000 jener Unglücklichen, von denen in Bormanns Brief die Rede war, versuchten eben, auf vier grossen Schiffen nach Deutschland zu entkommen. Der Geleitzug umrundete die Halbinsel Heia und verliess die Danziger Bucht. Das grösste Schiff von den vieren, die «Wilhelm Gustloff» mit 25'000 BRT, hatte noch nie so viele Passagiere an Bord gehabt: 1'500 Angehörige einer U-Boot-Lehrdivision und mehr als 8'000 Zivilisten – siebenmal soviel Menschen, als mit der «Lusitania»* untergegangen waren. Niemand wusste genau, wie viele Flüchtlinge in Danzig an Bord gekommen waren. Zwar musste ein jeder für diese Fahrt besondere Marschpapiere besitzen, aber Hunderte hatten sich an Bord geschmuggelt. Die einen hatten sich in grossen Kisten versteckt, die anderen Frauenkleider angelegt. Aber man wusste von Leuten, die noch ganz andere Dinge getan hatten, um den Russen zu entkommen. In Pillau beispielsweise hatte man nur Erwachsene mit Kleinkindern an Bord eines Flüchtlingsschiffes gelassen, und deshalb hatten Mütter ihre Säuglinge von der Reeling aus Verwandten zugeworfen, die unten am Kai standen. Auf diese Weise diente ein und dasselbe Baby vielleicht ein halbes dutzendmal als «Fahrkarte». Aber in dem furchtbaren Gedränge fielen auch Kinder ins Wasser, und andere wurden gestohlen ...

Als die «Wilhelm Gustloff» in der unruhigen Ostsee auf Westkurs ging, stieg Paul Uschdraweit, ein Mann in mittleren Jahren, an Deck. Er war einer jener beherzten ostpreussischen Beamten, die sich den Weisungen des Gauleiters Koch widersetzt und die Evakuierung ihrer Städte gestattet hatten. Uschdraweit selbst und sein Chauffeur Richard Fabian waren der Roten Armee nur mit knapper Not entkommen.

Das Gros des Geleitzugs lief dicht unter der pommerschen Küste, um russischen Unterseebooten zu entgehen. Bei der «Wilhelm Gustloff» war dafür der Tiefgang

* Am 7. Mai 1915 wurde der britische Passagierdampfer und Hilfskreuzer «Lusitania» auf dem Weg von den USA nach England von einem deutschen U-Boot versenkt. Der Zwischenfall erregte seinerzeit grösstes Aufsehen und führte zu scharfen Protesten der US-Regierung.

zu gross: von einem einsamen Minensuchboot abgesehen, war sie allein. Vergeblich hielt Uschdraweit nach den anderen Schiffen Ausschau; nur den Minensucher sah er in einer Entfernung von etwa einer Seemeile. Er war froh, sich einen Platz in der Nähe eines Ausgangs gesichert zu haben – für alle Fälle.

Eben hatte der Kommandant über Lautsprecher bekanntgeben lassen, dass alle Männer ihre Schwimmwesten abzuliefern hätten, da es nicht genügend Rettungsmaterial für Frauen und Kinder gebe. Auch die Benutzung von Taschenlampen wurde verboten.

Die Dünung war kräftig, so dass die meisten Kinder und Frauen seekrank wurden. Da es verboten war, an die Reling zu gehen, wurde der Gestank bald unerträglich. Die Kranken hatte man nach mittschiffs gebracht, wo das Schlingern nicht so heftig zu spüren war. So kam es, dass Uschdraweit einen leeren Liegestuhl fand. In der vorangegangenen Woche hatte er nur wenig geschlafen. Er fragte sich, ob er seine Frau wohl jemals Wiedersehen würde und ob man ihn, sollte er heil nach Deutschland gelangen, bestrafen würde, weil er sich den Befehlen des Gauleiters widersetzt hatte.

Das Schiff lief nach Westen, fünfundzwanzig Seemeilen von der pommerschen Küste entfernt. Noch immer brannten zahlreiche Lichter an Bord, und die «Wilhelm Gustloff» hob sich deutlich vom dunklen Hintergrund ab. Um 21.10 Uhr wurde Uschdraweit von einer dumpfen Explosion geweckt; während er noch versuchte, in die Wirklichkeit zurückzufinden, hörte er die zweite. Fabian, sein Fahrer, rannte vorbei, ohne auf seine Rufe zu reagieren. Dann kam die dritte Detonation, und die Lichter, die schon vor Stunden hätten gelöscht werden sollen, gingen aus. Irgendwo an Backbord lauerte ein sowjetisches U-Boot, bereit, der «Wilhelm Gustloff» noch einen vierten Torpedo in den Leib zu jagen – oder jedes Schiff auf Grund zu schicken, das zu Hilfe kommen wollte.

Uschdraweit glaubte zunächst, die «Gustloff» wäre bombardiert worden. Dann merkte er, dass das Schiff langsam Schlagseite nach Backbord bekam. Es waren Torpedos gewesen. Er tastete sich durch den stockdunklen Gang und fand irgendwie auch sein Gepäck; aber er nahm nur eine pelzgefütterte Joppe, eine Schimütze, eine Pistole und eine Tasche mit amtlichen Dokumenten an sich. Dann öffnete er ein Fenster und sprang auf das tiefer gelegene Promenadendeck. Hier war es nicht ganz so dunkel; er sah, wie ein Mann versuchte, mit einem Stuhl eine grosse Scheibe einzuschlagen. Es gelang ihm nicht. Uschdraweit entdeckte eine Tür, die auf das Vorschiff führte, und rannte hinaus. Die Menschen drängten sich; sie hatten keine Schwimmwesten an. An den verstopften Ausgängen schlugen Männer auf schreiende Frauen und Kinder ein; mit Fäusten und Ellbogen bahnten sie sich einen Weg durch die Mensentrauben. Die Schiffsoffiziere versuchten, der Panik Herr zu werden. Sie zogen ihre Pistolen, aber da sie es nicht über sich brachten, zu feuern, wurden sie einfach beiseitegeschoben.

Das Schiff hatte sich mittlerweile um 25 Grad nach Backbord geneigt. In den Maschinenräumen waren die Männer immer noch auf ihren Posten; man schloss die Schotten und brachte die Lenzpumpen in Gang. Auf den Decks versuchten Matrosen verzweifelt, die Rettungsboote zu Wasser zu lassen, aber die Davits waren eingefroren. Rasend vor Angst drängten die Passagiere in die Boote.

Uschdraweit sah rote Leuchtkugeln – Notsignale – in den Himmel steigen; er hoffte, dass andere Schiffe ihnen zu Hilfe kommen würden. Unter ihm bot sich ein schauriges Bild: Hunderte von Flüchtlingen kletterten, hysterisch schreiend, zum immer höher aus dem Wasser ragenden Heck. Uschdraweit versuchte, über einen Niedergang zu den übriggebliebenen Rettungsbooten zu kommen. Unmittelbar vor ihm stürzte ein Stahlträger nieder; er sprang zurück und lief um die Brücke herum. Plötzlich holte die «Wilhelm Gustloff» über, und Uschdraweit hörte einen gellenden Schrei. Als er sich umdrehte, sah er, wie Frauen und Kinder aus einem kippenden Rettungsboot ins dunkle Wasser stürzten.

Er spürte, wie sich eine Hand an ihn klammerte. Es war eine Frau, mit der er gesprochen hatte, während sie auf dem Kai warteten. Auf dem Arm trug sie einen Säugling, zwei Kinder hielten sich an ihrem Rock fest. «So helfen Sie doch!» schrie sie. «Sie sind ein Mann, Sie müssen wissen, was ich tun soll!»

Uschdraweit wusste es auch nicht. Sämtliche Rettungsboote waren fort. Dann fielen ihm die Rettungsflöße ein. «Bleiben Sie bei mir», sagte er. «Ich will versuchen, Sie und Ihre Kinder auf ein Floss zu bringen.»

«Sind Sie verrückt? Ich kann meine Kinder doch nicht in das eiskalte Wasser werfen.» Entsetzt starrte sie ihn an. «Ihr Männer steht herum und wisst nicht, was ihr tun sollt!» Ihre Augen waren vom Schreck geweitet. Sie trieb ihre Kinder zum Heck.

Ihre Angst verwirrte Uschdraweit. Er blickte zu den dunklen Wellen hinunter. Bitterkalt war es, unter Null. Durch die Schreie hörte er deutlich mehrere Pistolenschüsse. Gischt sprühte ihm ins Gesicht. Ganz plötzlich bekam er tierische Angst. Er wollte nicht sterben; wie konnte er seine Frau in dieser Welt allein lassen? Dann riss er sich zusammen. «Stirb anständig», sagte er zu sich. Er erinnerte sich an den Offizier, der ihm verboten hatte, zu rauchen. Uschdraweit hatte ihm im Spass geantwortet: «Wenn das Schiff untergeht, werde ich bestimmt rauchen dürfen.» Er zündete sich eine Zigarette an, warf sie nach ein paar Zügen über Bord und zündete sich eine zweite an. Erst die dritte rauchte er zu Ende.

«Wie können Sie in einem solchen Augenblick rauchen?» sagte jemand zu ihm. Es war ein hoher Angehöriger der Organisation Todt (OT); er trug das Eiserne Kreuz an seinem Uniformrock.

«Wollen Sie nicht auch eine? Bald ist es ohnehin zu Ende.»

Der Mann sah ihn an, als wäre er verrückt, murmelte etwas und rannte weg. Ein Matrose riss sich die Uniform herunter und sprang ins Wasser. Aus dem Halbdunkel tauchte eine Gestalt auf. Es war ein grosser Kerl, ein Soldat im Drillzeug, mit bleichem Gesicht und weitaufgerissenen Augen. Er deutete auf seinen Oberschenkel; der Knochen lag frei, und Blut floss aufs vereiste Deck.

«Was ist denn mit dir los, mein Junge?» fragte Uschdraweit.

«Ich war unten – ein Splitter hat mich erwischt. Ich bin fertig. Scheisse!» Langsam schleppte sich der Mann weiter; dann drehte er sich noch einmal um. «Da unten – Tausende ersaufen wie Ratten ... Mit mir dauert es auch nicht mehr lange.»

Drei Schiffe waren unterwegs zur «Wilhelm Gustloff»: zwei 600-Tonnen-Torpedoboote und ein Marinefährrahm. Kapitänleutnant Hering, der Kommandant von T 36, sichtete das sinkende Schiff kurz vor 22 Uhr. Als er sein Boot näher heran-

bringen wollte, sah er den Marinefährrahm, der dicht an die «Wilhelm Gustloff» heranlief; aber die See ging so hoch, dass die beiden Schiffe gegeneinander geworfen wurden. In panischer Angst sprangen Menschen von den oberen Decks des Dampfers auf den schlingernden Prahm. Ein paar von ihnen landeten sicher; viele stürzten ins Wasser und wurden zwischen den Schiffswänden zerquetscht. Hering sah, dass es sinnlos war, ebenfalls längsseits zu gehen; die Bordwand seines Bootes würde glatt eingedrückt werden. Er konnte nur in der Nähe bleiben und Überlebende auffischen. Er liess die Maschinen stoppen, damit feindliche U-Boote, die bestimmt in der Nähe lauerten, leichter ausgemacht werden konnten.

Uschdraweit hatte die Rettungsschiffe nicht bemerkt. Er klammerte sich an die Reling, um nicht von dem schrägliegenden vereisten Deck abzurutschen. Das Vorschiff der «Wilhelm Gustloff» lag jetzt fast unter Wasser. Uschdraweit sah einen Offizier und rief ihm zu: «Jetzt ist alles vorbei.»

Der Leutnant kam näher herangekrochen – es war der, der Uschdraweit verboten hatte zu rauchen. «Los – wir müssen weg», keuchte er. «Kriechen Sie nach Backbord und fangen Sie das Floss auf, das wir zu Ihnen hinunterlassen. Beeilen Sie sich, sonst ist es zu spät.»

Während der Wind um seine Ohren heulte, liess Uschdraweit sich vorsichtig hinuntergleiten. Dabei verlor er auf dem vereisten Deck den Halt, prallte gegen die Reling und hing bis zum Gürtel im Wasser. «Beeilung!» schrie er. Der Leutnant und drei Kadetten hatten ein Floss losgebunden und liessen es zu Uschdraweit hinab. Hartgefroren wie Stein, schlug es gegen seine Schienbeine. Uschdraweit achtete nicht auf den Schmerz. Als die fünf hinaufgeklettert waren, drückte eine schwere Welle das Floss gegen ein Fenster des Brückendecks. Uschdraweit sah, dass Menschen ihn durch die Scheibe anstarrten – wie aus einem Aquarium. Die nächste Welle spülte sie ins Meer. Aber die plötzliche Kälte machte ungeahnte Kräfte in Uschdraweit frei, und mit ein paar Schwimmstössen erreichte er das treibende Floss. Seine Angst war verschwunden.

«Los, weg, sonst kommen wir in den Strudel!» brüllte der Leutnant. Die fünf Männer klammerten sich fest, und mit den freien Händen ruderten sie. Als sie etwa fünfzig Meter vom Schiff entfernt waren, spürte Uschdraweit, wie seine Pelzjacke und seine Stiefel ihn langsam unter Wasser zogen. Er versuchte, auf das Floss zu klettern. Aber der Leutnant befahl, zunächst noch einmal fünfzig Meter zu paddeln.

Schliesslich kletterten sie unbeholfen hinauf. Zum erstenmal kam Uschdraweit dabei der Gedanke, es könnte – vielleicht – doch noch eine Rettung geben. Er blickte zurück und sah hoch über sich, einem schiefen Turm gleich, das Achterdeck des Riesenschiffes. Und er hörte die Schreie, die Hunderte von Frauen und Kinder ausstießen. In dieser Nacht des Schreckens waren diese Schreie das Schrecklichste.

Das Vorschiff sackte tiefer; ein Zittern ging durch den Schiffskoloss. Die Schotten brachen, und Wasser strömte in die unteren Decks. Langsam legte sich die «Wilhelm Gustloff» zur Seite. Auch Uschdraweit brüllte mit verzerrtem Gesicht. «Wenn nicht bald Schluss ist...» Der Leutnant hielt ihn an den Schultern fest.

Die Bewegung, mit der das Schiff auf die Seite rollte, wurde schneller. Die Sirenen heulten, als die «Wilhelm Gustloff» für kurze Zeit auf der Breitseite im Wasser trieb. Gebannt beobachteten die fünf Männer, wie der Schatten des Schiffes immer tiefer sank – bis er verschwunden war.

«Da lebt noch einer», schrie der Leutnant.

Uschdraweit sah einen Arm, der aus dem Wasser ragte, und griff danach. Er zog einen jungen Matrosen aufs Floss. Jetzt waren sie zu sechst; zitternd vor Kälte, dem schneidenden Wind ausgesetzt, starrten sie stumm auf das Wasser. Tote trieben, in ihren Schwimmwesten hängend, vorüber. Die sechs waren zu erschöpft, um zu sprechen. Jedesmal, wenn sie sich auf dem Kamm einer Welle befanden, sahen sie in ihrer Nähe ein Rettungsboot. Es war weit und breit das einzige Zeichen von Leben.

Uschdraweit spürte, wie das Wasser im Floss an seinen Beinen langsam hochstieg, aber er schwieg. «Ich glaube, wir saufen langsam ab», sagte der Leutnant. Als die nächste Welle sie so weit emporhob, dass sie das Rettungsboot sehen konnten, gab der Leutnant Befehl, mit den Händen zu rudern. Langsam näherten sie sich dem Boot, und der Leutnant fragte, ob sie übersteigen könnten; aber irgend jemand schrie zurück, das Boot sei bereits voll. Als die sechs ihr Floss trotzdem näher heranbrachten, ruderten die Leute im Rettungsboot schnell davon. Uschdraweit benutzte ein Stück Holz als Paddel, bis er merkte, dass seine Hände wie abgestorben waren. Er warf das Holz weg und paddelte mit den blossen Händen, und sofort schien wieder Leben in sie zurückzukehren. Immer wieder mahnte der Leutnant die vier jungen Matrosen, in Bewegung zu bleiben. Sie murrten, aber sie gehorchten.

«Da – das Torpedoboot!» schrie einer auf dem Floss. Sie begannen wie wahn-sinnig zu paddeln. Uschdraweit konnte zunächst nichts entdecken. Doch dann sah er, etwa hundert Meter entfernt, die undeutlichen Umrisse eines Schiffes. Der Lichtkegel eines Scheinwerfers tastete über das Wasser und blieb an ihnen hängen. Das nächste, woran Uschdraweit sich zu erinnern vermochte, war, dass eine Welle das Floss gegen T 36 drückte. Der Leutnant griff sich ein Tau, das man ihnen zugeworfen hatte, und die vier jungen Matrosen kletterten an Bord. Uschdraweit schrie dem Leutnant zu, er solle ebenfalls hinaufklettern, aber der Offizier hielt die Leine fest und sagte nur: «Los – ich gehe als letzter.»

Irgend jemand packte Uschdraweit am Arm, und dann wurde er an Deck gezogen. Als er sich taumelnd umdrehte, sah er, wie das Floss mit dem Leutnant langsam ab trieb.

Man brachte Uschdraweit unter Deck; Matrosen zogen ihn aus, wickelten ihn in eine Decke und legten ihn wie ein Paket in eine Kojе. Er zitterte am ganzen Körper; die plötzliche Wärme schmerzte mehr als zuvor die schneidende Kälte. Immer wieder musste er an den Mann auf dem Floss denken – der ihnen das Leben gerettet hatte.

Mehr als sechshundert Menschen fischte Kapitänleutnant Hering aus der Ostsee. Manche waren bereits erfroren; andere lagen im Sterben. Dann wurde ein zweites U-Boot geortet, und T 36 musste ablaufen – im Zickzack-Kurs, um feindlichen Torpedos zu entgehen. In diesem Augenblick dröhnte die Stimme des Führers

über die Bordlautsprecher: Er sprach von jenem grossen Tag vor zwölf Jahren, an dem er die Macht übernommen hatte.

Unvermittelt brach die Stimme ab. Ein Matrose erschien und versicherte, es sei kein Grund zur Beunruhigung: «Wir werfen nur ein paar Wasserbomben.» Seine Worte gingen im Lärm der Explosion unter. Das Boot wurde hin und her geworfen. Immer neue Detonationen folgten. Es war ein tödliches Duell. Das U-Boot schoss seine Torpedos ab, und immer wieder wich ihnen der Kommandant durch schnelle Kursänderung aus.

Frauen und Kinder wimmerten; es war fast schlimmer als auf dem sinkenden Schiff; jeder hatte ja geglaubt, endlich in Sicherheit zu sein. Neben Uschdraweit hockte ein sechzehnjähriger Junge; die Tränen liefen ihm über das Gesicht. Als der Befehl gekommen war, dass nur Frauen und Kinder ihre Schwimmwesten behalten dürften, hatte er die seine abgegeben. Aber seine Mutter hatte ihn überredet, dass er sich ihre Schwimmweste umbände, damit er sie dann retten könne. Als dann die Panik einsetzte, waren sie getrennt worden. «Wenn ich die Schwimmweste nicht genommen hätte, würde Mutter noch leben», sagte er immer wieder zu Uschdraweit. «Ich kann doch schwimmen.»

Nur 950 Menschen wurden in dieser Nacht von den Rettungsschiffen aufgefischt; mehr als 8'000 gingen bei dieser grössten aller Schiffskatastrophen unter – mehr als fünfmal soviel wie mit der «Titanic».

Bei Anbruch des Morgens, als T 36 auf Kolberg zulief, wurden die männlichen Überlebenden an Deck geholt. Uschdraweit kletterte den Niedergang hoch: Direkt vor ihm stand Fabian, sein Fahrer. Wortlos umarmten sie sich.

Auch Wugarten hatte eine Nacht des Schreckens hinter sich. Ein russischer Verbindungsoffizier, Oberstleutnant Theodocius Irschko, war am Tag zuvor um die Mittagszeit eingetroffen und hatte für Füllers Leute Proviant und Wein mitgebracht. Wugarten, so hatte er gesagt, solle Sammelpunkt für alle alliierten Versprengten werden, und dann hatte er den Texaner zum Ortskommandanten ernannt. Nach eindringlicher Ermahnung, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, war Irschko wieder abgefahren – und hatte sämtliche Waffen mitgenommen, die Füller organisiert hatte. Nachts waren dann Trupps betrunkenen Russen durch die Ortschaft gezogen und hatten Frauen jeglichen Alters vergewaltigt, sogar sechzehn ermordet. Aber ohne Waffen waren die Amerikaner machtlos, sie konnten nicht helfen.

Schukows Angriffsspitze, die an Wugarten vorbei auf Berlin vorsties, traf kaum auf Abwehr. Als sie das fünfzehn Kilometer westlich gelegene Landsberg erreichte, gab es ein kurzes Gefecht, aber am Vormittag des 31. Januar war auch hier der Widerstand erloschen.

Die Lehrerin Katharina Textor hatte noch nie russische Soldaten gesehen. Und jetzt kletterten sie in ihren weissen Tamanzügen über den Zaun und kamen auf das Haus zu, in dem zehn Familien wohnten. Eine Minute später hämmerten sie gegen die Türen. Ihr Wunsch war der übliche: «Uri, Uri!»; aber sonst waren sie höflich, sie stellten sogar eine Bescheinigung aus, dass sie in diesem Haus alle Uhren mitgenommen hätten. Ärgerlich wurden sie erst, als sie eine alte Jagd-

flinte und ein Hitler-Bild entdeckten. Höhnisch brüllten sie: «Hitler, Hitler, wo, Genosse?» Aber sie liessen die Leute in Ruhe. Katharina und ihre Leidensgenossen begannen schon zu glauben, dass die Geschichten über die Brutalität der Russen nur Goebbels-Propaganda seien. Doch dann stürmten zwei junge Rotarmisten ins Haus; sie suchten nach Frauen. Der eine schob Katharina und zwei andere ältere Frauen in die Küche und bot ihnen Zigaretten an; der andere zerrte ein junges Mädchen mit sich und vergewaltigte es. Als Katharina sich später bei einem Sowjetoffizier beklagte, lächelte der nur nachsichtig: «Liebe kann man nicht kontrollieren, Mütterchen.»

Schukows Angriffsspitze drang weiter nach Westen auf Küstrin an der Oder vor, knappe 85 Strassenkilometer von der Reichskanzlei entfernt. Kurz vor Mittag wurden die amerikanischen Kriegsgefangenen des STALAG nie in Marsch gesetzt. Unmittelbar vor ihnen krepitierten 7,5-cm-Granaten, und Maschinengewehrkugeln pffiften ihnen um die Ohren. Als die Amerikaner sahen, dass drei «Sherman»-Panzer auf sie zurollten, knüpften drei von ihnen – Sergeant Charles Straughn, Staff Sergeant Herman Kerley und T/5 Lemoyne Moore – weisse Tücher an Stöcke und gingen den Russen entgegen. Aber aus irgendeinem Grund hielt man sie für Ungarn; die Russen feuerten weiter, töteten Moore und verwundeten Kerley. Als die Russen schliesslich entdeckten, dass sie Verbündete vor sich hatten, waren fünf Amerikaner tot und fünf verwundet.

An der Odermündung, knapp 150 Kilometer weiter nördlich, hatte Dr. Wernher von Braun, der technische Leiter der Raketenversuchsanstalt Peenemünde, seine wichtigsten Mitarbeiter in einem Bauernhaus zu einer geheimen Sitzung versammelt. Gemeinsam hatten sie die Rakete A-4 entwickelt, was in ihren Augen der erste Schritt in den Weltraum war. Aber Hitler sah in diesem Flugkörper nur eine weitreichende Waffe, und Goebbels hatte ihr den entsprechenden Namen gegeben: V – Vergeltungswaffe – 2.

Braun hatte die Sitzung einberufen, weil er an diesem Tag zwei einander widersprechende Befehle erhalten hatte – und beide von der SS. SS-Obergruppenführer Dr. Hans Kammler, Himmlers Sonderbeauftragter für dieses Projekt, hatte ein Fernschreiben geschickt, die Raketentechniker sollten nach Mitteldeutschland gehen, und als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel hatte Himmler persönlich angeordnet, dass sämtliche Techniker Brauns sich beim Volkssturm zu melden hätten, um gegen die anrückende Rote Armee eingesetzt zu werden. Nachdem Dr. von Braun seine Mitarbeiter über diese beiden Befehle unterrichtet hatte, sagte er: «Deutschland hat den Krieg verloren, aber wir wollen nicht vergessen, dass wir die ersten gewesen sind, denen es glückte, in den Weltraum vorzudringen ... Unser Glaube an die grossen friedlichen Zukunftsaufgaben der Raketen hat uns in viele Schwierigkeiten gebracht. Jetzt haben wir eine Verpflichtung! Jede der Siegermächte wird sich unseres Wissens bedienen wollen. Die Frage, die wir beantworten müssen, ist die: Welchem Lande vertrauen wir unsere Erbschaft an?»

Der Vorschlag, zu bleiben und sich den Russen zu ergeben, stiess auf klare Ablehnung. Schliesslich wurde einmütig beschlossen, sich der amerikanischen Armee

zu stellen. Der erste Schritt bestand darin, Rammlers Befehl zu befolgen und nach Westen zu gehen. Zeit war nicht mehr zu verlieren; die Vorbereitungen für die Evakuierung würden mehr als zwei Wochen in Anspruch nehmen, und im Süden war schon das Feuer der Schukowschen Artillerie zu vernehmen.

Trotz der schlechten Nachrichten von der Ostfront war Hitler keineswegs deprimiert. Nach der abendlichen Lagebesprechung sass man noch zusammen, und Hitler plauderte über die politische Lage. Hin und wieder veranstaltete der Führer derartige zwanglose Gespräche, um seine militärischen Führer – besonders Männer wie Guderian, die in rein militärischen Massstäben dachten – davon zu überzeugen, dass der moderne Krieg auch ein Problem der Wirtschaft, der Geopolitik und der Ideologie sei.

Nur sehr wenig Menschen wussten, dass Hitler ein gewissermassen fotografisches Gedächtnis besass, und deshalb waren die meisten von seinem Begriffsvermögen und seinen scheinbar profunden Kenntnissen in komplizierten Fragen beeindruckt, wenn er im Gespräch Fakten und Zahlen erwähnte, die ihm nach flüchtiger Lektüre im Gedächtnis haftengeblieben waren. Die Atmosphäre war gelöst. Hitler sprach wie ein Lehrer zu seinen Lieblingsschülern. Zunächst erläuterte er seinen Zuhörern, weshalb er die Ardennen-Offensive befohlen hatte. Er sei zu der Erkenntnis gekommen, sagte er, dass der Krieg durch militärische Mittel allein nicht mehr gewonnen werden könne. Die Lösung des Problems sei ein ehrenvoller Friede mit dem Westen, der es Deutschland gestatte, seine ganze Kraft gegen den Osten zu werfen. Um aber diesen Frieden zu erreichen, brauche er eine gute Verhandlungsposition. Deshalb habe er mit allen Divisionen, die er zusammenkratzen konnte, angegriffen und versucht, Antwerpen zu erreichen – um so einen physischen Keil zwischen die Engländer und die Amerikaner zu treiben. Churchill habe den Bolschewismus seit je fast ebenso gefürchtet wie er, Hitler, und dieser militärische Rückschlag werde dem Premierminister den Vorwand liefern, auf einem Arrangement mit Deutschland zu bestehen. Hitler räumte ein, dass die Operation, militärisch gesehen, fehlgeschlagen sei, dennoch habe er einen unerwarteten psychologischen Sieg errungen: Amerikaner und Briten lägen sich bereits in den Haaren, und der Bruch zwischen den Alliierten stehe unmittelbar bevor.

Guderian sah immer wieder voller Ungeduld auf seine Uhr. Aber die jüngeren Offiziere – beispielsweise der fast zwei Meter grosse Otto Günsche, persönlicher Adjutant des Führers – sogen jedes Wort des Führers in sich auf. Hitler erläuterte, warum er die 6. SS-Panzerarmee Sepp Dietrichs, trotz Guderians Forderung, diese schlagkräftige Truppe gegen Schukow oder Konjew einzusetzen, von den Ardennen nach Ungarn geschickt hatte. Die Gründe, sagte Hitler, gingen weit über das rein Militärische hinaus. Erstens habe Dietrich einen Überraschungsangriff zu führen, durch den nicht nur die letzten Ölreserven in Ungarn gerettet, sondern auch die rumänischen Ölvorkommen zurückgeholt würden. Zweitens aber, und das sei noch wichtiger, gewinne man auf diese Weise Zeit. Der Westen werde schon bald erkennen, dass der Bolschewismus sein wahrer Gegner sei, und sich mit Deutschland zum gemeinsamen Kreuzzug gegen den Osten zusammen-

tun. Churchill wisse so gut wie er, dass halb Europa kommunistisch würde, wenn die Rote Armee Berlin erobern sollte, und dass es nur wenige Jahre dauern würde, bis der Bolschewismus dann auch die andere Hälfte des Kontinents verschluckt hätte.

«Ich habe nie gegen den Westen kämpfen wollen», sagte Hitler, und er schien plötzlich verbittert. «Man hat mich dazu gezwungen.» Aber was Russland wolle, werde mit jedem Tag deutlicher, und selbst Roosevelt müssten die Augen aufgegangen sein, als Stalin die kommunistische polnische Regierung in Lublin anerkannte. «Die Zeit ist unser Verbündeter», erklärte er. Deshalb habe er auch die Heeresgruppe Kurland in Lettland belassen. Ob es nicht klar sei, dass damit – wenn Engländer und Amerikaner sich schliesslich mit den Deutschen zusammentäten – ein unerhört wertvoller Brückenkopf für einen gemeinsamen Angriff auf das knapp 600 Kilometer entfernte Leningrad gegeben sei? Ob es nicht klar sei, dass jede Festung, die im Osten gehalten werde, schliesslich als Sprungbrett für einen deutsch-amerikanisch-britischen Kreuzzug zur Ausmerzung des jüdischen Bolschewismus dienen werde?

Zu dieser gemeinsamen Aktion, prophezeite Hitler erregt, werde es schon bald kommen. Mit einem Rotstift zog er dicke Striche in einem Bericht des Aussenministeriums, in dem von innenpolitischen Schwierigkeiten in den Vereinigten Staaten und Grossbritannien die Rede war. «Sehen Sie – hier, hier und hier!» sagte er. Die Öffentlichkeit in den USA und England widersetzte sich der gegenwärtigen Politik Roosevelts und Churchills immer stärker, und bald werde es Frieden mit Deutschland und Krieg gegen den gemeinsamen Feind, das kommunistische Russland, fordern.

Seine Stimme wurde immer leidenschaftlicher. Im Ersten Weltkrieg, meinte er, sei 1918 der Generalstab dem Vaterland in den Rücken gefallen: Ohne die vorzeitige Kapitulation hätte Deutschland einen ehrenhaften Frieden erreicht, und mit Sicherheit hätte es kein Chaos, keine Versuche der Kommunisten, die Macht an sich zu reißen, und keine wirtschaftliche Depression gegeben.

«Diesmal», sagte er trotzig, «dürfen wir nicht fünf Minuten vor zwölf aufgeben!»

3 «Eine vielleicht schicksalhafte Konferenz»

1 Hitlers Voraussage, dass sich die Kluft zwischen Engländern und Amerikanern verbreitern werde, gründete sich nicht nur auf Wunschdenken. Wie im Jahre 1944 forderten die Engländer einen einzigen Vorstoss im Norden, während die Amerikaner für eine Offensive auf breiter Front plädierten. Und wie 1944 entschloss sich Eisenhower zum Kompromiss: Montgomery sollte die erste Geige spielen und den Hauptangriff führen, während Bradley zu einer Operation kleineren Massstabs antreten sollte. Und wie gehabt löste dieser Kompromiss auf beiden Seiten nur Unbehagen aus. Bei der zweiten Sitzung der Stabschefs auf Malta am 31. Januar verlas Bedell Smith ein Telegramm, in dem Eisenhower versicherte, er beabsichtige immer noch, Montgomery den Rhein im Norden «mit grösstmöglicher Stärke und absoluter Entschlossenheit» überqueren zu lassen, ohne abzuwarten, bis Bradley und Devers den Fluss erreicht hätten; dies sei jedoch nur möglich, wenn die Situation im Süden es ihm erlaube, die erforderlichen Truppen zusammenzubekommen, ohne unnötige Risiken einzugehen.

Brooke war enttäuscht. Für ihn war dieses Telegramm nur ein neuer Versuch, es beiden Seiten recht zu machen, wodurch eine ohnehin verworrene Situation nur noch verworrener würde, und ein neuer Beweis dafür, dass Eisenhower nur ein «zweitklassiger Spieler» war.

Es wäre interessant, auch Marshalls Ansicht über die Verhandlungen dieses Tages zu kennen, aber der General führte im Gegensatz zu Brooke kein Tagebuch; und er diskutierte derartige Probleme auch mit seinem Stab nur selten. Er hatte einmal General John E. Hull, dem verhältnismässig jungen Chef seiner Operationsabteilung – einer der Männer, die dem Stabschef am nächsten standen –, gesagt, er werde nie ein Buch schreiben, weil er es doch nicht fertigbringen würde, sich offen über gewisse Leute zu äussern.

Marshalls grosse Enttäuschung war es gewesen, dass man nicht ihn zum alliierten Obersten Befehlshaber in Europa gemacht hatte. Churchill hatte zwar seine Ernennung befürwortet, aber Roosevelt – beraten von Leahy, King und Arnold – hatte entschieden, dass Marshall im Pentagon dringender gebraucht werde. Marshall wiederum hatte seinen früheren Operationschef, Generalleutnant Frank M. Andrews, einen hervorragenden Fliegeroffizier, empfohlen; aber Andrews war auf Island bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen. So fiel die Wahl auf Dwight Eisenhower, einen zur Zeit von Pearl Harbor noch verhältnismässig unbekanntem Brigadegeneral.

Es ist behauptet worden, Eisenhower sei lediglich Marshalls Sprachrohr gewesen, aber Männer wie Hull, die Eisenhowers engstem Kreis angehörten, berichteten immer wieder, dass dies der Wahrheit nicht entspreche: wenn zwischen den beiden eine Art Vater-Sohn-Verhältnis bestanden habe, sei Marshall doch nie autoritär gewesen. Wer den Briefwechsel zwischen beiden kennt, kann dies bestätigen. Sämtliche Entscheidungen trafen Eisenhower und sein Stab, während Marshall sich fast immer darauf beschränkte, sie zu billigen, und selbst wenn sie verschiedener Meinung waren, äusserte Marshall eher Zweifel als Kritik.

Obleich Marshall bei der Konferenz auf Malta so gelassen wirkte wie je, war er keineswegs empfindungslos, und der britische Mangel an Vertrauen in Eisenhower reizte ihn immer mehr. Das ganze konnte, fürchtete er, letzten Endes zu einer Neuauflage der britischen Forderung führen, Eisenhower einen für die Führung der Bodenoperationen zuständigen Stellvertreter zuzuteilen. Die Briten vertraten schon seit langem die Ansicht, dass Eisenhower in einer solchen Konstruktion mehr Zeit finden würde, seine Hauptrolle als Oberster Befehlshaber auszufüllen. Marshall hatte dieser Idee von Anfang an heftig widersprochen, und erst wenige Tage zuvor hatte er zu Eisenhower gesagt: «Solange ich Stabschef bin, werde ich nicht zulassen, dass man Sie mit den Aufgaben eines für alles zuständigen Truppenkommandeurs belastet.»

Als Brooke an diesem Abend zu Bett gehen wollte, bekam er Besuch von Bedell Smith. Eine Weile unterhielten sich die beiden über nebensächliche Dinge; dann sagte Brooke, er frage sich, ob Eisenhower für den Posten des Obersten Befehlshabers auch «stark genug» sei. Smith meinte, man solle darüber doch offen sprechen, von Mann zu Mann. Brooke war einverstanden. Unverblümt stellte er fest, er hege beträchtliche Zweifel, weil Eisenhower den Wünschen seiner Truppenkommandeure zu sehr nachgebe. Smith erwiderte, Eisenhower kommandiere eine Gruppe äusserst individualistischer Generale, und mit Männern wie Montgomery, Patton und Bradley käme man nur mit einer Mischung aus Diplomatie und Strenge zurecht.

Diese Feststellung machte nicht den geringsten Eindruck auf Brooke, der Smith entgegenhielt, dass Eisenhower in der Vergangenheit allzu oft durch die Meinung anderer von seinem Ziel abgebracht worden sei. Eisenhower sei zwar als Koordinator besonders qualifiziert, aber sein Verständnis für die Gesichtspunkte aller beinhalte immer die Gefahr, dass er die Ansichten desjenigen, mit dem er zuletzt gesprochen hatte, zu seinen eigenen mache. Smith erwiderte scharf, dass man die Frage der Befähigung Eisenhowers den Stabschefs vorlegen solle. Brooke steckte sofort zurück und räumte ein, dass Eisenhower viele Qualitäten besitze. Hatte er – Brooke – nicht ursprünglich selbst Eisenhowers Ernennung zum Obersten Befehlshaber zugestimmt? Was er sich erhoffe, sei lediglich, dass auch Smith persönlich erkenne, wie notwendig eine Konzentration im Norden sei, wobei es Bradley nicht erlaubt werden dürfe, seinen «zweitrangigen» Vorstoss auf Frankfurt in eine entscheidende Operation zu verwandeln. Die beiden Männer trennten sich zuversichtlich. Brooke war der Ansicht, dass Smith, der Eisenhowers Pläne entwarf und durchführte, mit seiner – Brookes – Politik übereinstimme. Smith hingegen glaubte, Brooke überzeugt zu haben, dass Eisenhower mehr als jeder andere zum Obersten Befehlshaber der Alliierten qualifiziert sei. Beide irrten sich.

2 Am gleichen Abend sprach Edward Stettinius jr., Nachfolger des kurz zuvor zurückgetretenen kranken Cordell Hull und mit 44 Jahren zweitjüngster Aussenminister der amerikanischen Geschichte, während des Abendessens im Government-House mit Churchill. Genauer gesagt: Er war das Ziel eines heftigen

Angriffs Churchills. In der beissenden Sprache, die der Premierminister so häufig gebrauchte – und die seine Sekretäre so schamhaft der Geschichte vorenthalten haben verlangte Churchill zu erfahren, was, zum Teufel, Stettinius sich gedacht habe, als er seinen, Churchills, Standpunkt hinsichtlich Italiens öffentlich attackierte. Harry Hopkins, Roosevelts Berater, hatte Stettinius bereits darauf hingewiesen, dass Churchill in diesem Punkt keinen Spass verstehe. Trotzdem war der neue Aussenminister auf einen so stürmischen Angriff nicht gefasst. Mit seinem dichten weissen Haar und den buschigen schwarzen Augenbrauen war Stettinius eine imposante Erscheinung. Er war bei der U.S. Steel Company Vorsitzender des Aufsichtsrates mit 100'000 Dollar Jahreseinkommen gewesen. Früher, als Student der University of Virginia, hatte er an der Sonntagsschule unterrichtet, und in seiner Freizeit hatte er den Menschen aus den Bergen die Bibel vorgelesen. Er rauchte nicht, trank nicht und trieb auch keinen Sport – war aber trotzdem so beliebt gewesen, dass man ihn zum Präsidenten seiner Klasse gewählt hatte. Er war aufrecht, offen und ohne politischen Ehrgeiz; sein einziger Wunsch war es, seinem Lande zu dienen – und er tat es für ein Jahresgehalt von einem Dollar.

Das alles qualifizierte ihn freilich noch keineswegs für das Amt des amerikanischen Aussenministers. Er stand ziemlich unvorbereitet komplizierten internationalen Fragen gegenüber, und er besass auch kaum die Erfahrung, um es mit Berufspolitikern wie Churchill, Eden, Stalin und Molotow aufzunehmen.

Als Aussenminister schloss er sich fast immer der Ansicht seiner Berater an. Als ihm einmal ein Dokument zur Genehmigung und Unterzeichnung vorgelegt wurde, bemängelte er lediglich die Breite des Papierrandes. Aber wenn sich auch hochbezahlte Berufspolitikern über ihn lustig machten und ihn als ein Arbeitstier ohne viel Sachverstand hinstellten, war er doch wegen seiner Bescheidenheit und seiner Gutmütigkeit allgemein beliebt. Vielleicht waren es auch gerade diese Eigenschaften, die Roosevelt veranlasst hatten, Stettinius zum Aussenminister zu ernennen. Wegen Hulls Leiden war der Präsident eine Zeitlang sein eigener Aussenminister gewesen, und vermutlich hatte er danach bewusst keine starke Persönlichkeit wie James Byrnes, sondern einen umgänglichen Mann gewählt, der seine Wünsche kritiklos hinzunehmen versprach. Möglicherweise hatte Roosevelt aber aus diesem Grund auch darauf bestanden, dass Hopkins – seine rechte Hand – Stettinius nach Malta begleitete und dessen Tätigkeit genau überwachte. Gegner der Regierung behaupteten sogar, dass Stettinius für Hopkins nur die Kastanien aus dem Feuer zu holen habe, und nannten den Aussenminister despektierlich «The White-Haired Boy».

An diesem Abend griff Churchill Stettinius in einer Weise an, als sei dieser persönlich für die Woge der Kritik verantwortlich, die der Premierminister in Amerika durch seinen Befehl an die britischen Truppen in Griechenland ausgelöst hatte, gegen dieselben kommunistischen Partisanen vorzugehen, die noch vor kurzem gegen die Nazis gekämpft hatten. Hätten die Engländer in Griechenland keine Truppen gehabt, sagte Churchill zu Stettinius, hätten die Kommunisten dort die Macht an sich gerissen.

Der nächste Tag – der 1. Februar – begann für den amerikanischen Aussenminister erheblich friedlicher. Er und Anthony Eden, sein britischer Kollege, prome-

nierten auf dem Kai neben der «Orion» und diskutierten freundschaftlich die Probleme, die in Jalta auf treten würden. Im Gegensatz zu Churchill war Eden ein ausgeglichener und zuvorkommender Gastgeber. Das hiess freilich nicht, dass nicht auch er seine emotionalen Momente hatte. Er galt zwar allgemein als ein eher passiver, zurückhaltender, ja glatter Gentleman, doch konnte es auch bei ihm durchaus zu Temperamentsausbrüchen kommen. Ein Lamm, das plötzlich wie ein Löwe brüllt, kann recht irritierend wirken.

Im Verlaufe des Vormittags trafen sich Eden und Stettinius mit ihren Mitarbeitern auf der «Sirius», auf der die Amerikaner untergebracht waren, um noch einmal die Haltung zu diskutieren, die man in Jalta einnehmen wollte. Eden hatte dabei das Gefühl, dass die Amerikaner zuviel an die geplante Weltorganisation und zuwenig an Polen dachten; er fand, die Vereinten Nationen können nur dann etwas taugen, wenn die Sowjets überzeugt oder gezwungen werden könnten, Polen wenigstens mit etwas Anstand zu behandeln.

Obgleich die Ursprünge des polnischen Problems schon ziemlich weit zurücklagen, konnte man die aktuelle Krise bis zu jenem 23. August 1939 zurückverfolgen, an dem Russland und Deutschland – zur Bestürzung des grössten Teiles der Welt – den Moskauer Pakt unterzeichneten. Ribbentrop und Molotow waren damals übereingekommen, Polen zu teilen, und am 1. September waren deutsche Panzer in Richtung Warschau gerollt. Zwei Tage später hatten Grossbritannien und Frankreich Hitler-Deutschland den Krieg erklärt, und damit hatte der Zweite Weltkrieg begonnen.

Für Polen hatte der Kriegseintritt seiner Verbündeten allerdings lediglich moralische Wirkung gehabt. Binnen dreier Wochen war es von Deutschland und Russland besetzt, und Hunderttausende von Polen waren in die Konzentrationslager der Nazis oder der Sowjets gewandert. Immerhin war die polnische Regierung, die über Rumänien und Frankreich nach England geflohen war, von den westlichen Demokratien als legale Exilregierung anerkannt worden.

Am 22. Juni 1941 hatte Hitler die Welt ein zweitesmal dadurch verblüfft, dass er sich gegen seinen Verbündeten wandte und in die Sowjetunion einmarschierte. Wenige Wochen später hatten Roosevelt und Churchill der Welt die Artikel ihrer Atlantik-Charta bekanntgegeben. Die Polen hatten, welcher politischen Überzeugung sie auch waren, neue Hoffnung geschöpft: für sie war die Charta die Grundlage eines wahrhaft freien Polens. Und als Russland später den Grundsätzen der Charta zustimmte und versprach, keine territoriale oder anderweitige Ausdehnung anzustreben, schien dieser Optimismus tatsächlich berechtigt. Aber dann hatte sich das Kriegsglück gewendet; die Rote Armee hatte sich der deutschen gewachsen gezeigt, und Stalin hatte verlangt, dass die russisch-polnische Grenze bis zu jener Demarkationslinie nach Westen vorgeschoben werde, die Lord Curzon bei der Pariser Friedenskonferenz von 1919 vorgeschlagen hatte. Das bedeutete, dass Russland den grössten Teil der Gebiete, die die Rote Armee 1939 besetzt hatte, behalten wollte. Die Polen waren natürlich empört, aber ihre Argumente machten auf Churchill keinen Eindruck. Wie Stalin glaubte er, dass die dramatische Veränderung der militärischen Situation folgerichtig auch zu einer Verände-

rung der politischen Lage geführt habe. Das gleiche galt für Roosevelt, und 1943 hatten die beiden in Teheran Stalin versprochen, die Curzon-Linie anzuerkennen. Stanislaw Mikolajczyk, der polnische Ministerpräsident, wusste natürlich nichts von dieser Abmachung. Er reiste nach Amerika, um sich von Roosevelt persönlich versichern zu lassen, dass der amerikanische Präsident für Polens Rechte eintreten werde. Als die beiden sich am 6. Juni 1944, dem Tag der alliierten Invasion, trafen, erwähnte Roosevelt die Curzon-Linie mit keinem Wort, sondern versprach lediglich, dass Polen frei und unabhängig sein würde.

«Was ist mit Stalin?» fragte Mikolajczyk.

«Stalin ist Realist», sagte der Präsident und zündete sich eine Zigarette an. «Wenn wir die russischen Aktionen beurteilen, dürfen wir nicht vergessen, dass das Sowjetregime in internationalen Fragen nur über wenige Jahre der Erfahrung verfügt. In einem Punkt bin ich mir allerdings ganz sicher: Stalin ist kein Imperialist.» Er fügte hinzu, dass die Polen mit Stalin zu einem Übereinkommen gelangen müssten. «Allein haben Sie keine Möglichkeit, Russland zu schlagen, und ich möchte Ihnen hiermit erklären, dass weder Engländer noch Amerikaner die Absicht haben, gegen Russland zu kämpfen.» Als er sah, wie besorgt Mikolajczyk war, sagte er tröstend: «Aber machen Sie sich keine Gedanken. Stalin hat nicht die Absicht, Polen die Freiheit zu nehmen. Er würde es nie wagen, weil er weiss, dass die Regierung der Vereinigten Staaten fest hinter Ihnen steht. Ich werde dafür sorgen, dass Polen aus diesem Krieg nicht verstümmelt hervorgeht.» Dann drängte der Präsident Mikolajczyk, sofort zu Stalin zu fahren. «Wenn ein Problem unaufschiebbar wird», sagte er, «sollte man sich damit abfinden.» Mikolajczyk, der Führer der mächtigen Bauernpartei, war nicht starrköpfig; er erklärte sich bereit, nach Moskau zu fliegen. Aber als er unterwegs erfuhr, dass Stalin das von der Roten Armee befreite polnische Gebiet eigenmächtig dem neugebildeten polnischen Befreiungskomitee in Lublin unterstellt hatte, dessen Führer entweder polnische Kommunisten oder mit den Kommunisten sympathisierende Politiker waren, wäre er vor Zorn beinahe wieder umgekehrt.

Seine Ankunft in Russland am 30. Juli hätte kaum auf einen dramatischeren Augenblick fallen können. Der Rundfunksender «Kosciuszko» in Moskau hatte eben einen Appell an die Bevölkerung Warschaus verbreitet, der schnell vorrückenden Roten Armee zu helfen. Als die Führer der polnischen Untergrundbewegung den erregenden Aufruf hörten, der die Sendung beschloss – «Polen, die Zeit der Befreiung ist gekommen! Polen, zu den Waffen. Jetzt ist kein Augenblick mehr zu verlieren!» setzten sie die «Operation Unwetter» in Gang, den allgemeinen Aufstand gegen die Besatzungsmacht. General Bor (sein wahrer Name lautete Tadeusz Komorowski), Oberbefehlshaber der polnischen Untergrundarmee, befahl, die Feindseligkeiten am 1. August zu beginnen. An diesem Tag griffen mehr als 35'000 unzulänglich ausgerüstete Polen die deutsche Garnison in Warschau an. Verbände der SS und der Polizei, «Bewahrungseinheiten» und die besonders verhassten russischen Freiwilligen wurden sofort nach Warschau geworfen, und unter dem Kommando des SS-Obergruppenführers Erich von dem Bach-Zelewski lief eine brutale Gegenaktion an, deren Ziel es war, Warschau vollständig zu zerstören.

Im Vertrauen darauf, dass die jenseits der Weichsel stehenden Truppen der Roten Armee die Stadt in Kürze befreien würden, kämpften die Polen weiter. Aber mehrere Tage verstrichen, in denen die Russen nicht einmal auf deutsche Flugzeuge schossen, die bei ihren Einsätzen gegen die Stellungen der polnischen Untergrundarmee in den Feuerbereich der sowjetischen Geschütze gerieten.

Vier Tage nach seiner Ankunft hatte Mikolajczyk endlich Gelegenheit, mit Stalin zu sprechen, der sich widerwillig zu einigen Konzessionen bereit erklärte, wenn die Londoner Polen zu einer Verständigung mit den Lubliner Polen kommen würden. In diesem Sinne führte Mikolajczyk mehrere Gespräche mit den Lubliner Polen, die ihm anboten, ihn zum Ministerpräsidenten einer Koalitionsregierung zu machen, zugleich jedoch verlangten, dass der eingefleischte Kommunist Boleslaw Bierut Präsident würde und vierzehn der insgesamt siebzehn Kabinettposten an andere Kommunisten oder kommunistische Mitläufer gingen. Die ganze Zeit versuchte Mikolajczyk verzweifelt, militärische Hilfe für Warschau zu erhalten.

Stalin sagte, die Rote Armee könne wegen eines Angriffs von vier neu herangeführten deutschen Panzerdivisionen die Weichsel nicht überschreiten, und im Übrigen habe er gehört, dass in Warschau sowieso keine Kämpfe stattfänden. In England und Amerika erregte sich die Öffentlichkeit derart über die polnische Tragödie, dass Roosevelt den Vorschlag billigte, amerikanische Flugzeuge nach Warschau zu schicken; nachdem sie Nachschub für die polnische Untergrundarmee abgeworfen hatten, sollten die Maschinen zum Auftanken hinter den russischen Linien landen. Aber die Sowjets lehnten ab; sie erklärten, der Warschauer Aufstand sei ein «Abenteuer», das die Sowjetregierung nicht unterstützen könne. «Untersucht man die Position der Sowjetregierung .. .», schrieb der amerikanische Botschafter W. Averell Harriman nach Washington, «beruht ihre Weigerung auf rücksichtslosen politischen Überlegungen – nicht jedoch auf der Annahme, es gebe gar keinen Widerstand, oder auf taktischen Schwierigkeiten.» Trotz aller Absagen baten Roosevelt und Churchill Moskau immer wieder um Hilfe für Warschau. Stalin telegraphierte zurück;

... Früher oder später wird die Wahrheit über die Handvoll machthungriger Verbrecher ans Tageslicht kommen, die das Warschauer Abenteuer begonnen haben. Diese Elemente, die die Leichtgläubigkeit der Bewohner Warschaus ausnutzten, lieferten praktisch unbewaffnete Menschen den deutschen Kanonen, Panzern und Flugzeugen aus ...

... Trotzdem unternehmen sowjetische Truppen, die sich in letzter Zeit erneuter deutscher Gegenangriffe erwehren mussten, alles ihnen mögliche, um die Vorstöße der Hitleristen abzuwehren und bei Warschau zu einer neuen grossangelegten Offensive überzugehen. Ich kann Ihnen versichern, dass die Rote Armee keine Anstrengung scheuen wird, um die Deutschen bei Warschau zu zerschlagen und die Stadt für die Polen zu befreien. Das wird die beste und wirksamste Hilfe für die polnischen Nazigegner sein.

Falls die Rote Armee tatsächlich nicht in der Lage war, Warschau zu befreien – und in diesem Punkt herrschen starke Zweifel –, deutete Stalins plumper Versuch, den Aufstand als «Abenteuer» abzustempeln, darauf hin, dass er mit der Vernichtung der polnischen Untergrundarmee durch die Deutschen durchaus einverstanden

den war. Ohne sie würde es für die kommunistisch kontrollierte Lubliner Regierung erheblich einfacher sein, in der Nachkriegszeit das Ruder zu übernehmen. Als General Bor am 2. Oktober 1944, nach 63 Tagen tapferen Widerstands, kapitulierte, waren 15'000 Angehörige seiner Armee gefallen. Ausserdem hatten 200'000 Zivilisten den Tod gefunden, und Warschau war fast völlig zerstört.

Eine Woche später traf Churchill in Moskau ein, um nach einer befriedigenden Lösung der neuen Probleme zu suchen, die durch das sowjetische Vordringen in Ost- und Südosteuropa entstanden waren. Churchill fürchtete, die erbitterten Anklagen der Londoner Polen gegen Stalin könnten die Beziehungen zwischen den Grossen Drei belasten. Also forderte er den inzwischen nach London zurückgekehrten Mikolajczyk telegrafisch auf, erneut nach Moskau zu fahren und die Verhandlungen mit den Lublin-Polen fortzusetzen.

Mikolajczyk folgte, wenn auch widerstrebend. Wenige Tage später traf er mit seiner Delegation in Moskau ein, und gleich musste er einen neuen Schlag einstecken. Beim Treffen am 14. Oktober enthüllte Molotow, dass Roosevelt sich in Teheran mit der Curzon-Linie einverstanden erklärt hatte. Ungläubig wartete Mikolajczyk darauf, dass Churchill und Harriman dementieren würden. Ihr betretenes Schweigen sagte alles, und die Londoner Polen taten das, was ihnen allein übrigblieb: Sie protestierten heftig. Und ebenso heftig erwiderte Churchill, dass ihre Dickköpfigkeit den Frieden in Europa gefährde und zu einem Krieg mit Russland führen könne, der 25 Millionen Tote fordern würde. «Wofür kämpfen Sie eigentlich?» brüllte er. «Für das Recht, vernichtet zu werden?»

Mikolajczyk bat verbittert darum, mit dem Fallschirm über Polen abgesetzt zu werden, um sich der Untergrundarmee anschliessen zu können. «Ich ziehe es vor, im Kampf um die Unabhängigkeit meines Landes zu fallen, statt später von den Russen vor den Augen des britischen Botschafters erhängt zu werden!»

Dennoch erkannte Mikolajczyk bald, dass ein Kompromiss unumgänglich war, und nach London zurückgekehrt, drängte er die Exilregierung, eine neue Übereinkunft mit Moskau zu schliessen. Aber wie zu erwarten, weigerte sie sich, von den Artikeln der Atlantik-Charta abzuweichen. Wie Churchill darauf reagieren würde, war ebenfalls vorauszusehen. Der Premierminister sagte zu Mikolajczyk: «Wären Sie im Januar unserem Rat gefolgt und hätten Sie sich mit der Curzon-Linie abgefunden, sässen heute diese grässlichen Polen nicht in Lublin!» Er drohte, die hartnäckigen Londoner Polen ihrem Schicksal zu überlassen, was Mikolajczyk zu der Frage veranlasste: «Warum soll Polen als einzige der Vereinten Nationen territoriale Opfer bringen – und schon jetzt?»

«Also gut», sagte Churchill sarkastisch, «sollen die Lubliner Polen die Fäden weiterhin in ihrer Hand behalten, da Sie anscheinend keine Lust haben, sie ihnen abzunehmen. Polnische Quislinge, dreckige, gemeine Bestien, werden an der Spitze Ihres Landes stehen!» Die einzige Chance der Exilregierung, das Polen der Nachkriegszeit zu kontrollieren, bestehe darin, sofort die Curzon-Linie zu akzeptieren. In diesem Falle könne sie auch auf die Unterstützung Englands und Amerikas zählen. «Wenn Sie mir heute oder morgen darauf keine Antwort geben, werde ich die Sache als erledigt betrachten. Es gibt tatsächlich keine polnische Regierung, wenn man nicht imstande ist, irgendeinen Beschluss zu fassen.»

«Ohne entsprechende Garantien kann ich meine Kollegen nicht dazu bringen, diese harten Bedingungen anzunehmen», erwiderte Mikolajczyk.

«Jetzt habe ich genug!» brüllte Churchill. «Sie alle können immer nur über eines reden – über die Curzon-Linie...»

«Man verlangt Ungeheuerliches von uns», protestierte Mikolajczyk. «Schliesslich geht es hier um die Umsiedlung von fünf bis sechs Millionen Polen in die neuen polnischen Gebiete und um die Abschiebung von sieben Millionen Deutschen.»

«Wozu sind Sie eigentlich nach London zurückgekehrt?» Wie ein wütender Junge stampfte Churchill mit dem Fuss auf. Dann fragte er unvermittelt: «Sind Sie bereit, morgen Abend nach Moskau zu fliegen?»

«Nein, das kann ich nicht.»

«Und übermorgen?»

Mikolajczyk meinte, es werde länger dauern, bis er die Zustimmung der Exilregierung zu einem neuen Kompromiss erhalte.

Churchill verlor auch den letzten Rest Beherrschung. Er fuchtelte wild mit den Armen: «Wenn Ihre Haltung ablehnend ist, dann haben Sie auch den Mut und sprechen Sie es aus! Ich werde nicht zögern, mich gegen Sie zu stellen. Zwei volle Wochen haben Sie mit fortwährenden Debatten ohne jedes Ergebnis vergeudet! Wohin soll das führen? Ich spreche heute zum letztenmal mit Ihnen. Von heute Abend an werde ich mit Ihnen nicht mehr reden!»

Mikolajczyk erstattete seinem Kabinett Bericht, und die Reaktion war so, wie er es vorausgesagt hatte. Man weigerte sich, unter Druck zu handeln. Mikolajczyk reichte seinen Rücktritt ein.

Das war der düstere Hintergrund des Gesprächs, das Stettinius und Eden am Vormittag des 1. Februar an Bord des Kreuzers «Sirius» über die polnische Frage führten. Stettinius meinte, eine Anerkennung des kommunistisch kontrollierten Nationalen Befreiungsausschusses in Lublin als polnische Regierung würde in den Vereinigten Staaten auf starken Widerstand stossen, und Eden erwiderte, auch die Briten könnten Lublin nicht anerkennen. Seiner Ansicht nach bestünde die einzige Möglichkeit, dieses dornige Problem zu lösen, in der Schaffung «einer neuen Interimsregierung in Polen, die verpflichtet ist, möglichst bald freie Wahlen abzuhalten». Nach der Sitzung schrieb Eden in sein Tagebuch, dass «völlige Übereinstimmung in allen wichtigen Fragen» geherrscht und er sein Möglichstes getan habe, um Stettinius klarzumachen, dass es jetzt an den Amerikanern sei, die Hauptlast dieses Problems zu übernehmen. «Wir würden sie (die Amerikaner) restlos unterstützen, aber erforderlich wäre ein Rollenwechsel, und wir beide müssten tun, was in unseren Kräften steht.»

Nach dem harmonischen Gespräch der Diplomaten kam es zu neuen Disharmonien zwischen den Militärs. Die Stabschefs trafen sich wenige Stunden später, um 14.30 Uhr, um noch einmal die Strategie an der deutschen Westfront zu erörtern. Marshall verlangte im Interesse einer offenen Diskussion, die Beratungen im engsten Kreis zu führen. Die Mitarbeiter verliessen den Raum. Marshall forderte, Eisenhowers Angriffsplan ohne weitere Debatte zu akzeptieren. Brooke lehnte das schlicht ab; er erklärte sich lediglich bereit, den Plan «zur Kenntnis zu nehmen».

Marshall verlor, was selten vorkam, die Beherrschung. In scharfen Worten äusserte er sich über Montgomery, der seiner Ansicht nach hinter den britischen Einwänden steckte. Wenn der Plan Eisenhowers nicht akzeptiert würde, erklärte Marshall, werde er Eisenhower empfehlen, als Oberster Befehlshaber zurückzutreten; eine andere Möglichkeit gebe es nicht. So wurde bei dieser Sitzung, die den Weg nach Jalta ebnet sollte, eine Krise geboren.

Ein paar Stunden später speisten Stettinius und Hopkins mit Churchill und Eden auf der «Orion». Churchill bekannte, dass er sich um die leidende Menschheit sorge: Wenn er den Erdboden überblicke, sehe er nur Not und Blutvergiessen. Friede und Stabilität in der Nachkriegszeit hingen, schloss er, von der engen Zusammenarbeit zwischen Grossbritannien und den Vereinigten Staaten ab.

Diese Äusserung war beileibe nicht das einzige Beispiel für Churchills Pessimismus. Drei Wochen zuvor hatte er an Roosevelt telegraphiert:

... Diese Konferenz kann von schicksalhafter Bedeutung sein, da sie zu einem Zeitpunkt stattfindet, zu dem die Grossen Alliierten so geteilter Meinung sind und der Schatten des Krieges vor uns immer länger wird. Im Augenblick glaube ich, dass das Ende dieses Krieges vielleicht noch enttäuschender sein wird als das Ende des vorigen.

Und in diesen drei Wochen waren die Differenzen nicht nur zwischen den «Grossen Drei», sondern auch zwischen den westlichen Partnern immer grösser geworden; wenn England und Amerika ihre Differenzen am nächsten Tag nicht würden beilegen können, bestand kaum noch Hoffnung, in Jalta einen dauerhaften Erfolg zu erzielen.

3 War es für die Amerikaner und Engländer bisweilen schwer, sich zu verstehen, so besaßen sie doch viel Gemeinsames, und sie hatten dieselbe Auffassung von Recht und Demokratie. Nicht minder wichtig waren die gemeinsame Sprache und die moralischen Prinzipien, die sie teilten. Aber zwischen ihnen und den Russen klaffte eine tiefe Kluft, nicht nur in politischer, sondern auch in kultureller und vor allem in humanitärer Hinsicht. Das galt, zum Beispiel, für die Behandlung feindlicher Zivilisten.

Bis zum Morgen des 1. Februar hatten die Einwohner von Kurzig, eines deutschen Grenzortes nicht weit von dem Dorf, in dem Colonel Füller sass, noch keinen einzigen Russen gesehen. Kurzig lag abseits der Haupttrouten nach Küstrin oder Frankfurt/Oder; ausserdem war die Stromversorgung ausgefallen, und so konnte niemand mehr Radio hören. Wären die Leute von Kurzig nicht von aller Welt abgeschnitten gewesen, hätten sie wahrscheinlich gewusst, dass Schukows Angriffsspitzen bereits westlich von ihnen standen. So hörten sie nur das Rumpeln des Geschützfeuers und überlegten, was sie tun sollten. Friedrich Paetzold, Polizeibeamter, verbrannte mit seinem Vetter Otto, dem Bürgermeister, im Rathaus hastig alle Partei-Unterlagen. Mittags gingen die Männer zum Essen nach Hause. Paetzold war unruhig. Als er nach draussen ging, sah er, dass ein Trupp Soldaten vom nahen Wald her kam. Der Anführer trug einen weissen Tarnanzug; alle hundert Meter kniete er nieder und suchte die Gegend mit dem Fernglas ab.

Paetzold rannte ins Haus zurück. «Die Russen sind da!» schrie er. Dann lief er nach oben in sein Zimmer. Vom Fenster aus konnte er sehen, wie vier Männer, Maschinenpistolen unterm Arm, näher kamen. Als der erste seine Maschinenpistole hob, sprang Paetzold zurück. Glassplitter flogen ihm ins Gesicht. Ein zweiter Schuss zertrümmerte unten ein Fenster, dann kamen die Küchenfenster an die Reihe. Die Frauen schrien.

Die Russen kassierten alle Uhren; dann gingen sie von Zimmer zu Zimmer und zertrümmerten Porzellan und Kristall, das seit Generationen wie ein Schatz gehütet worden war. Verstört sah Paetzold zu, wie die Plünderer zerstörten, was ihnen unter die Hände kam. Sogar das Telefon rissen sie aus der Wand und warfen es durch ein Fenster. Sie sind wie böse Kinder, dachte er.

Ein Sowjetsoldat stürzte ins Zimmer; er hatte die Fahne des Schützenvereins und einen Säbel gefunden, der Paetzolds Vetter Otto – als Bürgermeister zugleich Kommandant des Schützenvereins – gehörte. Der Russe warf die Fahne auf den Fussboden und versuchte, den Adler vom Schaft zu brechen. Es gelang ihm nicht. Dann mühte er sich ab, das Fahnentuch abzureissen; aber der Stoff war zu kräftig. Vor Wut fast von Sinnen, fing der Russe an, fluchend herumzuhüpfen, und Paetzold konnte ein Lachen nicht unterdrücken. Der Rotarmist wurde plötzlich ruhig und machte ein einfältiges Gesicht.

Dann zog der Trupp ab. Andere Soldaten kamen, und die entdeckten die Schnapsbrennerei. Sie betranken sich; dann fingen sie an Feuer zu legen, zu vergewaltigen und zu morden. Frau Lemke, eine junge Soldatenfrau, nahm die Pistole ihres Mannes und erschoss ihre beiden Kinder und dann sich selbst. Ihr Vater schnitt sich die Pulsadern auf. Der Hof der Witwe Rettig wurde niedergebrannt, sie selbst im Garten erschossen. Als die Nacht anbrach, gab es in Kurzig kaum ein Haus, das nicht brannte, und auf der Hauptstrasse lagen die Leichen der alten Leute, die im Altersheim gewohnt hatten. Paetzold, seine Angehörigen und ein Dutzend anderer Dorfbewohner hatte man in den Keller geworfen; dort hockten sie im Stroh und erwarteten ihr Schicksal.

Zwei junge Sowjetsoldaten kamen herunter und packten die Frau, die der Tür am nächsten sass. «Komm – koch für uns», sagte der eine. «Hier sind doch noch junge!» schrie sie. Sie zeigte auf zwei junge Frauen, die sich unter das Stroh verkrochen hatten. Als die Soldaten sie zur Tür zertritten, klammerte sich die zehnjährige Tochter an die Mutter.

Eine Stunde später taumelte die Frau weinend in den Keller. Sie hatte nur noch Kleiderfetzen am Körper. Sie hielt die Arme vor den Bauch und stöhnte: «Mein Leib, mein Leib!» Ihre Tochter lief zu ihr. «Mutter, was haben die Soldaten mit dir gemacht?»

Niemand im Keller sagte ein Wort.

Paetzold machte sich Sorgen um Otto. Er schlich nach oben und leuchtete mit seiner Taschenlampe zuerst in die Küche, dann in die Zimmer. Sein Vetter war nicht da. Im Haus war es still. Er kam zu den beiden Räumen, die Ottos Mutter bewohnte. Der erste war leer; im anderen fand er den Bürgermeister in einer Ecke neben einem Kleiderschrank, der von Geschossen durchlöchert war. Paetzold legte die Leiche auf den Fussboden; im Kopf waren zwei Einschüsse.

Paetzold musste sich setzen; er fühlte sich ausserstande, nach unten zu gehen und Ottos Mutter und seiner Frau die Wahrheit zu sagen. Stunde um Stunde hielt er so Totenwache: er erinnerte sich, wie er und Otto als Kinder zusammen gespielt hatten. Sein Vetter war beliebt gewesen bei allen – selbst bei den polnischen Zwangsarbeitern. Wie konnte Gott das zulassen? Warum hatte er Hitler verschont, der Leben und Glück so vieler Menschen vernichtet hatte? Als es dunkel wurde, stieg er wieder in den Keller hinunter. Alle sahen ihn an, als er sich wortlos Ottos Mutter gegenüber setzte.

«Er ist tot», sagte die gefasste. «Ich seh' es dir an.»

Paetzold nickte, und nach einer Weile berichtete er, dass Otto in ihrem Schlafzimmer liege. «Dort kann ich nie mehr schlafen», sagte die alte Frau. «Ich würde sein Bild immer vor Augen haben.»

4 Um 9.35 Uhr am folgenden Tag, dem 2. Februar, passierte der amerikanische Kreuzer «Quincy» die Lücke in den U-Boot-Netzen, die an der Einfahrt des Hafens von La Valetta ausgelegt waren. Es waren warmer wolkenloser Vormittag. Zu beiden Seiten der Einfahrt drängten sich die Menschen; sie wollten den Mann sehen, der im braunen Mantel, eine Sportmütze auf dem Kopf, auf der Brücke sass. Als die «Quincy» langsam die «Orion» passierte, winkte Winston Churchill, in Marineuniform, seine Zigarre im Mund. Der Mann auf der Brücke der «Quincy» winkte zurück. Plötzlich wurde es still, und alle blickten zu Roosevelt. Es war, wie Eden in seinem Tagebuch vermerkte, «einer jener Momente, da die Zeit stillzustehen scheint und man weiss, dass ein Markstein der Geschichte erreicht ist». Plötzlich brach der Lärm los: Die Eskorte von «Spitfires» dröhnte über den Hafen hinweg, Geschütze schossen Salut, und die Schiffskapellen spielten «The Star Spangled Banner».

Franklin Delano Roosevelt lächelte und genoss den begeisterten Empfang. Dies war der Anfang dessen, was die Krönung seines Lebens werden konnte. In den nächsten Tagen würden er und zwei andere Männer eine historische Chance haben, die Chance, eine neue anständige Welt zu schaffen. Roosevelts Züge waren von den Jahren und seinem Leiden gezeichnet, aber sie verrieten auch Entschlossenheit. Er schien erfüllt von seiner Sendung. Beim Abschied von seiner Frau in Washington hatte er davon gesprochen, welche grosse Hoffnungen er hinsichtlich der Konferenz in Jalta hegte. «Es kann zu einer wirklichen Stärkung der persönlichen Beziehungen zwischen mir und Marschall Stalin kommen», hatte er gesagt. Trotz seiner Krankheit war er entschlossen, seinen Plan zur Sicherung eines dauerhaften und gerechten Friedens durchzusetzen. Er hatte ein besonderes Verhältnis zu Churchill, sie waren einander so vertraut wie Brüder, aber es gab auch Spannungen wie zwischen Brüdern. Als Grossbritannien sich 1940 in tödlicher Gefahr befand, hatte Roosevelt seine politische Zukunft durch die Pacht-Leih-Hilfe aufs Spiel gesetzt. Aber nachdem er dem älteren Bruder beigeprungen war, hatte er ihm unentwegt Vorlesungen über das Übel des Kolonialismus gehalten. Durch die offiziellen britischen Versicherungen, dass innerhalb des britischen Commonwealth die Selbstregierung eingeführt werde, hatte sich Roosevelt nicht beein-

drucken lassen; er war entschlossen, den abhängigen Völkern – einschliesslich derer, die zum britischen Empire gehörten – bei der Erlangung der Unabhängigkeit zu helfen.

«Ich glaube, Sie versuchen, das britische Empire abzuschaffen», hatte Churchill einmal unter vier Augen zu ihm gesagt. Dass dem so war, daran bestand kein Zweifel. «Das Kolonialsystem bedeutet Krieg», hatte Roosevelt seinem jüngsten Sohn, Elliott, anvertraut. «Beute die Bodenschätze Indiens, Birmas oder Javas aus; nimm diesen Ländern, was sie haben, aber gib ihnen nie etwas dafür – Dinge wie Erziehung, anständigen Lebensstandard, ein Mindestmass an Gesundheitsfürsorge; wer so handelt, leugnet den Wert einer organisatorischen Struktur des Friedens, bevor dieser überhaupt begonnen hat.»

Der Kolonialismus war jedoch nur eines der Probleme, denen er sich in Jalta gegenübersehen würde, und kurz vor der Abreise aus Amerika hatte er Bernard Baruch zu sich gebeten. «Bernie, die vielen Leute gestern Abend, das war zuviel für mich», sagte er entschuldigend, weil seine Hände zitterten. Dann erklärte er, er hoffe, bei der Krim-Konferenz die Grundlage für den Weltfrieden zu schaffen. Baruch, der sich einmal selbst freimütig als «Meister des Offenkundigen» bezeichnet hatte, war vorbereitet. Er erteilte Roosevelt seinen Rat schriftlich:

... Bibel und Geschichte sind erfüllt von Missionen, bei denen zahllose Menschen sich bemüht haben, ihren Mitmenschen zu helfen.

Noch nie jedoch hatte ein Mensch solche Möglichkeiten, wie Sie sie jetzt eben haben.

Auf Sie richten sich nicht nur die Hoffnungen der Welt: Sie haben auch die Chance, alle vorausgegangenen Versuche zum Erfolg zu führen, indem Sie einen Frieden schaffen, in welchem alle früheren Bemühungen Früchte tragen können ...

... Wir können aus den Fehlern der Vergangenheit lernen. Ihre Mission muss erfolgreich sein. Alle meine Hoffnungen und Gebete gelten denen, die auf Sie blicken; ich weiss, dass Sie sie nicht enttäuschen werden.

Roosevelt war tief bewegt. Er werde sich diesen Brief, sagte er, von Generalmajor Edwin Watson, seinem Sekretär, vor jeder Sitzung vorlesen lassen. «Ich nehme Sie diesesmal nicht mit, Bernie. Sie werden zu leicht seekrank. Aber ich verspreche Ihnen, dass ich keine Bedingungen für einen Friedensvertrag ausarbeiten werde. Wenn es soweit ist, werden Sie neben mir sitzen.»

«Machen Sie auch keine Vorschläge», meinte Baruch und legte seinen Arm um die Schultern des Präsidenten – es war das erstemal, dass er dies tat. «Vergessen Sie nicht», sagte er, «dass dort, wo Sie sitzen, immer das Kopfende des Tisches ist.» – Tränen traten Roosevelt in die Augen. Um nicht zu zeigen, wie bewegt er war, senkte er den Kopf und schwieg.

Am 2. Februar, kurz nach elf Uhr, erstattete George Marshall dem Präsidenten Bericht. Wenige Minuten später kam auch Admiral Ernest King. Marshall und King waren entsetzt über das Aussehen des Präsidenten. Roosevelt merkte nicht, wie erschüttert sie waren. Er hörte interessiert zu, als die beiden die stürmischen Sitzungen mit den britischen Stabschefs schilderten, als sie erzählten, wie heftig die Briten gegen eine Rheinüberquerung durch Bradley opponiert hatten.

Der Präsident liess sich eine Karte geben. Er studierte sie sorgfältig; dann sagte er, er könne Eisenhowers Plan nur gutheissen: er kenne die Gegend, denn er sei früher einmal mit dem Rad durch die Gegend zwischen Bonn und Frankfurt gefahren. Marshall und King wollten die Kräfte ihres Obersten Befehlshabers nicht zu sehr strapazieren und empfahlen sich nach einer halben Stunde. Noch an Bord des Bootes, das sie an Land brachte, waren sie wie erschlagen, so hatte sie Roosevelts Aussehen schockiert.

Kurz vor zwölf Uhr kam Churchill mit Tochter Sarah und Aussenminister Eden an Bord der «Quincy». Beim Mittagessen war der Premierminister in Hochform; obgleich er sich von seiner Erkrankung noch nicht völlig erholt hatte, bestritt er die Unterhaltung. Sein Witz war beissend, seine Sprache brillant. Roosevelt erwähnte, dass die Atlantik-Charta von Churchill bisher nicht unterzeichnet worden sei – er habe den Namen des Premierministers in seinem Exemplar des Dokuments selbst eingesetzt. Er hoffe, sagte er scherzhaft, Churchill werde endlich gegenzeichnen, damit die Charta gültig sei. Und Churchill erwiderte, er sei entzückt gewesen, als er unlängst die Unabhängigkeitserklärung gelesen und dabei festgestellt habe, dass sie in die Charta aufgenommen worden sei.

Nach dem Essen äusserte Eden zu Stettinius, der Präsident wirke gelöster als im vergangenen Herbst bei der Konferenz von Quebec; in sein Tagebuch trug er allerdings ein, man habe den Eindruck, dass die Kräfte des Präsidenten langsam schwänden. Für Stettinius waren Edens zuversichtliche Worte freilich kaum ein Trost. Lebhaft erinnerte er sich daran, wie während der Inaugurationsrede des Präsidenten nicht nur die Hände, sondern sein ganzer Körper gezittert hatten. Und noch beim Mittagessen hatte Roosevelt erwähnt, dass er auf dem Weg nach Malta in einer Nacht zehn Stunden geschlafen und sich dennoch nicht «ausgeschlafen» gefühlt habe.

Am Nachmittag wurden der Präsident und seine Tochter vom Generalgouverneur zu einer 50 Kilometer langen Spazierfahrt abgeholt. In seinem Tagebuch notierte der Präsident, das Wetter sei herrlich gewesen. Durch dieses Interludium erfrischt, traf Roosevelt mit Churchill und den Stabschefs um 18.00 Uhr in der Offiziersmesse der «Quincy» zur ersten Konferenz zusammen. Wie üblich, bestritt Churchill den Hauptteil des Gesprächs; Roosevelt sprach kaum, nickte aber von Zeit zu Zeit. Die explosive Frage der Strategie wurde überraschend schnell erledigt, da Churchill dem Plan Eisenhowers bereitwillig zustimmte. Der Premierminister hatte freilich die Lösung dieses Problems nur zugelassen, damit er ein anderes aufwerfen konnte, vor dem Marshall sich schon seit langem fürchtete: Churchill schlug vor, Feldmarschall Sir Harold Alexander, den Befehlshaber der alliierten Truppen in Italien, zum Stellvertreter Eisenhowers zu ernennen und ihm die Verantwortung für alle Bodenoperationen zu übertragen. Die amerikanischen Stabschefs lehnten diesen Vorschlag sofort ab. Unbeirrt schlug Churchill daraufhin vor, Montgomery das Kommando über den grössten Teil der Truppen zu geben, sobald man den Rhein überschritten habe. Wieder sagten die Amerikaner nein. Churchill steckte die Abfuhr ein, und die Sitzung wurde vertagt.

Als Marshall darauf wartete, an Land gebracht zu werden, wurde er noch einmal zu Roosevelt gerufen. Der Präsident meinte, Churchill lege noch immer grossen

Wert auf die Ernennung Alexanders. Marshall erwiderte, er würde dies nie billigen. Dann konnte er gehen.

5 Im belgischen Spa erläuterte Bradley etwa zur gleichen Zeit den Befehlshabern der 1., 3. und 9. US-Armee, den Generalen Courtney Hodges, George Patton und William Simpson, Eisenhowers Angriffsplan. Als sie hörten, dass Montgomery den Hauptstoss führen und dass Simpsons 9. Armee unter dem Befehl des Feldmarschalls bleiben würde, reagierten sie, wie es zu erwarten war.

Die drei Männer waren alte Freunde, und sie hatten gemeinsam viel erlebt. Alle drei hatten einen nicht sehr eindrucksvollen Start gehabt: In West Point war Simpson innerhalb seines Jahrgangs mit Hängen und Würgen durch die Prüfung gekommen, während Patton und Hodges 1905 als Kadetten durchgefallen waren. Nach einem weiteren Jahr hatte Patton schliesslich das Examen geschafft, während Hodges – mit einem «Mangelhaft» in Mathematik – wieder ganz von vorn anfang und als einfacher Soldat in die Armee eintrat. Alle drei waren im Ersten Weltkrieg an der Front gewesen. So unterschiedliche Charaktere sie auch waren – aggressiv, tüchtig und fest entschlossen, die Deutschen zu schlagen, waren sie alle drei.

Ihre Bestürzung wuchs, je länger sie Bradley zuhörten. Bradley erklärte, Hodges und Patton könnten ihre gegenwärtigen begrenzten Angriffe gegen den deutschen Westwall fortsetzen, bis Montgomerys Offensive begonnen habe. Danach würden die Operationen so weitergeführt, wie die Lage es jeweils erfordere.

Patton konnte sich nicht mehr beherrschen: Er und Hodges hätten viel bessere Chancen, den Rhein als erste zu erreichen. Was jedoch wichtiger war: er – und Patton war überzeugt, dass Hodges seine Ansicht teilte – hielt nicht sehr viel vom Angriffsschwung der britischen Truppen. Patton fand, es wäre töricht und unehrenhaft, wenn die Amerikaner auf diese Art den Krieg beendeten. Man sollte mit jeder verdammten Division angreifen – dann würden die Kräfte der Deutschen vermutlich nicht ausreichen, sie aufzuhalten.

6 Eden und Churchill waren betroffen, weil Roosevelt es vermieden hatte, sich mit ihnen über die politischen Themen zu unterhalten, die in Jalta zur Sprache kommen sollten. Um die Situation zu klären, wurde für den gleichen Abend ein kleines Essen an Bord der «Quincy» arrangiert. Nach dem Gespräch war Stettinius optimistisch: er notierte, die amerikanische und die britische Haltung hinsichtlich Polens, der Vereinten Nationen und der Behandlung Deutschlands sei klargestellt worden. Eden sah die Dinge nicht so rosig. Für ihn war überhaupt nichts erreicht worden. An jenem Abend schrieb er in sein Tagebuch:

... Unmöglich, das Thema irgendwie anzuschneiden. Ich sprach ziemlich scharf mit Harry (Hopkins) darüber, als er später dazu kam, und wies darauf hin, dass wir auf dem Weg zu einer entscheidenden Konferenz seien und noch keine Übereinstimmung darüber erzielt hätten, was wir zur Sprache bringen und wie wir uns verhalten sollen gegenüber einem Bären, der genau weiss, was er will.

Nach Ansicht Edens war der Präsident «unberechenbar». Er und Churchill fühlten sich «unbehaglich», weil es auf höchster Ebene bisher noch nicht zu echten britisch-amerikanischen Konsultationen gekommen war.

Nach dem Abendessen fuhren Roosevelt und Churchill zum Flugplatz. Der Premierminister ging an Bord seiner viermotorigen «Skymaster» und dort zu Bett. Der Präsident wurde, in seinem Rollstuhl sitzend, mit einer Art Hebebühne in sein Flugzeug, eine umgebaute C-54, befördert. Es war das erstmal, dass Roosevelt ein Flugzeug benutzte. Er hatte Fliegen immer als langweilig empfunden, und ausserdem schien ihm ein Präsidenten-Flugzeug unnötiger Luxus. Aber jetzt war er bester Stimmung und fast aufgeregt. Vor ihm lagen neue Abenteuer. Als man ihm mitteilte, dass die Maschine erst in einigen Stunden starten würde, ging er ebenfalls zu Bett.

Es war eine kalte, sternenklare Nacht, als die 700 Teilnehmer der Konferenz von Jalta die 20 amerikanischen «Skymaster» und fünf britischen «York» bestiegen. Die Atmosphäre auf dem verdunkelten Flugplatz war gespannt; die amerikanische Spionageabwehr hatte berichtet, Hitler wisse, wo die «Grossen Drei» sich treffen würden. Drei Nächte zuvor hatte Oberleutnant Henry T. Meyers einen Testflug absolviert, der beinahe verhängnisvoll verlaufen wäre. Nach der Landung auf dem Flugplatz Saki, auf der Krim, hatte er im Rumpf seiner Maschine zahlreiche kleine Einschusslöcher entdeckt. Entweder war er vom Wind über die von den Deutschen besetzte Insel Kreta getrieben worden, oder die türkische Luftabwehr hatte ihn irrtümlich für einen Deutschen gehalten.

Um halb zwölf, als ein leichter kalter Sprühregen über dem Flugplatz Luqa niederging, startete die erste Maschine zu der 2200 Kilometer langen Reise nach Saki. In regelmässigen Abständen folgten die anderen; nach einem vorher festgesetzten Plan hatten sie dreieinhalb Stunden lang genau nach Osten zu fliegen und dann im rechten Winkel nach Norden abzubiegen, um Kreta auszuweichen. Das Flugzeug des Präsidenten rollte am 3. Februar gegen halb vier, unmittelbar vor der Maschine Churchills, über die Piste. Ohne Eskorte, mit ausgeschalteten Lichtern tauchte der grosse Transporter in die trübe Dunkelheit. Das Dröhnen der Motoren verklang, und damit begannen sieben Stunden, in denen niemand etwas über das Schicksal des amerikanischen Präsidenten wusste, denn sämtliche Maschinen hatten strikten Befehl, Funkstille zu halten.

Die erste Hälfte des Fluges verlief ereignislos. Aber kurz nachdem sechs Jagdmaschinen des Typs P-38 über Griechenland den Begleitschutz des Präsidentenflugzeugs übernommen hatten, begannen die Tragflächen zu vereisen.

Eine P-38 drehte wegen Motorschadens ab und kehrte nach Athen zurück. Den Männern vom Geheimdienst machte die Eisbildung schwere Sorgen, und sie dachten schon daran, den Präsidenten zu wecken, um ihm eine Schwimmweste anzulegen; aber die Gefahr ging vorüber, und kurz nach zwölf Uhr mittags Krim-Zeit (zwei Stunden vor Malta-Zeit) drehte der Pilot auf das Signal einer Funkstation nahe Saki hin rechtwinklig von seinem Kurs ab.

Um 12.10 Uhr setzte Roosevelts Maschine auf der Landebahn auf, die mit Betonplatten wie ein Fliesenboden ausgelegt war. Fast am Ende der vereisten Piste kam sie zum Stillstand. Die Landschaft war völlig kahl, flach und öde. Als die Ma-

schine zu den Abstellplätzen rollte, sahen die Passagiere, dass Soldaten in schmucken Uniformen mit schussbereiten Maschinenpistolen das Flugfeld umstellt hatten. Ein Eliteregiment der Roten Armee war zur Begrüssung aufmarschiert, und eine starke Militärkapelle spielte Märsche. Aussenminister Wjatscheslaw M. Molotow, Botschafter Harriman und Aussenminister Stettinius gingen an Bord, um den Präsidenten zu begrünnen und ihm mitzuteilen, dass Marschall Stalin noch nicht auf der Krim eingetroffen sei.

Um 12.30 Uhr landete die «Skymaster» des britischen Premierministers, begleitet von sechs P-38. Churchill ging zur Maschine des amerikanischen Präsidenten und sah zu, wie Roosevelt mit Hilfe der Hebebühne langsam zu Boden gelassen und dann von Mike Reilly, dem Chef seiner Leibwache, in einen amerikanischen Jeep gehoben wurde. Der Kommandeur der Ehrengarde machte den beiden Staatsmännern Meldung, und die Kapellen spielten «The Star-Spangled Banner».

Der Jeep fuhr die Front ab, und Churchill ging zu Fuss nebenher; seine Riesenzigarre ragte wie ein kleines Kanonenrohr in die Luft.

Roosevelt wurde in eine Limousine gebracht, dann begann die 120 Kilometer lange Fahrt nach Jalta. Der gesamte Verkehr war gesperrt, und schwerbewaffnete Posten in langen, schweren Mänteln standen alle hundert Meter am Strassenrand. Manche trugen Pelzmützen, andere leuchtend grüne, blaue oder rote Schirmmützen. Die Posten präsentierten, wenn die Limousine des Präsidenten vorbeirollte. Anna Boettiger zupfte ihren Vater am Ärmel. «Sieh mal», sagte sie überrascht, «wie viele Mädchen darunter sind!» Auch an den Strassenkreuzungen standen Mädchen in Uniform, ein jedes ausgerüstet mit einem roten und einem gelben Fähnchen. War der Weg frei, wurde die gelbe Flagge hochgehoben: dann klemmten die Posten beide Wimpel unter den linken Arm und salutierten mit der rechten Hand. Die Amerikaner waren beeindruckt, und ihre Befürchtungen um die Sicherheit ihres Präsidenten legten sich.

Das erste Drittel der Fahrt führte durch eine schneebedeckte, leicht wellige, baumlose Landschaft, die die Amerikaner an die grossen Ebenen bei sich zu Hause erinnerte. Freilich sahen sie hier etwas, das es in Amerika nicht gab: ausgebrannte Panzer, Häuserruinen und umgestürzte Lastwagen – Zeichen vergangener Kämpfe. Man fuhr durch Simferopol, die Hauptstadt der Krim, dann in langen Serpentinaen über eine zerklüftete Bergkette. Am Schwarzen Meer bog die Kolonne nach Süden ab, rollte dann die Küste entlang, passierte etwa um sechs Uhr Jalta und erreichte in ein paar Minuten das Palais Liwadia, Roosevelts Hauptquartier. Der 50-Zimmer-Palast war von Krasnow im Stil der italienischen Renaissance entworfen und 1911 unter Nikolaus 11. aus weissem Granit erbaut worden. Aus 50 Meter Höhe hatte man von dort Aussicht aufs Meer und die steilen Berge. Stettinius fand den Anblick atemberaubend: Er erinnerte ihn an die pazifische Küste.

Nach der russischen Revolution war das Palais zu einem Lungensanatorium für Arbeiter umgebaut worden. Die Deutschen hatten es fast restlos ausgeplündert und sogar die Holztäfelungen der Wände mitgenommen; zurückgelassen hatten sie lediglich zwei kleine Bilder und Unmengen von Ungeziefer. In den vorangegangenen zehn Tagen hatten die Russen das Palais – unter Aufsicht von Harri-

mans Tochter Kathie – mit Möbeln und Einrichtungsgegenständen ausgestattet, die aus dem Moskauer Hotel «Metropol» stammten; eigens herangeschaffte Stukkateure, Installateure, Heizungsmonteur, Elektriker und Maler hatten die zerbrochenen Fensterscheiben ersetzt, die Wände ausgebessert und die Zentralheizung repariert. Der Kampf gegen das Ungeziefer dagegen war den hygienebesessenen Amerikanern überlassen worden: Männer vom amerikanischen Versorgungsschiff «Catocin», das in Sewastopol lag, hatten das Palais von Wanzen freigekämpft.

Roosevelt erhielt im ersten Stock eine Zimmerflucht mit einem eigenen Speisezimmer, das früher das Billardzimmer des Zaren gewesen war. Marshall bezog das kaiserliche Schlafzimmer; der wettergegerbte Admiral King bewohnte das Boudoir der Zarin – seine Kollegen sorgten dafür, dass er immer daran erinnert wurde.

Bei all dem Luxus hatte das Palais freilich für die 216 Amerikaner einen grossen Nachteil: Keiner, mit Ausnahme Roosevelts, verfügte über ein privates Badezimmer. In allen übrigen Badezimmern erschienen die russischen Zimmermädchen, ohne vorher anzuklopfen und ungerührt durch die Verlegenheit der Gäste aus den USA.

Churchill und seine Mitarbeiter blieben zunächst noch auf dem Flugplatz; Molotow bat sie in ein riesiges, geheiztes Zelt-Oval, wo die Tische mit heissem Tee, Wodka, Kognak, Champagner, Schüsseln mit Kaviar, Platten mit geräuchertem Stör und geräuchertem Lachs, Eiern, Butter, Käse und Brot beladen waren. Schliesslich fuhr man ab, aber Churchills Kolonne brauchte nach Jalta doppelt so lange wie die Roosevelts. Irgendein sparsamer Stabsoffizier hatte belegte Brote besorgt; aber in Aluschtsa, einem kleinen Küstenort nördlich von Jalta, hielt die Reisegesellschaft an, und Molotow wartete mit einem üppigen Essen auf. Höflich heuchelten die Briten Appetit. Vollgestopft bis obenhin passierten sie Roosevelts Hauptquartier im Palais Liwadia und erreichten nach weiteren zehn Kilometern das Palais des Fürsten Jussupow, der seinerzeit Rasputin ermordet hatte; das sollte die Residenz Stalins sein. Die Engländer fuhren die Küste entlang weiter nach Süden; nach sieben Kilometern kamen sie zu ihrem Quartier, zum Palais Woronzow – nicht so gross und luxuriös wie das Palais Liwadia, aber behaglich und bequem. Von der einen Seite sah es aus wie ein schottisches Schloss, von der anderen wie ein maurischer Palast. Die Auffahrt war von zwei steinernen Löwen flankiert, und im Speisesaal entdeckte Churchill ein Gemälde, das ihm bekannt vorkam. «Ich weiss, dass ich es schon einmal gesehen habe», sagte er zu Commander Thompson. Es war ein Familienbild der Herberts, das er schon in Wilton gesehen hatte: Fürst Woronzows Schwester hatte in die Familie Herbert geheiratet.

Wie im Palais Liwadia stammten auch hier Möbel, Einrichtungsgegenstände und Personal aus Moskau. General Ismay, Churchills Stabschef, erkannte zwei Kellner wieder, die ihn schon im Moskauer Hotel «National» bedient hatten. Er lächelte den beiden zu, aber sie reagierten nicht, was ihn zunächst verblüffte. Als sie dann mit dem General allein waren, fielen sie auf die Knie und küssten ihm die Hand, um dann schnell aufzustehen und wortlos das Zimmer zu verlassen.

7 Am Vorabend der Konferenz, die über Deutschlands Schicksal entscheiden sollte, sassen die Nazis immer noch zu Gericht über jene Männer, die versucht hatten, dem Dritten Reich ein Ende zu machen.

Hunderte, die der Teilnahme am Bombenattentat vom 20. Juli beschuldigt wurden, hatte der Volksgerichtshof bereits abgeurteilt, darunter Karl Gördeler, den ehemaligen Oberbürgermeister von Leipzig. Er war es gewesen, der 1943 einen geheimen Brief an die deutschen Generale geschrieben hatte:

... Es ist ein grosser Irrtum anzunehmen, dass die seelische Kraft des deutschen Volkes erschöpft sei; sie ist nur geradezu planmässig verschüttet. Es ist also die Aufgabe einer rettenden Tat, die Deckmasse, d.h. das Geheimnis und den Terror hinwegzuräumen, Recht und Anstand wiederherzustellen und damit einen ungeheuren seelischen Kraftzuwachs frei zu machen. Lassen wir uns nicht in unserem Glauben daran hindern, dass das deutsche Volk wie in der Vergangenheit, so auch für die Zukunft dies will: Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit! Die geringen entarteten Bestandteile unseres Volkes, die das nicht wollen, müssen, wie früher, durch die auf das Recht gestützte Kraft des Staates unten gehalten werden.

Es handelt sich also praktisch nur darum, einen Zustand herzustellen, in dem es auch nur 24 Stunden möglich ist, die Wahrheit wieder zu Worte kommen zu lassen und damit das allgemeine Vertrauen in den festen Willen zu gewinnen, dass Recht und Anstand wieder herrschen sollen ...

Die Verhandlung wurde auch am 3. Februar von Roland Freisler, dem Präsidenten des Volksgerichtshofs, geleitet. Freisler, in seiner Jugend fanatischer Kommunist, war gerissen, scharfzüngig und begabt. Hitler selbst hatte ihn einmal als «unser Wyschinskij» bezeichnet, und in den vergangenen sechs Monaten hatte er alles getan, um sich dieses Titels würdig zu erweisen. Staatsanwalt und Richter zugleich, goss er Hohn und Spott über die Angeklagten, beschimpfte sie, drohte, und wenn all das nicht zum Erfolg führte, brüllte er aus vollem Hals. Als er an diesem Tag Ewald von Kleist-Schmenzin angriff, war seine schrille Stimme noch in den entlegensten Korridoren zu hören! Aber Kleist blieb ungerührt; stolz gab er zu, schon immer gegen Hitler und den Nationalsozialismus gekämpft zu haben. Gebannt hörten die Gefangenen zu, die mit Kleist auf der Anklagebank sassen: Ob sie dem Gericht ebenso aufrecht entgegentreten würden? Freisler war aus der Fassung gebracht. Er wandte sich einem anderen Angeklagten zu: Fabian von Schlabrendorff, junger Stabsoffizier und ehemaliger Rechtsanwalt. Schlabrendorff gehörte nicht nur zum Kreis der Verschwörer vom 20. Juli; er hatte schon im März 1943 eine Zeitbombe in Hitlers Flugzeug geschmuggelt, die freilich nicht explodiert war. Man hatte alle möglichen Foltern angewandt, um ihn zu einem Geständnis zu zwingen oder Informationen über Mitverschwörer abzupressen. Er war verprügelt worden, man hatte ihm Nadeln in die Fingerkuppen getrieben; eine Art Rohr, innen mit spitzen Nägeln gespickt, war ihm über die nackten Beine geschoben und durch einen Schraubmechanismus so verengt worden, dass die Nägel sich in die Ober- und Unterschenkel bohrten.

Freisler schwenkte den Ordner, der die Akte Schlabrendorff enthielt: «Sie sind

ein Verräter!» Dann heulten die Alarmsirenen auf, und die Verhandlung wurde unterbrochen. Die Gefangenen wurden an Händen und Füßen gefesselt; man trieb sie in denselben Keller, in dem auch Freisler Schutz suchte. 8'000 Meter über ihnen luden die ersten von tausend Bombern der 8. amerikanischen Luftflotte ihre Last ab. Schlabrendorff hörte ein ohrenbetäubendes Krachen und glaubte, das Ende sei gekommen. Als sich der Staub verzogen hatte, sah er einen Gerichtsbeamten und Freister unter einem riesigen Balken liegen. Ein Arzt wurde geholt, aber Freister war bereits tot. Schlabrendorff sah, dass er noch im Tod den Aktendeckel umklammert hielt. Ein Gefühl bitteren Triumphs überkam ihn. «Gottes Wege sind wunderbar», sagte er zu sich. «Ich war der Angeklagte, er der Richter. Jetzt ist er tot, und ich lebe.»

Gestapo-Beamte holten Schlabrendorff, Kleist und einen anderen Angeklagten aus dem Keller, setzten sie in ein Auto und brachten sie zum Gestapo-Gefängnis. Es war früher Nachmittag, doch der Himmel war von Qualm und herabfallender Asche verdunkelt. Überall brannte es; auch das Gestapo-Gebäude in der Prinz-Albrecht-Strasse stand in Flammen. Aber der Luftschutzkeller war nur leicht beschädigt. Als Schlabrendorff an Admiral Wilhelm Canaris – dem Chef der deutschen Abwehr, der seit langem gegen Hitler gearbeitet hatte – vorbeigeführt wurde, rief er ihm zu: «Freister ist tot!»

Diese Freudenbotschaft machte schnell die Runde, und sie erreichte auch andere Gefangene, darunter Generaloberst Haider, den ehemaligen Chef des Generalstabs, und Reichskriegsgerichtsrat Dr. Karl Sack. Wenn sie Glück hatten, wurden die Gefangenen vielleicht von den Alliierten befreit, ehe der Volksgerichtshof wieder zusammentreten konnte.

8 Im Palais Liwadia verbrachte Roosevelt – er hatte nie an eine nennenswerte deutsche Widerstandsbewegung geglaubt – einen geruhsamen Abend mit der Vorbereitung der Konferenz. Am folgenden Vormittag liess er sich gegen 9.30 Uhr mit seinen militärischen Beratern auf einer Sonnenterrasse nieder, von der aus man auf das Meer hinausblicken konnte; man erörterte noch einmal kurz die erste Sitzung der «Grossen Drei» am Nachmittag. Admiral Leahy erklärte, alte seien der Ansicht, man solle Eisenhower direkten Kontakt mit dem sowjetischen Generalstab aufnehmen lassen, und Marshall betonte, dass eine Einschaltung des interalliierten Gremiums der Stabschefs, die die Briten verlangten, aus Zeitgründen nicht mehr praktikabel sei. Die Russen stünden bereits 65 Kilometer vor Berlin.

Als die amerikanischen Stabschefs sich zum Gehen anschickten, betraten Botschafter Harriman und Stettinius mit drei Beamten des State Department die Terrasse: mit Freeman Matthews, Charles Bohlen und Alger Hiss. Stettinius bat die Militärs zu bleiben; sie sollten sich den Standpunkt des Aussenministeriums anhören. Von Matthews assistiert, zählte Stettinius die Hauptthemen auf, welche die «Grossen Drei» seiner Ansicht nach behandeln sollten. Am wichtigsten seien Polen, die Organisation der Vereinten Nationen, die Zukunft Deutschlands und die Beilegung der Differenzen zwischen der chinesischen Regierung und den

Kommunisten. Der einzige, der sich am Gespräch nicht beteiligte, war Alger Hiss*.

Der Präsident war wie die anderen der Meinung, dass die Lubliner Regierung nicht anerkannt werden sollte, und bat um ein Memorandum zum Thema Polen, das er Churchill und Stalin vorlegen könne.

Nach einer langen, anstrengenden Bahnreise war Stalin am frühen Morgen aus Moskau eingetroffen. Um 15.00 Uhr machte er auf dem Weg zur ersten Voll-sitzung im Palais Liwadia im Palais Woronzow halt, um Churchill einen Höflich-keitsbesuch abzustatten. Dem Premier gegenüber zeigte sich Stalin optimistisch hinsichtlich des Krieges gegen Hitler; in Deutschland würden Brot und Kohle knapp, und das Verkehrsnetz sei am Zusammenbrechen.

«Was wollen Sie tun», fragte Churchill, «wenn Hitler nach Süden ausweicht – zum Beispiel nach Dresden?»

«Dann werden wir ihm folgen», sagte Stalin ruhig; die Oder sei kein Hindernis mehr. Ausserdem habe Hitler, von Guderian abgesehen, seine besten Generale entlassen – «und er ist ein Abenteurer». Es sei dumm von den Nazis gewesen, elf Panzerdivisionen im Raum Budapest zurückzulassen. Ob sie nicht merkten, dass Deutschland keine Weltmacht mehr sei und nicht mehr die Kräfte habe, überall Truppen zu unterhalten? «Sie werden es noch merken», fügte er grimmig hinzu, «aber zu spät.»

Stalin verabschiedete sich. Er fuhr mit Molotow und einem Dolmetscher in seinem grossen, schwarzen Packard zum Palais Liwadia, um auch Roosevelt einen Besuch abzustatten. Es war 16.15 Uhr, noch 45 Minuten bis zum offiziellen Beginn der Konferenz, als sie ins Arbeitszimmer des Präsidenten geführt wurden. Nur Boh-len, der fliessend Russisch sprach, war ausser Roosevelt von amerikanischer Seite dabei. Der Präsident dankte Stalin, dass man sich so um ihn bemühe, und be-merkte scherzhaft, während seiner Reise seien viele Wetten darüber abgeschlossen worden, ob die Russen eher in Berlin sein würden als die Amerikaner in Manila. Stalin meinte, die Amerikaner würden ihr Ziel wohl zuerst erreichen: «Im Augen-blick toben schwere Kämpfe um die Oder-Linie.»

Roosevelt bemerkte, die Zerstörungen auf der Krim hätten ihn so erschüttert, dass er jetzt den Deutschen gegenüber noch «blutdürstiger» sei als vor einem Jahr. «Ich hoffe, Sie werden wieder einen Trinkspruch auf die Exekution von fünfzig-tausend Offizieren der deutschen Armee ausbringen», sagte er. Jedermanns Hass auf die Deutschen sei gewachsen, erwiderte Stalin, und dabei seien die Zerstörun-gen auf der Krim nichts im Vergleich zu denen in der Ukraine. «Die Deutschen sind Barbaren, sie scheinen mit sadistischem Hass die Schöpfungen der Menschen vernichten zu wollen.»

Man unterhielt sich kurz über die militärische Lage; dann fragte Roosevelt, wie Stalin im Dezember mit General de Gaulle zurechtgekommen sei.

* Später wurde weithin angenommen, dass Hiss, ein sowjetischer Spion, Roosevelt zu Zugeständnissen in Jalta überredet habe. Es gibt jedoch keine Beweise dafür, dass er während der Konferenz dem Präsidenten oder dessen Beratern derartige Vorschläge gemacht hat.

«Ich finde de Gaulle nicht sehr kompliziert», sagte er. «Aber ich glaube, er ist nicht realistisch; er weiss, dass Frankreich in diesem Krieg nicht viel gekämpft hat und verlangt trotzdem dieselben Rechte wie Amerikaner, Engländer und Russen, die die Last des Kampfes getragen haben.»

Roosevelt, der de Gaulle nicht mochte und nur für ein notwendiges Übel hielt, erzählte amüsiert, wie sich der General in Casablanca mit Jeanne d'Arc verglichen hatte. Stalin lächelte milde. Churchill gegenüber war er nur korrekt-höflich, aber dem amerikanischen Präsidenten brachte er Herzlichkeit entgegen. Die beiden verstanden sich so gut, dass sie sich sogar Geheimnisse anvertrauten. Roosevelt verriet, er habe gehört, Frankreich habe nicht die Absicht, deutsches Territorium zu annektieren, sei aber einverstanden, Deutschland internationaler Kontrolle zu unterstellen. Stalin schüttelte den Kopf: De Gaulle habe ihm in Moskau erklärt, dass der Rhein die natürliche Grenze Frankreichs sei und dass dort ständig französische Truppen stehen sollten.

Stalins Offenheit machte Roosevelt noch mehr Mut. Der Präsident sagte, er werde jetzt eine Indiskretion begehen und etwas verraten, was er in Churchills Anwesenheit nie ausgesprochen hätte: Nach dem Krieg sollten auf Wunsch der Briten 200'000 französische Soldaten an der Ostgrenze Frankreichs stationiert werden; diese Truppen könnten dann einen Angriff Deutschlands solange abwehren, bis die Engländer zum Eingreifen bereit seien. «Die Engländer sind ein sonderbares Volk», fügte er hinzu; «sie wollen nicht nur einen eigenen Kuchen haben, sondern ihn auch noch allein aufessen.»

Stalin war ganz Ohr, als Roosevelt ihm verriet, welche Schwierigkeiten er mit den Briten wegen der Besatzungszonen in Deutschland gehabt habe. «Finden Sie, dass Frankreich auch eine Besatzungszone bekommen sollte?» fragte er den Präsidenten.

«Das wäre keine schlechte Idee», erwiderte Roosevelt und fügte hinzu: «Aber nur aus Freundlichkeit.»

«Das wäre tatsächlich das einzige Motiv, den Franzosen eine Zone zu überlassen», meinte Stalin nachdrücklich. Molotow, der bis dahin kein Wort gesprochen hatte, unterstrich Stalins Feststellung mit Nachdruck. Er war ein schwerfälliger, phlegmatischer Verhandlungspartner, dem Roosevelt den Spitznamen «Stone ass» gegeben hatte, weil er bei Konferenzen den gleichen Vorschlag stur ständig wiederholen konnte.

Der Präsident stellte fest, dass es bereits drei Minuten vor fünf war, und schlug vor, sich in den angrenzenden Konferenzraum zu begeben, wo sich die militärischen Berater der Grossen Drei bereits versammelt hatten. Roosevelt vermied es, bei solchen Gelegenheiten zu spät zu erscheinen; ihm war es lieber, wenn möglichst wenige Menschen sein Eintreffen erlebten. Auf einem kleinen Rollstuhl wurde er in den riesigen Raum geschoben, der Zar Nikolaus einst als Speise- und Ballsaal gedient hatte. Vor dem grossen runden Konferenztisch angekommen, stemmte Roosevelt sich mit seinen muskulösen Armen in einen Sessel. Daneben setzte sich, als sein Dolmetscher, Bohlen.

Fotografen in Uniform machten Aufnahmen, während Stalin, Churchill, Stettinius, Eden, Molotow, Marshall, Brooke, deren Mitarbeiter und die Dolmetscher

ihre Plätze einnahmen. Die Berater schoben ihre Stühle dicht hinter die Sessel ihrer Chefs. Zehn Amerikaner, acht Engländer und zehn Russen sassen am Tisch, als die schicksalsträchtige Konferenz eröffnet wurde. Sie alle wussten um die Bedeutung ihrer Aufgabe. Einige hüstelten nervös, andere räusperten sich.

Als man Platz genommen hatte, sagte Stalin, er hoffe, der Präsident werde die Eröffnungsworte sprechen, wie er es auch in Teheran getan habe. Die Amerikaner, die Stalin bis dahin noch nicht gesehen hatten, waren überrascht, dass er so klein – er mass nur 1,69 Meter – und so jovial war.

Roosevelt dankte Stalin herzlich. Das Volk, das er hier vertrete, wünsche vor allem Frieden und dass der Krieg möglichst bald ein Ende habe. Da man sich jetzt besser verstehe als früher, wolle er vorschlagen, das Gespräch zwanglos zu führen, damit jeder seine Ansichten offen und frei äussern könne. Er schlug vor, zunächst die militärischen Fragen zu diskutieren – «besonders die der wichtigsten Front, der Front im Osten».

General Alexej Antonow, der stellvertretende sowjetische Generalstabschef, verlas ein vorbereitetes Memorandum über den Stand der neuen Offensive; anschliessend gab Marshall einen knappen Überblick über die Lage an der Front im Westen. Dann ergriff Stalin das Wort. Die Rote Armee, sagte er, habe in Polen 180 Divisionen stehen gegenüber 80 deutschen. Die Überlegenheit der sowjetischen Artillerie sei überwältigend: vier zu eins. Im Durchbruchabschnitt seien 9'000 sowjetische Panzer zusammengezogen, und 9'000 Flugzeuge stünden bereit. Stalin schloss mit der Frage, welche Wünsche die Alliierten hinsichtlich der Aktionen der Roten Armee hätten.

Churchill sprach, ebenfalls ohne Manuskript, davon, wie dankbar England und Amerika für die erfolgreiche sowjetische Offensive seien; sein einziger Wunsch sei, dass die Rote Armee ihren Angriff fortsetze.

«Die gegenwärtige Offensive ist nicht die Folge alliierter Wünsche», erwiderte Stalin einigermaßen unwillig. Er verwies darauf, dass die Sowjetunion in Teheran keinerlei Verpflichtung eingegangen sei, eine Winteroffensive durchzuführen. «Ich erwähne dies nur, um den Geist der sowjetischen Führung zu beleuchten, die nicht nur formelle Verpflichtungen erfüllte, sondern darüber hinaus noch das tat, was sie für eine moralische Verpflichtung ihren Alliierten gegenüber hielt.» Auf Churchills persönliches Ersuchen habe er den Beginn der grossen Sowjetoffensive vorverlegt, um den Druck, dem die Amerikaner während der deutschen Ardenne-Offensive ausgesetzt gewesen seien, zu mildern. Was den weiteren Vormarsch angehe, fügte er kategorisch hinzu, sei man jedoch von den Wetterbedingungen und den Strassenverhältnissen abhängig.

Roosevelt hatte um Offenheit gebeten, und hier wurde seine Bitte erfüllt. Der Präsident liess ein paar versöhnliche Bemerkungen einfließen; dann konstatierte Churchill, er sei immer überzeugt gewesen, dass die Rote Armee die Offensive vorantreiben werde, wenn es eine Möglichkeit gebe.

Von diesem Geplänkel abgesehen, war der Ton der ersten Vollsitzung, wie Stettinius in seinem Tagebuch vermerkte, höchst «kooperativ», und jedermann war in bester Stimmung, als die Konferenz um 19.50 Uhr vertagt wurde. Einen Augenblick später hatten die beiden NKWD-Männer, die Stalin als Leibwächter

zuteilt waren, ihren Schützling aus den Augen verloren. Man fürchtete das Schlimmste, als man die beiden Beamten wortlos durch die Gänge eilen und ihn suchen sah – bis der Marschall seelenruhig aus dem Waschraum kam.

Den ersten Tag beschloss ein Essen im Palais Liwadia, das der amerikanische Präsident den beiden Regierungschefs, den Aussenministern und einigen prominenten Beratern gab – insgesamt vierzehn Personen. Das Dinner war halb russisch, halb amerikanisch: Serviert wurden Kaviar, Stör und russischer Sekt, ausserdem gebratene Hähnchen, Gemüse und Fleischpastete. Dutzende von Trinksprüchen wurden ausgebracht, und amüsiert notierte Stettinius, dass Stalin, nachdem er seinen Wodka zur Hälfte ausgetrunken hatte, sein Glas verstoßen mit Wasser auffüllte, als er sich unbeobachtet glaubte. Dem aufmerksamen Stettinius, der ausführlich über die Konferenzen von Malta und Jalta Tagebuch führte, entging auch nicht, dass der Marschall mit Vorliebe amerikanische Zigaretten rauchte. Als Molotow in seinem Trinkspruch auf Stettinius die Hoffnung ausdrückte, den Amerikaner bald in Moskau begrüßen zu können, sagte Roosevelt scherzhaft: «Glauben Sie, dass Ed sich in Moskau genauso aufführen wird wie Molotow in New York?» Womit er andeuten wollte, dass «Stone ass» sich in Amerika ausgesprochen amüsiert hatte.

«Er (Stettinius) könnte inkognito nach Moskau kommen», meinte Stalin.

Die Spässe wurden immer vertraulicher, und schliesslich gestand Roosevelt Stalin: «Seit zwei Jahren tausche ich jetzt schon mit dem Premierminister Telegramme aus; dabei haben wir für Sie eine besondere Bezeichnung: ‚Uncle Joe‘.»

Stalins Gesicht wurde hart, und kühl fragte er, was der Präsident damit meine. Die Amerikaner konnten seine Frage zwar nicht verstehen, aber Stalins Gesichtsausdruck sagte genug; die für die Übersetzung erforderliche Pause machte die Situation noch peinlicher. Schliesslich sagte Roosevelt, es handele sich um einen liebevollen Spitznamen, und liess Sekt nachgiessen.

«Ist es nicht Zeit, nach Hause zu gehen?» fragte Stalin. Roosevelt protestierte, aber der Marschall sagte knapp, es sei bereits spät und er müsse sich noch um verschiedene militärische Dinge kümmern. James Byrnes, der Leiter des amerikanischen Amtes für Kriegsmobilisierung, versuchte die Situation zu retten. «Schliesslich», sagte er, «finden Sie auch nichts dabei, uns Uncle Sam zu nennen; warum klingt dann Uncle Joe so schlecht?»

Molotow, der die ihm ungewohnte Rolle des Friedensstifters übernommen hatte, lachte: «Lassen Sie sich nicht anführen. Der Marschall hat sich mit Ihnen nur einen Scherz erlaubt. Wir wissen es nämlich schon seit zwei Jahren. Ganz Russland weiss, dass Sie ihn ‚Uncle Joe‘ nennen.»

Immer noch war nicht klar, ob Stalin wirklich beleidigt war oder nur so tat; immerhin willigte er ein, noch bis 20.30 Uhr zu bleiben. Churchill, auch in solchen Momenten Herr der Situation, brachte einen Trinkspruch auf das historische Treffen aus. Die ganze Welt blicke auf die Konferenz, sagte er, und wenn man Erfolg habe, werde ein hundertjähriger Friede folgen. Die Grossen Drei, die den Krieg durchgekämpft hätten, würden diesen Frieden dann zu bewahren haben.

Der Trinkspruch löste, vielleicht auch, weil er gerade zu diesem Zeitpunkt ausgebracht wurde, bei Stalin ein unerwartetes Echo aus. Der Marshall erhob sein Glas. Die Grossen Drei, erklärte er, hätten die Hauptlast des Krieges getragen und die kleinen Nationen von der deutschen Herrschaft befreit. Einige befreite Länder, fügte er sarkastisch hinzu, schienen allerdings zu glauben, dass die Grossen Drei geradezu gezwungen gewesen seien, ihr Blut für die Befreiung der Kleinen zu vergiessen. «Jetzt werfen sie den Grossmächten vor, auf die Rechte der kleinen Mächte keine Rücksicht genommen zu haben.» Er sei bereit, diese Rechte gemeinsam mit Amerika und England zu schützen. «Aber ich werde nie zulassen, dass irgendwelche Handlungen irgendeiner Grossmacht dem Urteil der kleinen Mächte unterworfen werden.»

In diesem Augenblick waren Stalin und Churchill einer Meinung, während Roosevelt der Aussenseiter war. «Das Problem des Umgangs mit den kleinen Mächten ist nicht so einfach», sagte er. «Wir zum Beispiel haben in Amerika viele Polen, die sich lebhaft für die Zukunft Polens interessieren.»

«Aber von Ihren sieben Millionen Polen wählen nur siebentausend», erwiderte Stalin. «Ich habe mich orientiert und weiss, dass es so ist.»

Roosevelt war zu höflich, um zu sagen, dass diese Behauptung geradezu lächerlich war. Churchill, der offensichtlich das Thema wechseln wollte, stiess auf die proletarischen Massen der Welt an. Aber dieser Trinkspruch führte nur zu einer lebhaften Diskussion über das Recht des Volkes, sich selbst zu regieren. «Obgleich man mich ständig als Reaktionär beschimpft, bin ich hier der einzige, der durch ein Votum des Volkes jederzeit gestürzt werden kann», sagte der Premierminister. «Ich persönlich begrüsse dieses Risiko.»

Als Stalin spöttisch bemerkte, Churchill scheine diese Wahlen zu fürchten, erwiderte der Premier: «Ich fürchte sie nicht nur nicht, sondern bin stolz auf das Recht des britischen Volkes, seine Regierung jederzeit zu wechseln, wenn es dies für nötig hält.»

Etwas später sagte Stalin, er sei zur Zusammenarbeit mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten bereit, um die Rechte der kleinen Mächte zu schützen; aber wieder versicherte er, dass er sich dem Urteil dieser kleinen Mächte nie unterwerfen werde. Diesesmal fand Churchill es angebracht, anderer Ansicht zu sein. Es gehe nicht um die Frage, ob die kleinen Mächte den grossen Mächten das Gesetz des Handeln vorschreiben sollten, sagte er. Aber die grossen Nationen der Welt hätten die moralische Verantwortung, ihre Macht mit Bescheidenheit und mit angemessenem Respekt vor den Rechten der Kleineren auszuüben. «Der Adler», zitierte er, «sollte den kleinen Vögeln erlauben zu singen, und sich nicht darum kümmern, wofür sie singen.»

Jetzt standen er und Roosevelt in einem Lager, während Stalin allein war. Aber das alles war doch nur eine Art Schattenboxen, ein Test, und Wein und Wodka hatten ihre Wirkung getan. Stalins Laune war so gut, dass er sogar bis 23.30 Uhr blieb, und als er mit Roosevelt den Raum verliess, waren sie beide immer noch hochgestimmt. Bei Eden war das Gegenteil der Fall. Für ihn war es «eine schreckliche Party» gewesen. Roosevelt sei «schwankend, weitschweifig und unergiebig» gewesen, während Churchill zu lange Reden gehalten habe. Stalins Einstellung

zu den kleinen Ländern fand Eden «abstossend, um nicht zu sagen: unheilvoll», und der Aussenminister war sehr erleichtert, als «die ganze Geschichte» endlich vorüber war.

Aber die Diskussionen waren noch nicht beendet. Als Eden und Churchill mit Bohlen zum Wagen gingen, meinte der Premierminister, dass jede Republik der Sowjetunion bei den Vereinten Nationen eine Stimme haben solle – was die Amerikaner ablehnten. Eden ging der Gaul durch, und geistvoll verteidigte er den amerikanischen Standpunkt. Churchill erwiderte scharf, dass alles von der Einheit der drei Grossmächte abhängt. Ohne diese Einheit, sagte er, gehe die Welt einer Katastrophe von unübersehbaren Ausmassen entgegen. Deshalb fördere er, was diese Einheit erhalte.

«Wie kann ein derartiges Arrangement den kleinen Nationen Anreiz geben, der Organisation beizutreten?» fragte Eden. «Ich persönlich glaube, dass es nicht einmal beim englischen Volk Anklang findet», fügte er hinzu.

Churchill wollte von Bohlen wissen, wie sich die Amerikaner die Lösung des Stimmrechtsproblems vorstellten.

Bohlen antwortete diplomatisch. «Was sich die Amerikaner vorstellen», sagte er, «erinnert mich an die Geschichte von dem Pflanzer aus den Südstaaten, der einem Neger eine Flasche Whisky schenkte. Am nächsten Tage fragte er den Neger, wie der Whisky gewesen sei. ‚Genau richtig‘, war die Antwort. Der Pflanzer fragte, was das heissen solle, und der Neger erwiderte: «Wäre er besser gewesen, hättest du ihn mir nicht geschenkt; wäre er schlechter gewesen, hätte ich ihn nicht trinken können.»«

Nachdenklich blickte Churchill Bohlen an. «Ich verstehe», sagte er schliesslich.

4 *«Brot um Brot, Blut um Blut!»*

i Von Osten und Westen wurde Deutschland angegriffen – und aus der Luft. Während man das Ausmass der Katastrophe im Osten noch immer vor der Öffentlichkeit – und Hitler – geheimhielt, war es mit dem Luftkrieg anders: Hier stand fast jeder Deutsche, Hitler eingeschlossen, in der vordersten Linie. Am 4. Februar berichtete Reichsleiter Martin Bormann seiner Frau Gerda in einem Brief über die Lage im Berliner Hauptquartier des Führers.

Mein Mädels!

Ich habe mich soeben in das Schreibzimmer meiner Sekretärinnen geflüchtet, es ist bisher das einzige, das wieder Notscheiben hat und daher einigermassen warm ist...

Der Garten der Reichskanzlei sieht toll aus, tiefe Trichter, gefällte Bäume, Wege unter Dreck und Pfützen verschwunden. Die Führer-Wohnung erhielt verschiedene schwere Treffer, vom Wintergarten und Speisesaal stehen nur noch Mauer-Fragmente; auch die Vorhalle zur Wilhelmstrasse, vor der der Wehrmachtsposten stand, ist völlig zerstört...

Dabei müssten wir dringend arbeiten, denn der Krieg an den Fronten geht ja weiter! Die Telefonverbindungen sind noch sehr mangelhaft, sowohl die Zentrale Führerwohnung wie Parteikanzlei können noch nicht weiterverbinden ...

Hinzu kommt, dass bisher hier im sogenannten Regierungsviertel Licht und Kraft-Strom und Wasser fehlen. Vor der Reichskanzlei steht ein Wasserwagen, damit Wasser zum Kochen und Aufwaschen vorhanden! Am schlimmsten sollen die Clos aussehen, wie Müller mir erzählte! Stur gehen die Ferkel von den Kommandos dorthin, und keiner holt sich einen Eimer Wasser, um zu spülen!

Am gleichen Tag schrieb er ihr über den Zusammenbruch im Osten, über die wachsende Gefahr, die selbst der Führer klar sehe.

Meine Geliebte!

... Zunächst hat die Lage sich keineswegs sehr gefestigt. Wir ziehen zwar einiges an Reserven heran, aber der Russe verfügt über ein Vielfaches an Panzern, Artillerie, überhaupt schweren Waffen, und dagegen ist die verzweifelte und erbitterte Gegenwehr der Volkssturm-Männer machtlos!

.. Ich würde Dir das Alles nicht schreiben, wenn ich nicht an Dir eine solche tapfere, einsichtige, nationalsozialistische Gefährtin hätte. Dir kann ich ruhig schreiben, wie wenig erfreulich, ja ehrlich gesagt, wie verzweifelt die gegenwärtige Lage scheint, weil Du trotzdem ebensowenig wie ich den Glauben an den Endsieg verlierst!

Siehst Du, Geliebtes, deshalb lege ich keineswegs mehr in Dich hinein, als in Dir ist! Und deshalb erkenne ich gerade in diesen sorgenvollen Tagen mehr denn bisher, was ich an Dir habe!

.. Ich habe bisher weder gewusst, was es bedeutet, solche wertvolle Nationalsozialistin als Ehefrau, Lebensgefährtin, Geliebte und Mutter der Kinder zu haben, noch hab ich mir klargemacht, wie unendlich glücklich ich über Dein Dasein und das Deiner Kinder sein muss ...

.. Du bist also wirklich der Reichtum meines privaten Lebens!

Du Liebstes und Schönstes!

Ich bin ganz Dein M.

Die bedingungslose Begeisterung für alles, was nationalsozialistisch war, gab selbst der Liebe der Bormanns fast komische Züge. Nach einem Seitensprung mit der Schauspielerin M. beispielsweise hatte Bormann seine Frau Gerda in einem ausführlichen Brief über sämtliche Details dieses Verhältnisses unterrichtet und sich selbst einen Glückspilz genannt, der jetzt doppelt glücklich verheiratet sei. Gerda hatte erwidert, sie sei über diese Nachricht entzückt, und es sei doch ein Jammer, dass so grossartigen Mädchen Kinder versagt bleiben sollten; es sei auch schade, dass sie und M. nicht ihre Erfahrungen austauschen und eng zusammen-

arbeiten könnten, um dem Führer noch viele kleine Parteigenossen zu schenken. Die zehn Kinder, die sie und Martin Bormann bereits in die Welt gesetzt hatten, waren offenbar noch nicht genug.

Am gleichen Tag schrieb auch Oberst Füller, der sich im Zentrum des Sturms befand, von dem Bormann gesprochen hatte, einen Brief, und zwar an den sowjetischen Kommandanten in Friedeberg:

... Ich möchte Sie dringend auf unsere Anwesenheit hier hinweisen und bitten, den für unsere Rückführung zu unseren eigenen Streitkräften verantwortlichen Offizier zu informieren.

Im Augenblick verfügen wir noch über genügend Verpflegung, doch geht uns langsam das Brotmehl aus, da die Stromversorgung zu unserem Dorf unterbrochen ist. Die hiesige Mühle wird mit Strom betrieben...

Ich möchte die Gelegenheit benutzen, Sie besonders auf Hauptmann Abramow aufmerksam zu machen, der am 3. Februar durch sein schnelles und entschlossenes Eingreifen Gewalttaten in diesem Dorf verhindert hat...

Hauptmann Abramow war am vorangegangenen Tag gerade rechtzeitig aufgetaucht, um zu verhindern, dass eine deutsche Frau von einem betrunkenen Leutnant der Roten Armee vergewaltigt wurde. Ein paar Stunden nachdem Abramow nach Friedeberg abgefahren war, schwoll der Kampfärm im Norden an. Ein russischer Oberst sagte Füller, dass deutsche Panzer zu einem Gegenangriff angetreten seien, und befahl, am nördlichen Ortsrand Schützenlöcher auszuheben.

Bei Anbruch der Dunkelheit war das Röhren der schweren Geschütze so nahe, dass sich Füller in Begleitung seines Dolmetschers aufmachte, um den Oberst zu suchen, der ihm den Befehl zum Eingraben gegeben hatte. Nach anderthalb Kilometern wurden die beiden von einem Posten angehalten, der sie durch den tiefen Schnee nach Osten zu einer sowjetischen Panzereinheit trieb, die sich in den Schneewehen festgefahren hatte. Hier stiessen sie auf zwei andere argwöhnische Wachtposten und einen Offizier, der sie wütend anbrüllte.

Bertin packte Füller an der Schulter. «Colonel, man will uns erschiessen!» sagte er. «Man hält uns für Partisanen.»

«Dann reden Sie doch um Himmels willen mit den Leuten!»

Nach langem Elin und Her schickte der Offizier sie zum Gefechtsstand. «Aber wenn heute nacht einem russischen Soldaten etwas passiert, wird der da erschossen!» Und dabei deutete er auf Füller.

Der Gefechtsstand war in einem nahegelegenen Bauernhof untergebracht. Man trank, und ein paar Männer lagen besinnungslos am Boden. Der Führer der Einheit, ein Hauptmann, hielt Füller und Bertin zunächst ebenfalls für Partisanen; als er sich schliesslich hatte überzeugen lassen, dass Füller wirklich Amerikaner war, begann er, auf Stalin und die Rote Armee zu trinken.

Nach Darstellung des Hauptmanns bestand Gefahr, dass das gesamte Gebiet von Panzern abgeschnitten werde; deshalb wollte er die beiden nach Wugarten zurückbringen. Ein Reiter kam angeprescht. «Amerikanskij!» brüllte der Hauptmann, als der Mann seine Maschinenpistole auf Füller richtete. Der Soldat verstand nicht, er war betrunken; er bedrohte sogar den Hauptmann. Es gab eine

lange, lautstarke Auseinandersetzung; dann ritt der Mann davon, und Füller und Bertin marschierten nach Wugarten zurück. Am nächsten Vormittag landete in der Nähe ein kleines russisches Flugzeug. Heraus stiegen zwei Offiziere, die eine Rückführungsliste mit den Namen aller alliierten Kriegsgefangenen in Wugarten verlangten. Wie sie berichteten, waren zehn amerikanische Offiziere, die ebenfalls zu Füllers Gruppe gehört hatten, schon auf dem Weg nach Odessa, um in die USA gebracht zu werden – und einer von ihnen war George Muhlbauer, dessen Namen sich Dolmetscher Hegel ausgeliehen hatte. Sofort taufte Füller den Deutschen um: jetzt war Hegel Oberleutnant George F. Hofmann, Army Serial Number 0-1293395. Der Ex-Bewacher musste seinen neuen Lebenslauf auswendig lernen: Ausbildung in Fort Benning, Georgia, anschliessend Offiziersschule in Virginia, dann in Füllers Stab beim 109. Regiment. Während der Ardennen-Offensive in Gefangenschaft geraten. Füller bleute Hegel diese Daten förmlich ein; immer wieder hörte er den Deutschen ab, und oft weckte er ihn sogar aus tiefem Schlaf, damit sein Schützling seinen Vers aufsagte. Und obgleich er unzählige Male korrigiert wurde, behauptete der Deutsche immer wieder, in «Fort Benny» ausgebildet worden zu sein.

2 Dreitausend Amerikaner, die ebenfalls während der Ardennen-Offensive in Gefangenschaft geraten waren, lagen seit kurzem im STALAG II A auf den Höhen über Neubrandenburg, gut 120 Kilometer nördlich von Berlin. Aber es waren nicht nur Amerikaner im STALAG IIA; in separaten Lagerblöcken hausten mehr als 75'000 Serben, Holländer, Polen, Franzosen, Italiener, Belgier, Briten und Russen. Es gab in diesen Camps für Mannschaftsdienstgrade lediglich zwei Amerikaner im Offiziersrang: einen Arzt und Father Francis Sampson, einen katholischen Kaplan, der bei Bastogne gefangengenommen worden war, als er versuchte, Medikamente hinter die deutschen Linien zu bringen. Früher robust und gesund, war Sampson jetzt abgemagert und krank – aber seinen Humor hatte er behalten. Die Deutschen hatten ihm erlaubt, bei den einfachen Soldaten zu bleiben, nachdem ein serbischer Arzt dem Lagerkommandanten versichert hatte, Sampson habe doppelseitige Lungenentzündung und dürfe nicht verlegt werden.

An einem Februarmorgen führte Sampson einen Trupp seiner Schützlinge zum Lagerhaus, um Rot-Kreuz-Pakete abzuholen, die ersten, die im Lager eingetroffen waren. Die Männer stürzten sich auf die riesigen Kartons: jeder dachte nur daran, sich einmal richtig satt zu essen. Und Sampson erinnerte sich der ersten Mahlzeit, die er im Lager erhalten hatte: Kohlsuppe, in der vereinzelt Rübenstückchen und eine Unmenge kleiner Würmer schwammen. Einer der Männer hatte, während er seine Suppe aus einem Stiefel löffelte, den Priester angesehen und gesagt: «Mich ärgert bloss, dass die Würmer nicht fetter sind.»

Gierig rissen die Gefangenen jetzt die Pakete auf. Zunächst herrschte Stille; dann brach ein Sturm von Verwünschungen los, wie sie Sampson selbst in den achtzehn Monaten, die er bei den Fallschirmjägern gewesen war, nicht zu Ohren bekommen hatte. In den Kartons lagen Tennisschläger, Turnhosen, Tischtennis-

spiele, Hunderte von Gesellschaftsspielen und ein Dutzend Schulterpolster, wie Football-Spieler sie tragen.

Am Nachmittag dieses Tages besuchte Sampson zum erstenmal das Lazarett. Es lag ausserhalb des amerikanischen Lagerbezirks und wurde von serbischen und polnischen Ärzten betreut. Er sah zu, wie ein Pole einem jungen Amerikaner beide Beine amputierte: Der Mann hatte sich auf dem langen Marsch und der Bahnfahrt durch Deutschland beide Füsse erfroren, und Brand war dazugekommen. Der Pole benutzte Klosettpapier als Kompressen und Zeitungen als Mullbinden. Tränen liefen ihm übers Gesicht. Dies sei der fünfte Amerikaner, der beide Beine verloren habe, sagte er zu Sampson. Bei achtzehn anderen habe je ein Bein abgenommen werden müssen.

Während Father Sampson sich mit anderen amerikanischen Patienten unterhielt (die meisten litten an Ruhr oder Lungenentzündung), kam ein deutscher Wachsoldat mit Hitlerbärtchen hereinstolz. «Little Adolf» (Klein-Adolf), wie die Gefangenen ihn nannten, war der bestgehasste Mann des Lagers. Zwar war er nur Unteroffizier, aber bekannter Nazi, und selbst der Lagerkommandant behandelte ihn mit Respekt. Im STALAG IIA war das Wort «Little Adolfs» Gesetz; die Wachsoldaten, die die Gefangenen im Allgemeinen gut behandelten, behaupteten, für jede Grausamkeit sei allein er verantwortlich.

«Little Adolf», der Father Sampson an einen kleinen Büroangestellten erinnerte, hatte ein Lieblingsthema: «Kultur» und «Zivilisation». «Was halten Sie von den Russen?» fragte er den Amerikaner. «Wie können Sie Bundesgenosse dieser gottlosen Russen sein?»

«Für mich sind eine kommunistische und eine nazistische Regierung nur die zwei Seiten derselben Medaille», sagte der Priester. «Im Augenblick sind die Nazis am gefährlichsten, und wir nehmen jede Hilfe an, um sie loszuwerden.»

«Sie sind verrückt!» schrie «Little Adolf». «Aber wenn Sie die Wahrheit nicht glauben wollen, werde ich Ihnen zeigen, was die Russen für Schweine sind!» Er deutete auf den russischen Lagerbezirk, der völlig verdreckt war; der Gestank, der von dort kam, verpestete das ganze Lager.

«Sie leben in einem Schweinestall», erwiderte Sampson. «Wie sollen sie sich dann sauberhalten?»

«Sie kapieren nicht, worum es geht. Andere Völker halten sich auch sauber. Im russischen Lagerbezirk gibt es auch Professoren. Ich habe mit ihnen geredet. Es sind die grössten Geister, die die Russen haben, und trotzdem können sie nicht einmal den Unterschied zwischen Kultur und Zivilisation erklären.»

«Das ist lediglich eine Sache der Auslegung.»

«Nein, Sie kapieren immer noch nicht. Diese Leute sind gar nicht fähig, den Unterschied zu begreifen. Die Russen sind keine Menschen. Haben Sie schon gewusst, dass diese Leute ihre Toten tagelang verstecken?»

«Um die Lebensmittelrationen der Toten zu erhalten», sagte Sampson. Von den 21'000 Russen, die ins Lager gekommen waren, lebten noch 4'000; der grösste Teil war verhungert.

«Ihr Dr. Hawes hat die Leichen untersucht und eindeutig Kannibalismus festge-

stellt», sagte «Little Adolf». Captain Cecil Hawes hatte es tatsächlich bestätigt. Trotzdem war Father Sampson der Ansicht, dass die Russen dafür nicht verantwortlich zu machen seien. Er hatte selbst sieben Wochen lang gehungert und wusste, dass es kaum etwas gab, was ein ausgehungertes Mensch nicht tat, um am Leben zu bleiben.

«Little Adolf» packte Sampson am Arm und führte ihn in den Teil des Lazarets, der ausschliesslich den Russen vorbehalten war. Es war eine Schreckenskammer. Auf dem verschmutzten Fussboden lagen sterbende Männer so dicht nebeneinander, dass ihre Gliedmassen förmlich ineinander verschlungen waren. Sie husteten und spien irgendwohin. Mit schwachen Bewegungen versuchten sie, sich Platz zu schaffen. Ihre Augen hatten jeden Ausdruck verloren; sie beteten nicht einmal mehr. Ihr einziger Pfleger war ein französischer Priester mit junger, faltenloser Haut. Anfang Zwanzig schien er zu sein. Im ganzen Lager wusste man, dass dieser fromme Mann, was er an Lebensmitteln bekam, den russischen Gefangenen gab, dass er fast jede Minute bei ihnen verbrachte. Father Sampson sah zu, wie der französische Priester liebevoll für diese Männer sorgte, die ihm nicht einmal mehr ihre Dankbarkeit zeigen konnten.

«Sehen Sie – es sind nur Tiere», sagte «Little Adolf» und verschwand. Der «junge» Geistliche – er war fast fünfzig – kam zu Father Sampson gelaufen; er sagte, eben werde eine Wagenladung Leichen weggebracht. «Father, ein paar leben noch! Man will sie nur möglichst schnell loswerden!» Die Deutschen hatten ihm verboten, den Wagen zu begleiten; so bat er den Amerikaner, etwas zu unternehmen – irgend etwas.

Sampson lief hinaus; er sah einen grossen mit menschlichen Körpern beladenen Wagen zum Friedhof rollen. Hier und dort bewegte sich noch ein Arm oder ein Bein. Menschen wurden lebend begraben – und er konnte nur Zusehen.

Er war erschüttert. Er ging zum Haupttor zurück. Dort wurde eben ein Russe von einem Posten durchsucht. Als der Russe die Hose aufknöpfte, fiel ein Brot zur Erde. Der Deutsche hob es auf. Der Gefangene riss dem Soldaten den Laib aus der Hand und wollte ihn nicht mehr loslassen, auch als ihm ein Bajonett in den Hals gestossen wurde. Der Posten rampte dem Russen den Gewehrkolben gegen den Schädel, und der Gefangene stürzte. Der Soldat stiess und trat den Liegenden, aber der hielt immer noch das Brot umklammert. Father Sampson konnte nur denken: *Wer ist hier das Tier?*

Er fiel dem Deutschen in den Arm und sagte bittend: «Ich bin Priester!» Dabei deutete er auf das Kruzifix an seiner Brust. Aber der Wächter prügelte weiter. Sampson kniete neben dem Russen nieder und betete. Der Deutsche hielt ein –vielleicht wegen des Kruzifixes, vielleicht auch, weil er die Rangabzeichen eines Hauptmanns an der Uniform des Priesters sah; dann gab er zwei anderen Soldaten ein Zeichen, den Russen in das Wachlokal zu bringen. Noch als der Gefangene weggeschleppt wurde, umklammerte er den Brotlaib.

Ein paar Kilometer östlich von Frankfurt an der Oder hatte eine Einheit der Roten Armee eben wieder einen Flüchtlingstreck eingeholt. Man zerrte die Menschen von den Wagen. Vielleicht dreissig Jungen und Mädchen mussten sich in

einen Graben stellen, und ein russischer Offizier brüllte: «Chleb scha chleb, krow scha krow!» Der sechzehnjährige Erwin Schneider wusste, was das hiess: «Brot um Brot, Blut um Blut!»

Die Soldaten hoben ihre Maschinenpistolen. Die Eltern fielen weinend auf die Knie und flehten den Offizier um Gnade an, aber im nächsten Augenblick knatterten die Schüsse. Erwin Schneider spürte, dass etwas gegen seinen Oberarm schlug; er sah, wie die Kinder zusammenbrachen und sich hellrote Lachen im Schnee bildeten. Dann kam etwas auf ihn zugestürzt; es kam ihm wie ein riesiges Ei vor, und noch ehe er sich klargeworden war, dass es eine Granate war, kam eine ohrenbetäubende Detonation, und wie im Traum hatte er das Gefühl, in die Höhe gehoben zu werden. Stunden später – in Wirklichkeit waren es nur Sekunden – hörte das Dröhnen in seinem Kopf auf, und er konnte die Finger rühren. Dann konnte er auch seine Glieder wieder bewegen; durch den Qualm verborgen, kroch er langsam und vorsichtig von dem Leichenhaufen weg – mancher Körper zuckte noch – und versteckte sich in einem Gebüsch. Er hörte wütende Schreie und danach neue Feuerstösse; man hatte die Überlebenden erschossen. Dann verstummte der Lärm, und er vernahm nur noch das Weinen der Erwachsenen.

Diese Russen mordeten kaltblütig, von Propagandisten wie Ilja Ehrenburg zur Rache angefeuert. «Deutsche haben keine Seele», hatte er geschrieben. «Die Leichen all der Unschuldigen aus den Massengräbern, den Gräben und Schluchten marschieren auf Berlin ... Die Stiefel und Schuhe der in Maidanek erschossenen und vergasten Männer, Frauen und Kinder – sie alle marschieren nach Berlin ... Wir vergessen nichts. Während wir durch Pommern ziehen, haben wir das verwüstete, blutgetränkte Weissrussland vor Augen ... Ein Deutscher ist überall ein Deutscher. Die Deutschen wurden bestraft, aber noch nicht genug. Der Fritz läuft noch, anstatt dass er tot am Boden liegt. Wer kann uns jetzt aufhalten? ... Die Oder? Der Volkssturm? Nein, Deutschland, es ist zu spät, du kannst dich drehen und wenden und in deinem Toteskampf brüllen: Die Stunde der Rache hat geschlagen!»

Aber manche Soldaten aus der Mongolei und anderen östlichen Gebieten schändeten, plünderten und mordeten nicht nur aus Rache; sie taten es, weil sie wie ihre Väter glaubten, dass dem Sieger die Beute gehöre. Gerade das war in den vorangegangenen Tagen in Landsberg geschehen, der Stadt, in deren Nähe das Dorf des Colonel Füller lag. Zwei junge Russen schossen dort am 6. Februar ein junges Mädchen nieder, weniger aus Absicht als aus Versehen; sie rannten weg, als die Lehrerin Katharina Textor dem Mädchen zu Hilfe eilte. Zwei andere Frauen und die Lehrerin stöberten einen Kinderwagen auf, in dem sie die Schwerverletzte ins Krankenhaus karrten. Als sie die zugefrorene Warthe überquert und das Krankenhaus erreicht hatten, war es schon dunkel, und Dr. Bartoleit musste das Geschoss im Schein von Taschenlampen und ohne Narkose entfernen.

Katharina blieb mit ihren beiden Freundinnen in der Klinik, weil sie glaubte, hier vor dem entsetzlichen russischen Befehl «Frau, komm!» sicher zu sein; aber die drei hätten keine schlechtere Zuflucht finden können. Auf der Suche nach Frauen rannten Rotarmisten die ganze Nacht durch die Korridore. Ein paar

kamen auch in das Zimmer, in dem die drei Frauen zu schlafen versuchten, und begutachteten sie im Lichtkegel ihrer Taschenlampen. «Alt – sterben», sagte einer der Russen angewidert und verschwand.

Aber alle Schwestern wurden vergewaltigt, bevor sie auf Lastwagen verfrachtet und nach Osten abgeschoben wurden. Als die Russen schliesslich in die Wohnung von Dr. Bartoleit stürmten, fanden sie den Arzt tot auf dem Fussboden, eine Pistole neben sich. Dicht bei ihm lagen seine Frau und seine Tochter.

3 In Berlin unterrichtete der Führer an jenem 6. Februar seine Vertrauten, dass die Grossen Drei beabsichtigten, Deutschland zu «zerschmettern und auszulöschen». Die letzte Viertelstunde sei gekommen, sagte er düster. Die Lage sei ernst, sehr ernst, ja, sie scheine sogar verzweifelt. Aber es gebe noch immer eine Siegeschance, wenn jeder Meter des Heimatbodens verteidigt werde. Solange gekämpft werde, könne man hoffen. Jedes Spiel ende erst mit dem Schlusspfiff. Er erinnerte daran, wie Friedrich der Grosse durch den überraschenden Tod der Zarin vor der Niederlage bewahrt geblieben war. Wie Friedrich der Grosse kämpften auch die Deutschen gegen eine feindliche Koalition, und eine Koalition sei keine stabile Einheit: sie bestehe nur, weil eine Handvoll Männer es so wolle. Würde Churchill plötzlich verschwinden, könnte sich alles über Nacht ändern.

Seine Stimme wurde laut und erregt. Im Endspurt sei der Sieg immer noch zu erreichen! Lediglich Zeit sei dazu erforderlich. Man müsse sich nur gegen den Untergang wehren. Wenn das deutsche Volk unabhängig bliebe, wäre das schon ein Sieg. Und das allein wäre eine ausreichende Rechtfertigung dieses Krieges, der dann nicht vergeblich gewesen wäre.

ss-Obergruppenführer Karl Wolff, Himmlers «Wölffchen» und Führer der SS in Italien, meldete sich in der Reichskanzlei; er wollte eine befriedigende Antwort auf seine Fragen nach den Wunderwaffen und der Zukunft Deutschlands. Sein Chef, der Reichsführer, hatte sie ihm nicht geben können. Jetzt sollte sie ihm der Führer geben. Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop nahm an der Unterredung teil. Die drei gingen im Zimmer auf und ab. Wenn es dem Führer nicht möglich sei, ein Datum für den Einsatz der Wunderwaffen zu nennen, sagte Wolff, müsse Deutschland Friedensgespräche mit den Anglo-Amerikanern suchen. Hitlers Gesicht glich einer Maske, als Wolff gestand, dass er bereits solche Kontakte aufgenommen habe, erstens zu Kardinal Schuster in Mailand, einem engen Freund des Papstes, und zweitens zu einem Agenten des britischen Secret Service.

Als Wolff geendet hatte, sagte Hitler nichts, sondern schnalzte nur mit den Fingern. Wolff hielt dies für die Aufforderung, weitere Vorschläge zu machen, und sagte, er fände es an der Zeit, sich eines dieser Kontakte zu bedienen. Er wisse aus eigener Erfahrung, dass es natürliche Differenzen zwischen den Partnern dieser unnatürlichen Allianz gebe; aber – der Führer möge es ihm nicht übelnehmen – er glaube nicht an eine Zersplitterung der Alliierten, wenn die Deutschen nicht aktiv würden.

Hitler legte den Kopf zur Seite, als sei er ebenfalls dieser Ansicht, und schnalzte

immer weiter mit den Fingern; dann lächelte er und gab damit zu verstehen, dass die zwanzigminütige Unterredung beendet war. Wolff und Ribbentrop gingen; sie waren angetan von der offensichtlich zustimmenden Reaktion des Führers auf Wolffs kühnen Vorschlag. Zwar hatte Hitler keinen Kommentar gegeben und auch keine besonderen Anordnungen erteilt, aber er hatte auch nicht nein gesagt. Dann trennten sie sich: Wolff wollte in Italien, Ribbentrop in Schweden sondieren.

Eine Strasse weiter sass Bormann in seinem Büro und schrieb an seine Frau; er schilderte die Geburtstagsfeier für Eva Braun, die am Tag zuvor stattgefunden hatte und zu der natürlich auch Plitner erschienen war.

... E. war sehr vergnügt, bedauerte sehr, dass kein geeigneter Tänzer vorhanden, kritisierte verschiedene in früher nicht gekannter Schärfe.

Sie sei leicht gereizt gewesen, weil der Führer ihr gerade mitgeteilt hatte, dass sie und andere Damen Berlin in wenigen Tagen verlassen müssten. Bormanns Brief kreuzte sich mit einem mythisch-verzückten Elaborat seiner Frau:

... Der Gedanke des Reiches, den uns der Führer gab, ist in die ganze Welt gegangen und wirkt im geheimen weiter, und gerade die unheimlichen Opfer, die unser Volk bringt und die es nur bringen kann, weil es so durchdrungen, besessen ist von diesem Gedanken, werben immer weiter für ihn und zeigen allen, wie richtig und notwendig unser Kampf ist.

Zu späterer Zeit wird das Reich, wie wir es ersehnen, einmal Wahrheit werden. Ob wir oder unsere Kinder das wohl erleben dürfen? Weisst Du, mir kommt es jetzt manchmal fast wie die Götterdämmerung in der Edda vor, wie sich Riesen und Zwerge und der Fenriswolf und die Mitgardschlange und alle bösen Mächte gegen die Götter verbinden, die meisten sind schon gefallen, die Unholde haben schon die Götterbrücke erstürmt, die Heere der toten Helden kämpfen unsichtbar mit den Walküren vereint auch mit, die Götterburg sinkt, und alles scheint zu Ende, und doch erhebt eine neue schöner denn je, und Baldur lebt wieder.

Vati, es ist mir jetzt oft so wunderbar, dass die Alten in ihrer Sage, und in der Edda vor allem, so zeitnah sind ...

Ach Liebster, wie sehr bin ich Dein, und wir werden weiterleben und weiterkämpfen, wenn auch nur ein einziges unserer Kinder diesen Weltenbrand übersteht.

Deine Mutti

4 Wer in einer Demokratie lebte, dem war die nazistische Philosophie völlig unverständlich, eine bizarre, phantastische Ersatzreligion; aber die Deutschen hatten erlebt, wie Hitler ihr Land vor der drohenden kommunistischen Revolution bewahrt und Arbeitslosigkeit und Hunger gebannt hatte. Zwar waren nur verhältnismässig wenig Deutsche Parteimitglieder, dennoch hatte niemals in der Geschichte ein einziger Mann so viele Millionen auf diese Weise hypnotisiert. Aus dem Nichts war Hitler nach oben gestiegen, um eine grosse Nation total zu beherrschen – nicht allein durch Macht und Terror, sondern auch durch Ideen. Er hatte den Deutschen den Platz an der Sonne versprochen, der ihnen, wie sie glaubten, zustand, und warnend hatte er immer wieder erklärt, dass dies nur ge-

länge, wenn die Juden mit ihren düsteren Plänen, die Welt durch den Bolschewismus zu beherrschen, zerschmetterten würden.

Vor allem hatte er den Deutschen mehr als zehn Jahre lang den Hass auf den Bolschewismus eingeimpft, und dieser Hass vor allem war es, der die Soldaten an der Ostfront so verzweifelt Widerstand leisten liess. Immer und immer wieder hatte er ihnen erzählt, wie die Roten ihre Frauen und Kinder, ihr Heim und ihr Vaterland schänden würden, und so kämpften sie jetzt, hoffnungslos unterlegen – getrieben von Hass, Furcht und Vaterlandsliebe. Sie kämpften – weniger mit Gerät und Waffen als mit Entschlossenheit, Verzweiflung und blindem Mut. Und die gigantische Militärmaschine der Roten Armee, an Panzern, Geschützen und Flugzeugen weit überlegen, lief langsamer. Noch eine Woche früher war dies unvorstellbar gewesen.

Typisch für den Kampfgeist, der an der Ostfront herrschte, war Oberst Hans-Ulrich Rudel, Führer einer Schlachtfliegergruppe. Rudel, mittelgross, war ein Mann von unerhörter Vitalität. Er ging nicht, sondern rannte; er sprach nicht, sondern sprudelte die Wörter mit heller Stimme heraus. Er hatte welliges hellbraunes Haar, helle braungrüne Augen und Gesichtszüge, die aus Stein gemeisselt schienen. Ohne Vorbehalt glaubte er an Hitler, wenngleich niemand die Fehler der Parteifunktionäre und auch der militärischen Führer so offen kritisierte wie er. In fast 2500 Einsätzen hatte er in sechs Jahren fast Unglaubliches geleistet: ein sowjetisches Schlachtschiff versenkt und rund 500 Panzer abgeschossen.

Am 8. Februar kämpften seine Männer an der Oder zwischen Küstrin und Frankfurt gegen die Angriffsspitzen, die Schukow durch Himmlers Heeresgruppe Weichsel getrieben hatte. Genaugenommen besass Himmler fast nichts, um die Russen aufzuhalten – ausgenommen die Oder, ein paar versprengte Einheiten und Rudels Stukas, geschmückt mit dem schwarzen Kreuz auf weissem Grund, dem Zeichen der Deutschen Ritter, die 600 Jahre früher gegen den Osten gekämpft hatten. Die einst gefürchteten Stukas waren langsam und unbeholfen, und wenn sie nach dem Angriff wieder hochzogen, boten sie ein leichtes Ziel. Rudel selbst war ein dutzendmal abgeschossen worden, und sein linkes Bein, von einer Maschinengewehrkugel getroffen, steckte noch im Gipsverband. In den vergangenen vierzehn Tagen waren seine Männer ständig die Oder entlanggejagt wie die Feuerwehr und hatten versucht, die Wellen der vorstossenden Panzer der Roten Armee aufzuhalten. Hunderte hatten sie vernichtet, aber Tausende waren zum Ufer der Oder vorgerückt.

Während der Ardennen-Offensive war Rudel ins Führerhauptquartier befohlen worden. Rudel sei jetzt genug geflogen, hatte Hitler damals gesagt, seine Hand ergriffen und ihm in die Augen geblickt. Jetzt müsse die deutsche Jugend von Rudels Erfahrungen profitieren, und deshalb müsse er am Leben bleiben.

Für Rudel war nicht mehr fliegen zu können das Schlimmste, und deshalb hatte er erwidert, er könne die Auszeichnung nicht annehmen, wenn er nicht mehr an die Front dürfe.

Hitler, Rudels Hand immer noch festhaltend und ihm immer noch in die Augen blickend, hatte ihm mit der Linken ein schwarzes, mit Samt ausgeschlagenes Etui hingehalten. Ein Orden mit funkelnden Brillanten lag in der Schatulle, ein Orden,

den Hitler persönlich für Rudel geschaffen hatte. Hitlers ernstes Gesicht hatte sich dann langsam entspannt, und lächelnd hatte er versprochen, dass Rudel weiter fliegen könne. Aber ein paar Wochen später hatte Hitler seine Ansicht erneut geändert und Rudel Startverbot erteilt. Wütend rief Rudel bei Reichsmarschall Göring an; aber der war nicht da. Rudel versuchte es bei Keitel, aber Keitel war bei einer Konferenz. So blieb nur eine Möglichkeit: ein Telefonat mit Hitler persönlich. Als er bat, mit dem Führer verbunden zu werden, fragte eine misstrauische Stimme, welchen Dienstgrad er habe.

«Unteroffizier», scherzte Rudel. Er hörte ein Lachen, und im nächsten Augenblick war Oberst Nikolaus von Below, Hitlers Luftwaffenadjutant, am Apparat. Below sagte, er wisse, was Rudel wolle, bitte ihn jedoch, den Führer nicht zu reizen. Rudel beschloss, bei Göring vorzusprechen, und traf wenige Stunden später in Karinhall, dem Landsitz des Reichsmarschalls, ein. Der Reichsmarschall trug ein schimmerndes Gewand mit weiten Ärmeln, die aussahen wie die Flügel eines riesigen Schmetterlings*.

Göring sagte, er habe schon vor einer Woche versucht, den Führer in Rudels Angelegenheit zu sprechen, aber Hitler habe abgewinkt: Wenn Rudel ihm gegenüberstehe, habe er – Hitler – nicht den Mut, ihm das Fliegen zu verbieten. Hitler freue sich zwar immer, Rudel zu sprechen, wolle ihn jedoch erst sehen, wenn Rudel sich seinen Wünschen gefügt habe. Göring betonte, dass dies die Worte des Führers seien und dass er über die Angelegenheit kein Wort mehr verlieren wolle: Er kenne alle Argumente und Einwände Rudels.

Rudel entgegnete nichts. Er fuhr zur Front zurück. Er flog weiter – heimlich; dann meldet der Wehrmachtsbericht, er habe an einem einzigen Tag elf Panzer geknackt. Er erhielt Befehl, sich sofort in Karinhall zu melden.

Göring war wütend. Der Führer wisse Bescheid, sagte er; er wünsche, dass Rudel sich sofort und ein für allemal dem Befehl beuge. Rudel solle den Führer nicht

* Nach Robert Kropp, der seit 1933 Görings Diener war, betraf die Extravaganz des Reichsmarschalls in seiner Kleidung vor allem Hausmäntel. Er sammelte sie, wie andere Menschen Briefmarken sammeln. Immer waren sie ungeheuer weit gearbeitet, nach seinen eigenen Entwürfen und aus Samt oder Brokat in Blau, Grün oder Rot. Einer dieser Morgenröcke war mit ägyptischen Hieroglyphen bedruckt. Zu jedem Gewand gab es passende Lederstiefel.

Wie Kropp berichtet, war Göring ein guter Familienvater, der oft stundenlang mit seinen Neffen spielte – wobei ihm besonderen Spass die elektrische Eisenbahn machte, die im Luftschutzbunker von Karinhall aufgebaut war. Kropp bezeichnet die Behauptungen als lächerlich, sein Dienstherr sei rauschgiftsüchtig gewesen, habe sich geschminkt und bei ausschweifenden Gelagen Phantasiekostüme getragen. Richtig ist, dass Göring nach dem Ersten Weltkrieg morphiumsüchtig war. In Schweden wurde er jedoch behandelt und geheilt. Kropp zufolge ist Göring nie rückfällig geworden. Ausserdem habe er kaum getrunken, seine besondere Vorliebe seien Süßigkeiten gewesen. Görings Haut sei von natürlicher rosiger Färbung, sein Haar von Natur gewellt gewesen. Wilde Gelage habe es nicht gegeben, erklärt Kropp; jedenfalls habe er nie etwas davon bemerkt.

Kropp steht mit seiner Ansicht nicht allein. Viele Berchtesgadener sprechen noch heute von Göring als einem leutseligen Menschen, während sie für Bormann nur Abscheu empfinden. In ihren Augen war der Reichsmarschall ein Mann mit Herz, und die für ihn arbeiteten, nannten ihn «Vati».

zwingen, ein Disziplinarverfahren wegen Ungehorsams einleiten zu müssen gegen einen Mann, der die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung trüge. Dem habe er, sagte Göring, nichts hinzuzufügen.

Jetzt, zwei Wochen später, am 8. Februar, flog Rudel immer noch. Abends bekam er Besuch: es war Albert Speer, Hitlers fähigster und intelligentester Mitarbeiter, der Minister für Bewaffnung und Munition. Der Führer plane Angriffe auf die Staudämme der sowjetischen Rüstungsindustrie im Ural, sagte Speer. Er wolle die feindliche Rüstungsproduktion – besonders die Panzerfertigung – für ein Jahr lahmlegen. Rudel solle das Unternehmen organisieren. Der Führer habe jedoch ausdrücklich darauf hingewiesen, dass Rudel nicht selbst fliegen dürfe. Rudel protestierte. Andere seien für einen solchen Job viel besser geeignet; er sei Sturzkampfflieger. Aber Speer entgegnete: «Der Führer wünscht, dass Sie es machen» und versprach, er werde ihm die Einzelheiten des Ural-Projekts zuschicken. Als der Minister sich verabschiedete, gab er zu, dass die Zerstörung so grosser Teile der deutschen Industrie ihn pessimistisch stimme. Er hoffe jedoch, der Westen werde die Situation erkennen und Europa nicht den Russen überlassen. Dann seufzte er und meinte: «Aber ich bin überzeugt, dass der Führer der richtige Mann ist, um dieses Problem zu lösen.»

5 9. Februar. Generaloberst Heinz Guderian, Generalstabschef des Heeres, studierte, wie jeden Tag vor der Lagebesprechung, die Frontberichte. Sie waren niederschmetternd. Er war kein Mann der Defensive, und dieses Kommando lag ihm nicht. Im Grunde war er Truppenoffizier, ein aufrechter Vollblutsoldat, der seine Männer so geschickt und überlegt geführt hatte, dass sie ihm alle – vom Stabsoffizier bis zum einfachen Schützen – blindlings gefolgt waren.

Nach sechs Jahren im preussischen Kadettenkorps war er zu einer Jäger-Kompanie gekommen, deren Chef sein Vater war. Während des Ersten Weltkrieges war er Nachrichtenoffizier, Angehöriger des Stabes der 4. Infanteriedivision und schliesslich Generalstabsoffizier gewesen.

Sein Interesse hatte schon früh der Panzerwaffe gegolten. Briten und Franzosen glaubten, Feuerkraft und Panzerung seien bei den Kampfwagen die entscheidenden Faktoren, aber Guderian betonte immer wieder, dass sie lediglich die Beweglichkeit der Panzer auf die der Infanterie reduzierten. Seiner Meinung nach aber war das Wesen des Panzerkriegs die Bewegung. An erster Stelle stehe die Mobilität, dann erst komme die Feuerkraft und an letzter Stelle die Panzerung. Seiner Ansicht nach war eine Panzerinheit nicht einfach eine Gruppe von Kampfwagen; sie musste ein völlig unabhängiger Verband sein, zu dem auch Flak, Panzerabwehrkanonen, motorisierte Infanterie und Pioniere gehörten. Diese Panzerdivisionen sollten nach Guderians Überlegungen in Panzerarmeen zusammengefasst werden und in grossen Verbänden von unerhörter Feuerkraft blitzartig operieren.

Der deutsche Generalstab teilte jedoch die Ansichten der britischen und französischen Fachleute; Guderians Träume wurden erst verwirklicht, als Hitler, den die Möglichkeit des Blitzkrieges faszinierte, an die Macht gekommen war. Guderians

Theorien wurden schliesslich in Polen und bei dem Panzervorstoss quer durch Belgien realisiert, und hätte Hitler seinen Vormarsch nicht gestoppt, wäre Guderian rechtzeitig am Kanal gewesen, um den Rückzug von Dünkirchen zu verhindern.

Auch die ersten grossen Erfolge des Russland-Feldzugs im Sommer 1941 waren zu einem grossen Teil den Lehren Guderians zu verdanken. Aber als dann der erste Schnee fiel und Guderian Hitler bat, ihn auf Moskau marschieren zu lassen, bestand der Führer darauf, zuerst Kiew einzuschliessen und zu nehmen. So ging wertvolle Zeit verloren, und Guderian bat, den Sturm auf Moskau bis zum Frühjahr aufzuschieben. Aber wieder war Hitler anderer Ansicht: Er befahl, sofort auf die russische Hauptstadt vorzustoßen.

Das Desaster, das sich daraus entwickelte, war der Anlass zu Guderians Abberufung; erst die Katastrophe von Stalingrad, ein Jahr später, führte dazu, dass er zu neuen Ehren kam. Trotz seiner Ernennung zum Chef des Generalstabs des Heeres (OKH) war der Bruch zwischen dem Generalobersten und dem Führer nur oberflächlich gekittet, und bei jedem Gespräch mit Hitler drohte die Gefahr eines neuen Konflikts. Die Atmosphäre war so, dass Guderians Adjutant, Baron Freytag von Loringhoven, ständig um das Leben seines Chefs bangte.

Guderian war wütend, als die beiden am 9. Februar von Zossen zur Lagebesprechung nach Berlin fuhren. Irgend etwas müsse geschehen, sagte er. Hoch im Norden standen die zwölf Divisionen der Heeresgruppe Kurland, die an der lettischen Küste eingeschlossen waren, unnütz herum, weil Hitler verboten hatte, sie über See abzutransportieren. 200 Kilometer südwestlich davon war die Heeresgruppe Nord im Gebiet von Königsberg ebenfalls abgeschnitten worden. Wie ihre weiter nordöstlich stehenden Kameraden wurden auch diese Soldaten auf dem Luftweg und über See versorgt; zur Schlacht um Deutschland konnten sie nicht das geringste beitragen. Dann war da Himmlers Heeresgruppe Weichsel; aber sie bestand praktisch vorerst nur auf dem Papier und konnte fast nichts tun, um Schukows Vorstoss auf Berlin aufzufangen. Und trotz der unmittelbaren Bedrohung Berlins wollte Hitler im Süden, in Ungarn, eine neue Offensive einleiten. Das sei lachhaft, knurrte Guderian. Er brummte, er werde an diesem Tag noch mit Hitler zusammenrücken.

Wie üblich, warf der SS-Posten einen prüfenden Blick auf die knappsitzenden Uniformen, ehe er die beiden in Hitlers Gemächer liess. Die Lagebesprechung hatte kaum begonnen, als Guderian Hitler abrupt aufforderte, die Offensive in Ungarn zu verschieben und stattdessen einen starken Schlag gegen Schukows auf Berlin vorrückende Angriffsspitzen zu führen. Schukow habe Schwierigkeiten mit seinem Nachschub, und eine Operation gegen die beiden Flanken des Angriffskeils könne zu einer Abschnürung der Spitze führen.

Geduldig hörte Hitler zu. Dann erklärte Guderian, dass genügend Divisionen für diesen Gegenschlag allerdings nur dann zur Verfügung stünden, wenn die deutschen Truppen sofort aus Kurland, vom Balkan, aus Italien und aus Norwegen zurückgeführt würden. Dieser Vorschlag wurde abgelehnt, was Guderian veranlasste, seine Forderungen nur noch hartnäckiger vorzutragen. «Glauben Sie nicht, dass mich Dickköpfigkeit verleitet, Ihnen immer wieder die Räumung Kur-

lands vorzuschlagen. Ich sehe keine andere Möglichkeit mehr, uns Reserven zu verschaffen, und ohne diese Reserven können wir die Reichshauptstadt nicht verteidigen. Ich tue es wirklich nur für Deutschland!»

Hitler erhob sich aus seinem Sessel; seine ganze linke Körperhälfte zitterte, als er schrie: «Wie können Sie mir so etwas sagen? Glauben Sie, ich kämpfe nicht für Deutschland? Mein ganzes Leben ist ein einziger Kampf für Deutschland!» Göring trat hinzu, nahm Guderian am Arm und zog ihn ins Nebenzimmer. Der Reichsmarschall und der General tranken eine Tasse Kaffee, und Guderian bemühte sich, seine Fassung zurückzugewinnen. Aber kaum war er im Vortragszimmer, fing Guderian noch einmal von der Rückführung der Kurland-Divisionen an. Wütend sprang Hitler auf und ging auf Guderian zu, der sich ebenfalls erhoben hatte. Gesicht an Gesicht starrten sich die beiden Männer an. Dann hob Hitler die Fäuste; aber der Generaloberst blieb stehen. Schliesslich packte General Wolfgang Thomale, einer von Guderians Stabsoffizieren, die Rockschösse seines Chefs und zog ihn zurück.

Hitler hatte sich inzwischen wieder in der Gewalt. Ruhig sagte er, er wolle Guderian den Gegenangriff führen lassen, wenn natürlich auch nicht ganz in den Massstäben, die sich der Generaloberst vorstelle, denn es sei unmöglich, Truppen aus Kurland abzuziehen. Und dann umriss er, was ihm vorschwebte: ein begrenzter Angriff von Norden her mit Truppen, die Himmler bereits zum Schutz Pommerns eingesetzt hatte.

Guderian wollte widersprechen, fand aber dann, dass ein kleiner Angriff besser sei als gar keiner. Zumindest würde so Pommern gedeckt und der Weg nach Ostpreussen offengehalten.

Ohne Rücksicht auf die Möglichkeit eines deutschen Gegenzugs trieb Schukow seine Angriffsspitze weiter nach Westen. Auf dem Westufer der Oder hatte er, zwischen Küstrin und Frankfurt, bereits einen Brückenkopf errichtet, der ihm als Sprungbrett nach Berlin dienen sollte.

Am Vormittag des 9. Februar rief das Oberkommando der Luftwaffe bei Rudel an: sowjetische Panzer hätten die Oder überquert und seien in den Brückenkopf eingerückt. Das Oberkommando sei nicht in der Lage, rechtzeitig schwere Artillerie heranzuführen, um die Panzer daran zu hindern, über die Autobahn nach Berlin zu rollen; sie könnten nur von Stukas aufgehalten werden. Ein paar Minuten später war Rudel mit allen einsatzfähigen Maschinen in der Luft und nahm Kurs auf die zugefrorene Oder. In der Nähe von Frankfurt machte er eine Pontonbrücke aus. Er gab einer Staffel Befehl, die Brücke anzugreifen, und machte sich am Westufer auf die Suche.

Er sah Spuren im Schnee – Panzer oder Flak-Zugmaschinen? Durch schweres Flakfeuer ging er tiefer; bei der Ortschaft Lebus entdeckte er ein gutes Dutzend getarnter Panzer. Flaksplitters durchschlugen die Tragflächen seiner Maschine, und er bemühte sich, schnell wieder Höhe zu gewinnen. Unter ihm standen mindestens acht Flakbatterien; er war sich klar, dass es so gut wie Selbstmord wäre, über ebenem Terrain, ohne hohe Bäume oder Gebäude, die beim Anflug Schutz vor der feindlichen Luftabwehr geben konnten, auf Panzerjagd zu gehen. Unter anderen Umständen hätte er sich ein anderes Ziel gesucht. Aber jetzt war Berlin

in Gefahr. Über Bordfunk gab er durch, dass er mit Hauptmann Ernst Gadermann, seinem Heckschützen, allein die Panzer angreifen werde. Die anderen Maschinen sollten warten, bis die Flak sich durch ihr Mündungsfeuer verriete, und dann versuchen, sie ausser Gefecht zu setzen.

Rudel zog Schleifen, dann sah er eine Gruppe von T-34 langsam aus dem Wald herauskriechen. Er wusste, dass ihm diesmal nur Glück helfen konnte. Er stellte seine Maschine auf den Kopf. Links und rechts detonierten Flakgranaten, aber er stürzte weiter. Bei etwa 150 Metern Höhe zog er die Maschine leicht an und drehte auf einen der langsam dahinrollenden Panzer zu; für den Fall, dass er sein Ziel überfliegen musste, wollte er nicht in einem allzu steilen Winkel angreifen. Er feuerte mit beiden Kanonen, und im selben Augenblick stand der Panzer in Flammen. Schon hatte er den zweiten T-34 im Visier. Er zielte auf das Heck; der Panzer flog in die Luft. Binnen weniger Minuten hatte er zwei weitere zerstört. Er kehrte zu seinem Einsatzhafen zurück, um Munition zu ergänzen, und startete zum zweitenmal. Nachdem er wiederum mehrere Panzer abgeschossen hatte, machte er sich flügelahm auf den Rückweg: Tragflächen und Tanks waren von Flaksplittern durchsiebt. Er stieg in eine andere Maschine.

Beim vierten Einsatz waren es bereits zwölf Abschüsse; übriggeblieben war nur noch ein grosser «Stalin». Rudel stieg über den Feuerbereich der Flak hinauf und ging dann unvermittelt in fast senkrechten Sturzflug über; dabei versuchte er, der Abwehr durch kräftige Seitenbewegungen auszuweichen. Kurz vor seinem Ziel fing er die Maschine ab und feuerte; dann drehte er ab und jagte im Tiefflug weiter, um aus der Reichweite der Flakgeschütze zu kommen. Der «Stalin» qualmte, aber er rollte weiter. Rudels Schläfen hämmerten. Er wusste, dass er ein gefährliches Spiel spielte, bei dem die Chancen des Gegners mit jedem Angriff grösser wurden; aber irgend etwas an dem einsamen Panzer reizte ihn: Er musste ihn zerstören. Er sah, dass die rote Kontrolllampe der einen Kanone blinkte: Ladehemmung ! Und in der zweiten war nur noch ein Schuss. Er stieg erneut auf 750 Meter. Er kämpfte mit sich. Warum alles für einen einzigen Schuss riskieren? Vielleicht verhinderte gerade dieser eine Schuss, dass der Panzer weiter nach Deutschland hineinrollte.

Heulend stürzte seine Maschine nach unten. Rudel sah das Mündungsfeuer der Flak und versuchte, den Granaten auszuweichen. Dann fing er die Ju 87 ab und feuerte. Der «Stalin» begann zu brennen. Rudel fegte an ihm vorbei und ging auf Höhe. Dann ein dumpfer Schlag, und ein Schmerz fuhr wie glühendes Eisen durch sein rechtes Bein. Er konnte nichts sehen. Um ihn war alles schwarz. Keuchend versuchte er, die Maschine in der Hand zu behalten.

Sein rechtes Bein sei weg, berichtete er Gadermann über die Sprechanlage.

Das sei wohl nicht möglich, erwiderte der ruhig, denn dann könnte er nicht mehr sprechen. Gadermann war von Beruf Arzt, von der Berufung her Flieger. Als Student hatte er mehrere Messuren geschlagen, und er liebte den Kampf. Gadermann fügte hinzu, die rechte Tragfläche brenne, und sie müssten landen. Sie hatten zwei Treffer erhalten.

Rudel sagte zu Gadermann, er solle ihn an einen Platz dirigieren, wo er eine Notlandung machen könne; er könne noch immer nicht sehen. Aber Gadermann solle

ihn nach der Landung sofort herausholen, denn er habe keine Lust, lebendig zu verbrennen.

Gadermann wies den Flugzeugführer ein. «Hochziehen!» schrie er.

Bäume oder Telefondrähte, überlegte Rudel. Wie lange würde die brennende Tragfläche noch halten? Der stechende Schmerz im Bein löschte alle anderen Empfindungen aus, und was er tat, waren nur Reaktionen auf Gadermanns Zurufe. «Hochziehen!» schrie Gadermann noch einmal.

Das wirkte auf Rudel wie ein Schwall kalten Wassers. «Wie sieht das Gelände aus?» fragte er.

«Schlecht – lauter Hügel.»

Rudel war sich klar darüber, dass er jeden Moment ohnmächtig werden konnte, aber vorher musste er die Maschine auf den Boden bringen. Er spürte, wie sie ausbrach, und trat auf das linke Pedal. Ein greller Schmerz durchzuckte den linken Fuss, und er schrie auf. Aber war denn nicht das rechte Bein getroffen worden? überlegte er. Er hatte ganz vergessen, dass das linke noch in einem Gipsverband steckte.

Die Maschine brannte, als Rudel den Steuerknüppel langsam anzog, um das Flugzeug zur Landung durchsacken zu lassen. Er spürte einen Ruck und hörte ein kreischendes Geräusch. Dann war alles still. Er wurde ohnmächtig, aber die fast unerträglichen Schmerzen brachten ihn wieder zu Bewusstsein. Noch einmal wurde er bewusstlos, und er kam erst wieder zu sich, als er auf dem Operationstisch eines Verbandsplatzes ein paar Kilometer westlich der Oder lag. «Ist es weg?» fragte er mit schwacher Stimme.

Der Arzt, der sich über ihn gebeugt hatte, nickte. Also Schluss mit Schiläufen, mit Schwimmen und Stabhochsprung, überlegte Rudel. Aber was machte das schon aus, da so viele Kameraden noch viel schwerer verwundet waren; was bedeutete der Verlust eines Beines, wenn er geholfen hatte, das Vaterland zu retten?

Der Chirurg entschuldigte sich: Das Bein sei nicht mehr zu retten gewesen. Ein wenig später tauchte Görings Leibarzt auf: der Reichsmarschall wünsche, dass Rudel in das Lazarett im Berliner Zoo-Bunker gebracht werde. Göring habe Hitler sofort von dem Absturz unterrichtet, und der Führer sei froh darüber gewesen, dass Deutschlands grösster Held noch so gut davongekommen war. Er habe nur gesagt: «Natürlich – wenn die Küken klüger sein wollen als die Henne.»

War Rudel in Hitlers Augen der ideale Soldat, so war der 47jährige Dr. Goebbels für Hitler der Muster-Intellektuelle. Seit einer Operation, die Goebbels mit sieben Jahren durchgemacht hatte, war sein linkes Bein zehn Zentimeter kürzer geblieben. So kam es, dass Goebbels sich vor allem mit geistigen Dingen beschäftigte. Später war er nacheinander Romancier, Drehbuchautor und Dramatiker gewesen –immer ohne Erfolg. Ausgestattet mit einer Vielfalt von Talenten, aber durch Enttäuschungen verbittert, war er zu einem glühenden Verfechter der Ideen Hitlers geworden. Wäre zu jener Zeit in Deutschland ein Kommunist von Hitlers Format auf den Plan getreten, hätte Goebbels durchaus dessen Werkzeug werden können: Im Grunde war er ein Revolutionär, und was ihn an der nazistischen Philosophie so anzog, war ihr revolutionärer Geist.

Martin Bormann war ein ebenso überzeugter Nazi, und in gewissem Sinne waren diese beiden Männer Hitlers treueste Gefolgsleute. Beide waren bereit, für den Führer alles zu tun. Beide misstrauten Himmler, wie Himmler ihnen misstraute. Aber trotz dieser Ähnlichkeiten waren die beiden Männer von so verschiedener Wesensart, dass man sich grössere Gegensätze kaum vorstellen konnte. Bormann war untersetzt und stämmig; sein Stiernacken war der eines Ringkämpfers. Sein grobes rundes Gesicht mit der breiten Nase drückte fast tierische Brutalität aus. Farblos und hölzern, zog er es vor, im Hintergrund zu bleiben. Der schlanke, quicke Goebbels dagegen schillerte wie ein Schauspieler; er fühlte sich am wohlsten, wenn er im Rampenlicht stand. Er hatte Humor, und es gelang ihm stets, seine oder seinen Zuhörer mit seinem Charme und Witz zu bezaubern. Bormann war ein genauer und unermüdlicher Arbeiter, Goebbels dagegen ein Mann voller Phantasie, ja Besessenheit – nach Speer eher ein lateinischer als ein germanischer Geist, was ihn für seine Rolle als Meister der Rede und der Propaganda prädestinierte.

Was Bormann am Nationalsozialismus anzog, waren vermutlich dessen Kirchenfeindlichkeit und Nationalismus, aber auch der Umstand, dass er Bormann eine Karriere versprach. Als Mitarbeiter von Rudolf Hess war Bormann ein völlig unbekannter Mann gewesen, und selbst als Leiter der Parteikanzlei wusste man in Deutschland kaum etwas über ihn. Aber er war zum Schatten Hitlers geworden, immer bereit, die schwierigsten und anstrengendsten Aufgaben zu erledigen, wobei ein beiläufig ausgesprochener Wunsch des Führers genügte, um Bormann aktiv werden zu lassen. So hatte Hitler einmal, als er aus dem riesigen Fenster des Berghofes sah, geäußert, dass ein nahegelegenes kleines Haus die Aussicht verderbe und dass man es entfernen lassen könnte, wenn die Besitzer gestorben seien. Ein paar Tage später stellte Hitler fest, dass der Stein des Anstosses auf wunderbare Weise verschwunden war: Der eifrige Bormann hatte das Häuschen einfach abreißen lassen und die Bewohner umgesiedelt – in ein sehr viel schöneres Haus umgesiedelt, das ihnen freilich nicht gefiel.

Bormann war der geheimnisumwittertste aller NS – Funktionäre. Er verabscheute Auszeichnungen und öffentliche Ehrungen und vermied es, sich dem Publikum zu zeigen: Bilder, auf denen er zu sehen war, waren so selten, dass ihn wohl nur ganz wenige Deutsche erkannt hätten. Er wollte nur der Mann sein, ohne den Hitler nicht auskommen konnte.

Im April 1943 wurde Bormann offiziell der Sekretär des Führers, und in dieser Eigenschaft besass er fast unbeschränkte Macht. Er war es, der bestimmte, wer zu Hitler vorgelassen wurde und welche Unterlagen dem Führer vorgelegt wurden. Und er war bei fast allen wichtigen Unterredungen zugegen.

Nach dem Bombenattentat vom 20. Juli 1944 war Hitler immer abhängiger geworden von den paar Männern, denen er absolut vertrauen konnte, und von diesen wenigen war allein Bormann in der Lage, die Ideen und Vorstellungen des Führers in klare, einfache Vorschläge umzumünzen. Wie Hitler einmal sagte, waren Bormanns Vorschläge stets so exakt formuliert, dass er, Hitler, lediglich ja oder nein zu sagen brauchte. Mit Bormann erledigte er in zehn Minuten einen Aktenberg, mit dem er sich andernfalls Stunden beschäftigen müsste. Und wenn

er Bormann auftrüge, ihn in sechs Monaten an irgend etwas zu erinnern, könne er sicher sein, dass dies auch geschehe. Beschwerde sich jemand über Bormanns rücksichtslose Methoden, erwiderte Hitler, dass er Bormanns Brutalität zwar kenne, dass Bormann aber auch zu Ende führe, was er angefangen habe und dass er, Hitler, sich völlig auf ihn verlassen könne.

Die beiden Paladine, die einander so ähnlich und doch wieder so verschieden waren, kämpften erbittert um die Gunst und das Ohr des Führers; aber dieser Zweikampf wurde im stillen ausgefochten. Goebbels erkannte, wie sehr der Führer von Bormann abhängig war, war aber zu klug, um es sich anmerken zu lassen; und Bormann, der genau wusste, dass Goebbels immer noch einen engen persönlichen Kontakt zum Führer hatte, war zu klug, es auf einen offenen Kampf ankommen zu lassen.

Goebbels war nicht nur Propagandaminister, sondern auch Reichsverteidigungskommissar für Berlin, und am gleichen Tag, an dem Rudel sein Bein verlor – am 9. Februar –, hielt er in dieser Funktion in seinem Büro eine Ansprache vor einem kleinen Kreis. Anwesend waren Generalleutnant Bruno von Hauenschild, Stadtkommandant von Berlin, der Oberbürgermeister, der Polizeipräsident, Staatssekretär Dr. Werner Naumann, ein Mitarbeiter von Goebbels, und Hauptmann Karl Hans Hermann, der von Hauenschild als Verbindungsoffizier zu Goebbels abkommandiert worden war. In den vorangegangenen neun Tagen hatte Hermann in der Goebbelsschen Wohnung gelebt; man hatte ihm das Zimmer eines Sohnes von Frau Goebbels aus früherer Ehe zugewiesen. Nach den vielen Gerüchten, die Hermann über Goebbels' Liebesaffären gehört hatte, war er überrascht, dass Goebbels ein aufmerksamer und fürsorglicher Ehemann war, und Hermann hatte bald feststellen können, dass trotz aller Affären zwischen den Eheleuten ein herzliches Verhältnis bestand. Während eines nächtlichen Luftangriffs, als man gemeinsam im Keller sass, hatte Hermann gesehen, wie Frau Goebbels die Hand ihres Mannes nahm und sie gegen ihre Wange legte.

An diesem 9. Februar lüftete Goebbels ein Staatsgeheimnis. Er verpflichtete alle Anwesenden zu strengstem Stillschweigen und sagte dann, er habe eben mit Hitler gesprochen. Der Führer habe sich entschlossen – was auch immer geschehe –, Berlin nicht zu verlassen! Jeder wusste jetzt, welche grosse Aufgabe es war, die Hauptstadt zu verteidigen. Für Goebbels aber war diese Entscheidung der erste grosse Sieg über Bormann. Goebbels war immer der Meinung gewesen, dass Hitler, wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, in Berlin sein müsse, umgeben von seinen engsten Gefährten. Der praktische Bormann hatte darauf bestanden, dass Hitler sich nach Berchtesgaden absetzen müsse. Freilich, ein Goebbelsscher Sieg war Hitlers Entscheidung keineswegs. Zwar hatte Goebbels in diese Richtung und Bormann in die entgegengesetzte gezogen, aber Hitler hatte schliesslich seinen Entschluss selbst getroffen. Sollte sich die Lage ändern, würde er bereit sein, ihn schon morgen zu widerrufen.

Von all den Mächtigen Europas war er der einzige, der nicht gestürzt werden konnte, weil er bei seinem Volk einen so starken Rückhalt hatte. Er war der Mann der Vorsehung, und er wusste es auch. Für ihn war die Tatsache, dass er dem Bombenattentat auf so wunderbare Weise entgangen war, ein Beweis für seine

Sendung, und immer noch glaubte er, was er 1924 in der Festung Landsberg geschrieben hatte:

«Innerhalb langer Perioden der Menschheit kann es einmal Vorkommen, dass sich der Politiker mit dem Programmierer vermählt. Je inniger aber diese Verschmelzung ist, um so grösser sind die Widerstände, die sich dem Wirken des Politikers dann entgegenstemmen. Er arbeitet nicht mehr für Erfordernisse, die jedem nächstbesten Spiessbürger einleuchten, sondern für Ziele, die nur die wenigsten begreifen. Daher ist dann sein Leben zerrissen von Liebe und Hass. Der Protest der Gegenwart, die den Mann nicht begreift, ringt mit der Anerkennung der Nachwelt, für die er ja auch arbeitet.»

Am 9. Februar waren seine Ziele tatsächlich nur noch den wenigsten begreiflich; aber immer noch folgten ihm Millionen in blinder Ergebenheit.

5 «Richter Roosevelt ist einverstanden»

I Draussen herrschte eine Temperatur von minus 5 Grad, als um 16.00 Uhr die Sitzung in der grossen Halle des Liwadia-Palastes begann; im Kamin brannte ein Holzfeuer. Churchill, dessen Wangen so rosig waren wie immer, trug die Uniform eines Obersten. Er rauchte seine unvermeidliche Zigarre.

Zum erstenmal in Jalta zeigte sich auch Harry Hopkins – der Mann, der Roosevelt am nächsten stand. In der vorangegangenen Woche hatte er infolge von Magenblutungen zwölf Pfund abgenommen. Jetzt sass er hinter dem Präsidenten, trotz quälender Magenkrämpfe aufmerksam und gespannt.

Roosevelt eröffnete die Sitzung mit dem Vorschlag, die Deutschland betreffenden politischen Fragen zu diskutieren. Dazu gehörte vor allem die Aufteilung Deutschlands nach seiner Niederlage, und dieses Problem war bereits ausführlich von der Europäischen Beraterkommission (European Advisory Commission – E.A.C.) behandelt worden, bestehend aus diplomatischen Vertretern der Sowjetunion, der Vereinigten Staaten und Grossbritanniens*. Die E.A.C. hatte bereits empfohlen, Deutschland nach dem Krieg in drei Besatzungszonen aufzuteilen, wobei das östliche Drittel den Russen, das nordwestliche Drittel den Engländern und der Südwesten den Amerikanern zufallen solle. Grossbritannien und die Sowjetunion hatten den Plan gebilligt; aber Roosevelt war nicht gerade glücklich darüber, die nur

* Im Oktober 1943 waren der amerikanische, der britische und der russische Aussenminister in Moskau zusammengekommen, und sie hatten unter anderem beschlossen, einen ständigen Ausschuss mit Sitz in London zu gründen. Diplomaten sollten alle Probleme untersuchen, die nach Deutschlands Niederlage geregelt werden müssten.

schwer zugängliche südwestliche Zone zu erhalten, und seine Zustimmung stand noch aus.

Jetzt liess Stalin keinen Zweifel daran, dass er die Frage der Aufteilung Deutschlands sofort gelöst haben wollte. Aber überraschenderweise war es Churchill – und nicht Roosevelt –, der sich jeder vorschnellen Entscheidung in dieser Angelegenheit widersetzte.

«Wenn man mich heute fragte, wie ich Deutschland aufteilen würde», sagte er, «wäre ich zu einer Antwort nicht bereit.» Gründliche Vorarbeiten seien nötig. «Ich habe keine feste Meinung. Mir wäre es lieb, wenn das Problem in Übereinstimmung mit meinen beiden grossen Alliierten untersucht und möglicherweise geklärt werden könnte.» Als Stalin darauf beharrte, man müsse sich hier und sofort entscheiden, konterte Churchill deutlich: «Ich halte es nicht für möglich, die genaue Art der Aufteilung zu diskutieren. Das könnte auf einer Friedenskonferenz geschehen.»

«Sie meinen beide dasselbe», begütigte Roosevelt. Er trennte die beiden Gegner wie ein Ringrichter. Dann äusserte er, es sei eine gute Idee, Deutschland in vielleicht fünf oder sieben Staaten aufzuteilen.

«Oder weniger», murmelte Churchill. Er fand, eine Zweiteilung Deutschlands sei genug. «Ich sehe keine Notwendigkeit, den Deutschen zum Zeitpunkt der Kapitulation mitzuteilen, ob wir ihr Gebiet zerstückeln werden oder nicht!»

Harry Hopkins kritzelte eine Notiz auf einen Zettel und reichte ihn Roosevelt.

«Mr. President,

ich würde vorschlagen, dass Sie sagen, Sie hielten dies für eine sehr wichtige und dringende Angelegenheit, und die drei Aussenminister sollten morgen einen Vorschlag über das Verfahren vorlegen, das einen baldigen Beschluss über die Aufteilung ermöglicht.

Harry.»

Ein paar Minuten später kam ein anderer Zettel, von Stettinius in seiner ordentlichen Handschrift geschrieben, wobei die Unterschrift mit einem optimistischen Aufwärtsbogen endete:

«Mr. President,

wir können uns einverstanden erklären, darauf einzugehen – auf der ersten Sitzung der Aussenminister.

Ed.»

«Wenn diese Frage in der ganzen Welt diskutiert wird, wird es hundert verschiedene Pläne für die Aufteilung geben», sagte Roosevelt. «Daher bitte ich, dass wir diese Frage unter uns behandeln und dass die drei Aussenminister morgen einen Plan für die Aufteilung mitbringen.»

«Sie meinen einen Plan für das Studium des Problems der Aufteilung, nicht einen Plan für die Aufteilung selbst?» fragte der Premierminister schnell.

«Ja, für die Untersuchung der Frage der Aufteilung.»

Churchill war einverstanden – Stalin offensichtlich nicht. «Ich glaube, dass der Plan des Premierministers, den Deutschen nichts zu sagen, sehr riskant ist; wir sollten es ihnen mitteilen – im voraus.»

«Die Vorstellung des Marschalls, die in gewisser Weise meiner eigenen ähnelt», sagte Roosevelt, «ist, dass es leichter sein wird, wenn es vorher festgelegt und ihnen mitgeteilt wird.»

«Aber Sie wollen es ihnen doch auch nicht sagen», erwiderte Churchill. «Eisenhower will es jedenfalls nicht. Für die Deutschen wäre es ein Grund, noch erbitterter zu kämpfen. Wir sollten diese Sache nicht publik machen.»

Roosevelt fragte Churchill, ob er damit einverstanden wäre, den Terminus «Aufteilung» in die Kapitulationsbedingungen aufzunehmen, die von der E.A.C. bereits entworfen waren.

«Ja, ich wäre einverstanden», knurrte Churchill.

«Dann ist noch die Frage der französischen Zone zu entscheiden», fuhr Roosevelt fort. Erst vor kurzem war Frankreich – auf Verlangen de Gaulles und mit Churchills begeisterter Unterstützung – in die E.A.C. aufgenommen worden; aber wegen Stalins Einspruch war ihm noch keine Besatzungszone zugeteilt worden. Am Abend zuvor hatte Churchill Eden gegenüber noch geäußert, er sei für alles, was die Einheit der Grossen Drei erhalte. Aber jetzt wurde deutlich, dass er bereit war, diese Einheit um einer guten Sache willen aufs Spiel zu setzen, und diese gute Sache war eine Besatzungszone für Frankreich.

Churchill erhob sich, um Frankreich zu verteidigen – genaugenommen jedoch, um die Russen zu bremsen. Er spürte, dass das Gleichgewicht der Kräfte mit der Niederlage Hitler-Deutschlands aufgehoben sein und Moskau versuchen würde, Westeuropa ebenso dem Kommunismus zu unterwerfen, wie es das mit Südosteuropa bereits tat. Wenn Frankreich in Deutschland eine Zone erhielte, würde dies nur den Damm gegen den Kommunismus verstärken. «Frankreich wünscht eine Zone, und ich bin dafür, diesen Wunsch zu erfüllen.»

«Meiner Meinung nach könnten bei unserer Arbeit Komplikationen entstehen, wenn wir ein viertes Mitglied haben», sagte Stalin und spielte gleichfalls den Unschuldengel.

«Dies wirft die ganze Frage der künftigen Rolle Frankreichs in Europa auf», sagte Churchill. «Und ich persönlich habe das Gefühl, dass Frankreich eine sehr bedeutende Rolle spielen sollte ... Frankreich hat Erfahrungen darin, Deutschland besetzt zu halten. Es hat seine Sache gut gemacht und wird keine Milde zeigen. Wir möchten sicherstellen, dass seine Macht wächst, damit es helfen kann, Deutschland am Boden zu halten.» Er warf Roosevelt einen vielsagenden Blick zu: «Ich weiss nicht, wie lange die Vereinigten Staaten sich an der Besetzung beteiligen werden.»

«Zwei Jahre», antwortete Roosevelt prompt.

Matthews, der hinter dem Präsidenten sass, sah, wie Stalins Augen aufblitzten, als Pawlow, der Dolmetscher, das übersetzte. Offenbar wollte Stalin sichergehen, dass Pawlow die «zwei Jahre» richtig verstanden hatte, deshalb bat er den Präsidenten, das ausführlicher zu erläutern.

«Ich kann das Volk und den Kongress zwar zur Kooperation zugunsten des Friedens bringen, aber nicht dazu, in Europa für lange Zeit eine Armee zu unterhalten», sagte Roosevelt. «Zwei Jahre wären das äusserste.»

Jetzt war das Funkeln in Stalins Augen nicht mehr zu übersehen. Harriman, der den Marschall besser kannte als irgendein Amerikaner, wäre es lieber gewesen, wenn der Präsident Stalin nicht so unüberlegt einen derartigen Vorteil eingeräumt hätte.

«Ich hoffe nur, dass auch die Lage danach ist», knurrte Churchill und versuchte seine Bestürzung zu verbergen. «Auf jeden Fall werden wir die Hilfe der Franzosen brauchen.»

«Frankreich ist unser Verbündeter», sagte Stalin; er glich einer fetten Katze, die eben eine Maus verschlingt. «Wir haben mit Frankreich einen Vertrag geschlossen. Wir wünschen, dass es eine grosse Armee besitzt.» Er konnte es sich leisten, grossmütig zu sein.

Churchill bekam einen neuen Schock, als Roosevelt bemerkte: «Ich wäre genauso zufrieden, wenn die Franzosen nicht in den Kontrollapparat aufgenommen würden.» Was der Präsident damit meinte, war selbst Hopkins nicht klar, da Frankreich ja bereits Mitglied der E.A.C. war. Hopkins begann sofort, eine neue Notiz zu kritisieren.

Stalin jedenfalls schien zu glauben, Roosevelt wolle ihm gegen Churchill helfen, und so sagte er herzlich: «Auch ich bin der Meinung, dass Frankreich gross und stark sein soll; aber wir können nicht vergessen, dass die Franzosen dem Feind in diesem Krieg Tür und Tor geöffnet haben ... Die Kontrolle und Verwaltung Deutschlands muss jenen Mächten vorbehalten bleiben, die Deutschland von Anfang an entschlossen entgegengetreten sind, und Frankreich gehört nicht zu dieser Gruppe.»

«Zu Beginn dieses Krieges hatten wir alle unsere Schwierigkeiten», bemerkte Churchill trocken. «Aber die Tatsache bleibt, dass Frankreich seinen Platz erhalten muss. Wir brauchen Frankreich bei der Verteidigung gegen Deutschland ... Wenn die Amerikaner nach Hause zurückkehren, muss ich ernstlich an die Zukunft denken.»

Stalin wusste zweifellos, woran Churchill dachte, und wiederholte, dass er gegen eine Beteiligung Frankreichs am Kontrollapparat sei. Während Churchill seinen Standpunkt erläuterte, reichte Harry Hopkins Roosevelt einen Zettel.

«1. Frankreich ist bereits Mitglied der European Advisory Commission. Augenblicklich beschäftigt sich nur dieser Ausschuss mit den deutschen Angelegenheiten.

2. Eine Zone Zusagen.

3. Entschluss über Kontrollkommission hinausschieben.»

Roosevelt las es, blickte auf und sagte: «Ich glaube, wir haben übersehen, dass Frankreich bereits in der European Advisory Commission sitzt.» Hopkins hatte verhindert, dass sich hier ein ernstes Problem entwickelte. «Ich schlage vor, dass die Franzosen eine Besatzungszone erhalten, dass wir aber die Diskussion über den Kontrollapparat verschieben.»

«Damit bin ich einverstanden», sagte Stalin, und alle waren überrascht, wie schnell seine Antwort kam. Für Stettinius war klar, dass der Marschall einen Zusammenstoss mit Roosevelt zu vermeiden wünschte; ebenso deutlich war allerdings, dass Stalin fest entschlossen war, mit Churchill über jeden einzelnen Punkt zu ringen. Churchill: «Ich schlage vor, dass die drei Aussenminister einen Entwurf ausarbeiten, wie die Kontrollkommission aussehen soll.» Eden beugte sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

«Er (Eden) sagt gerade, das sei bereits geschehen; also ziehe ich meinen Antrag zurück.»

Als nächstes kam die Frage der Reparationen an die Reihe, und als Iwan Maiskij - der mit seinem korrekt gestutzten Spitzbart, seiner gebildeten Art und seinem fließenden Englisch Stettinius sehr beeindruckte - die sowjetische Forderung nach zehn Milliarden Dollar vorlegte, war es Churchill, der gegen diese enorme Ziffer Einwendungen erhob und auf die schlechten Erfahrungen verwies, die man mit den Reparationen nach dem Ersten Weltkrieg gemacht hatte. Er warnte auch vor der Idee, Deutschland hungern zu lassen. «Sollen wir vielleicht sagen, es geschähe ihnen recht, wenn achtzig Millionen hungern? Und wenn nicht: Wer soll die Lebensmittel bezahlen?»

«Irgendwie werden sie schon zu essen bekommen», meinte Stalin.

Roosevelt, wieder einmal der Moderator, bezog eine Position, die etwa in der Mitte lag. «Wir haben nicht die Absicht, die Bevölkerung umzubringen. Wir wünschen, dass Deutschland lebt, aber es soll keinen höheren Lebensstandard als die UdSSR haben. Ich denke mir ein Deutschland, das sich selbst erhält, aber nicht verhungert... Zum Wiederaufbau müssen wir soviel wie möglich beitragen, aber wir können nicht alles allein machen. Lassen wir Deutschland also genügend Industrie und Arbeitsmöglichkeiten, damit es nicht verhungert.»

Ein paar Minuten später wurde die Sitzung vertagt. Manche Amerikaner, Bohlen etwa, fanden, dass der Präsident die Briten in der Frage der Reparationen nicht nachdrücklich genug unterstützt habe. Roosevelt hatte zwar den Morgenthau-Plan - der vorsah, Deutschland die Industriegebiete an Ruhr und Saar wegzunehmen und es in ein Agrarland umzuwandeln - fallengelassen, aber Morgenthau Projekt spukte immer noch in den Köpfen, und für Leute wie Bohlen, die die Geschichte Mittel- und Osteuropas genau kannten, bedeutete ein plötzlich bäuerlich gewordenes Deutschland fast automatisch die Beherrschung des gesamten Gebietes durch die Sowjetunion.

Die Vollsitzung des nächsten Tages begann mit der Diskussion eines Problems, das Roosevelt besonders am Herzen lag: der Organisation der Vereinten Nationen. Churchill erklärte, dass der Friede zwar offensichtlich von den drei Grossmächten abhinge, dass jedoch den vielen kleineren Nationen das Recht zugesichert werden müsse, ihre Wünsche und Beschwerden vorzubringen. «Es könnte so aussehen, als erhöhen wir (drei) den Anspruch, die Welt zu beherrschen. Dabei haben wir lediglich den Wunsch, der Welt zu dienen und sie vor einer Wiederholung der fürchterlichen Prüfungen zu bewahren, die ihre Bewohner bereits über sich ergehen lassen mussten. Aus diesem Grunde finde ich, dass wir (drei) Grossmächte das tun sollten, was ich als stolze Unterordnung unter die Weltgemeinschaft bezeichnen möchte.»

Dem aufmerksamen Stettinius fiel auf, dass Churchills Hornbrille ständig herunterrutschte, und dass Stalin, der wieder russische Zigaretten rauchte, unaufhörlich auf einem Bogen Papier herumkritzelte.

«Es geht nicht darum, dass eine Macht oder drei Mächte die Welt beherrschen wollen», entgegnete Stalin. «Ich kenne keine grosse Nation, die die Absicht hat, die Welt zu beherrschen. Aber vielleicht irre ich mich», fügte er mit einem Anflug von Sarkasmus hinzu, «und bin nicht ausreichend informiert. Deshalb möchte ich

meinen Freund, Mr. Churchill, bitten, die Mächte zu nennen, die vielleicht beabsichtigen, die Welt zu beherrschen. Ich bin überzeugt, dass Mr. Churchill und England diese Herrschaft nicht anstreben. Ich bin überzeugt, dass auch die Vereinigten Staaten einen derartigen Wunsch nicht haben. Dasselbe gilt für die UdSSR. Also bleibt nur eine Macht übrig – China!»

«Ich sprach von den drei Grossmächten, die hier zusammengekommen sind und sich gemeinsam auf eine so hohe Ebene erheben, dass andere glauben, sie versuchen, die Welt zu beherrschen», sagte Churchill.

Das Problem sei sehr viel ernster, erklärte Stalin. «Solange wir drei leben, wird keiner von uns zulassen, dass sein Land in aggressive Handlungen verwickelt wird. Aber in zehn Jahren ist möglicherweise keiner von uns mehr auf dieser Welt. Dann wird eine neue Generation kommen, die die Schrecken des Krieges nicht erlebt hat und vergisst, was wir durchgemacht haben. Wir möchten den Frieden für mindestens fünfzig Jahre sichern. Ich jedenfalls habe diese Vorstellung. Deshalb müssen wir meiner Ansicht nach jetzt eine Struktur schaffen, die einer Beherrschung der Welt so viele Hindernisse wie möglich in den Weg legt ... Die grösste Gefahr in der Zukunft ist die Möglichkeit von Konflikten zwischen uns selbst.»

Roosevelt gab dem Gespräch eine andere Richtung, indem er die Sprache auf das heikelste Thema – Polen – brachte. Seit Monaten hatte Churchill den widerstrebenden Roosevelt gedrängt, die Londoner Polen zu Konzessionen gegenüber Stalin zu bringen, um die Zusammenarbeit mit Russland zu verbessern; jetzt war es jedoch Churchill, der Polen verteidigte.

«Grossbritannien hat in Polen keine materiellen Interessen», sagte der Premier. «Sein Anliegen ist ein Anliegen der Ehre, denn wir haben das Schwert für Polen gegen Hitlers brutalen Angriff gezogen. Ich könnte mich niemals mit einer Lösung abfinden, die Polen nicht frei und unabhängig lässt.» Drohend blickte er über den Rand seiner Brille hinweg. «Unser sehnlichster Wunsch, der uns so am Herzen liegt wie unser Leben, ist, dass Polen Herr im eigenen Haus und Herr seiner selbst ist.» Er schlug vor, die drei Grossmächte sollten hier und sofort eine polnische Regierung einsetzen. «Eine provisorische oder Interimsregierung, wie der Präsident sagte, die bis zu den ersten freien Wahlen amtiert, so dass wir alle drei sie anerkennen können ... Wenn uns das gelänge, könnten wir den Verhandlungstisch verlassen und hätten einen grossen Schritt zum Frieden und zum Gedeihen Mitteleuropas getan.»

Stalin beantragte eine zehnminütige Unterbrechung, und der Butler des Präsidenten – der Maitre d'Hôtel vom «Metropol» – erschien, gefolgt von befrackten Kellnern, die auf silbernen Tablett Gebäck, belegte Brote und kochendheissen Tee in dünnen Gläsern hereintrugen. Die Amerikaner liessen die heissen Gläser ständig von einer Hand in die andere wandern, was die Russen sehr amüsierte; schliesslich wurden silberne Halter gebracht.

Dann ging die Sitzung weiter. Stalin erinnerte in heftigen Worten daran, dass Deutschland während der letzten dreissig Jahre zweimal durch Polen marschiert sei, um nach Russland einzudringen. Natürlich erwähnte er mit keinem Wort – und Roosevelt wie Churchill waren höflich genug, auch nicht davon zu sprechen

dass der russische Verbündete 1939 Deutschland in Polen auf halbem Weg entgegengekommen war. Aber nachdrücklich wies er darauf hin, dass die Curzon-Linie nicht von Russen gezogen worden sei und dass er nicht mit weniger nach Moskau zurückkehren könne, als Curzon und Clemenceau seinerzeit angeboten hätten.

«Jetzt zur Regierung», fuhr er fort. «Der Premierminister hat gesagt, er wolle hier eine polnische Regierung schaffen. Meiner Ansicht nach handelt es sich dabei um ein sprachliches Versehen. Ohne Teilnahme der Polen können wir keine polnische Regierung einsetzen. Man sagt immer, ich sei ein Diktator», fügte er mit leisem Lächeln hinzu, «aber ich fühle demokratisch genug, um eine polnische Regierung nicht ohne Polen zu bilden.»

Nach Stalins langer Rede machte der sichtlich erschöpfte Roosevelt den Vorschlag, die Sitzung zu vertagen, da es bereits Viertel nach acht sei; aber Churchill wollte noch einige abschliessende Bemerkungen loswerden. «Vielleicht irren wir uns, aber ich habe das Gefühl, dass die Lubliner Regierung nicht einmal ein Drittel der polnischen Bevölkerung repräsentiert ... Ich kann nicht finden, dass die Lubliner Regierung berechtigt ist, die polnische Nation zu vertreten.»

An diesem Tag wurde ein Kommuniqué herausgegeben, das besagte, es bestünde «völlige Übereinstimmung über gemeinsame militärische Operationen in der Endphase des Krieges gegen Nazi-Deutschland» und dass die Diskussionen über Probleme, die mit der Sicherung des Friedens zusammenhängen, ebenfalls aufgenommen worden seien. Das Kommuniqué klang optimistisch; aber manche Amerikaner, welche die Russen kannten, waren doch besorgt. Der frühere amerikanische Botschafter in Russland, William C. Bullitt, beispielsweise fürchtete, dass Roosevelt ausmanövriert werde. Er erinnerte sich an ein Wort Roosevelts, er werde Stalin vom sowjetischen Imperialismus zur demokratischen Zusammenarbeit bekehren, indem er ihm alles geben werde, was Moskau für den Kampf gegen die Nazis brauche. Stalin habe den Frieden so bitter nötig, hatte der Präsident gesagt, dass er dafür gerne bezahlen werde, und zwar, indem er mit dem Westen zusammenarbeite.

Bullitt hatte vorausgesagt, dass Stalin seine Zusagen nie einhalten werde.

«Bill, über Tatsachen streite ich mit Ihnen nicht», hatte Roosevelt erwidert. «Sie stimmen. Ich streite mit Ihnen auch nicht über die Logik Ihrer Einwände. Ich habe einfach das Gefühl, dass Stalin kein solcher Mensch ist. Harry Hopkins meint das auch; er glaubt, dass Stalin einzig und allein Sicherheit für sein Land verlangt. Wenn ich ihm alles gebe, was mir möglich ist, und dafür nichts verlange, glaube ich – noblesse oblige –, wird er nichts annektieren und mit mir für eine demokratische und friedliche Welt Zusammenarbeiten.» Und dann hatte der Präsident, als Bullitt nicht nachgab, gesagt, er erinnere sich an eine Auseinandersetzung, die er 1918 mit Woodrow Wilson gehabt habe, als die Deutschen die Front der französischen und britischen Armeen durchbrochen hatten. Roosevelt hatte darum gebeten, amerikanische Soldaten an den kritischen Abschnitt zu werfen, weil sonst die Alliierten geschlagen würden. Wilson habe ihn angeschaut und gesagt: «Roosevelt, ich möchte unsere Truppen nicht dazu verwenden, dieses Loch zu stopfen. Was Sie Voraussagen, mag eintreten, aber ein Gefühl sagt mir, dass es nicht ein-

treten wird. Die Verantwortung trage ich und nicht Sie, und ich werde meinem Gefühl folgen.» Dann fuhr Roosevelt fort: «Genau dasselbe möchte ich heute zu Ihnen sagen, Bill. Die Verantwortung trage ich und nicht Sie, und ich werde meinem Gefühl folgen.»

Obgleich Roosevelt in Jalta immer noch an das glaubte, was er zu Bullitt gesagt hatte, zog er doch seine besten militärischen und politischen Experten zu Rate. Die Militärs drängten ihn, möglichst verbindliche Zusagen für die weitere Zusammenarbeit mit der Roten Armee einzuhandeln, die ja bei der bevorstehenden Offensive der Alliierten im Westen eine wichtige Rolle spielen würde. Als Marshall kurz vor der Konferenz auf Malta mit Eisenhower zusammengekommen war, hatte der Oberste Befehlshaber betont, dass der Erfolg seines Vorstosses nach Deutschland hinein zu einem erheblichen Teil von der Fortsetzung der grossen russischen Offensive im Osten abhinge.

Noch grössere Sorgen machte sich George Marshall über den Krieg im Pazifik. Er hatte Roosevelt bereits warnend darauf hingewiesen, dass der Sieg über Japan die Amerikaner mindestens 500'000, vielleicht sogar eine Million Mann Verluste kosten werde, es sei denn, Russland schalte sich ein. Und er hatte Roosevelt gebeten, sich diesbezüglich von Stalin in Jalta ein verbindliches Versprechen geben zu lassen. Mit seiner hervorragenden Antenne für die öffentliche Meinung wusste Roosevelt, dass die meisten amerikanischen Bürger einen derartigen Plan, der zahlreichen Amerikanern das Leben retten konnte, begeistert unterstützen würden; und so hatte er sich entschlossen, Marshalls Rat zu folgen.

In den letzten Wochen hatte Roosevelt auch mehr auf die Empfehlungen des Aussenministers gehört als bisher. Die Position von Leuten, die wie Finanzminister Morgenthau eine harte Politik gegenüber den Deutschen befürworteten, wurde immer schwächer, während sich der mässige Einfluss von Berufsdiplomaten wie Bohlen und Matthews durchzusetzen begann. Der Präsident hatte sich auch zu Herzen genommen, was Harriman gesagt hatte: dass Stalin zwar grob und direkt sei, dass die meisten jedoch den Fehler begingen, Stalins erste Äusserungen schon für bare Münze zu nehmen. Harriman empfahl, Stalin erst drei oder vier weitere Fragen zu stellen, um herauszubekommen, wie hoch der wirkliche Preis sei. Er wusste, wie zäh und energisch Stalin war. Trotz theologischer Studien und obwohl er der Sohn eines Priesters war, hatte Stalin den Kommunismus zu seiner Religion gemacht, und jedes Mittel war ihm recht, um diese Religion zu verbreiten. Harriman selbst hatte Stalin ohne jede Gefühlsregung sagen hören, er habe seinerzeit bewusst Millionen von Kulaken verhungern lassen, um die Bauern unter Kontrolle zu bringen.

Ausserdem hatte Harriman berichtet, dass persönliche Beziehungen zu Stalin – entgegen anderen Annahmen – doch sehr wichtig seien. Churchill bewunderte den sowjetische Diktator als einen zähen Kämpfer, aber er traute ihm doch nur, solange der Kampf dauerte; mit offenbar gemischten Gefühlen hatte er zu Harriman gesagt: «Er (Churchill) ist ein toller Kerl.» Dem amerikanischen Präsidenten gegenüber empfand er jedoch Respekt, und stets hörte er Roosevelt aufmerksam zu. Er räumte ein, dass der «New Deal» ein völlig neues Konzept sei, von dem Marx und Lenin sich nichts hätten träumen lassen.

An all dies dachte Roosevelt im Palais Liwadia. Ausserdem konnte er natürlich nicht daran Vorbeigehen, dass Anfang Juni 1944 im Osten viermal so viele Deutsche Soldaten gestanden hatten wie im Westen, und dass ohne die Rote Armee, die die Hauptlast des Krieges in Europa trug, seinerzeit die Landung in der Normandie wohl kaum gelungen wäre.

Am Abend beschloss er, Stalin zum Thema Polen einen Brief zu schreiben; denn mittlerweile war klar, dass der Erfolg der Konferenz von diesem Problem abhing. Harry Hopkins und das Aussenministerium (besonders Bohlen) halfen, das Schreiben zu entwerfen. Eine Abschrift des Entwurfs brachte Harriman ins Palais Woronzow, wo Churchill und Eden ihn lasen. Eden fand, der Brief ziele zwar in die richtige Richtung, klinge jedoch noch bei weitem nicht entschlossen genug, und schlug deshalb verschiedene Verbesserungen vor. Churchill und Harriman waren mit den Änderungen sofort einverstanden, und Roosevelt baute sie in den Text ein.

Mein lieber Marschall Stalin!

Ich habe über unsere Sitzung von heute nachmittag noch sehr viel nachgedacht und möchte Ihnen in aller Offenheit mitteilen, was mich beschäftigt.

Soweit die polnische Regierung betroffen ist, irritiert mich sehr, dass die drei grossen Mächte über den politischen Aufbau in Polen zu keiner gemeinsamen Ansicht kommen. Ich habe den Eindruck, dass wir alle auf der ganzen Welt in ein schlechtes Licht gerückt werden, weil Sie die eine Regierung anerkennen, während wir und die Briten eine andere in London anerkennen. Ich bin überzeugt, dass dieser Zustand nicht andauern sollte und dass, wenn dies dennoch der Fall ist, es nur dazu führt, dass unsere Bevölkerung glaubt, zwischen uns bestehe ein Bruch, was nicht der Fall ist...

Sie müssen mir glauben, wenn ich sage, dass die Menschen in unserer Heimat mit kritischem Blick das betrachten, was sie in diesem entscheidenden Stadium des Krieges für eine Misshelligkeit halten. Im Effekt sagen sie, dass wir niemals in der Zukunft zu einer Verständigung über noch entscheidendere Dinge gelangen werden, wenn wir schon jetzt nicht einer Ansicht sind, da unsere Armeen gemeinsam gegen den gemeinsamen Feind vorgehen.

Ich muss unmissverständlich deutlich machen, dass wir die Lubliner Regierung, wie sie sich jetzt zusammensetzt, nicht anerkennen können, und die Welt wird es für ein beklagenswertes Ergebnis unserer Arbeit hier halten, wenn wir in offenen und offensichtlichen Meinungsverschiedenheiten über dieses Thema auseinandergehen ...

Der amerikanische Präsident schlug vor, Bierut und Osobka-Morawski von der Lubliner Regierung wie auch Mikolajczyk und andere Vertreter der Londoner Polen nach Jalta einzuladen.

Ich hoffe, Ihnen nicht versichern zu müssen, dass die Vereinigten Staaten in keiner Weise eine provisorische Regierung in Polen unterstützen werden, die mit Ihren Interessen nicht vereinbar wäre.

Es braucht nicht weiter erwähnt zu werden, dass jede Interimsregierung, die hier als Ergebnis unserer Konferenz mit den Polen gebildet würde, verpflichtet wäre, in Polen freie Wahlen zum frühest möglichen Termin abzuhalten. Ich weiss, dass

dies völlig mit Ihrem Wunsch übereinstimmt, dass ein neues, freies und demokratisches Polen aus dem Unheil dieses Krieges hervorgeht.

Ihr sehr ergebener

Franklin D. Roosevelt.

An diesem Abend luden sich Amerikaner wesentlich niedrigeren Ranges selbst zu einer Tanzveranstaltung in Jalta ein, bei der es schliesslich zu einem Jitterbug-Wettbewerb kam. Niemand konnte später genau sagen, wer den Partner mit grösserer Geschicklichkeit herumgewirbelt hatte: die schwitzenden Amerikaner oder die stämmigen russischen Mädchen.

2 Als sich am nächsten Tag, dem 7. Februar, die Konferenzteilnehmer zur vierten Vollsitzung um den grossen runden Tisch versammelten, zog sich Churchill einen Stuhl heran und zwängte sich zwischen Roosevelt und Stettinius. «Onkel Joe wird Dumbarton Oaks akzeptieren», flüsterte er heiser. Damit meinte Churchill, dass Stalin den amerikanischen Vorschlag bezüglich des Abstimmungsmodus im Sicherheitsrat der Vereinten Nationen annehmen werde. Bei der Konferenz von Dumbarton Oaks im vorangegangenen Herbst hatten die Amerikaner Einstimmigkeit der fünf ständigen Mitglieder (Grossbritannien, die Vereinigten Staaten, die Sowjetunion, China und Frankreich) bei Entscheidungen des Sicherheitsrats verlangt. Sie hatten auch darauf bestanden, dass sämtliche Mitglieder der Organisation, ob gross oder klein, angehört werden müssten.

Roosevelt empfahl zu Beginn der Sitzung, zuerst die polnische Frage zu behandeln. Stalin sagte, er habe die Übersetzung des Briefes des Präsidenten erst einhalb Stunden zuvor erhalten und seitdem erfolglos versucht, Bierut und Osobka-Morawski telefonisch zu erreichen. «Inzwischen», fuhr er fort, «hat Molotow einen Entwurf vorbereitet, der in gewissem Umfang dem Vorschlag des Präsidenten entspricht. Hören wir uns den Entwurf einmal an, wenn die Übersetzung fertig ist. Inzwischen können wir über Dumbarton Oaks sprechen.»

Sofort war Roosevelt klar, was Molotow sagen wollte. «Wir glauben, dass die in Dumbarton Oaks getroffenen Entscheidungen und die vom Präsidenten vorgeschlagenen Abänderungen nach dem Krieg die Zusammenarbeit zwischen sämtlichen Nationen, ob gross oder klein, sicherstellen werden! Aus diesem Grunde halten wir die vorgelegten Vorschläge für annehmbar.»

Der Präsident strahlte, bis Molotow hinzufügte, die Sowjetunion werde sich mit der Zulassung von drei, mindestens jedoch zwei Sowjetrepubliken als unabhängige Mitglieder der Vereinten Nationen zufriedengeben. Roosevelts Gesicht verfiel, und hastig schrieb er einen Zettel für Stettinius: «Das ist nicht so gut.» Trotzdem bezeichnete er die sowjetische Zustimmung als einen grossen Schritt vorwärts. Dann fing er an, Molotows Forderung auführlich, wenn auch höflich zu kritisieren.

Hopkins schickte ihm einen Zettel.

Mr. President,

bevor Schwierigkeiten entstehen, sollten Sie meiner Ansicht nach versuchen, die Sache an die Aussenminister abzugeben. Harry.

Roosevelt warf einen Blick auf das Papier. Er stellte fest, es sei wichtig, die neuen Vereinten Nationen unverzüglich ins Leben zu rufen; dann schlug er vor, die ganze Angelegenheit den Aussenministern zu überweisen, die auch für die erste UN-Sitzung einen Termin, vielleicht im März, ausmachen sollten.

«Ich stehe den Vorschlägen des Präsidenten keineswegs ablehnend gegenüber», erwiderte Churchill, «habe jedoch das Gefühl, dass man den Aussenministern bereits eine ganze Menge Arbeit aufgeladen hat.» Der März sei als Zeitpunkt für die erste Sitzung der Vereinten Nationen viel zu früh: Der Krieg habe seinen Höhepunkt erreicht und die Weltlage sei viel zu unsicher.

Stettinius schob Roosevelt einen Zettel zu:

Stimson ist derselben Ansicht.

Erheblich interessanter fand Roosevelt jedoch eine Notiz von Hopkins:

Hinter dem ganzen Gerede steckt etwas, das wir noch nicht genau kennen. Vielleicht sollten wir noch ein wenig warten, um zu erfahren, woran er denkt.

Unter diese Notiz schrieb Roosevelt: «Das alles ist Unsinn!» Dann strich er das Wort «Unsinn» wieder aus und kritzelte stattdessen «Politik».

Zwischendurch war Molotow von einem Boten der Polen-Entwurf übergeben worden, und der russische Aussenminister begann, ihn zu verlesen. Roosevelt und Churchill zogen die Stirn in Falten, als Molotow zum dritten Absatz kam: «Es wurde für wünschenswert gehalten, der provisorischen polnischen Regierung einige demokratische Führer aus den Kreisen polnischer Emigranten beizugeben.»

«Hier fiel eben ein Wort, das mir nicht gefällt», unterbrach Roosevelt den russischen Aussenminister. «Und das ist das Wort Emigrant.»

Churchill kam ihm zu Hilfe; er konstatierte, ihm missfalle es ebenfalls; er erklärte – gerade so, als gebe er Stalin Nachhilfeunterricht in Geschichte –, dass dieses Wort während der französischen Revolution entstanden sei und dass man in England damit eine Person bezeichne, die von ihren eigenen Landsleuten aus der Heimat vertrieben wurde.

Churchill redete immer weiter, und Roosevelt schrieb eine Notiz auf einen Zettel, den er Hopkins hinhielt: «Das dauert jetzt schon eine halbe Stunde.» Im Scherz hatte sich Roosevelt schon über die langen Reden von «dear old Winston» beklagt, die seiner Ansicht nach manchmal nichts sagten und Stalin ganz offensichtlich reizten.

Churchill führte aus, er wünsche, dass Polen – als Ausgleich für jene Gebiete in Ostpolen, welche die Sowjetunion für sich beanspruche – Gebiete in Ostdeutschland erhalte, warnte jedoch davor, Polen ein allzu grosses Stück von Deutschland zu geben. «Ich wünsche nicht, dass man die polnische Gans mit deutschem Futter stopft, bis sie Verdauungsschwierigkeiten bekommt.» Viele Engländer würden über die zwangsweise Umsiedlung von mehr als sechs Millionen Ostdeutschen schockiert sein.

«Dort sind dann keine Deutschen mehr», sagte Stalin trocken. «Wenn unsere Truppen kommen, rennen die Deutschen weg.»

«Dann ist da noch das Problem, was man mit ihnen in Deutschland anfangen soll», sagte Churchill. «Wir haben sechs oder sieben Millionen getötet, und bevor der Krieg zu Ende ist, wird wahrscheinlich noch eine weitere Million hinzukommen.»

«Eine oder zwei?» sagte Stalin.

«Ich will mich da nicht festlegen», antwortete Churchill und fragte, ob Stalin bereit sei, den Absatz über die Bildung einer provisorischen polnischen Regierung zu ändern.

Stalin, in ausgesprochen guter Laune: «Einverstanden, das ist annehmbar.»

«Gut», sagte Churchill, «ich bin ferner der Meinung des Präsidenten, dass wir diese Sache bis morgen überschlafen sollten.»

«Auch das ist für mich akzeptabel», sagte Stalin.

Man vertagte sich. Leahy erklärte, dass die Sitzung höchst vielversprechend verlaufen sei, und die Amerikaner waren angetan von der Geschicklichkeit, mit der Roosevelt bei den häufigen Wortwechseln zwischen Churchill und Stalin interveniert hatte.

Die Engländer waren mit ihrem Beifall sparsamer und nicht so begeistert von Roosevelts Vermittlerrolle; ein paar kritisierten sogar unverhohlen das Verhalten des Präsidenten, das ihrer Ansicht nach eine erschreckende Unkenntnis der Geschichte Osteuropas verriet. Eden fand, Roosevelt sei zu beflissen gewesen, Stalin zu überzeugen, dass die USA sich nicht mit England gegen Russland zusammenschliessen wollten; das habe zu einer gewissen Unsicherheit bezüglich der anglo-amerikanischen Beziehungen geführt, welche die Sowjets ausnutzten. Für ihn war Roosevelt ein Politiker, der sein nächstes Ziel deutlich vor sich sah, dessen Weitblick jedoch zu wünschen übrigliess.

Am späten Abend schickte Churchill ein ausführliches Telegramm an Clement Attlee, den Führer der Labour Party und stellvertretenden Premierminister.

Heute ging es viel besser. Sämtliche amerikanischen Vorschläge für die Verfassung von Dumbarton Oaks wurden von den Russen akzeptiert, die feststellten, dass sie sich hauptsächlich auf Grund unserer Erläuterungen in der Lage sahen, den Plan aufrichtig zu begrüßen. Sie reduzierten ihre Forderung auf zwei Stimmen ... Trotz unserer düsteren Warnungen und Vorahnungen hat Jalta sich soweit recht günstig entwickelt...

Er erwähnte auch den Brief, den Roosevelt Stalin zum Thema der polnischen Regierung geschrieben hatte. Wenn acht oder zehn polnische Demokraten wie Mikolajczyk in die neue Regierung aufgenommen würden, erklärte Churchill, würde es für England von Vorteil sein, diese Regierung sofort anzuerkennen.

... Wir könnten dann Botschafter und Missionen nach Polen schicken und zumindest in gewissem Umfang feststellen, was dort geschieht und ob die Grundlagen für eine freie, gerechte und unbeeinflusste Wahl gelegt werden können, die allein einer polnischen Regierung Leben und Existenz verleihen können. Wir hoffen, dass Sie uns auf diesem schwierigen Gebiet volle Freiheit des Handelns und Verhandeln geben ...

Attlee war über diesen ausführlichen Bericht erfreut. Obgleich er und Churchill politisch genau entgegengesetzte Ansichten vertraten, funktionierte die Regierungsarbeit in der Zeit des Krieges fast reibungslos. Attlee, dessen hervorragende Fähigkeiten sich hinter einem etwas farblosen Äusseren verbargen, empfand für den vielseitigen Churchill Zuneigung und respektierte dessen beachtliche Talente, auch wenn er das Gefühl hatte, der Premierminister schlage gelegentlich über die

Stränge. «Winston», sagte er einmal, «besteht aus neunzig Prozent Genie und zehn Prozent Einfalt. Was er braucht, ist eine gute strenge Sekretärin, die hin und wieder sagt: Seien Sie nicht so einfältig!» Und er erinnerte sich immer an das Wort, das Lloyd George vor langer Zeit geprägt hatte: «Da ist dieser Winston; er hat für jedes Problem ein halbes Dutzend Lösungen, und eine davon ist die richtige; die Schwierigkeit ist nur, dass er nicht weiss, welche.»

3 Am gleichen Tag, dem 7. Februar, rief Generalleutnant H.D.G. Crerar, Befehlshaber der Kanadischen 1. Armee, die Kriegsberichterstatter in sein Hauptquartier im holländischen Tilburg; in grossen Zügen unterrichtete er sie über seine Pläne für die Operation *Veritable*, den ersten Schritt zu Montgomerys grossem Vorstoss ins Herz Deutschlands.

Veritable sollte am kommenden Morgen an Montgomerys nördlicher Flanke anlaufen. Das Operationsgebiet war von zwei Flüssen begrenzt. Der Rhein, der Deutschland in nördlicher Richtung durchfliesst, macht an der holländischen Grenze eine Biegung nach Westen, und im Raum Nimwegen ist er von der aus Belgien kommenden Maas nur gute zehn Kilometer entfernt. Die Kanadier wollten aus diesem schmalen Streifen heraus angreifen und südöstlich vorstossen, um alle deutschen Kräfte aus dem Gebiet zwischen den Flüssen zu vertreiben. «Möglicherweise wird diese Operation lange dauern, und es kann harte und zermürbende Kämpfe geben», erläuterte Crerar. «Aber alle sind zuversichtlich, dass wir den grossen Auftrag, den durchzuführen wir die Ehre haben, zu einem erfolgreichen Abschluss bringen.»

Theoretisch war der Plan einfach und unkompliziert, aber Crerar wusste genau, dass alles vom Wetter und dem Gelände abhing, das er zu überwinden hatte. Am Nachmittag fuhr Brian Horrocks, der Kommandierende General des xxx. britischen Korps, der den Angriff einleiten sollte, zu einer vorgeschobenen Beobachtungsstelle nahe Nimwegen, wo im vorangegangenen Herbst so viele Amerikaner bei dem erfolglosen Versuch gefallen waren, das nördliche Ende des Westwalls in einem Luftlande-Unternehmen aufzureissen. Im Südosten sah Horrocks eine flache Senke, die dann rund fünfzig Meter anstieg und in die undurchdringliche Dunkelheit des Reichswaldes überging. Die Tannen standen dort so dicht, dass die Sicht nur wenige Meter betrug; trotzdem musste Horrocks frontal angreifen. Auch oberhalb des Waldes musste er Vorgehen, und zwar entlang einer Strasse, die von Nimwegen nach Südosten verlief. Diese Strasse führte etwa acht Kilometer durch eine Niederung, um dann leicht anzusteigen und nach weiteren fünf Kilometern die befestigte deutsche Stadt Kleve – von wo übrigens die vierte Frau Heinrichs VIII., Anna von Kleve, stammte – zu erreichen.

Horrocks' erstes Problem war es gewesen, unbemerkt 200'000 Soldaten mit Panzern, Geschützen und Fahrzeugen in das Waldgebiet hinter Nimwegen zu bringen. In den vorangegangenen drei Wochen hatten jeweils nach Einbruch der Dunkelheit 35'000 Fahrzeuge Horrocks' Männer und das Material in die Ausgangsstellungen gebracht, obwohl mehrere Nachschubstrassen infolge plötzlichen Tauwetters und schwerer Regenfälle überflutet waren.

Als Horrocks den Horizont absuchte, konnte er beim Feind keine ungewöhnlichen Bewegungen feststellen. Trotzdem machte er sich Gedanken. Die Wälder und Ortschaften um Nimwegen waren mit Truppen so vollgestopft, dass jede Erbse, die die Deutschen in diesem Gebiet fallen liessen, bestimmt irgend jemanden treffen musste. Was, wenn sie einen grösseren Luftangriff flogen, oder wenn es wieder anfang zu regnen?

Crerar hatte den Kriegsberichterstatern nicht mitgeteilt, dass *Veritable* nur der erste von zwei aufeinanderfolgenden Schlägen sein sollte: Sobald die Deutschen Reserven herangeführt hatten, um *Veritable* zu stoppen, würde Montgomerys Südflanke den Raum angreifen, der von Truppen entblösst war. Dieses zweite Unternehmen hatte den Decknamen *Grenade*; es sollte das deutsche Oberkommando zwingen, die Reserven wieder nach Süden zu werfen. In der zu erwartenden Verwirrung sollte Horrocks dann schnell bis zum Rhein Vordringen. Mit der Leitung von *Grenade* hatte Montgomery General William Simpson, Befehlshaber der amerikanischen 9. Armee, beauftragt. «Big Simp» – das «Big» unterschied ihn von «Little Simp», einem anderen amerikanischen General namens Simpson – war gross, schlank, hatte einen kahlen Schädel und markante Züge. Er sah zwar aus wie ein zorniger Indianerhäuptling, aber es gab vermutlich keinen anderen amerikanischen Kommandeur, der von seinem Stab weniger gefürchtet und mehr bewundert wurde. «Big Simp» sprach gedämpft und verlor nur selten die Beherrschung.

In seinem Gefechtsstand, etwa 100 Kilometer von Nimwegen, hatte Simpson seine Kommandeure um sich versammelt. Er warnte sie davor, ihre Verbände durcheinandergeraten zu lassen. «Halten Sie Ihre Abschnitte in Ordnung. Halten Sie Ihre Einheiten in Takt.» Dann teilte er mit, dass der Angriff drei Tage später, am 10. Februar, beginnen werde.

Aber so sorgfältig Simpson auch geplant hatte, der Erfolg des Unternehmens hing letzten Endes von einem General in einer anderen Heeresgruppe ab – und von einem Fluss. Der Fluss war die Rur, die von den Ardennen nach Norden fliesst und also das erste Hindernis bildete, das Simpson auf dem Weg zum Rhein zu überwinden hatte. Der andere General war Courtney Hodges, dessen Truppen eben versuchten, die Rur-Staudämme unzerstört in die Hand zu bekommen. Wenn die Deutschen die gewaltigen Dämme sprengten, würden Millionen Tonnen Wasser die Rur über die Ufer treten lassen, und dann würde es Simpson in den folgenden Wochen unmöglich sein, den Fluss zu überqueren. Schlimmer noch war jedoch, dass dann sämtliche Einheiten, die bereits über den Fluss gegangen waren, abgeschnitten sein würden.

Der Erfolg des Unternehmens *Veritable* im Norden hing also allein vom Wasser ab: von den aufgestauten Fluten, rund 150 Kilometer südlich, und vom Regen. Bei Einbruch der Dunkelheit war der Himmel über dem Gebiet um Nimwegen immer noch klar und wolkenlos. Kurz vor 21.00 Uhr hörte Horrocks ein dumpfes Dröhnen: 769 schwere britische Bomber flogen Kleve und Goch an, diesseits und jenseits des Reichswaldes. Kurz bevor der Morgen des 8. Februar dämmerte, kletterte Horrocks auf einen kleinen Hochsitz in halber Höhe eines Baumes – seinen Befehlsstand – und beobachtete, wie an der gesamten Front die Granaten deto-

nierten, die mehr als tausend schwere Geschütze abgefeuert hatten. Es war eine kalte graue Dämmerung, und zu Horrocks Schrecken fing es an zu regnen. Aber immer noch konnte er den grössten Teil des Kampffeldes übersehen – selbst für einen kampfgeübten Mann war es ein fürchterlicher Anblick. Dann hörte das Artilleriefeuer unvermittelt auf, und Panzer und «Kangaroos» – gepanzerte Mannschaftstransportwagen – rumpelten durch den Schlamm nach vorne.

Von 9.20 Uhr an ging auf die deutschen Stellungen Sperrfeuer nieder, das nach vierzig Minuten seinen Höhepunkt erreichte. Von 10.30 Uhr, der Angriffszeit, an würde das Sperrfeuer alle vier Minuten um 100 Meter vorverlegt, während die Sturmabteilung von vier Divisionen im Schutz künstlichen Nebels in der Senke vorrückten. Wenn der Feind sie auch nicht erkennen konnte – Horrocks sah sie deutlich, und beobachtete gebannt, wie einzelne Gruppen von Soldaten und Panzern sich gegen leichten Widerstand zum Wald vorarbeiteten. Aber nach einer Stunde standen die Panzer still. Sie waren im Schlamm festgefahren.

Der Schlamm war keineswegs das grösste Hindernis für *Veritable*. Etwa 140 Kilometer südlich lief sich auch der Angriff der Hodges unterstellten 78. Infanteriedivision gegen die Rur-Dämme fest. Kurz vor Mittag rief Hodges den Kommandierenden General des v. Korps, Clarence Huebner, an, um ihm zu sagen, dass er mit den Erfolgen der 78. Division unzufrieden sei. 780 schwere Geschütze unterstützten den Angriff, und Hodges konnte nicht begreifen, dass es mit so viel Artillerie nicht möglich war, einen Weg zu den Dämmen freizuschiessen. «Bis morgen muss ich sie haben», stellte er fest.

Huebner wusste, dass die 78. Division erschöpft war und dass eine frischere Einheit in den Kampf geworfen werden musste. «Ich muss die 9. Division einsetzen», teilte er Hodges mit.

«Morgen früh muss ich die Dämme haben», sagte Hodges. «Wie Sie es schaffen, ist Ihre Sache.»

Huebner wandte sich an Generalmajor Louis Craig, Kommandeur der 9. Division, der gerade eingetroffen war, und fragte ihn, wann er eingreifen könne.

«Ziemlich sofort», erwiderte Craig.

4 Den amerikanischen Stabschefs machte der Krieg im Pazifik weit mehr Sorgen. Im Palais Jussupow, dem Hauptquartier Stalins in Jalta, sassen sie ihren sowjetischen Kollegen gegenüber. Vor allem ging es um die Schritte, die Russland tun sollte, sobald es Japan den Krieg erklärt hatte.

Während die Stabschefs konferierten, unterhielten sich Roosevelt und Stalin in Gegenwart Molotows und Harrimans sowie der beiden Dolmetscher Pawlow und Bohlen über dasselbe Thema. Roosevelt erklärte, er hoffe, dass verstärkte Bombenangriffe Japan zur Kapitulation veranlassen und so eine Landung auf den japanischen Inseln überflüssig machen würden. Stalin erwiderte, er würde gern über die politischen Bedingungen eines Kriegseintritts der UdSSR in Fernost sprechen. Diese Bedingungen, erklärte er, seien bereits in einer Unterhaltung mit Harriman erörtert worden.

Roosevelt hatte das Gefühl, es werde keine Schwierigkeiten geben, wenn man

Russland als Belohnung die südliche Hälfte der Insel Sachalin sowie die Kurilen zuspreche. Hinsichtlich der Frage eines eisfreien Hafens für die Sowjets im Fernen Osten wollte er gern wissen, was die Russen von der Idee hielten, den Hafen Dairen von den Chinesen zu pachten oder Dairen zu einem Freihafen zu machen.

Stalin schwieg, da er seine gute Verhandlungsposition genau kannte, und kam schliesslich selbst mit einem Vorschlag heraus: der Benutzung der mandschurischen Eisenbahn. Roosevelt hielt diesen Vorschlag für angemessen, und so schlug er vor, dass die Eisenbahn an die Russen verpachtet und entweder unter russischer Leitung oder von einem gemeinsamen russisch-chinesischen Ausschuss betrieben werden solle.

Stalin war zufrieden. Nachdrücklich sagte er: «Wenn diese Bedingungen nicht erfüllt werden, würde es mir und Molotow schwerfallen, dem Sowjetvolk zu erklären, warum Russland sich am Krieg gegen Japan beteiligt.»

«Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, mit Marschall Tschiang Kai-schek zu sprechen», erwiderte Roosevelt und fügte hinzu: «Eine der Schwierigkeiten eines Gesprächs mit den Chinesen ist, dass alles, was man ihnen sagt, binnen vierundzwanzig Stunden die ganze Welt weiss.»

Stalin fand es ebenfalls im Augenblick nicht erforderlich. «Was den eisfreien Hafen betrifft, werden wir keine Schwierigkeiten machen; gegen einen internationalisierten Freihafen habe ich nichts.»

Als man auf die Treuhandverwaltungen im Fernen Osten zu sprechen kam, sagte Roosevelt, dass dies bei Korea eine recht heikle Frage sei, und in vertraulichem Ton fügte er hinzu, dass er persönlich es nicht für notwendig halte, die Briten zur Beteiligung am Korea-Mandat einzuladen, dass sie es jedoch vielleicht übelnehmen würden, wenn man es nicht täte.

«Höchstwahrscheinlich werden sie beleidigt sein.» Auch Stalin gab seinen Worten einen vertraulichen Klang. Er lächelte und sagte: «Vermutlich würde der Premierminister uns umbringen.» Um Roosevelt eine Freude zu machen, der ihm auch entgegengekommen war, sagte er etwas überraschend: «Ich finde, die Briten sollten doch eingeladen werden.»

Es war schon fast 16.00 Uhr, also Zeit für die fünfte Vollsitzung, und man begab sich in den grossen Ballsaal. Die anderen waren bereits da und standen in kleinen Gruppen herum. Alger Hiss unterhielt sich mit Eden über die Abstimmungsprozedur in den Vereinten Nationen. Vormittags hatte Eden noch bei der Abfassung des Berichts der Aussenminister zu diesem Thema mitgewirkt. Hiss fragte, ob er vor Beginn der Sitzung einen Blick in den Bericht werfen könne. Eden zögerte erst, gab ihm aber dann doch den Text. Warum Eden gezauert hatte, wurde Hiss klar, als er einigermaßen verblüfft feststellte, dass die Vereinigten Staaten Stalins Forderung nach zusätzlichen Stimmen jetzt unterstützten. Das stimme nicht, sagte Hiss protestierend; die Vereinigten Staaten hätten so etwas nie gutgeheissen.

«Sie wissen eben nicht, was inzwischen passiert ist», sagte Eden ruhig und setzte sich auf seinen Platz. Er teilte Hiss nicht mit, dass Roosevelt diesen Schritt persönlich gebilligt hatte.

Die fünfte Vollsitzung begann damit, dass Eden die amerikanische Einladung zur ersten Sitzung der Vereinten Nationen am 25. April in den USA annahm. Nach-

dem man ausführlich die Frage der Teilnehmer diskutiert hatte, wechselte Molotow das Thema: «Wir hielten es für nützlich, die polnische Frage zu erörtern und dabei davon auszugehen, dass die gegenwärtige Regierung erweitert wird. Die Tatsache, dass die gegenwärtige Regierung in Warschau sitzt, können wir nicht ausser acht lassen. Sie steht jetzt an der Spitze des polnischen Volkes und besitzt grosse Autorität.»

Streitlustig schob Churchill das Kinn vor. «Das ist die entscheidende Frage dieser Konferenz», sagte er. Die ganze Welt warte auf eine Regelung, und wenn nach der Konferenz jeder eine andere polnische Regierung anerkenne, wisse jedermann, dass nach wie vor grundlegende Differenzen bestünden. «Die Folgen werden höchst beklagenswert sein; unser Treffen ist dann als Fehlschlag abgestempelt.» Im Übrigen habe die Lubliner Regierung nach seinen Informationen keineswegs die Unterstützung der Mehrheit aller Polen, und wenn die Grossen Drei die Londoner Regierung fallenliessen und Lublin unterstützten, würden die 150'000 Polen, die für die Alliierten kämpften, das als Verrat betrachten. «Der Regierung Seiner Majestät würde man im Parlament vorwerfen, Polen im Stich gelassen zu haben.» Churchill schlug vor, in Polen freie und unbehinderte allgemeine Wahlen abzuhalten. «Wenn dies geschehen ist, wird die Regierung Seiner Majestät die Regierung, die aus diesen Wahlen hervorgeht, ohne Rücksicht auf die polnische Regierung in London willkommen heissen. Was uns Sorgen macht, ist die Zeit bis zu den Wahlen.»

Stalin behauptete, die Lubliner Regierung – er nannte sie die Warschauer Regierung – sei in Wirklichkeit äusserst populär. «Das sind Leute, die Polen nicht verlassen haben. Sie kommen aus dem Untergrund.» Die Polen hätten die Russen gehasst, aber als ihr Land von der Roten Armee befreit wurde, habe sich in dieser Beziehung ein bemerkenswerter Wechsel vollzogen. «Heute gibt es viel guten Willen Russland gegenüber. Es ist natürlich, dass die Polen sich freuen, wenn die Deutschen aus ihrem Land flüchten, und dass sie sich befreit fühlen. Für das polnische Volk, das ist mein Eindruck, ist das ein grosses historisches Ereignis. Aber die Bevölkerung ist überrascht und sogar erstaunt, dass die Leute von der Londoner Regierung sich an dieser Befreiung nicht beteiligen. Die Bevölkerung sieht die Mitglieder der provisorischen Regierung, aber wo bleiben die Londoner Polen?» Stalin gab zu, dass es natürlich besser wäre, wenn eine Regierung aus freien Wahlen hervorginge, aber der Krieg habe Wahlen bisher unmöglich gemacht, und bis es soweit sei, müsse man eben mit der provisorischen Regierung verhandeln. «Es ist ähnlich wie mit der Regierung de Gaulles, der auch nicht gewählt worden ist», sagte er anzüglich. «Wer ist populärer – de Gaulle oder Bierut? Wir haben es nicht für unmöglich gehalten, mit de Gaulle zu sprechen und sogar Verträge mit ihm abzuschliessen. Warum also nicht mit der erweiterten provisorischen Regierung Polens verhandeln? Wir dürfen von Polen nicht mehr verlangen als von Frankreich ...»

«Wann können Wahlen abgehalten werden?» fragte Roosevelt.

«In ungefähr einem Monat, wenn es an der Front keine Katastrophe gibt und die Deutschen uns schlagen», sagte Stalin gewollt humorvoll. Dann lächelte er. «Ich glaube allerdings nicht, dass das geschehen wird.»

Selbst Churchill war beeindruckt; wenigstens tat er so. «Freie Wahlen würden natürlich die Bedenken der britischen Regierung zerstreuen», sagte er.

«Ich schlage vor, dass wir unser Gespräch bis morgen vertagen», schaltete sich Roosevelt ein, der über die neu ausgebrochene Harmonie sichtlich erfreut war. Die drei Aussenminister sollten sich mit der Sache beschäftigen.

«Die anderen beiden werden mich überstimmen», sagte Molotow und lächelte, was höchst selten vorkam.

Stalin war noch immer guter Laune, als er sich erkundigte, warum man bisher noch nicht über Jugoslawien gesprochen habe. Und wie es mit Griechenland stünde? «Ich möchte keine Kritik äussern; ich möchte nur gern wissen, was dort vorgeht», sagte er mit einem verschmitzten Seitenblick auf Churchill, – die beiden hatten sich ja geeinigt, dass Griechenland zur britischen Einflussosphäre gehöre. Churchill erwiderte, dass er über Griechenland Stunden sprechen könnte. «Zum Thema Jugoslawien: Hier ist der König überredet – genau gesagt: gezwungen – worden, sich mit einer Regentschaft abzufinden.» Seines Wissens beabsichtige ja der Chef der jugoslawischen Exilregierung, London zu verlassen, um in Belgrad die Bildung einer Koalitionsregierung mit Tito voranzutreiben. «Ich hoffe, dass die Amnestie Frieden bringen wird, aber sie hassen sich so in Jugoslawien, dass keiner den andern in Ruhe lassen will.»

Stalin musste wieder lächeln. «Die Leute haben sich noch nicht ans Diskutieren gewöhnt. Stattdessen schneiden sie sich gegenseitig die Kehle durch.» Und zum Thema Griechenland meinte er plump-kokett: «Ich wollte nur auf dem laufenden sein. Wir haben nicht die Absicht, uns dort in irgendeiner Weise einzumischen.» Jovial ging es auch bei dem Essen zu, das Stalin im Palais Jussupow gab. Ein Trinkspruch nach dem anderen wurde ausgebracht. Stalin erklärte, Churchill sei ein Mann, wie er alle hundert Jahre einmal geboren werde. Der Premierminister wiederum pries den russischen Marschall als den mächtigen Führer eines mächtigen Landes, das den Angriff der deutschen Kriegsmaschine über sich ergehen lassen musste, aber den Angreifern das Rüdegrat gebrochen und die Tyrannen von seinem Boden vertrieben habe.

Dann brachte Stalin einen Trinkspruch auf Roosevelt aus, mit einer Wärme, die mehr als nur Höflichkeit war. Die Entscheidungen, die Churchill und er treffen mussten, seien, so sagte er, verhältnismässig einfach gewesen; Roosevelt dagegen habe sich dem Kampf gegen den Nazismus angeschlossen, obwohl seinem Land keine Invasion gedroht habe. Damit sei Roosevelt zum wichtigsten Promoter der Mobilisierung der Welt gegen Hitler geworden. Roosevelts Leih-Pacht-Plan, fügte er dankbar hinzu, habe alles entschieden. Zu fortgeschrittener Stunde begann Stalin, Fedor Gusow – einen seiner Diplomaten – aufzuziehen, weil dieser nie lächelte. Stettinius fand, dass der Marschall den Scherz übertrieb.

Admiral Leahys Beine wurden ständig von Stechmücken attackiert, was ihn fast so ärgerte wie es die endlosen Trinksprüche taten. Um auf dem Damm zu bleiben, verdünnte er seine Drinks mit Wasser. Für ihn war das ganze unverantwortliche Zeitvergeudung. Warum gingen die Leute nicht nach Hause und ruhten sich für den nächsten Tag aus?

Wieder stand Churchill auf und brachte einen wortreichen Trinkspruch aus – einen

so optimistischen, dass Stettinius, der sich an die Niedergeschlagenheit des Premierministers in Malta erinnerte, fast sprachlos war. Der Gipfel sei erklommen, und vor ihnen läge jetzt das weite Land, sagte Churchill. «Meine Hoffnung gründet sich auf den ruhmreichen Präsidenten der Vereinigten Staaten und auf Marschall Stalin, die Verfechter des Friedens, die uns nach der Vernichtung des Feindes im Kampf gegen Armut, Aufruhr, Chaos und Unterdrückung vorangehen werden. Das ist meine Hoffnung, und im Namen Englands erkläre ich, dass wir in unseren Anstrengungen nicht nachlassen werden. Auch Ihre Bemühungen werden wir unverändert unterstützen. Der Marschall sprach von der Zukunft. Sie ist das wichtigste. Sonst werden die Meere von Blut nutzlos vergossen sein. Ich trinke auf das strahlende Sonnenlicht eines siegreichen Friedens.»

Wenige Minuten später wurde der 45. und letzte Trinkspruch ausgebracht. Nach Ansicht des erschöpften Leahy, dem das Wasser buchstäblich bis zum Hals stand, war es auch höchste Zeit.

Am darauffolgenden Tag trafen sich die Stabschefs um 11 Uhr. Sie einigten sich, ihre Planung darauf abzustellen, dass mit der Niederlage Deutschlands frühestens am 1. Juli 1945, spätestens am 31. Dezember 1945, mit der Niederlage Japans achtzehn Monate nach der Kapitulation Deutschlands zu rechnen sei. Gegen Mittag kam Churchill dazu, und fünfzehn Minuten später erschien auch der amerikanische Präsident, der sich wegen seiner Stirnhöhlenbeschwerden ärztlicher Behandlung hatte unterziehen müssen. Da die Militärs sich bereits völlig geeinigt hatten, bestand für die «Grossen» keine Veranlassung mehr, einzugreifen. Was folgte, war weitgehend ein lebhafter Dialog zwischen Premierminister und Präsident. Nach fast einer Stunde konstatierte Roosevelt mit boshafem Lächeln: «Das war wieder eine schöne Konferenz, Winston – es sei denn, Sie fahren im Anschluss nach Paris, halten eine Rede und teilen den Franzosen mit, dass die Briten beabsichtigen, weitere fünfunddreissig französische Divisionen mit amerikanischen Waffen auszurüsten.»

Lachend leugnete Churchill, so etwas jemals getan zu haben; aber der Präsident versicherte, er besäße einen «Haufen Papiere», in denen festgehalten sei, dass der Premier nach der Konferenz von Quebec so etwas sehr wohl gesagt habe.

«Was immer ich in Paris gesagt habe, habe ich auf französisch gesagt», wehrte Churchill ab. «Und wenn ich französisch spreche, weiss ich nie, was ich sage – geben Sie also nichts darauf.»

Kurz vor der sechsten Vollsitzung am Nachmittag versammelten sich die Grossen Drei und ihre Elauptberater im Garten des Palais Liwadia, um sich den Fotografen zu stellen. Als man in den Ballsaal zurückgekehrt war, begann Stettinius, den Bericht der Aussenminister über das Problem der territorialen Treuhänderschaft durch die Vereinten Nationen zu verlesen. Er war noch nicht bei der Hälfte, als Churchill ärgerlich rief, dass er mit keinem einzigen Wort dieses Berichtes einverstanden sei! «Ich bin, was dieses Thema angeht, bisher weder informiert noch gehört worden!» sagte er, und er schüttelte so wütend den Kopf, dass seine Hornbrille bis auf die Nasenspitze rutschte. «Unter gar keinen Umständen werde ich

einwilligen, dass vierzig oder fünfzig Nationen an der Existenz des britischen Empire herumfummeln! Solange ich Premierminister bin, werde ich auch nicht ein Stückchen des britischen Erbes abtreten!»

Schliesslich hatte sich Churchill so weit beruhigt, dass Stettinius den Bericht bis zu Ende verlesen konnte; aber er rauchte unaufhörlich, und als Molotows Polen-Vorschlag zur Sprache kam, rutschte er unruhig auf seinem Sessel hin und her, als wolle er sich gleich wieder in den Kampf stürzen. Roosevelt, wie immer Vermittler, sagte, seiner Meinung nach sei man sich in der Sache nahezu einig; jetzt gehe es lediglich noch um die Frage der Formulierung. Andererseits müsse er auf die sieben Millionen Polen in Amerika Rücksicht nehmen und ihnen die Sicherheit geben, dass die Vereinigten Staaten für freie Wahlen in Polen sorgen würden. Churchill erklärte, er müsse dem britischen Unterhaus eine ähnliche Garantie geben und fügte – was die anderen einigermassen irritierte – hinzu: «Mir selbst sind die Polen ziemlich gleichgültig.»

Stalin erkannte die Blöße, die der Premierminister sich gegeben hatte, sofort: «Es gibt unter den Polen aber einige ausgezeichnete Leute.» Er pries die Polen als Wissenschaftler, Soldaten und Musiker; ja, er ging so weit zu sagen, dass es in der Londoner wie in der Lubliner Regierung nicht-faschistische und anti-faschistische Elemente gebe. Sofort verwahrte sich Churchill gegen die Verwendung von Bezeichnungen wie «nicht-faschistisch» oder «anti-faschistisch» und erläuterte umständlich die Bedeutung dieser Termini. Stalin erklärte schliesslich, auch die Deklaration über das befreite Europa gebrauche diese Begriffe.

Sofort wurden die Amerikaner aufmerksam. Diese Deklaration, in der für alle Völker das Recht gefordert wird, die Regierungsform zu wählen, unter der sie leben wollten, war Roosevelts geistiges Kind. Und Stalin, auf den sich alle Augen gerichtet hatten, sagte fast beiläufig: «Im grossen und ganzen bin ich einverstanden.»

Roosevelt strahlte. Wenn Stalin die Deklaration unterzeichnete, waren der Weltfriede und die Menschenrechte gesichert. «Hier haben wir das erste Beispiel für die Anwendung der Deklaration», sagte er erwartungsvoll. «Sie enthält die Formulierung: demokratische Institutionen nach eigener Wahl zu schaffen*.» Und dann zitierte er einen Teil des dritten Abschnitts der Deklaration: «... vorläufige Regierungsbehörden zu bilden, die alle demokratischen Elemente der Bevölkerung auf breiter Grundlage repräsentieren und verpflichtet sind, zum frühest möglichen Zeitpunkt eine Regierung frei wählen zu lassen, die dem Willen des Volkes entspricht.»

«Wir akzeptieren diesen Abschnitt drei», sagte Stalin.

Roosevelt blickte ihn voller Wärme an. «Ich möchte, dass die Wahl in Polen die erste ist, die über alle Zweifel erhaben ist. Sie soll sein wie Caesars Weib. Ich habe sie zwar nie kennengelernt, aber man sagt, sie sei keusch gewesen.»

Von Roosevelts Hochstimmung angesteckt, sagte Stalin: «Das hat man zwar von ihr behauptet, aber in Wirklichkeit war auch sie sündig.» Es hörte sich fast so an, als hätten zwei Kumpane ein Trinklied angestimmt. Churchill, der dritte im Bunde, machte nicht mit. «Ich habe nichts gegen die vom Präsidenten vorgeschlagene Deklaration», sagte er grimmig, «solange klar ist, dass der Hinweis auf die

Atlantik-Charta nicht für das britische Empire gilt.» Doch im nächsten Augenblick hatte er seine gute Laune wiedergefunden. In dramatischer Weise teilte er mit: «Ich möchte hiermit bekanntgeben, dass britische Truppen gestern in der Morgendämmerung im Gebiet Nimwegen zum Angriff angetreten sind. Sie rückten etwa drei Kilometer weit vor und haben jetzt die Siegfried-Linie erreicht ... Morgen folgt die zweite Welle, und auch die amerikanische 9. Armee wird angreifen. Die Operation wird ohne Unterbrechung fortgesetzt.»

5 *Veritable* stiess auf grössere Schwierigkeiten, als die grössten Pessimisten gefürchtet hatten. Über Äcker, die der ständige Regen in Morast verwandelt hatte, kamen die Sturmtruppen kaum vorwärts, und die Panzer blieben auf verschlammten Strassen stecken. Und als die Schlüsselverbindung Nimwegen-Kleve überschwemmt war, kam es zu einem gewaltigen Verkehrschaos.

Weiter im Süden machte an jenem Tag das Wasser auch Simpson schwer zu schaffen. Die Rur stieg, und obgleich die Pioniere versicherten, dass dies vom Regen und nicht von einem Bruch der Rur-Staudämme komme, rieten alle Korpskommandeure – mit Ausnahme eines einzigen, der von den Pionieren kam –, das Unternehmen *Grenade* zu verschieben. Aber Simpson war noch unentschlossen; er kündigte eine Entscheidung bis 16.00 Uhr an. Es war ein schwieriges Problem. Der Erfolg von *Veritable*, das sich ohnehin bereits verzögert hatte, hing zu einem grossen Teil davon ab, dass er selbst am kommenden Tag angriff; was aber, wenn er seine Angriffsverbände über die Rur setzen liess, nur damit sie durch Überschwemmungen abgeschnitten würden? Kurz vor 16.00 Uhr wurde ihm gemeldet dass die Rur immer noch stieg, allerdings langsam. War es wirklich nur der Regen? Sollte er das Risiko eingehen? Wenn er den Angriff ablies und die Rur dann doch nicht über die Ufer trat, würde ihn das vermutlich seine Karriere kosten. Er sass allein und überlegte. Um 16.00 Uhr gab er den Befehl: «Angriff verschieben.»

Craigs 9. Division hatte die Staudämme immer noch nicht erreicht. Die Deutschen zogen sich nur langsam zurück, und jeder Meter Boden musste unter schweren Verlusten erkämpft werden. Das 1. Bataillon des 309. Regiments arbeitete sich um 21.00 Uhr, Stunden nach Simpsons Entscheidung, mühselig durch die Finsternis zum grössten der Staudämme vor. Das Bataillon teilte sich: die eine Gruppe wandte sich der Dammkrone zu, der Rest stieg abwärts zum Kraftwerk.

Um Mitternacht rannte eine Gruppe Pioniere im feindlichen Feuer über die Dammkrone zu einem Inspektionsstollen. Als sie feststellten, dass der Ablassstollen gesprengt und der Weg damit versperrt war, rutschten sie den steilen Hang des 60 Meter hohen Staudamms hinunter, um den unteren Stollenausgang zu erreichen. Aber es war zu spät. Die Deutschen hatten die Maschinen im Kraftwerk zerstört und die Schleusen gesprengt. Das Wasser ergoss sich in ständigem Strom in die Rur – genug, um das gesamte Rur-Tal für die nächsten vierzehn Tage zu überschwemmen.

Seltsamerweise hatten die Planer des Unternehmens nicht erkannt, dass, was

geschah, zwangsläufig geschehen musste. Es spielte keine Rolle, dass Craigs Männer ihr Ziel zu spät erreichten. Hätten sie den Damm in der Dämmerung besetzt, hätten die Deutschen eben dann ihr Zerstörungswerk getan.

So kam es, dass 200'000 Kanadier, Engländer, Waliser und Schotten in einer der schwersten und verlustreichsten Schlachten des Krieges zerschlagen wurden. Verantwortlich dafür waren zwar viele, aber die Hauptschuld trugen die Militärs an der Spitze: Montgomery und Eisenhower, Brooke und Marshall.

Den ganzen folgenden Tag, den 10. Februar, kämpften sich Horrocks' Männer langsam durch Wasser und Schlamm gegen einen hartnäckigen Gegner voran. An diesem Tag hätte Horrocks durch *Grenade* entlastet werden sollen, aber Simpson griff nicht an, und die deutschen Verbände, die zur Verstärkung nach Norden geschickt worden waren, blieben dort stehen und machten den Männern des Unternehmens *Veritable* das Leben noch schwerer.

Inzwischen war der grösste Teil der Strasse Nimwegen-Kleve überschwemmt, und vier Fähren mussten die wichtigsten Nachschubgüter an die Front bringen. Zudem hatte die erste Flutwelle aus den Rur-Stauseen nicht nur die Rur über die Ufer treten lassen, sie ergoss sich auch in die Maas. So sah sich Horrocks wenige Stunden später einer neuen Kalamität gegenüber: Die Senke vor dem Reichswald wurde überschwemmt.

Jene alliierte Armee, die an diesem Tag am besten vorwärtskam, wurde durch einen Befehl – nicht durch den Gegner – aufgehalten. Bradley rief bei Patton an und erkundigte sich, wann er zur Verteidigung übergehen könne. Patton erwiderte wütend, er sei der älteste und kampferfahrenste Kommandeur in der ganzen Armee, und er würde um seine Ablösung bitten, wenn man ihn zwingt, in die Verteidigung überzugehen. Bradleys Widerspruch veranlasste Patton zu der sarkastischen Bemerkung, es wäre vielleicht eine ganze gute Idee, wenn ein paar Leute vom Stab der 12. Heeresgruppe gelegentlich an die Front kämen. Nach Ansicht Pattons war der Grund der ganzen Malaise, dass Bradley seine eigene Meinung Eisenhower gegenüber nicht energisch genug vertrat.

Wenig später rief Bradley wieder an. Was er sagte, bedeutete für Patton beträchtliche Genugtuung: der «sogenannte Angriff» Montgomerys sei der grösste Fehler, den Eisenhower bisher begangen habe; die Offensive habe sich bereits festgelaufen oder werde sich bald festlaufen. Simpson habe nicht, wie geplant, angegriffen, und wahrscheinlich werde er es auch nicht tun, fuhr Bradley fort. Soweit er wisse, würde man nun auf den ursprünglichen und von Patton befürworteten Plan zurückkommen – sobald das Wetter dies zulasse.

Aber das alles war reines Wunschdenken. Trotz der Schwierigkeiten, mit denen *Veritable* zu kämpfen hatte, und trotz des Aufschubs von *Grenade* hatte Eisenhower keineswegs die Absicht, seinen Plan zu ändern. Nach wie vor war Montgomery für den Hauptstoss über den Rhein und nach Berlin verantwortlich, während Hodges und Patton ihm dabei lediglich zu assistieren hatten.

6 Harriman erhielt im Hauptquartier der Russen eine englische Übersetzung der Bedingungen, welche die Sowjetunion für ihren Eintritt in den Krieg gegen Japan stellte. Stalin verlangte die Aufrechterhaltung des Status quo in der Äusseren Mongolei; ausserdem müssten alle Gebiete, die Japan nach dem russisch-japanischen Krieg von 1904 besetzt hatte – vor allem der südliche Teil der Insel Sachalin sowie Port Arthur und Dairen –, an Russland zurückgegeben werden. Des weiteren wünschte er die Kontrolle über die Mandschurische Eisenbahn und die Kurilen. Die Gegenleistung: ein Freundschafts- und Bündnisvertrag der Sowjetunion mit Tschiang Kai-schek und die Kriegserklärung an Tokio.

Harriman las den Entwurf und sagte: «Meiner Ansicht nach wird der Präsident drei Änderungen vornehmen wollen, bevor er einwilligt.» Dairen und Port Arthur sollten Freihäfen sein, während die Mandschurische Eisenbahn von einer gemeinsamen chinesisch-sowjetischen Kommission betrieben werden sollte. «Ausserdem bin ich überzeugt, dass der Präsident sich in diesen beiden Fragen, an denen China interessiert ist, nicht ohne Zustimmung von Generalissimus Tschiang Kai-schek festlegen möchte.»

Kaum ins Palais Liwadia zurückgekehrt, zeigte Harriman Roosevelt den sowjetischen Entwurf und verwies auf die Änderungsvorschläge, die er selbst Molotow gegenüber erwähnt hatte. Der Präsident war einverstanden und bat Harriman das Schriftstück Molotow zurückzugeben, überzeugt, damit das Beste für Amerika zu tun. Einmütig hatten die Stabschefs erklärt, er müsse den Eintritt Russlands in den Krieg gegen Japan erreichen, vor allem, damit die Sowjets gegen die in der Mandschurei stehende japanische Kwantung-Armee mit ihren 700'000 Mann antreten könnten. Ohne russische Hilfe würde die Ausschaltung dieser Armee, behauptete Marshall, ein paar hunderttausend Amerikanern das Leben kosten. Einige Leute beim Marinegeheimdienst waren zwar überzeugt, dass die Kwantung-Armee nur noch auf dem Papier existiere, da die meisten Soldaten bereits in andere Abschnitte verlegt worden seien, aber die Meinung dieser Experten blieb unbeachtet, obgleich sie recht hatten. So tat Roosevelt am 10. Februar das, was wohl jeder andere, der über dieselben Informationen verfügte, auch getan hätte. Kurz nachdem Harriman gegangen war, wurde Roosevelt zur siebten Vollsitzung – zu jener Sitzung, die über Erfolg oder Fehlschlag der gesamten Konferenz entscheiden würde – in den Ballsaal gerollt. Die wichtigsten Fragen, die noch gelöst werden mussten, waren die der Reparationen, einer Besatzungszone für Frankreich und das Problem Polen – Testfall für alle befreiten Nationen Osteuropas.

Pünktlich um 16.00 Uhr hatte Roosevelt seinen Platz eingenommen, den Rücken zum Kaminfeuer. Wenige Minuten später erschien Churchill, etwas ausser Atem. Er entschuldigte sich bei Roosevelt, dämpfte dann seine Stimme und sagte geheimnisvoll: «Ich glaube, es ist mir gelungen, die Situation zu retten.» Dann ging er weiter, ohne zu verraten, dass Stalin sich gerade mit einer neuen Fassung hinsichtlich der Wahlen in Polen einverstanden erklärt hatte.

Als Stalin erschien, entschuldigte auch er sich beim Präsidenten. Eden eröffnete die Sitzung, diesesmal mit der Vorlesung des neuen Berichts. Die Aussenminister, erklärte Eden, hätten sich über die zukünftige Regierung Polens geeinigt, und dann las er den neuen Wortlaut vor:

Als Folge der vollständigen Befreiung durch die Rote Armee ist in Polen eine neue Situation entstanden. Sie erfordert die Einsetzung einer polnischen provisorischen Regierung, die auf eine breitere Basis gestellt werden kann, als es vor der kürzlich erfolgten Befreiung Westpolens möglich war. Die provisorische Regierung, die jetzt in Polen amtiert, soll daher auf einer breiteren demokratischen Basis unter Einschluss demokratischer Führungskräfte aus Polen selbst sowie im Ausland lebender Polen reorganisiert werden ...

Diese Polnische Provisorische Regierung der Nationalen Einheit soll verpflichtet werden, sobald wie möglich freie und uneingeschränkte Wahlen auf der Grundlage des allgemeinen und geheimen Wahlrechts durchzuführen ...

Roosevelt gab seinen Text an Leahy weiter. Der Admiral runzelte die Stirn, während er las. Als er das Papier zurückgab, meinte er: «Mr. President, diese Verpflichtung ist so elastisch, dass die Russen sie von Jalta bis Washington dehnen können, ohne sie im technischen Sinn zu brechen.»

«Ich weiss, Bill», sagte der Präsident leise. «Ich weiss. Aber mehr kann ich für Polen jetzt nicht tun.»

Churchill wies darauf hin, dass der Text die Frage der Grenzen unerwähnt lasse, und Hopkins reichte dem Präsidenten eine Notiz.

Mr. President,

meiner Ansicht nach sollten Sie Stalin klar zu verstehen geben, dass Sie die östliche Grenze unterstützen, dass in das Kommuniqué jedoch nur eine allgemeine Feststellung aufgenommen werden soll, in der es heisst, dass wir beträchtliche Grenzveränderungen erwägen. Es wäre vielleicht gut, die genaue Formulierung den Aussenministern zu überlassen.

Harry.

Hopkins meinte das Kommuniqué, das die Grossen Drei herausgeben und in dem sie ihre endgültigen Entscheidungen bekanntgeben wollten.

«Ich glaube, wir sollten jeden Hinweis auf die Grenzen weglassen», sagte Roosevelt.

«Es ist wichtig, irgend etwas zu sagen», meinte Stalin.

Diesmal standen Churchill und Stalin gemeinsam gegen Roosevelt. «Die Frage der polnischen Grenze muss ganz einfach im Kommuniqué angeschnitten werden», sagte der Premierminister.

Roosevelt war anderer Ansicht. «Ich bin nicht befugt, zu diesem Zeitpunkt ein Grenzabkommen abzuschliessen. Das muss später der Senat tun. Der Premierminister kann ja bei seiner Rückkehr eine Erklärung abgeben, wenn es nötig sein sollte.»

Molotow rutschte unruhig auf seinem Sessel hin und her. «Ich glaube, es wäre sehr gut, wenn irgend etwas über die völlige Einmütigkeit der drei Regierungschefs hinsichtlich der östlichen Grenze gesagt würde», meinte er mit leiser Stimme. «Wir könnten sagen, dass die Curzon-Linie im grossen und ganzen den Vorstellungen sämtlicher Teilnehmer entspricht ... Damit, dass wir über die Westgrenze nichts sagen, bin ich einverstanden.»

«Ich finde ebenfalls, dass wir irgend etwas sagen müssen», warf Churchill ein.

«Gut, aber nicht in Einzelheiten», sagte der russische Aussenminister.

«Wir müssen erklären, dass Polen im Westen eine Kompensation erhält.»

«Sehr gut», bestätigte Molotow.

Unvermittelt brachte Roosevelt, zum Schrecken der Anwesenden, ein neues Thema zur Sprache. «Ich möchte feststellen, dass sich meine Meinung hinsichtlich der Stellung Frankreichs im Kontrollrat für Deutschland geändert hat. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr bin ich überzeugt, dass der Premierminister recht hat.» Frankreich, so meinte er, solle eine Besatzungszone erhalten. Bevor Stettinius sich noch von dieser Überraschung erholt hatte, erlebte er eine noch grössere: Stalin sagte, er sei einverstanden. Diese erstaunliche Wendung war hinter den Kulissen zustande gekommen. Hopkins hatte Roosevelt überzeugt, dass es klug wäre, Frankreich eine Zone zu geben, und daraufhin hatte der Präsident Stalin durch Harriman mitteilen lassen, dass er seine Meinung geändert habe. Sofort hatte Stalin erwidert, dass er sich dem Präsidenten anschliessen würde.

Churchill war über diese Entwicklung ebenso erleichtert, wie es tags zuvor Roosevelt gewesen war. «Natürlich», bemerkte er mit ungerührtem Gesicht, «kann Frankreich sagen, es wolle mit der Deklaration nichts zu tun haben und sich alle Rechte für die Zukunft vorbehalten.» Gelächter. «Damit müssen wir rechnen», fügte er mit strahlendem Grinsen hinzu. Selbst der finstere Molotow machte den Spass mit. «Wir müssen darauf gefasst sein, dass wir eine unhöfliche Antwort bekommen», sagte er.

Aber die gute Stimmung war schnell dahin, als Churchill wenig später auf die Reparationen zu sprechen kam. Zwanzig Milliarden Dollar – die Hälfte davon für Russland – hielt er für lächerlich, wengleich er es höflicher ausdrückte. «Unsere Regierung hat uns praktisch angewiesen, keine Zahlen zu nennen», sagte er. «Überlassen wir die Sache der (Moskauer Reparations-)Kommission.» Stalin hatte das erwartet und zeigte sich nicht im mindesten beeindruckt; aber ehrlich erschrocken blickte er auf, als Roosevelt feststellte, er fürchte, die Erwähnung eines bestimmten Betrages werde viele Amerikaner veranlassen, in der Frage der Reparationen nur in Dollars und Cents zu rechnen.

Ärgerlich flüsterte Stalin mit Andrej Gromyko. Der nickte kurz und ging zu Hopkins. Wenig später kritzelte Hopkins auf einen Zettel:

Mr. President,

Gromyko berichtet eben, dass der Marschall glaubt, Sie ständen hinsichtlich der Reparationen nicht hinter Ed, sondern auf seiten der Briten, und das irritiert ihn. Vielleicht können Sie es ihm später selbst erklären.

Harry.

«Ich finde, wir können ganz offen sein», sagte Stalin erregt. Seine Stimme wurde lauter und fordernder: Was man von den Deutschen auch verlange, man könne es nicht mit den ungeheuren russischen Verlusten vergleichen. «Die Amerikaner waren mit uns der Meinung, dass man als Basis zwanzig Millionen Dollar nehmen soll!» Er war so erregt, dass er aus Versehen eine falsche Zahl nannte. «Will die amerikanische Seite ihre Zustimmung zurückziehen?» Gekränkt und enttäuscht blickte er Roosevelt an.

Roosevelt machte einen schnellen Rückzieher. Was er sich am wenigsten wünsche, sei ein erbitterter Streit über ein seiner Ansicht nach relativ unwichtiges Thema, sagte er. Nur ein einziges Wort störe ihn. «Für viele Leute bedeutet «Reparationen» einfach Geld.»

«Wir können auch ein anderes Wort verwenden», sagte Stalin und stand zum erstenmal während der Konferenz von seinem Sessel auf. «Die drei Regierungen stimmen überein, dass Deutschland mit Sachwerten die Verluste ersetzen muss, die es den Alliierten im Verlauf des Kriegs zugefügt hat!»

Roosevelt war in versöhnlicher Stimmung, aber Churchill wollte nicht nachgeben. «Wir können uns nicht auf die Zahl von zwanzig Milliarden Dollar oder irgendeine andere Ziffer festlegen, ehe die (Reparations-)Kommission die Angelegenheit untersucht hat», sagte er. Er argumentierte so heftig, dass Stettinius in seinen Aufzeichnungen vermerkte, es sei stets ein Vergnügen, Sir Winston zuzuhören, dessen «wundervolle Sätze» wie «Wasser in einem grossen Strom» dahinflössen. Auf Stalin hatten Churchills Worte freilich eine ganz andere Wirkung. «Wenn die Briten nicht wünschen, dass die Russen Reparationen erhalten», sagte er und gestikulierte dramatisch, «dann sollen sie es offen sagen.» Dann liess er sich schwer in seinen Sessel fallen und starrte vor sich hin.

Churchill konterte energisch, erreichte jedoch nur einen neuen Ausbruch Stalins. Roosevelt schaltete sich ein. «Ich schlage vor, das ganze Problem der Kommission in Moskau zu überlassen.»

Einigermassen besänftigt setzte sich Stalin wieder hin, um Molotow die Bühne zu überlassen.

Ruhig sagte der russische Aussenminister: «Die ganzen Differenzen zwischen den Vereinigten Staaten und der sowjetischen Delegation einerseits sowie der britischen Delegation andererseits scheinen sich auf die Nennung eines Betrages zu beziehen.» Stalin wirkte entspannter. Geschickt hatte Molotow Stalin und Roosevelt zu Verbündeten gegen Churchill gemacht.

«Ob zu recht oder zu unrecht – die britische Regierung glaubt, dass schon die Nennung eines Betrages als Diskussionsgrundlage sie festlegt», sagte Eden in versöhnlichem Ton; er schlug vor, die Reparations-Kommission solle beauftragt werden, den Bericht über die Reparationen, der kurz zuvor von den drei Aussenministern ausgearbeitet worden war, zu überprüfen.

Inzwischen hatte Stalin sich wieder ganz in der Gewalt. «Ich schlage vor: erstens, die drei Regierungschefs kommen überein, dass Deutschland einen Ersatz für die während des Krieges verursachten Verluste zahlt», sagte er. «Zweitens, die Chefs der drei Regierungen stimmen überein, dass Deutschland für die Verluste der alliierten Nationen aufzukommen hat. Drittens, die Moskauer Reparations-Kommission erhält den Auftrag, den zu zahlenden Betrag festzulegen.» Er wandte sich an Churchill. «Wir nennen der Kommission unsere Zahlen, Sie nennen die Ihren.»

«Damit bin ich einverstanden», sagte Churchill. «Was meinen die Vereinigten Staaten?»

«Die Antwort ist einfach», sagte der Präsident erleichtert. «Richter Roosevelt ist einverstanden, das Dokument ist akzeptiert.»

Die Sitzung wurde unterbrochen: die Teilnehmer bekamen heissen Tee, wie üblich in grossen Gläsern, für die Amerikaner zusätzlich mit silbernen Haltern. Die kurze Auseinandersetzung zwischen ihm und Roosevelt hatte Stalin offensichtlich beunruhigt. Er nahm Harriman beiseite, um ihm zu sagen, dass er in der Frage

des Kriegseintritts gegen Japan dem Präsidenten auf halbem Wege entgegenkommen wolle. «Ich bin absolut einverstanden, dass Dairen Freihafen unter internationaler Kontrolle wird», sagte er. «Bei Port Arthur liegt der Fall allerdings anders. Port Arthur soll russischer Kriegshafen werden, und deswegen verlangt Russland die Verpachtung.»

«Warum besprechen Sie die Sache nicht gleich mit dem Präsidenten?» fragte Harriman. Einen Augenblick später sassen Stalin und Roosevelt schon beisammen. Sie wurden schnell handelseins. Als man wieder an die Arbeit ging, war die Erleichterung darüber, dass man einen Bruch vermieden hatte, deutlich zu spüren. Selbst Churchill machte Scherze. Dann kam man zum wichtigsten Thema des Tages: was man über die Haltung der Grossen Drei gegenüber Polen im Schlusskommunique sagen solle. Hopkins war besorgt, Roosevelt werde die Vereinigten Staaten auf einen Vertrag über die künftigen polnischen Grenzen festlegen und schrieb einen Zettel:

Mr. President,

Sie bekommen Schwierigkeiten wegen Ihrer gesetzlichen Befugnisse – Was wird der Senat sagen? *Harry.*

Nachdem Roosevelt die Notiz gelesen hatte, schlug er vor, den Text so zu ändern, dass er der amerikanischen Verfassung nicht widersprach. Ein neuer Entwurf wurde angefertigt und vorgelesen:

Die drei Regierungschefs sind der Ansicht, dass die Ostgrenze Polens der Curzon-Linie, in einigen Gebieten mit Abweichungen von fünf bis acht Kilometern zugunsten Polens, folgen soll. Es wird anerkannt, dass Polen wesentlichen Gebietszuwachs im Norden und Westen erhalten muss. Sie glauben, dass in absehbarer Zeit die Meinung der neuen Polnischen Provisorischen Regierung der Nationalen Einheit zum Umfang dieses Zuwachses eingeholt werden sollte und dass die endgültige Festlegung der Westgrenze Polens bis zur Friedenskonferenz zurückgestellt werden soll.

Hopkins reichte dem Präsidenten eine letzte Notiz:

Mr. President,

ich glaube, wir haben es geschafft, wenn diese Diskussion abgeschlossen ist.

Harry.

Während Roosevelt dies las, schlug Molotow eine Ergänzung des zweiten Satzes vor: «... mit der Rückgabe der ehemaligen Grenzgebiete in Ostpreussen und im Gebiet der Oder an Polen.»

«Wie lange ist es her, dass diese Gebiete polnisch waren?» fragte Roosevelt.

«Sehr lange.»

Lachend wandte sich Roosevelt an Churchill:

«Vielleicht wollen Sie dann auch uns zurückhaben?»

«Möglicherweise sind Sie für uns genauso schwer verdaulich wie die deutschen Gebiete für die Polen, wenn sie zuviel davon schlucken.»

«Die Ergänzung wäre für die Polen sehr ermutigend», sagte Molotow drängend.

«Ich bin dafür, es so zu lassen, wie es ist», sagte Churchill.

«Ich ziehe meinen Vorschlag zurück», sagte Stalin gleichmütig. «Ich bin damit einverstanden, es beim alten Entwurf zu belassen.»

Inzwischen war es acht Uhr abends geworden, und Roosevelt war müde. Er meinte, man solle sich auf nächsten Vormittag, 11.00 Uhr, vertagen, dann das Kommuniqué abfassen und die Konferenz gegen Mittag abschliessen. Dann könne er um 15.00 Uhr aus Jalta abreisen.

Churchill runzelte die Stirn: er bezweifelte sehr, dass es möglich sei, alle Probleme so schnell zu lösen. Und da das Kommuniqué in alle Welt ausgestrahlt wurde, fand er, solle man nichts überstürzen. Stalin war einverstanden. Roosevelt gab seinem Leibwächter Mike Reilly ein Zeichen und wurde aus dem Saal geschoben.

Der überstürzte Aufbruch irritierte die britischen und russischen Delegierten, aber zum Nachdenken hatte man keine Zeit. Eine Stunde später begann das offizielle Schlussdinner, zu dem Churchill ins Palais Woronzow geladen hatte. Der bizarre, maurisch-schottische Palast war schon zuvor von russischen Soldaten vom Keller bis zum Dach durchsucht worden. Sogar unter die Tische waren sie gekrochen.

Während Wodka und Kaviar gereicht wurden, drängte sich Molotow zu Stettinius durch: «Über das Datum sind wir uns einig geworden. Können Sie uns nicht sagen, wo die Konferenz stattfindet?» Er meinte die erste Sitzung der Vereinten Nationen.

Über den Tagungsort hatte Stettinius schon eine ganze Weile nachgedacht. Mehrere Vorschläge waren gemacht und abgelehnt worden: New York, Philadelphia, Chicago, Miami. Am vorangegangenen Morgen, um drei Uhr, war er plötzlich aufgewacht, nachdem er von San Francisco geträumt hatte, so wirklichkeitsnah, dass er fast die frische Brise des Pazifischen Ozeans zu spüren geglaubt hatte. Überzeugt, endlich den richtigen Ort gefunden zu haben, war er hinübergelaufen in Roosevelts Schlafzimmer. Aber der Präsident hatte ihm nur eine unverbindliche Antwort gegeben.

Stettinius liess Molotow stehen und ging zu Roosevelt, der in seinem Rollstuhl sass. «Molotow drängt auf eine Entscheidung über den Tagungsort. Sind Sie mit San Francisco einverstanden?»

«Meinetwegen, Ed. Also San Francisco.»

Stettinius ging zu Molotow zurück. Der sowjetische Aussenminister winkte Eden heran, und dann stiessen die drei mit ihren Wodkagläsern auf die Konferenz von San Francisco an, die elf Wochen später beginnen sollte.

Als man bei Tisch sass, beugte sich Stalin vor und sagte zu Churchill, er sei keineswegs glücklich über die Art, wie die Reparationsfrage geregelt worden war. Er scheute sich, dem sowjetischen Volk mitzuteilen, dass es keine angemessenen Reparationen erhalten werde, weil die Briten dagegen seien. Stettinius vermutete, dass Molotow und Maiskij den Marschall überzeugt hatten, er sei bei der letzten Vollsitzung zu nachgiebig gewesen.

Churchill erwiderte, er hoffe von Herzen, dass Russland umfangreiche Reparationen erhalten werde: er müsse jedoch immer wieder an den letzten Krieg denken; da habe man einen Betrag festgelegt, den die Deutschen gar nicht hätten aufbringen können.

«Es wäre eine gute Idee», meinte Stalin beharrlich, «im Kommuniqué auch die Absicht zu erwähnen, Deutschland für den Schaden aufkommen zu lassen, den es den alliierten Nationen zugefügt hat.»

Roosevelt und Churchill waren einverstanden, und der Premierminister brachte einen Toast auf den Marschall aus. «Ich habe schon mehrfach auf sein Wohl getrunken. Dieses Mal tue ich es mit einem noch wärmeren Gefühl als bei vergangenen Gelegenheiten, nicht weil er jetzt erfolgreicher ist, sondern weil die grossen Siege der russischen Waffen ihn freundlicher gestimmt haben, als er es jemals in den schweren Zeiten war, die hinter uns liegen. Wenn auch über bestimmte Fragen noch Differenzen bestehen, habe ich doch das Gefühl, dass er in Grossbritannien einen guten Freund besitzt. Ich hoffe, dass die Zukunft Russlands hell und glücklich sein wird. Was ich dazu beitragen kann, werde ich tun, und ich bin überzeugt, dass dies auch für den Präsidenten gilt. Es gab eine Zeit, in der der Marschall uns gegenüber nicht so freundlich war, und ich erinnere mich, einige unhöfliche Dinge über ihn gesagt zu haben; aber die gemeinsamen Gefahren und unser aller Loyalität haben das ausgelöscht. Das Feuer des Krieges hat die Missverständnisse der Vergangenheit ausgebrannt. Wir haben das Gefühl, einen Freund zu besitzen, dem wir vertrauen können, und ich hoffe, dass er dasselbe weiterhin auch für uns empfindet. Ich bete, dass es ihm gegeben sein möge, sein geliebtes Russland nicht nur ruhmreich im Krieg, sondern auch glücklich im Frieden zu sehen.»

Stettinius wandte sich voller Überschwang an Stalin: «Wenn wir in den Nachkriegsjahren Zusammenarbeiten, gibt es keinen Grund, warum nicht auch in der Sowjetunion jedes Haus bald Elektrizität und fliessendes Wasser haben sollte.» «Wir haben von den Vereinigten Staaten viel gelernt», sagte Stalin ohne die Andeutung eines Lächelns.

Dann erzählte Roosevelt eine Geschichte über den Ku-Klux-Klan. Er sei einmal bei den Präsidenten der Handelskammer einer kleinen Stadt im Süden zu Gast gewesen. Als er wissen wollte, ob die beiden Männer neben ihm – der eine ein Jude, der andere ein Italiener – Mitglieder des KKK seien, habe er die Antwort bekommen: «O ja, aber sie sind in Ordnung; jeder in unserer Stadt kennt sie.» Das sei eine treffende Illustration der Tatsache, bemerkte Roosevelt, dass man eigentlich gar keine Vorurteile – rassische, religiöse oder andere – haben könne, wenn man die Menschen wirklich kenne.

«Sehr richtig», sagte Stalin zustimmend, und Stettinius sah darin ein gutes Beispiel dafür, dass Leute völlig verschiedener Herkunft eine gemeinsame Grundlage des Sich-Verstehens finden können.

Dann wandte sich die Unterhaltung der englischen Politik und den Problemen zu, die Churchill bei den kommenden Wahlen erwarteten. «Marschall Stalin hat es erheblich leichter», bemerkte der Premierminister sarkastisch. «Er hat es nur mit einer einzigen Partei zu tun.»

«Die Erfahrung hat gezeigt», erwiderte Stalin gutgelaunt, «dass nur eine Partei zu haben für einen Staatsführer sehr von Vorteil ist.»

Die Atmosphäre blieb gelöst, bis Roosevelt erklärte, er müsse am nächsten Tag abreisen.

«Aber Franklin – das geht nicht», sagte Churchill eindringlich. «Wir stehen unmittelbar vor dem grossen Ziel.»

«Winston, ich habe Verpflichtungen und muss morgen, wie geplant, abfahren», antwortete der Präsident. Er hatte zuvor schon Stettinius gegenüber erklärt, er würde diese Notlüge gebrauchen, um zu verhindern, dass die Konferenz sich endlos hinzog.

«Auch ich glaube, dass es länger dauern wird, alles noch einmal zu überlegen und die Konferenz abzuschliessen», sagte Stalin. Dann ging er zum Präsidenten und sagte ruhig, er wisse nicht, wie alles bis zum folgenden Nachmittag geregelt werden solle.

Roosevelt erwiderte gnädig: «Wenn nötig, bleibe ich noch bis Montag.»

Nach dem Essen kehrte Roosevelt ins Liwadia zurück. Der ereignisreiche Tag hatte ihn ermüdet, aber er hatte noch zwei wichtige Briefe zu schreiben. James Byrnes und Edward Flynn hatten ihn warnend darauf hingewiesen, dass man ihn in Amerika heftig kritisieren würde, wenn bekannt werde, dass Russland in den Vereinten Nationen zwei zusätzliche Stimmen erhalte, und dass dem nur dadurch zu begegnen sei, dass es zwei zusätzliche Stimmen auch für die USA gebe. Roosevelt schrieb Stalin einen Brief zu diesem Problem und fragte, ob Moskau einverstanden sei, dass auch die USA in den Vereinten Nationen zusätzliche Stimmen erhielten. Ein ähnlicher Brief ging an Churchill. Dann begab sich der Präsident zu Bett.

7 Am darauffolgenden Vormittag – es war Sonntag, der 11. Februar – legten Stalin und Roosevelt dem britischen Premierminister und dessen Aussenminister die Femost-Übereinkunft vor. Churchill war bereit, zu unterzeichnen; Eden dagegen sprach in Anwesenheit des Präsidenten und des Marschalls von einem «üblen Nebenprodukt der Konferenz». Churchill erwiderte scharf, dass es dem britischen Ansehen im Orient schaden würde, wenn er sich Edens Meinung anschliesse, und unterschrieb. Roosevelt war zu gutgelaunt, als dass ihm dieser Streit etwas ausmachen konnte. Er hatte gerade die Antworten auf seine beiden Briefe erhalten. Churchill hatte geschrieben: «Ich brauche Ihnen kaum zu versichern, dass ich alles nur mögliche tun werde, um Ihnen in dieser Angelegenheit behilflich zu sein.» Und Stalin: «Ich glaube, dass die Zahl der Stimmen für die Vereinigten Staaten auf drei erhöht werden könnte ... Wenn erforderlich, bin ich bereit, diesen Vorschlag offiziell zu unterstützen.»

Als man gegen Mittag zur achten und letzten Vollsitzung zusammentrat, wirkte Roosevelts Optimismus ansteckend. Es gab keine Schwierigkeiten, und die Abfassung des Kommunique dauerte nicht einmal eine Stunde. Jeder schien zufrieden zu sein, nur Churchill nicht. Er brummte, dass man ihn wegen der Polen-Entscheidung in England heftig angreifen werde. «Man wird uns vorwerfen, wir hätten in der Grenzfrage und überhaupt in der ganzen Angelegenheit vor Russland kapituliert.»

«Ist das Ihr Ernst?» fragte Stalin. «Ich bezweifle es.»

«Die Londoner Polen werden fürchterlichen Krach schlagen.»

«Aber die anderen werden in der Mehrheit sein», sagte Stalin.

«Hoffentlich haben Sie recht», meinte Churchill grimmig. «Viel helfen wird es uns nicht. Es geht hier nicht um die Zahl der Polen, sondern um die Sache, für die Grossbritannien das Schwert gezogen hat. Man wird sagen, wir hätten die allein verfassungsmässige Regierung Polens zum Teufel gejagt.» Er schien fast deprimiert. «Aber ich werde unsere Entscheidung verteidigen, so gut es geht.»

Das Mittagessen verlief in guter Stimmung. Man schien erleichtert, dass alles so gut verlaufen war. Roosevelt war redselig. Seine geliebte Deklaration über das befreite Europa war unterzeichnet worden, und Stalin hatte sich schriftlich bereit erklärt, zwei oder drei Monate nach dem Zusammenbruch Deutschlands in den Krieg gegen Japan einzutreten.

Auch Harriman war zufrieden. Stalin würde nicht nur am Krieg in Fernost teilnehmen; er hatte sich auch verpflichtet, Tschiang Kai-schek zu unterstützen und die Souveränität der chinesischen Nationalregierung über die Mandschurei anzuerkennen, und das war ein grosser diplomatischer Sieg. Was die freien Wahlen betraf, war der Botschafter überzeugt, dass Stalin sein Wort halten würde. Aber trotz dieses Optimismus nagten Zweifel an ihm, denn Harriman erinnerte sich des alten Sprichworts: «Von einem Russen muss man ein Pferd zweimal kaufen.» Seiner Ansicht nach bestand das Problem jetzt darin, die Russen dazu zu bringen, ihre Versprechen einzulösen.

Bohlen hatte ebenfalls das Gefühl, dass es eine gewinnbringende Konferenz gewesen war. Immer wieder war Stalin vor Roosevelt zurückgewichen; der Präsident hatte sich sehr geschickt den Respekt zunutze gemacht, den Stalin offensichtlich ihm gegenüber empfand. Für das heikelste Problem, Polen, hatte es, fand er, unter den gegebenen Umständen keine bessere Lösung gegeben. Churchill und Roosevelt hatten nur drei Möglichkeiten gehabt: nichts zu tun, sich kompromisslos hinter die Londoner Polen zu stellen oder aber zu versuchen, möglichst viele Londoner Polen in die reorganisierte Regierung zu bringen. Die erste Möglichkeit kam nicht in Frage. Wer Stalin kannte, wusste, dass die zweite Methode nicht den geringsten Erfolg haben würde. Lösung Nummer drei war zwar nicht gerade die glücklichste, aber doch die einzige, die überhaupt realisierbar war.

Bei den Briten konnte man die Ansicht hören, dass sich der schlechte Gesundheitszustand des Präsidenten bei den Sitzungen nachteilig ausgewirkt habe. Bohlen war keinen Augenblick von Roosevelts Seite gewichen, und er teilte diese Ansicht nicht. Die Schwäche des Präsidenten sei zwar – besonders gegen Ende einer langen Sitzung – deutlich gewesen, aber sie habe doch kaum seine Entschlusskraft beeinflusst.

Während des Mittagessens wurden Kopien des gerade fertiggestellten Kommunique herübergereicht. Churchill, Stalin und Roosevelt lasen ihre Exemplare sorgfältig durch, hatten keine Beanstandungen und unterschrieben. Von ein paar Formalitäten abgesehen, war die Konferenz vorbei.

Die Amerikaner packten zufrieden ihre Koffer. Allgemein war man der Ansicht, dass die Vereinigten Staaten erreicht hatten, was sie hatten erreichen wollen. Harry Hopkins glaubte, dass die Morgendämmerung des neuen Tages, den jeder

herbeigesehnt habe, angebrochen sei: Der erste grosse Sieg des Friedens war erfochten, und die Russen hatten – fand Hopkins – bewiesen, dass sie vernünftig und weitsichtig sein konnten.

Roosevelt und Churchill hatten erreicht, was sich die Mehrheit der Menschen im Westen erhofft hatte. Man war hart aneinandergeraten, aber die Übereinstimmung, die man in einer Anzahl von Fragen erzielt hatte – und die, wie sich zeigen sollte, leider in manchen Fällen nicht von Dauer war –, wog schwerer.

Ein unparteiischer Beobachter der Sitzungen im Palais Liwadia hätte nur zu dem Schluss kommen können, dass der Westen einen substantiellen Sieg erfochten hatte – zumindest auf dem Papier.

Aber der grösste Erfolg ging auf Roosevelts Konto. Er hatte einen widerstrebenden Stalin und einen zweifelnden Churchill dazu gebracht, den Vereinten Nationen ihren Segen zu geben.

Abends speiste Roosevelt auf u.s.s. «Catoctin», die im Hafen von Sewastopol lag. Als Hauptgang gab es Steaks – nach acht Tagen russischer Küche fast ein Festessen. Der Präsident war ausgepumpt, aber glücklich.

Es war schon sechs Uhr abends, als die drei Aussenminister das Konferenzprotokoll unterschrieben. Als der Funker der «Catoctin» das letzte Wort nach Washington durchgegeben hatte, fragte Matthews den amerikanischen Aussenminister Stettinius: «Mr. Secretary, unser Funkerspruch ist durch. Kann ich die Verbindung abbrechen?»

«Ja», sagte Stettinius. Die Konferenz von Jalta war beendet.

6 *Kampffeld Balkan*

1 Die Auseinandersetzung um Polen in Jalta beleuchtete ein Problem, dem sich alle befreiten Länder Europas gegenübersehen, und nirgends war dieses Problem akuter als auf dem Balkan. Im Frühjahr 1944 waren die Sowjets mit drei starken Heeresgruppen in die Ukraine vorgestossen. Binnen einer Woche stand der Balkan, praktisch schutzlos, den Roten Armeen offen.

Diese Entwicklung alarmierte Churchill fast ebenso wie Hitler, denn der Balkan sollte einer der Eckpfeiler eines stabilen Nachkriegs-Europa werden. Auch nachdem die Sowjetunion Grossbritannien und Amerika in formellen Noten versprochen hatte, das Gesellschaftssystem Rumäniens – des ersten Balkanlandes auf der Vormarschstrasse der Roten Armee – nicht gewaltsam zu ändern, wurde Churchill den Verdacht nicht los, dass Stalin in Wirklichkeit beabsichtigte, ganz Südosteuropa kommunistisch zu machen. Er ersuchte Eden, dem Kabinett eine Denk-

Schrift über die Streitfragen vorzulegen, die zwischen West und Ost hinsichtlich des Balkans bestanden. «Ganz allgemein gesagt», schrieb Churchill an Eden, «geht es darum: Sollen wir uns damit abfinden, dass der Balkan kommunistisch wird ...?» Wenn nicht, «sollten wir es ihnen im günstigsten Augenblick, den die militärischen Ereignisse zulassen, eindeutig klarmachen.»

Der Premierminister wusste freilich auch, dass es unmöglich war, den Russen überall Paroli zu bieten; deshalb war er bereit, mit Stalin eine Übereinkunft zu treffen, die den Balkan in Einflussphären aufteilte – beispielsweise sollte Rumänien zur Sphäre Russlands gehören, Griechenland dagegen in der Grossbritanniens bleiben. Die Schwierigkeit bestand darin, dass der blosser Gedanke an einen derartigen «Handel» in den Augen des amerikanischen Aussenministers Cordell Hull und vieler anderer Amerikaner unmoralisch war. Andererseits wehrte sich Roosevelt nachdrücklich dagegen, dass die Vereinigten Staaten nach dem Kriege einen Teil der schwierigen Aufgabe übernehmen sollten, Europa und besonders den Balkan neu zu gestalten. «Bei einer Entfernung von 5'000 Kilometern und mehr gehört dies nicht zu unseren natürlichen Aufgaben», schrieb der Präsident an Stettinius. Das sei entschieden eine Sache der Briten, die in diesem Raum auch ganz andere Interessen hätten. Er machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. In einem Telegramm an Churchill brachte er klar zum Ausdruck, dass er gegen eine Aufteilung des Balkans in Einflussphären sei, und dass Amerika niemals militärische Gewalt oder irgendwelche Machtmittel einsetzen würde, um im Südosten Europas diplomatische Siege zu erringen. Als Ende August 1944 die letzten deutsch-rumänischen Verteidigungslinien von der Roten Armee zerschlagen waren, entliess König Michael die Regierung Antonescu und forderte die Einstellung der Feindseligkeiten. Aus Konservativen, Sozialisten und Kommunisten wurde eine Koalitionsregierung gebildet. Sie kam jedoch kaum zum Tragen, da wenige Tage später ein Waffenstillstand unterzeichnet wurde, der Rumänien unmittelbar der Befehlsgewalt des sowjetischen Oberkommandos unterstellte. Botschafter Harriman machte Washington darauf aufmerksam, dass die Sowjets damit in Rumänien unmittelbare Polizeifunktionen übernommen hätten und schliesslich auch die politische Kontrolle übernehmen würden. Harriman wurde vom Aussenministerium freigestellt, dagegen zu protestieren, aber dieser Protest – wie auch ein ähnlicher Einspruch der Briten – verpuffte wirkungslos. Ein paar Wochen später trafen die ersten Berichte westlicher Beobachter aus Bukarest ein, die davon sprachen, dass Rumänien immer mehr ins kommunistische Fahrwasser gerate.

Der Fall Bulgariens war eine Variation desselben Themas. Obgleich Sofia der Sowjetunion nie den Krieg erklärt hatte, hatten bulgarische Truppen Hitler geholfen, den Balkan zu kontrollieren. Kaum war Rumänien besiegt, rückte die Rote Armee zur bulgarischen Grenze vor. Prompt wurde das bulgarische Kabinett gestürzt, und die neue Regierung widerrief den Pakt mit Hitler und verpflichtete sich zu bedingungsloser Neutralität; das jedoch genügte Stalin nicht, und er liess seine Truppen über die Grenze rücken. Es war ein unblutiger Sieg. Die Bulgaren hiessen nicht nur die Rote Armee begeistert willkommen, sie bildeten auch sofort eine neue Regierung, eine Koalition, in der alle möglichen Richtungen – auch die Kommunisten – vertreten waren. Wie in Rumänien übernahm die Rote Armee

auch hier die Kontrolle. Auch die Koalition in Sofia war lediglich eine Fiktion, und jeder Tag brachte den Kommunisten mehr Macht.

2 Das nächste Ziel der Roten Armee war Jugoslawien. Den Widerstand der Jugoslawen gegen Hitler hatte ein Kommunist geleitet, dem die führenden Kommunisten in der übrigen Welt mit Abneigung und Misstrauen begegneten, der jedoch die Bewunderung und Unterstützung eines prominenten demokratischen Staatsmannes genoss. Für Stalin war Tito ein egozentrischer Emporkömmling, für Churchill ein tapferer Krieger, der seine Heimat gegen Hitler verteidigte.

Die Probleme Jugoslawiens lagen anders als die der übrigen Balkanländer. Die Regierung des Königreiches, das nach dem Ersten Weltkrieg aus Kroatien, Serbien, Montenegro, Mazedonien und Slowenien geschaffen worden war, hatte am 25. März 1941 einen Pakt mit Rumänien und Bulgarien geschlossen, durch den die drei Staaten sich Hitlers europäischer Neuordnung unterwarfen. Spontan erhob sich die Bevölkerung, und zwei Tage später wurden der Regent, Prinz Paul, und der Ministerpräsident von einer Gruppe von Luftwaffenoffizieren in Gewahrsam genommen; die Offiziersgruppe bildete eine patriotische Regierung. Hitler wollte die Nachricht über den Staatsstreich zunächst nicht glauben, doch dann befahl er den Einmarsch in Jugoslawien, Belgrad wurde aus der Luft angegriffen, und deutsche, ungarische, bulgarische und italienische Truppen rückten aus verschiedenen Richtungen ins Land. Zwölf Tage später kapitulierte Jugoslawien und wurde von den Siegern zerstückelt.

Zwei Monate lang gab es kaum einen organisierten Widerstand – bis zu Hitlers überraschendem Angriff auf Russland. Dann erst erhielt Josip Broz, Generalsekretär der kommunistischen Partei Jugoslawiens, von der Komintern einen Funkspruch:

«Organisiert unverzüglich Partisanengruppen. Beginnt Partisanenkrieg im Rücken des Feindes.»

Broz – in der Partei trug er den Namen Tito – war ein gutaussehender, energischer Mann Mitte der Fünfzig. Seine Eltern waren Bauern – er war das siebte von fünfzehn Kindern, und er hatte die stämmige Konstitution eines Bauern. In den vorangegangenen 28 Jahren war er ein überzeugter Kommunist gewesen, aber auch ein glühender Patriot. Er kombinierte diese beiden Überzeugungen so geschickt, dass ihn nach ein paar Monaten die meisten Jugoslawen als Führer der gemeinsamen Front gegen den Faschismus anerkannten.

Nur eine grosse Partisanengruppe verweigerte ihm die Gefolgschaft. Es waren die Tschetniks, Erben einer bereits historischen Tradition des Widerstandes, deren Vorfahren den Guerillakrieg gegen die Türken geführt hatten. Sie unterstanden dem Kommando des Obersten Draza Mihailovic von der königlich jugoslawischen Armee; sie trugen immer noch die traditionelle Pelzmütze und das Emblem der zwei gekreuzten Messer, und sie sangen immer noch die alten blutrünstigen Lieder, wenn auch mit modernen Variationen:

*Meine Pelzmütze schwankt während des Marsches,
und auch mein Messer.
VJir werden sie umbringen, allen die Hälse durchschneiden,
die nicht für Draza sind.*

Mihailovic, ehemals Abwehroffizier, war überzeugter Monarchist, er sehnte sich nach der Autorität früherer Zeiten. Er war nicht ungebildet, besass aber noch ein Gutteil der Primitivität seiner Vorfahren; was aber alles besonders komplizierte, war die Tatsache, dass er ein wankelmütiger Charakter war und Entscheidungen gern aus dem Wege ging. Der Grund für seine Weigerung, sich Titos Partisanen anzuschliessen, war sein Hass auf die Kommunisten. Binnen Monaten war das, was als patriotischer Kampf gegen Hitler begonnen hatte, zu einer politischen Auseinandersetzung mit Tito geworden; und diese Auseinandersetzung war so erbittert, dass Mihailovic sogar insgeheim mit den Deutschen zusammenzuarbeiten begann. Wenn man Tito endlich los wäre, sagte er zu seinen Anhängern, werde man die Waffen gegen die Deutschen richten. Bezeichnend für die Situation war, dass sein Sohn und seine Tochter auf der Seite Titos kämpften.

Die Londoner Exilregierung bezeichnete die Behauptung, Mihailovic arbeite mit den Deutschen zusammen, als bolschewistische Lüge, beförderte ihn zum General und ernannte ihn zum Kriegsminister und Oberbefehlshaber der königlich-jugoslawischen Armee. Die Londoner Jugoslawen vertraten ihre Version so überzeugend, dass sich Grossbritannien und Amerika entschlossen, Mihailovic in erheblichem Umfang aus der Luft mit Nachschub zu versorgen; erst Mitte 1943, nach einem enthüllenden Bericht F. W. Deakins, eines jungen Gelehrten aus Oxford, der sich bei Tito aufgehalten hatte, kamen Churchill Zweifel, dass die Mihailovic gelieferten Waffen auch gegen den richtigen Feind eingesetzt wurden. Um weitere Informationen zu erhalten, schickte der Premierminister Brigadier Fitzroy Maclean, einen früheren Berufsdiplomaten, als Chef einer Militärmission nach Jugoslawien. Er sollte feststellen, ob Tito volle militärische Unterstützung seitens der Alliierten verdiene.

Maclean, konservativer Unterhausabgeordneter, stellte fest, dass Tito Patrioten aller möglichen politischen Schattierungen zu einer entschlossenen und schlagkräftigen Truppe zusammengefasst hatte. Die Partisanen, so berichtete er, seien diszipliniert und hart. Alle schienen sich verpflichtet zu haben, die Faschisten zu vertreiben – und dann eine Regierung zu bilden, die allen Völkern Jugoslawiens gerecht würde. Was Maclean besonders überraschte, war Titos glühender Nationalstolz, weil es eine Eigenschaft war, die mit Titos Bekenntnis zum Kommunismus unvereinbar schien. Auch anderes beeindruckte ihn: Titos Weitblick, sein Sinn für Humor und seine naive Freude an den kleinen Freuden des Lebens, seine heftigen Wutanfälle, seine Überlegenheit, seine Grosszügigkeit und die Bereitschaft, beide Seiten eines Problems zu sehen.

Noch wichtiger war jedoch Macleans Feststellung, dass Titos Partisanen gegen Ende 1943 mehr als 20 feindliche Divisionen banden – und dies trotz ständiger Störmanöver Mihailovic' und trotz der Übergriffe fanatischer kroatischer Nationalisten, der Ustaschi, gegen Partisanendörfer. Die Ustaschi waren überzeugte

Katholiken, aber der Terror, den sie ausübten, sprengte sogar balkanische Massstäbe. Sie hassten Serben, Juden, Kommunisten und besonders Griechisch-Orthodoxe. Obzwar die meisten höheren kirchlichen Würdenträger Kroatiens die Ustaschi ablehnten, machten Angehörige des niedrigen katholischen Klerus bei den blutigen Aktionen mit; häufig leiteten sie sogar die Operationen, bei denen ganze Dörfer ausgelöscht wurden. Zu den beliebtesten Methoden der Ustaschi gehörte es, orthodoxe Kirchen niederzubrennen, in die man die Gläubigen getrieben hatte.

Zum grössten Teil auf Grund der begeisterten Berichte Macleans überredete Churchill in Teheran Stalin und Roosevelt, den grössten Teil ihrer Hilfe für Jugoslawien an Tito zu liefern. Zwei Monate später schrieb er an Tito:

Ich habe angeordnet, dass die britische Regierung künftig Mihailovic keine militärische Hilfe mehr gewähren wird, sondern nur noch Ihnen; und es wäre uns sehr willkommen, wenn er von der Königlich-Jugoslawischen Regierung aus ihrem Ministerrat ausgeschlossen würde. König Peter II. hingegen entfloh, ein Kind noch, den verräterischen Fängen des Prinzregenten Paul und kam als Repräsentant Jugoslawiens und junger Fürst in Nöten zu uns. Es wäre keine ehrenvolle, ritterliche Haltung seitens Grossbritanniens, ihn fallenzulassen. Ebenso wenig können wir von ihm verlangen, alle seine derzeitigen Beziehungen zu seinem Vaterland zu lösen. Ich hoffe daher, dass Sie es verstehen, wenn wir unsere offiziellen Beziehungen mit ihm aufrechterhalten, während wir Sie gleichzeitig im Rahmen unserer Kräfte militärisch unterstützen. Auch hoffe ich, dass die beiderseitige Polemik aufhören wird, denn sie nützt nur den Deutschen ...

In seiner Antwort bedankte sich Tito bei Churchill für die Militärhilfe, betonte jedoch, dass die politische Zukunft seines Landes verwickelter sei, als die Briten zu glauben schienen.

... Ich verstehe Ihre Verpflichtungen gegenüber König Peter und seiner Regierung und will, soweit es die Interessen unseres Volkes zulassen, überflüssige politische Polemik ausschalten, um unseren Bundesgenossen keine Unannehmlichkeiten zu bereiten. Ich versichere jedoch Eurer Exzellenz, dass die aus unserem leidenschaftlichen Befreiungskampf erwachsene innenpolitische Situation nicht den Aspirationen von Individuen oder von einer politischen Gruppe dient, sondern dass sie dem unwiderstehlichen Wunsch aller Patrioten entspricht, all derer, die im Kampfe stehen und schon lang mit ihm verbunden sind, und diese machen die überwältigende Mehrheit der jugoslawischen Völker aus ...

Im gegenwärtigen Moment gehen alle unsere Bemühungen nach einer Richtung ... die jugoslawischen Völker in Einheit und Brüderlichkeit zu vereinen, was beides vor dem Kriege fehlte und die Katastrophe des Landes verschuldete ...

Trotz politischer Differenzen setzten Churchill und Tito ihre Zusammenarbeit fort, und zwar mit solchem Erfolg, dass die Partisanen, deren Bewaffnung zur Hälfte vom Westen geliefert war, am Tag der Invasion in der Normandie 25 feindliche Divisionen als beinahe ebenbürtige Gegner banden. Als die Rote Armee – nach dem schnellen Sieg über Rumänien und Bulgarien – in Jugoslawien einrückte, befanden sich die Deutschen bereits auf dem Rückzug. Mihailovic kämpfte bis zum Schluss gegen Tito. Er wurde von den Partisanen gefangen-

genommen, vor Gericht gestellt und hingerichtet. Da er der Meinung war, es sei an der Zeit, die Operationen seiner Partisanen mit denen der Roten Armee abzustimmen, schlug Tito vor, nach Moskau zu kommen. Die Sowjets hielten dies für eine gute Idee, baten ihn allerdings, seine Abreise geheimzuhalten. Mit seinem Hund Tigar, dessen Kopf in einem Sack steckte, schlich sich Tito an den britischen Posten auf dem Flugplatz der Insel Vis, unmittelbar vor der jugoslawischen Küste, vorbei und ging an Bord einer «Dakota», die von einer sowjetischen Besatzung geflogen wurde.*

Es war Titos erster Besuch in Russland seit 1940 – damals war er nur ein unbedeutendes Mitglied einer nicht sehr bedeutenden Untergrundpartei mit dem pro-saischen Decknamen «Walter» gewesen. Jetzt kam er als siegreicher Marschall, als der Führer einer Partei, die zweifellos bald die Macht im Land übernehmen würde. Tito wurde von dem unteretzten und stämmigen Stalin nicht nur umarmt, sondern zu seiner Überraschung sogar ein Stück hochgehoben. Und er wurde in der Datscha einquartiert, in der seinerzeit Churchill gewohnt hatte.

Trotz dieses Vorspiels begegnete Tito Stalin zwar mit Respekt, aber keinesfalls unterwürfig, und Stalin wurde sichtlich kühler. Er hatte sich schon über die jüngsten Botschaften Titos mehr als nur geärgert – besonders über eine, die mit den Worten begann: «Wenn Sie uns schon nicht helfen können, dann behindern Sie uns wenigstens nicht.» Der langsam alternde Stalin hatte sicherlich auch Vorbehalte gegen Titos glänzende Erscheinung und dessen prachtvolle Uniformen – und auch die Publizität, die Tito in der westlichen Presse genoss, mag ihm missfallen haben.

«Sehen Sie sich vor, Walter», sagte Stalin herablassend bei einer ihrer Begegnungen, «die Bourgeoisie in Serbien ist sehr stark.»

«Ich bin anderer Ansicht, Genosse Stalin», erwiderte Tito, der es hasste, «Walter» genannt zu werden. «Die Bourgeoisie in Serbien ist sehr schwach.»

Betroffenes Schweigen trat ein. Als Stalin sich gleich darauf nach einem bestimmten nicht-kommunistischen Politiker in Jugoslawien erkundigte, sagte Tito prompt: «Ach, das ist ein Lump und Verräter; er hat mit den Deutschen zusammengearbeitet.»

Stalin fragte nach einem anderen Politiker und erhielt dieselbe knappe Antwort.

«Walter», sagte Stalin verdrossen, «für Sie ist jeder ein Lump.»

«Stimmt genau, Genosse Stalin», antwortete Tito. «Wer sein Land verrät, ist ein Lump.»

Was zuerst nur eine peinliche Situation war, drohte zu einer Krise zu werden. Stalin meinte, man solle König Peter wieder einsetzen, um einen Konflikt mit Grossbritannien und den Vereinigten Staaten zu vermeiden – zu diesem Zeitpunkt des Krieges war er noch in starkem Mass auf die militärische Hilfe der Westmächte

* Maclean erhielt diese Information aus jugoslawischen Quellen. Er nimmt an, dass die Russen möglicherweise auf Geheimhaltung bestanden, um die engen Beziehungen zwischen Tito und Churchill zu stören. Wenn dem so war, erreichten sie ihr Ziel tatsächlich. Churchill war über Titos verstohlene Abreise äusserst verärgert, und in einem Telegramm an Hopkins sprach er unwillig von «schamlosem Benehmen».

angewiesen. Tito, der ebenfalls Hilfe brauchte, aber nicht diesen Preis zahlen wollte, antwortete scharf, dass es unmöglich sei, die Monarchie wiederherzustellen. Das Volk würde nicht mitmachen, versicherte er temperamentvoll – so vorzugehen, wäre Verrat.

Stalin beherrschte sich. Nach einer Pause sagte er listig: «Sie brauchen ihn ja nicht für immer zurückzuholen, nur vorübergehend. Im passenden Moment können Sie ihm dann das Messer in den Rücken stossen.» In diesem Augenblick erschien Molotow auf der Bildfläche; er meldete, die Briten seien an der jugoslawischen Küste gelandet.

«Unmöglich», sagte Tito. «Was heisst unmöglich?» fragte Stalin mürrisch. «Es ist eine Tatsache.» Ungerührt erklärte Tito, es müsse sich um jene drei Batterien handeln, die ihm Feldmarschall Alexander für ein Partisanenunternehmen zugesagt hatte und die im Raum Mostar an Land gebracht werden sollten.

«Sagen Sie, Walter», entgegnete Stalin, «was würden Sie tun, wenn die Briten tatsächlich versuchten, gegen Ihren Willen in Jugoslawien zu landen?»

«Wir würden entschlossen Widerstand leisten.»

Dieselbe Unabhängigkeit zeigte Tito bei den Diskussionen über militärische Fragen. Er erklärte rundheraus, er werde der Roten Armee das Betreten seines Landes nur erlauben, wenn er sie dazu aufgefordert habe, und im Übrigen benötige er nur begrenzte Hilfe; eine einzige Panzerdivision würde ihm für die Befreiung Belgrads genügen. Überdies werde die Rote Armee in Jugoslawien keine der Machtbefugnisse erhalten, die sie in Rumänien und Bulgarien habe. Stalin nahm diese Bedingungen an und versprach, anstelle einer Division ein Korps zu schicken.

Tito flog an dem Tag zurück, an dem das zugesagte Korps der Roten Armee in Jugoslawien einrückte. Rund drei Wochen später nahmen seine Partisanen, von den Sowjets unterstützt, Belgrad. Die Eroberung der Hauptstadt bedeutete zugleich das Ende der Kämpfe, denn die Deutschen hatten jetzt nur noch den Wunsch, sich nach Ungarn abzusetzen. Auch Titos Dasein änderte sich: der Geächtete bezog die ehemalige Residenz des Prinzregenten Paul am Rande Belgrads. Als erstes beglich er seine Schulden bei Churchill, indem er mit der Londoner Exilregierung vereinbarte, freie Wahlen abzuhalten und die endgültige Regierung Jugoslawiens zu bestimmen. Es war eine Schuld, deren Begleichung Tito nichts kostete. Im Gegensatz zu den kommunistischen Führern in den anderen Ländern Ost- und Südosteuropas war er ein echter Volksheld, der Retter des Vaterlands; so konnte es kaum einen Zweifel geben, dass die überwiegende Mehrheit seiner Landsleute ihn für die Nachkriegszeit zu ihrem Führer wählen würde.

Wenige Tage, nachdem Tito Moskau verlassen hatte, traf Churchill ein. Er wollte mit Stalin – «bei dem ich immer das Gefühl habe, man kann mit ihm von Mensch zu Mensch reden» – über den Nachkriegsstatus der befreiten Länder Europas sprechen. Zuerst unterhielt man sich über die polnische Frage. Dann sagte Churchill unvermittelt: «Regeln wir auch unsere Angelegenheiten auf dem Balkan. Ihre Armeen stehen in Rumänien und Bulgarien. Wir haben dort Interessen, Missionen und Vertreter. Wir sollten verhindern, dass es wegen Kleinigkeiten

zwischen uns zu Missverständnissen kommt. Soweit Grossbritannien und Russland betroffen sind – was meinen Sie dazu, wenn Sie in Rumänien neunzig Prozent Einfluss erhalten, während wir neunzig Prozent in, sagen wir, Griechenland erhalten und wir beide je fünfzig Prozent in Jugoslawien?» Er schrieb etwas auf ein Blatt Papier und schob es Stalin über den Tisch zu. Als Stalin das Blatt überflog, sah er, dass Churchill nicht nur Prozentsätze für Rumänien, Griechenland und Jugoslawien notiert, sondern auch vorgeschlagen hatte, sich in Ungarn auf fünfzig zu fünfzig zu einigen, während Russland in Bulgarien fünfundsiebzig Prozent erhalten sollte. Der Marschall überlegte einen Augenblick und machte dann mit einem grossen Blaustift ein Zeichen auf das Papier.

In diesen paar Sekunden war Geschichte gemacht worden. Nach langem Schweigen sagte Churchill: «Könnte man es nicht für zynisch halten, dass wir diese Angelegenheiten, die für Millionen Menschen so bedeutungsvoll sind, auf diese scheinbar oberflächliche Art geregelt haben? Am besten, wir verbrennen das Papier.»

«Nein, behalten Sie es», sagte Stalin.

Unmittelbar danach schickten die beiden gemeinsam ein Telegramm an Roosevelt, in dem sie dem Präsidenten mitteilten, dass sie sich über den Balkan geeinigt hatten. Ausserdem sandte Churchill Roosevelt eine persönliche Botschaft:

... Es ist absolut notwendig, dass wir versuchen, hinsichtlich des Balkans einer Meinung zu sein, damit wir den Ausbruch eines Bürgerkriegs in verschiedenen Ländern verhindern können, bei dem Sie und ich wahrscheinlich mit der einen Seite sympathisieren, Onkel Joe dagegen mit der anderen. Ich werde Sie über alles auf dem laufenden halten, und mit Ausnahme von vorläufigen Abkommen zwischen Grossbritannien und Russland, die anschliessend mit Ihnen diskutiert und abgestimmt werden müssen, werden keine Regelungen getroffen. Ich bin überzeugt, dass Sie auf dieser Basis nichts dagegen haben, wenn wir versuchen, mit den Russen zu vollständigem Einverständnis zu gelangen ...

3 Nachdem die 3. Ukrainische Front des Marschalls Fedor Iwanowitsch Tolbuchin Tito bei der Befreiung Belgrads im Oktober 1944 unterstützt hatte, stiess sie in nordwestlicher Richtung weiter, um der 2. Ukrainischen Front des Marschalls Rodion Jakowlewitsch Malinowskij bei der Besetzung Ungarns zu helfen. In vergangenen Zeiten war einmal ein Kaiser des Heiligen Römischen Reichs zugleich König von Ungarn gewesen, und viele Jahre hindurch hatten die Kaiser von Österreich, die Habsburger, als Könige dort geherrscht; aber keiner der bizarren Systeme, die dieses Volk mit dem überschäumenden Temperament erduldet hatte, war so bizarr gewesen wie das gegenwärtige. Ungarn war ein Königreich ohne König, regiert von einem Admiral ohne Flotte, dem Reichsverweser Nikolaus von Horthy – der wiederum von Hitlers Gnade abhängig war. Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Habsburger des Landes verwiesen worden, aber das hatte die Lage der Bauern ohne Land nicht verbessert, denn in Horthys Monarchie ohne König lebte der Feudalismus weiter. Nirgends in Europa waren die Gegensätze zwischen Reichtum und Armut so gross.

Ungarn hatte sich Hitler bei dessen Kreuzzug gegen den Kommunismus mit einiger Begeisterung angeschlossen; als diese Begeisterung dann nachliess, machte Hitler der «Unabhängigkeit» Horthys ein Ende; ein paar Monate vor der alliierten Landung in der Normandie besetzte er das Land.

De facto regierte damals in Ungarn der deutsche Gesandte in Budapest, SS-Brigadeführer Dr. Edmund Veessenmayer; aber da die Rote Armee keine 150 Kilometer mehr von Budapest entfernt stand, rechnete Admiral Horthy sich aus, dass es höchste Zeit war, die relativ starke ungarische Armee, die immer noch –widerwillig und nicht gerade heroisch – gegen die Russen kämpfte, als Tauschobjekt für politische Konzessionen ins Spiel zu bringen. Da in Budapest Geheimnisse gewöhnlich lautstark in den Cafes diskutiert wurden, erfuhren die Russen bald von Horthys Entschluss; sie beauftragten einen Obersten der Roten Armee, Makarow, die Entwicklung voranzutreiben. Makarow verfasste zwei Briefe, die derartige Zusagen enthielten, dass Horthy sofort einen Unterhändler nach Moskau schickte. Der Admiral vergass freilich – typisch ungarisch –, seinem Parlamentär eine schriftliche Vollmacht mitzugeben, und ein prominenter Maler wurde mit den entsprechenden Papieren in Marsch gesetzt. Und Moskau – typisch russisch – behauptete, keine Ahnung von einem Oberst Makarow und dessen verheissungsvollen Briefen zu haben. Das Ergebnis waren Konfusion und Zeitverlust; und je wirrer die Lage wurde und je länger sich die Debatten hinzogen, desto härter wurden die russischen Forderungen.

Typisch deutsch dagegen war, dass Hitler genau wusste, was vorging. Während die Bemühungen der ungarischen Abgesandten in Moskau immer mehr in die Sackgasse gerieten, schickte Hitler SS-Sturmbannführer Skorzeny nach Budapest, um die führenden ungarischen Politiker wieder «auf Vordermann» zu bringen. Der 36jährige Otto Skorzeny, fast ein Riese, hatte etwas von einem Condottiere des 14. Jahrhunderts. Der gebürtige Wiener hatte im Gesicht eine auffallende Narbe; sie stammte von einem Duell um eine Ballettänzerin. Ein Jahr zuvor hatte er Mussolini befreit, und dieses Unternehmen hatte ihn bei Freund und Feind berühmt gemacht.

Hitlers Vertrauen zu Männern wie Skorzeny war fast mystisch. So schickte er Skorzeny mit einem Bataillon Fallschirmjäger und dem Befehl nach Ungarn, Horthy daran zu hindern, die Stellung zu wechseln. Skorzeny wollte die Zitadelle von Budapest, wo Horthy wohnte und regierte, in einem unblutigen Handstreich, dem Unternehmen *Panzerfaust*, besetzen. Aber es trat eine groteske Komplikation ein: ein anderer Horthy, «Miki», der Sohn des Admirals und Reichsverweisers, sollte mit dem Einverständnis seines Vaters die Übergabe vollziehen. Wegen seiner ausgelassenen Gesellschaften auf der Margarethen-Insel berühmt, galt er als *enfant terrible* des Horthy-Clans; nachdem sein älterer Bruder Istvan an der Ostfront gefallen war, war er der Gegenstand der Hoffnung und der Verzweiflung seines Vaters. Skorzeny erfuhr von einem deutschen Agenten, dass Miki sich bereits mit einem Vertreter Titos getroffen hatte, um auf eigene Faust Frieden mit Russland zu machen, und erklärte sich bereit, der Gestapo bei der Entführung Mikis zu helfen, wenn der junge Mann wieder mit dem Jugoslawen zusammenkomme. Das Vorhaben erhielt die Tarnbezeichnung *Micky Maus*.

Ein paar Tage später, am 15. Oktober, traf Miklos sich mit dem Beauftragten Titos. Er wurde von Skorzeny und der Gestapo überwältigt, in einen Teppich gerollt und heimlich zum Flugplatz gebracht. Als der Admiral erfuhr, dass man seinen Sohn nach Deutschland verfrachtet hatte, beauftragte er den Kronrat, die Unterhändler in Moskau telegrafisch anzuweisen, ungeachtet der Bedingungen sofort zu kapitulieren.

Am gleichen Nachmittag erschien Dr. Veesenmayer, der deutsche Gesandte, auf der Burg. Horthy machte kein Hehl daraus, dass Ungarn mit den Alliierten bereits Kapitulationsverhandlungen führte. Wenig später erklang die Stimme des Admirals im Äther: Ungarn habe mit den Russen einen Separatfrieden geschlossen. Dabei war gar nichts derartiges geschehen; alles war nur Gerede, und die Russen selbst waren so verärgert, dass sie Horthy über Funk mitteilten, sie würden keinen Waffenstillstand schliessen, wenn er ihre Bedingungen nicht bis zum nächsten Morgen, 8.00 Uhr, angenommen habe. Den ganzen Tag über und bis tief in die Nacht hinein verhandelten Horthy und seine Minister, ohne sich einigen zu können. Horthy ging schliesslich zu Bett. Am Ende kamen die Minister überein, in Deutschland Asyl zu suchen, und ein Mann namens Vattay wurde zum Admiral geschickt, um ihm diesen Entschluss mitzuteilen. Aber jeder Kenner Ungarns hätte Voraussagen können, was passieren würde: Verärgert weigerte sich Horthy abzusondern und stieg ins Bett zurück. Was folgte, war wieder typisch ungarisch: Vattay, der es offensichtlich nicht schätzte, Überbringer schlechter Nachrichten zu sein, teilte den Ministern einfach mit, Horthy habe ihre Entscheidung «in ganzem Umfang» gebilligt.

Folgerichtig schrieb der Ministerpräsident sofort einen kurzen Brief an Veesenmayer des Inhalts, dass der Kronrat zurücktrete und Horthy abdanke. Veesenmayer erhielt diese Mitteilung jedoch erst gegen drei Uhr morgens, und eine weitere Stunde brauchte er, um Reichsaussenminister von Ribbentrop in Berlin ans Telefon zu bekommen, der erklärte, erst den Führer verständigen zu müssen. Schliesslich erhielt Veesenmayer die Nachricht, dass Hitler den Rücktritt Horthys akzeptiere. Etwa 20 Minuten später fuhr der Gesandte zur Burg. Dort wider setzte sich Horthy immer noch allen Versuchen, ihn zur Abdankung zu veranlassen; aber in dem Augenblick, da das Trompetensignal ertönte, das die Ankunft Veesenmeyers verkündete, gab er auf und ging in den Hof hinaus.

«Ich habe die unangenehme Pflicht, Sie in Gewahrsam zu nehmen», sagte Veesenmayer und blickte auf die Uhr. «In zehn Minuten beginnt der Angriff.» Damit meinte er das Unternehmen *Panzerfaust*, Skorzenys Sturm auf die Zitadelle. Veesenmayer ergriff Horthys Arm und geleitete ihn zu seinem Wagen. Als die beiden Männer wegfuhr, war es 5.58 Uhr. In der deutschen Gesandtschaft telefonierte man bereits mit Ribbentrop: die Angelegenheit sei ohne Blutvergiessen über die Bühne gegangen.

Unglücklicherweise hielt es niemand für nötig, Skorzeny Bescheid zu sagen. Um 5.59 Uhr hob Skorzeny die Hand; die Motoren wurden angelassen. Dann stand er auf, deutete auf die Zitadelle, und langsam rollte die Kolonne die steile Auffahrt hinauf. Binnen einer halben Stunde hatte Skorzeny die Burg in seiner Hand –es hatte sieben Tote gegeben.

Obleich Hitler Ungarn jetzt noch fester im Griff hatte, wurden die deutschen und ungarischen Truppen von der Roten Armee immer weiter zurückgedrängt. Am Heiligen Abend 1944 tauchten russische Panzer überraschend in den Randbezirken von Buda, am westlichen Ufer der Donau, auf, und einige stiessen fast bis zum berühmten Hotel «Geliert» vor. Budapester, die Weihnachtseinkäufe machten, sahen die Panzer vorüberrumpeln und hielten sie zunächst für deutsche; als sie dann die roten Sterne erkannten, brach eine Panik aus. «Tiger»-Panzer rollten über die Donau und kämpften die russischen Vorhuten nieder.

Die Russen gehörten zu Tolbuchins 3. Ukrainischer Front, die unterhalb Budapest über die Donau ging. Der erste Versuch, die Stadt zu erobern, wurde ohne Schwierigkeiten vereitelt, aber Tolbuchin verstärkte den Druck von Süden, während Malinowskij's 2. Ukrainische Front oberhalb von Budapest über die Donau setzte. Am 27. Dezember vereinigten sich die beiden Heeresgruppen. Neun Divisionen – fünf deutsche und vier ungarische – sowie 800'000 Zivilisten waren in Budapest eingeschlossen. Obleich Tolbuchins Angriff auf das hügelige Buda leicht zurückgeschlagen wurde, hatte ein wesentlich massiverer Vorstoss Malinowskij's auf das ebene Pest Erfolg, und am 10. Januar 1945 hatte die Rote Armee mit Hilfe der Rumänen, die auf ihre Seite übergewechselt waren, acht Stadtbezirke erobert – meistens im Nahkampf und fast ohne Unterstützung durch Artillerie oder Bombenflugzeuge, da die Sowjets die Wasserversorgung der Stadt nicht lahmlegen wollten.

Am frühen Morgen des 17. Januar zogen sich die Verteidiger von Pest über die Donaubrücken auf Buda zurück. Die ungarischen Soldaten weigerten sich, ihre historischen Brücken zu sprengen; sie erklärten, das Eis der Donau sei stark genug, um auch Panzer zu tragen. Die Deutschen antworteten, es sei jetzt nicht die Zeit für historische Sentimentalitäten, und sprengten die Brücken selbst.

Die Pester warteten auf die Plünderungen, Vergewaltigungen und Morde, die ihnen die Deutschen prophezeit hatten. Aber zu ihrer Überraschung verteilten die Sowjets Mehl, Getreide, Kaffee, Schwarzbrot, Zucker und was sie sonst erübrigen konnten. Es gab keine Morde und kaum Vergewaltigungen. Den Sowjetsoldaten war gesagt worden, dass «Ungarn trotz des Mangels an Kultur ein gutes Land» sei und dass sie die Bevölkerung freundlich behandeln sollten. Die Rotarmisten schenkten gern, und gelegentlich plünderten sie ein Haus aus, um das Geraubte den Nachbarn zu schenken. Beim Verlassen der Stadt nahmen manche Soldaten Puppen und Teddybären wieder an sich, die sie zuvor verschenkt hatten: «Die nach uns kommen, bringen neue.» Sie wollten auch die Kinder beschenken, zu denen sie jetzt kommen würden.

Am 11. Februar, dem letzten Tag der Krim-Konferenz, war aus der Schlacht um das Westufer des Flusses eine erbitterte Belagerung geworden. Von ihren Stellungen auf den Hügeln von Buda aus vereitelten die deutschen und ungarischen Truppen jeden Versuch der Russen, die zugefrorene Donau zu überqueren. Trotzdem standen die 70'000 Verteidiger auf verlorenem Posten, denn neu herangeführte sowjetische Truppen schlossen sie von Westen her ein.

Zu dem Zeitpunkt, da Roosevelt an Bord der «Catoctin» mit Genuss sein Steak

verzehrte, befahl der deutsche Kommandant von Buda, Karl von Pfeffer-Wildenbruch, um 22.00 Uhr in drei getrennten Gruppen den Durchbruch durch den Ring der Sowjets zu versuchen. Zwar war allen klar, dass die Chancen äusserst gering waren, aber es gab kaum Widerspruch. Es war besser, kämpfend zu sterben, als liquidiert zu werden.

Der Kommandeur der sowjetischen Truppen, über den bevorstehenden Ausbruchversuch informiert, hatte die Gebäude, die den deutsch-ungarischen Linien direkt gegenüberlagen, heimlich räumen lassen.

Als die Eingeschlossenen eben in drei Richtungen vorstossen wollten, wurden diese Häuser von russischen Wernern in Trümmer geschossen. Trotzdem verliessen die Belagerten, lediglich mit Maschinenpistolen bewaffnet, ihre Verstecke und stürmten die ersten Gebäude. Dort gerieten sie in einen vernichtenden Geschosshagel. Die meisten fielen in den ersten Minuten. Die übrigen stürmten weiter. Wer Raketen und Granaten überlebt hatte, sah sich unzähligen russischen Infanteristen gegenüber: es schien ausgeschlossen, dass auch nur einer überlebte – geschweige denn entkam. Aber im Schutz der Dunkelheit und in dem allgemeinen Durcheinander gelang es immerhin fast 5'000 Deutschen und Ungarn, die russischen Linien zu passieren.

Der 23jährige Leutnant Gyula Litterati von der ungarischen 12. Division kannte in Buda jede Strasse, und so führte er eine Gruppe von elf Ungarn und vier deutschen SS-Männern bis zum schneebedeckten Schwabenberge, indem er den Geleisen der Zahnradbahn folgte. Als er kurz vor der Morgendämmerung des 12. Februar in ein kleines Gehölz eindrang, hörte er einen leisen Pfiff und fuhr zusammen: Zwei Meter vor ihm lag, mit einem Laken bedeckt, ein Russe. Im nächsten Moment standen ihm mehrere Sowjetsoldaten gegenüber. Litterati griff nach der Maschinenpistole; dann sah er ein wutverzerrtes Gesicht und spürte einen Schlag gegen den Kopf. Er wurde ohnmächtig.

Als die Dämmerung anbrach, war der Kampf vorüber, und die Russen durchsuchten die Trümmer von Buda nach Überlebenden. Die Deutschen machten sie nieder, wo sie erschöpft oder verwundet gerade lagen. Lautsprecherwagen fuhren durch die Wälder von Buda und forderten die Versprengten auf, aus ihren Verstecken zu kommen; sie würden anständig behandelt. Wenn sich Deutsche stellten, wurden sie indessen sofort erschossen; den ungarischen Soldaten liess man die Wahl, in Gefangenschaft zu gehen oder sich den Sowjets anzuschliessen. Wer sich auf die russische Seite schlug, der heftete sich einfach einen roten Stofffetzen an die Uniform; er musste dann andere ungarische Soldaten bewachen. Mittlerweile war Litterati wieder zu Bewusstsein gekommen. Auf dem Boden liegend, sah er die vier SS-Männer seiner Gruppe nackt vor einer Gruppe von Rotarmisten stehen, die über einen Witz zu lachen schienen. Dann hoben die Russen lässig ihre Maschinenpistolen und feuerten. Einer der Russen kam zu Litterati herüber und sagte: «Du bist deutscher Offizier.»

Litterati widersprach, aber es half nichts; der Russe deutete auf die deutschen und ungarischen Orden an Litteratis Waffenrock. Litteratis Männer bestätigten immer wieder, dass der Leutnant Ungar sei. Die Russen schoben nur neue Magazine in ihre Pistolen.

«Faschist, du stirbst!» sagte einer.

Litterati sah sich verzweifelt um. Da stand ein hochgewachsener Kerl in ungarischer Uniform; er trug eine rote Armbinde. «Kamerad, sag diesen verrückten Russen, dass wir Ungarn und keine Deutschen sind», bat Litterati. Er hatte Glück; die Russen glaubten seinem Landsmann. Man brachte ihn in ein nahegelegenes Forsthaus. Litterati streckte sich auf einem Bett aus; vorher legte er ein Taschentuch unter seinen blutenden Kopf, um das Bettzeug nicht zu beschmieren.

Dann sah er ein bekanntes Gesicht; es war der Mann, der ihn niedergeschlagen hatte. Während eine russische Krankenschwester seine Wunde auswusch, starrte ihn der Soldat an. Plötzlich zog er zwei Päckchen Zigaretten aus der Tasche, gab sie Litterati, grinste und schüttelte dem Ungarn überschwenglich die Hand.

Von Pfeffer-Wildenbruchs 70'000 Männern erreichten kaum 700 die deutschen Linien. Von den übrigen waren die meisten gefallen oder umgebracht worden. Der sowjetische Kommandeur behauptete, seine Leute hätten 30'000 Gefangene gemacht; da er aber nur ein paar tausend Gefangene vorweisen konnte, liess er kurzerhand 25'000 Männer auf den Strassen von Buda verhaften. Aber die Wahrheit über das Gemetzel unter den Gefangenen sickerte durch, und zahlreiche Berichte über Vergewaltigungen und Plünderungen überall in Buda machten die Runde, und so fragte man sich auf dem anderen Ufer der Donau, ob die Befreiung letzten Endes wirklich ein solcher Segen war.

Am gleichen Tag lief die «Catocin», mit Roosevelt an Bord, aus dem Hafen von Sewastopol aus. Soweit es den amerikanischen Präsidenten betraf, war die Zukunft des Balkans dadurch sichergestellt, dass Stalin die Deklaration über das befreite Europa unterzeichnet hatte. Roosevelt wusste, dass man dabei war, den Völkern Bulgariens, Rumäniens und Ungarns kommunistisch beherrschte Regierungen aufzuzwingen; aber er erwartete, dass diese Entwicklung bald aufhören würde – entsprechend den Beschlüssen von Jalta.

7 Operation «Donnerschlag»

i Als das Kommuniqué über die Krim-Konferenz am 12. Februar veröffentlicht wurde, waren Briten und Amerikaner begeistert. In England lobten *Manchester Guardian*, *News Chronicle*, *Daily Herald*, *Daily Telegraph*, *Daily Express* und *Daily Worker* einstimmig die von den Grossen Drei getroffenen Entscheidungen, und im *Christian Science Monitor* drückte Joseph C. Harsch aus, was die Mehrheit der Amerikaner empfand:

«... Die Krim-Konferenz unterscheidet sich von den bisherigen Konferenzen dadurch, dass diesmal Entscheidungen gefällt wurden. Die Zusammenkünfte, bei denen die Atlantic-Charta entstand – Casablanca, Teheran und Quebec –, standen im Zeichen politischer Erklärungen ... Aber es waren keine Zusammenkünfte der Beschlüsse. Das Treffen von Jalta wurde offensichtlich von dem Wunsch, der Bereitschaft und Entschlossenheit beherrscht, solide Entscheidungen zu treffen.» Auch in der Sowjetunion spendete man Beifall. Die *Prawda* widmete der Konferenz eine ganze Ausgabe; sie erklärte, die Entscheidungen von Jalta seien ein Zeichen dafür, dass «... die Allianz der drei grossen Mächte nicht nur ein historisches Gestern, sondern auch ein grosses Morgen besitzt.» Nach Meinung der *Istwestija* war die Konferenz «das grösste politische Ereignis der Gegenwart».

Das Kommuniqué von Jalta war auch für Goebbels ein gefundenes Fressen, denn es gab ihm Gelegenheit, den Morgenthau-Plan und die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation propagandistisch noch mehr auszuschlachten; und ausserdem konnte er behaupten, dass der Beschluss der Grossen Drei, Deutschland zu zerstücken und ihm untragbare Reparationen aufzuzwingen, für Deutschland nichts anderes bedeute, als dass es entweder mit noch mehr Erbitterung weiterkämpfen müsse oder aber ausgelöscht werde.

Die französische Begeisterung über die Entscheidung, Frankreich in Deutschland eine Besatzungszone und einen Sitz im Kontrollapparat zuzuteilen, blieb nicht ungetrübt. General de Gaulle war verärgert. Das war verständlich. Nicht nur, dass man seinen Wunsch, an der Konferenz teilnehmen zu können, sofort abgelehnt hatte; er war auch bis zum 12. Februar, als ihm US-Botschafter Jefferson Caffery ein entsprechendes Memorandum überreichte, über die Ergebnisse der Konferenz im Unklaren gelassen worden. Der Diplomat R. W. Reber kablete an Roosevelt, dass de Gaulle ihn äusserst kühl empfangen habe; wahrscheinlich habe sich der General mehr vom Kommuniqué erwartet. Dieser Bericht und de Gaulles Weigerung, nach Algier zu kommen, wurden vom Präsidenten, der den General nicht mochte, mit einem Achselzucken abgetan. «Also gut – ich wollte ohnehin nur ein paar von unseren Problemen mit ihm diskutieren», sagte er zu Leahy. «Wenn er nicht will, ist es mir auch egal.»

De Gaulle hielt sich, was Jalta betraf, zumindest nach aussen hin zurück; aber die Polen in Grossbritannien und Amerika äusserten ihren Unmut unverhohlen. Roosevelt und Churchill, sagten sie, hätten Polen der Sowjetunion ausgeliefert, um die Einheit der Allianz zu retten. Ein Pole liess es nicht bei Anklagen bewenden. Generalleutnant W. Anders, Kommandeur des 11. polnischen Korps, das in Monte

Cassino so tapfer gekämpft hatte, drohte, seine Truppen von der Front abziehen. In einem Telegramm an Wladislaw Raczkiewicz, den Präsidenten der Polnischen Republik, sagte er, er könne die einseitige Entscheidung, durch die Polen und die polnische Nation den Bolschewisten als Beute vorgeworfen würden, nicht anerkennen. Und er könne es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren, jetzt von seinen Soldaten noch weitere Blutopfer zu verlangen.

Ein Pole, dessen Protest noch viel mehr Aufsehen hätte erregen können, der es jedoch vorzog, zu schweigen, war Graf Eduard Raczynski, Botschafter am Hof von St. James. Sir Owen O'Malley hatte Raczynski kurz zuvor den Abschlussbericht über die gründliche Untersuchung der Ermordung von 11'000 polnischen Offizieren im Wald von Katyn vorgelegt. Der Bericht kam zu dem Schluss, dass das Massaker zweifellos nicht von den Nazis, sondern von den Russen begangen worden war. Sir Owen hatte dem Grafen ausserdem anvertraut, dass dieser belastende Bericht – nachdem die Mitglieder des britischen Kabinetts ihn gelesen hatten – völlig umgeschrieben worden war, um die Russen nicht zu kränken. Aber Raczynski hatte sich O'Malley gegenüber zum Schweigen verpflichtet, und als Gentleman glaubte er, sein Wort halten zu müssen.

Kurz vor Mittag betrat Generaloberst Guderian Hitlers Arbeitszimmer in der Reichskanzlei. Auf der Fahrt nach Berlin hatte Guderian seinem Chef des Stabes, General Wenck, erklärt, er werde alles auf eine Karte setzen und sowohl seinen Kopf als auch den Kopf Wencks riskieren. Der begrenzte Gegenangriff gegen Schukows Spitze werde kläglich fehlschlagen, wenn der Amateur Himmler ihn leiten würde.

Eine ganze Menge Leute sass bereits in den Sesseln vor dem grossen Tisch des Führers, als die beiden eintraten. Auch Himmler war da, und wie stets bei derartigen Besprechungen schien er sich nicht ganz wohl in seiner Haut zu fühlen. Es war kein Geheimnis, dass er Hitler persönlich nicht gern gegenüberstand; einmal hatte er SS-Obergruppenführer Wolff bekannt, in Hitlers Gegenwart käme er sich vor wie ein Schuljunge, der seine Hausaufgaben nicht gemacht hat.

Es gab im Grunde zwei Himmler: den, der er war, und den, der er sein wollte. Er war mittelgross und wirkte leicht «ostisch»; trotzdem verfocht er die These, dass der Ideal-Deutsche nordisch sei – gross, blond und blauäugig –, und diesen Typ hatte er auch gerne um sich. Er, der Bayer, bewunderte glühend die preussischen Könige, etwa Friedrich den Grossen, und pries ständig preussische Strenge und Härte. Körperliche Vollkommenheit schätzte er so hoch wie sportliche Tüchtigkeit, und immer wieder erklärte er, dass man nur jung bleiben könne, wenn man Sport triebe. Er selbst litt freilich dauernd unter Magenkrämpfen und machte als Schiläufer oder Schwimmer eine lächerliche Figur; als er einmal versucht hatte, das bronzene Sportabzeichen zu erwerben, war er beim 1'500-Meter-Lauf zusammengebrochen. Trotzdem hatte er mehr persönliche Macht als irgend jemand in Deutschland – Hitler natürlich ausgenommen. Dabei war er ein anspruchsloser, wenn auch gewissenhafter Pedant. Unaufhörlich griff er zwar das Christentum an, hatte jedoch die SS, wie einer seiner Mitarbeiter sagte, nach jesuitischen Grundsätzen aufgebaut und die Ordensregeln des Ignatius von Loyola kopiert.

Wie der Mann, den er fürchtete und verehrte, war er persönlich unbestechlich

und führte ein Leben sparsamer Schlichtheit. Er ass mässig, trank wenig und rauchte nur zwei Zigarren täglich. Wie Hitler arbeitete er mit einem Fleiss, der einen anderen umgebracht hätte, liebte Kinder und behandelte Frauen mit dem affektierten Respekt, den er seiner Mutter entgegenbrachte. Und wie Hitler hatte er eine Geliebte. Genaugenommen waren es jedoch mindestens zwei. Als er neunzehn Jahre war, hatte er mit einer sieben Jahre älteren Prostituierten, Frieda Wagner, zusammengelebt. Eines Tages war sie ermordet aufgefunden worden. Den jungen Himmler hatte man wegen Mordes vor Gericht gestellt, jedoch mangels Beweisen freigesprochen. Später hatte er eine Krankenschwester, Margarine Concerzowo, geheiratet, die ebenfalls sieben Jahre älter war. Mit ihrem Geld zog er in der Nähe Münchens eine Hühnerfarm auf, die jedoch pleite ging. Auch seine Ehe war ein Misserfolg.

Das Ehepaar hatte zwar eine Tochter, Gudrun, aber Himmler wünschte sich einen Sohn. Streng katholisch erzogen, kam eine Scheidung für ihn nicht in Frage. Dass Hitler ähnliche Ansichten hatte, mag seinen Entschluss gefördert haben, ein Doppelleben zu führen, statt sich von seiner Frau auch dem Gesetz nach zu trennen. Er begann ein dauerhaftes Verhältnis mit seiner Privatsekretärin Hedwig, die ihm einen Sohn, Helge, und eine Tochter, Nanette Dorothea, gebar. Himmler war Romantiker und schrieb seiner Geliebten, die er zärtlich «Häschen» nannte, regelmässig ausführliche und sentimentale Briefe; dennoch blieb das Verhältnis zu seiner gesetzlichen Ehefrau weiterhin respekt- und offenbar auch liebevoll. Als Mann mit Verantwortungsgefühl sorgte er dafür, dass beide Familien angenehm leben konnten. So kam es, dass er ständig verschuldet war.

Aber er blieb der Sohn seines Vaters. Sein Büro war mit moralischen Sentenzen geschmückt wie: «Nur ein Weg führt in die Freiheit. Seine Meilensteine heissen Gehorsam, Fleiss, Ehrlichkeit, Nüchternheit, Sauberkeit, Opferbereitschaft, Ordnung, Disziplin und Vaterlandsliebe.» Wie sein Jugendfreund Dr. Karl Gebhardt einmal sagte, «glaubte Himmler, was er sagte, in dem Moment, da er es sagte, und die anderen glaubten es ebenfalls». Manche seiner Glaubenssätze waren freilich so exzentrisch, dass es selbst seinen Getreuen nicht immer leichtfiel, ihm zu folgen. Die Skala reichte von der Welteislehre über Magnetismus, Homöopathie und Hypnose bis zu Hellsehen, Gesundbeten und Zauberei.

Sauberkeit war für ihn ein Fetisch, und so gurgelte und wusch er sich den ganzen Tag. Er war ein Mensch exakter Gewohnheiten, zu denen Sparsamkeit, Ordnungsliebe und Sorgfalt gehörten. Originalität oder Intuition, ja gesunder Menschenverstand gingen ihm ab. Er war von einem Eigensinn, der ans Absurde grenzte. All das und dazu seine Neigung zur Geheimnistuerei und das Mona-Lisa-Lächeln, das fast ständig seinen Mund umspielte, führten dazu, dass ihn ein Ruch des Mysteriösen umgab. Nach den beissenden Worten des SS-Obergruppenführers Paul Hausser, der Himmler beim Aufbau der Waffen-SS geholfen hatte, war der einstige Hühnerzüchter «ein phantastischer Idealist, der fest mit beiden Beinen einige Zentimeter über dem Boden stand – ein verdammt komischer Vogel».

Das also war der gefürchtetste Mann Deutschlands, ja vielleicht der Welt. Aber Guderian war es recht, dass er an der Lagebesprechung des 13. Februar teilnahm.

Ohne lange Vorreden wandte sich der General sofort an den Reichsführer: der Gegenangriff müsse in zwei Tagen beginnen. Himmlers kleine blaugraue Augen blinzelten hinter dem Kneifer. Er brauche mehr Zeit, sagte der Reichsführer. Treibstoff und Munition seien noch nicht an die Truppe ausgegeben worden. Dann nahm er den Kneifer ab und putzte ihn.

«Wir können nicht warten, bis das letzte Fass Benzin und die letzte Granate ausgeladen sind», entgegnete Guderian. «Bis dahin wird der Russe zu stark.»

Hitler unterbrach Guderian. «Ich verbitte mir, dass Sie mir vorwerfen, ich zaudere.»

«Ich mache Ihnen gar keine Vorwürfe, aber es hat keinen Zweck, die Ausladung der letzten Nachschubgüter abzuwarten und darüber den geeigneten Zeitpunkt zum Angriff zu verpassen.»

«Ich habe Ihnen eben gesagt, ich verbitte mir, dass Sie mir vorwerfen, ich zögere!»

Guderian bewies, dass er ein schlechter Diplomat war, denn ausgerechnet in diesem Augenblick erhob er seine Forderung: «Der General Wenck muss in den Stab des Reichsführers kommandiert werden, sonst besteht keine Gewähr, dass der Angriff gelingt.» Und mit einem Blick zu Himmler: «Der Mann schafft es nicht. Wie sollte er auch?»

Hitler erhob sich aus seinem Sessel und sagte ärgerlich: «Der Reichsführer ist Manns genug, um den Angriff allein zu führen.»

«Der Reichsführer hat nicht die Erfahrung und nicht den geeigneten Stab, um den Angriff selbständig zu führen. Die Anwesenheit des Generals Wenck ist unerlässlich.»

«Wie können Sie es wagen, den Reichsführer zu kritisieren! Ich wünsche nicht, dass Sie ihn kritisieren!» Hitler war wütend. Aber seine Wut wirkte theatralisch. Guderian wollte nicht nachgeben. «Ich muss darauf bestehen, dass der General Wenck in den Stab der Heeresgruppe Weichsel kommandiert wird, um die Operationen sachgemäss zu leiten.»

Jetzt geriet Hitler wirklich in Wut. Die beiden Männer begannen erbittert zu streiten, und von den übrigen verliess einer nach dem anderen unauffällig den Raum, bis nur noch Himmler, Wenck und ein paar Adjutanten mit unbewegten Gesichtern Zeugen der Auseinandersetzung waren.

Hitler drehte Guderian den Rücken zu und ging langsam zu dem grossen Kamin, über dem ein Porträt Bismarcks hing. Guderian fand, dass Bismarck anklagend auf Hitler herunterschaute, und am anderen Ende des Raumes schien ein bronzener Hindenburg vorwurfsvoll zu fragen: «Was macht ihr aus Deutschland? Was wird aus meinem Preussen?» Guderian war entschlossen, fest zu bleiben, und die Auseinandersetzung ging noch mehr als zwei Stunden weiter. Jedesmal, wenn Hitler «Wie können Sie es wagen ...!» schrie und tief Atem holte, wiederholte Guderian seine Forderung, dass Wenck zu Himmler abkommandiert werden müsse. Und jedesmal, wenn diese Forderung erhoben wurde, schien Himmler eine Spur blasser zu werden.

Schliesslich hörte Hitler auf, nervös hin und her zu gehen, blieb vor Himmlers Sessel stehen und sagte mit einem Seufzer der Resignation: «Also, Himmler, der General Wenck tritt noch heute nacht zu Ihrem Stab und leitet den Angriff.» Zu Wenck gewandt, sagte er: «Der Angriff beginnt am 15. Februar.»

Dann setzte er sich schwerfällig hin. «Bitte, fahren Sie in Ihrem Vortrag fort», sagte er leise zu Guderian und lächelte liebenswürdig. «Herr Generaloberst, der Generalstab hat heute eine Schlacht gewonnen.»

Wenige Minuten später ging Guderian ins Vorzimmer und liess sich erschöpft an einem kleinen Tisch nieder. Keitel kam heran. «Wie können Sie dem Führer so widersprechen? Haben Sie nicht gesehen, wie er sich aufregte? Was wäre gewesen, wenn ihn der Schlag getroffen hätte?»

Guderian sah ihn kühl an. «Ein Staatsmann muss auch Widerspruch vertragen und die Wahrheit, sonst ist er kein Staatsmann.»

Andere kamen Keitel zu Hilfe. Guderian wandte sich ab. Er gab Wenck Auftrag, die Befehle für den Angriff am 15. Februar auszugeben.

2 Luftmarschall Sir Arthur Harris war ein untersetzter, kräftiger, energischer Mann von 53 Jahren. Bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war er als Hornist zur rhodesischen Infanterie gekommen. In Deutsch-Südwestafrika hatte er soviel marschieren müssen, dass er sich geschworen hatte, nie wieder zu Fuss zu gehen, und sich für die Flieger entschieden. Jetzt war er Chef des Bomberkommandos.

Für die kommende Nacht war eine Operation gegen Dresden geplant, der erste einer ganzen Serie von schweren Bombenangriffen auf die wichtigsten Städte im östlichen Deutschland, durch welche der Widerstandswille der Deutschen endgültig gebrochen werden sollte. Operation *Thunderclap* (Donnerschlag) – wie der Deckname für diese Luftangriffe lautete – war ein Teil der vom britischen Kriegskabinet geplanten Flächenbombardierungen, nach Harris' Ansicht der beste Weg, den Krieg zu Ende zu bringen. Für das Publikum war Harris «Bomber-Harris», ein Spitzname, der ihn kalt liess. Manche Presseleute nannten ihn «Butcher» (Schlächter) Harris, was er überhörte. Sein Job, sagte er sich, war es, die deutsche Kriegsproduktion auszuschalten, und dazu mussten Städte zerstört und Menschen getötet werden. Aber der Plan stammte nicht von ihm.

Seine widerborstige Art und die Aggressivität, mit der er sein System der Bombenteppiche verteidigte, waren der Grund, dass manche seiner Vorgesetzten und auch manche führende Politiker ihn nicht mochten. Aber diese Streitbarkeit machte ihn bei seinen Männern beliebt, denn genauso hartnäckig bemühte er sich um die bestmögliche Ausrüstung und grösstmögliche Sicherheit für seine Besatzungen.

Die Geschichte von *Thunderclap* war lang und verworren. Zwei Monate nach der Landung in der Normandie hatte Sir Charles Portal, Generalstabschef der RAF, verlangt, dass eine Serie schwerer Luftangriffe gegen dichtbesiedelte Gebiete im Osten Deutschlands geflogen werden solle, da das Reich vor dem militärischen Zusammenbruch stehe. Diese Angriffe könnten, behauptete Portal, sogar zu einer vorzeitigen Kapitulation führen. Das Joint Intelligence Committee, eine Gruppe britischer Geheimdienstexperten, blieb *Thunderclap* gegenüber äusserst kühl und hielt es für unwahrscheinlich, dass damit nennenswerte Erfolge erzielt werden könnten. Führende amerikanische Luftwaffenoffiziere waren ebenfalls

dagegen; sie wollten weiterhin gezielte Angriffe fliegen. Ausserdem opponierte General H. H. Arnold, Chef des US-Luftwaffenstabes, aus prinzipiellen Gründen gegen derartige Bombardements, und Eisenhowers Psychological Warfare Division (Abteilung für psychologische Kriegführung) ging soweit, von Terror zu sprechen.

Die Folge war, dass *Thunderclap* zurückgestellt wurde. Zehn Tage nach dem Beginn der grossen sowjetischen Offensive vom 12. Januar 1945 erklärte der Leiter der Bomber-Operationen dem Vertreter Portals, Sir Norman Bottomley: «Wenn das Unternehmen zu einem Zeitpunkt durchgeführt würde, zu dem der Druck der russischen Offensive noch nicht sichtbar nachgelassen hat, könnte der Eindruck entstehen, dass die Russen und wir bei der Planung eng zusammenarbeiten.»

Das Joint Intelligence Committee wurde aufgefordert, das Projekt *Thunderclap* unter diesem Gesichtspunkt noch einmal zu prüfen.

Die Geheimdienstleute kamen zu der Ansicht, dass vier Tage und vier Nächte koordinierter Angriffe sehr wohl einen enormen Flüchtlingsstrom auslösen könnten, der zu grosser Verwirrung führen, den geordneten Transport von Truppen zur Front stören und den militärischen und verwaltungstechnischen Apparat schwer behindern würde. Ausserdem würde ein solches Unternehmen den Russen bei ihrer entscheidenden Offensive helfen. Das alles rechtfertige ein vorübergehendes Abweichen vom System der gezielten Angriffe gegen Verkehrsadern oder andere Ziele mit Ausnahme von Erdö Raffinerien und Panzerfabriken. Überdies könne eine solche Operation von politischem Wert sein als Demonstration des Wunsches der Briten und Amerikaner, die Russen zu unterstützen.

Am 25. Januar rief Bottomley in Sachen *Thunderclap* bei Harris an. «Berlin steht bereits auf meinem Zettel», sagte Harris und nannte als weitere Angriffsziele Chemnitz, Leipzig und Dresden – drei Städte, in die nicht nur Massen von Ostflüchtlingen fluteten, sondern die zugleich Verkehrsknotenpunkte hinter der abbröckelnden Ostfront waren.

Am gleichen Tag sprach Churchill «zufällig» mit Sir Archibald Sinclair, dem britischen Luftwaffenminister, über diese Angriffe und erkundigte sich, was die Royal Air Force zu tun gedenke, um die Deutschen in Schlesien festzunageln. Ein wirklicher Zufall war das freilich nicht, denn «Bomber-Harris», ein häufiger Gast in Chequers, hatte sich mit Churchill schon des öfteren über Angriffe vom Stil *Thunderclap* unterhalten und immer wieder auf einen baldigen Beginn gedrängt*.

Am folgenden Tag gab Sinclair die Anfrage an den Generalstab der RAF weiter. Aber Portal, der geistige Vater von *Thunderclap*, zeigte zu diesem Zeitpunkt wenig Begeisterung für das Unternehmen, und in seinem Bericht betonte er, dass Erdö Raffinerien weiterhin mit Vorzug angegriffen werden sollten, ausserdem Flugzeugwerke für Düsenjäger und U-Boot-Werften. Erst nach Erledigung dieser drei

* Vor kurzem hat Harris erklärt, das eigentliche Unternehmen *Thunderclap* sei als gemeinsamer Tagesangriff der Briten und Amerikaner auf Berlin gedacht gewesen. Aber im letzten Augenblick sei von amerikanischer Seite mitgeteilt worden, dass der nötige Jagdschutz nicht gestellt werden könne. Deshalb habe er sich geweigert, Berlin bei Tage anzugreifen.

Aufgaben sollten alle verfügbaren Kräfte bei einem Grossangriff auf Berlin sowie bei Angriffen auf Dresden, Leipzig und Chemnitz eingesetzt werden. Nachdem Sinclair diese recht laue Stellungnahme gelesen und sich mit anderen Mitgliedern des Luftwaffenstabes beraten hatte, beurteilte auch er das Vorhaben zurückhaltend. «Sie fragten mich gestern Abend, ob wir über Pläne verfügten, den deutschen Rückzug aus Breslau zu verhindern», schrieb er an Churchill und äusserte die Meinung, dass die taktischen Luftstreitkräfte für diese Aufgabe besser geeignet seien. Die Bomber, so fuhr er fort, sollten sich weiterhin auf die Ölindustrie konzentrieren, sofern es das Wetter zulasse. Wenn nicht, könnten Flächenbombardements ostdeutscher Städte durchgeführt werden.

Churchill, der anscheinend seine eigenen Worte vergessen hatte, schickte sofort eine bissige Antwort.

«Gestern Abend fragte ich Sie nicht nach Plänen, den deutschen Rückzug aus Breslau zu vereiteln. Ganz im Gegenteil fragte ich, ob Berlin – und zweifellos auch andere Grossstädte in Ostdeutschland – jetzt nicht als besonders reizvolle Ziele gelten könnten. Ich bin froh, dass man sich damit beschäftigt. Bitte berichten Sie mir morgen, was unternommen wird.»

Vielleicht hatte Churchills plötzliches Interesse für *Thunderclap* mit der bevorstehenden Konferenz in Jalta zu tun; vielleicht wollte er Stalin zeigen, welchen Wert die strategischen Luftstreitkräfte der Alliierten im Zusammenhang mit der russischen Offensive haben könnten. Nach der Ardennen-Schlacht musste der Westen tatsächlich auf sein militärisches Prestige bedacht sein.

Aber was immer Churchills Motive gewesen sein mögen: Der sarkastische und drängende Ton seines Schreibens an Sinclair blieb nicht ohne Wirkung, und Harris erhielt Befehl, Städte wie Berlin, Dresden und Chemnitz baldmöglichst anzugreifen. Aber sein Stellvertreter, Luftmarschall Sir Robert Saundby, hatte Bedenken, und nachdem er den Befehl gelesen hatte, überlegte er, warum in diesem Zusammenhang auch Dresden erwähnt wurde. Die Bedeutung dieser Stadt wurde seiner Ansicht nach überschätzt. Dresden war zwar Verkehrsknotenpunkt, aber kaum etwas deutete darauf hin, dass über ihn nennenswerte Truppenverschiebungen liefen. Auch das Industriepotential war unbedeutend. Saundby teilte dem Luftfahrtministerium seine Bedenken mit und schlug vor, die «Qualifikation» Dresdens noch einmal zu überprüfen, ehe die Stadt in *Thunderclap* einbezogen würde. Derartige Anfragen wurden gewöhnlich telefonisch beantwortet. Aber in diesem Fall teilte man Saundby mit, dass erst höhere Stellen befragt werden müssten. Mehrere Tage musste Saundby warten, bis er die Bestätigung erhielt, dass Dresden als Angriffsziel vorgesehen sei. Wie man ihm mitteilte, war die Verzögerung durch Churchills persönliches Interesse an *Thunderclap* entstanden – und Churchill weilte in Jalta. Jetzt war alles nur noch eine Frage des Wetters. Am Vormittag des 13. Februar lauteten die Wetterberichte endlich günstig, und kurz vor 9.00 Uhr befahl Harris der 5. Gruppe, Dresden in der kommenden Nacht anzugreifen; unmittelbar darauf sollte ein Verband von vier Gruppen den zweiten Angriff fliegen. Amerikanische «Fliegende Festungen» sollten am folgenden Vormittag die dritte Welle bilden. Gegen Mittag meldeten die Meteorologen jedoch, dass die Wetterbedingungen nicht ganz so günstig sein würden. Über ganz Mittel-

europa lägen Wolkenfelder, und über dem Ziel würde es erst gegen 10.00 Uhr abends aufklaren.

Für Harris war das nicht Grund genug, den Angriff zu verschieben. Am Nachmittag meldete sich Wing Commander Maurice A. Smith, «Master Bomber» der ersten Welle, zur Einsatzbesprechung auf dem Flugplatz Coningsby. Smith hatte den wohl gefährlichsten Auftrag, denn er musste sich – häufig in geringer Höhe – über dem Ziel aufhalten, um den Angriff zu leiten. Er sollte eine «Mosquito» benutzen; eine schnelle zweimotorige Maschine für grosse Höhen, die nur schwach bewaffnet war. Smith hatte bereits Angriffe auf Karlsruhe, Heilbronn und andere grosse deutsche Städte geleitet, wenn auch unter günstigeren Bedingungen. Die Zielkarte von Dresden war nicht aufzufinden; er musste sich mit einer Behelfskarte begnügen, die auf nicht allzu guten Luftaufnahmen aus dem Jahre 1943 beruhte. Smith erhielt den Auftrag, Bahnstrecken und andere Verkehrswege in der für ihre schönen Bauwerke und Denkmäler berühmten Dresdener Altstadt zu zerstören. Der Flugplatzkommandant erzählte, er habe einmal in einem Hotel am Altmarkt übernachtet und sei dort übers Ohr gehauen worden. Er hoffe, meinte er scherzend, dass diese Sache jetzt bereinigt würde.

Der Erfolg des Unternehmens hing von genauer Einhaltung des Zeitplanes ab. Als erste sollten zwei Staffeln «Lancaster»-Bomber Dresden anfliegen, um das Ziel zu markieren: pünktlich um 22.04 Uhr würden sie grüne Leuchtbomben an Fallschirmen als Zielmarkierungen abwerfen. Wenige Minuten später sollten acht «Mosquitos» eintreffen. An Hand der grünen Markierungen sollten sie rote Zielmarkierungen abwerfen, um damit das unmittelbar neben der Bahn liegende Sportstadion zu kennzeichnen. Schliesslich sollte um 22.15 Uhr der eigentliche Bomberverband die Stadt erreicht haben und das Gebiet bombardieren, das durch die roten Zielmarkierungen kenntlich gemacht war.

Kurz vor 17.30 Uhr starteten die acht «Mosquitos». Die Piloten hatten – worüber sie sich einigermassen wunderten – Befehl, jede Notlandung östlich von Dresden – also hinter den sowjetischen Linien – um jeden Preis zu vermeiden; im Notfall sollten sie lieber nach Westen abdrehen und auf Feindgebiet niedergehen. Die elektronische Ausrüstung ihrer Maschinen sollte auf keinen Fall in die Hände des russischen Verbündeten fallen.

Wenige Minuten später hoben die ersten der 244 «Lancaster»-Bomber von den Flugplätzen der 5. Bombergruppe in den Midlands ab, und um 18.00 Uhr befanden sich alle Maschinen in der Luft. Um 19.57 Uhr startete Wing Commander Smith mit seiner «Mosquito» vom Flugplatz Coningsby. Nach etwa einer Stunde setzte ein steifer Westwind ein, und auf diese Weise holte er die anderen acht «Mosquitos» ein, die einen Umweg gemacht hatten. Die neun Maschinen überflogen Nordwestdeutschland in einer Höhe von 5'000 bis 6'500 Metern; der Rückenwind hatte eine Geschwindigkeit von 150 Stundenkilometern. Erst um 21.49 Uhr empfingen die Navigatoren auf ihrem Loran-Gerät, einem in Amerika hergestellten elektronischen Navigationsgerät, den Leitstrahl, der sie direkt ans Ziel bringen sollte. Der Navigator Smiths empfing jedoch nur einen Strahl, obgleich er zwei brauchte, um die Position genau festzulegen. Er blickte auf seine Uhr. Es war 21.56 Uhr. In acht Minuten sollten grüne Zielmarkierungen abgeworfen werden. Kurz vor

22.00 Uhr erschien auch der zweite Leitstrahl auf dem Schirm, und der Navigator errechnete die genaue Position: 25 Kilometer südlich von Chemnitz.

Alle neun «Mosquitos» drehten nach Nordwesten und warteten auf die grünen Zielmarkierungen, die in knapp vier Minuten abgeworfen werden sollten. Als der grüne Lichtschein sichtbar wurde, begann auch der Himmel aufzuklären – genau wie vorhergesagt. Es war, als würde die schützende Wolkendecke über Dresden auf ein verabredetes Zeichen hin langsam weggezogen.

Obleich Dresden keine «Offene Stadt» war, hatte es erst zwei verhältnismässig kleine Luftangriffe erlebt: den einen am 7. Oktober 1944, als 30 amerikanische Bomber den Rangierbahnhof bombardierten und 435 Personen töteten, den zweiten am 16. Januar 1945, als 133 amerikanische «Liberators» angriffen und 376 Personen ums Leben kamen. Danach hatte es zwar mehrmals Luftalarm gegeben, aber da es immer wieder blinder Alarm gewesen war, hatte man allmählich geglaubt, dass mit den Alliierten ein Geheimabkommen bestehe: Wenn Oxford verschont bleibe, würde auch Dresden nicht angegriffen werden. Schliesslich war die Stadt militärisch nur von geringer Bedeutung, und ihre zahlreichen Museen, Kirchen und anderen Barockbauten galten in der ganzen Welt als architektonische Kostbarkeiten.

Auch ein anderes – natürlich falsches – Gerücht ging um: Die westlichen Alliierten hätten Flugblätter mit dem Versprechen abgeworfen, Dresden nicht zu bombardieren, da es nach dem Krieg die Hauptstadt Deutschlands werden solle. Jedenfalls wiegten sich die 630'000 Einwohner in Sicherheit, und trotz der Katastrophe im Osten herrschte am Abend des 13. Februar in der ganzen Stadt festliche Stimmung. Es war Faschingsdienstag, viele Kinder trugen Faschingskostüme, und so gab es auch keine Panik, als gegen 22 Uhr der erste Luftalarm – der «Kuckuck» – ertönte. Kaum jemand machte sich Gedanken darüber, dass es im gesamten Stadtgebiet keinen einzigen Luftschutzbunker gab.

Das Gefühl der Sicherheit, das die Einwohner Dresdens beherrschte, dämpfte auch die Befürchtungen der Hunderttausende von Flüchtlingen aus dem Osten, aus Berlin und Westdeutschland. In den Bahnhöfen hockten diese Nomaden zu Tausenden, ihre Habe um sich gestapelt. Jedes verfügbare Bett in der Stadt war belegt, und in allen öffentlichen Gebäuden waren Notunterkünfte eingerichtet worden. Selbst der Grosse Garten, der bezaubernde Park der Stadt, war mit Zelten und schnell aufgeschlagenen Baracken für rund 200'000 Flüchtlinge und Fremdarbeiter übersät.

Der Hauptbahnhof war mit den letzten Zügen verstopft, die aus dem Osten gekommen waren, aber die Strassen, die von Osten in die Stadt führten, waren immer noch schwarz vom Strom der Flüchtlinge. Von Stunde zu Stunde wuchs Dresdens Einwohnerzahl. Schliesslich waren rund 1,3 Millionen Menschen in der Stadt – unter ihnen Hunderte amerikanischer und britischer Kriegsgefangener.

Die Luftverteidigung war in einem jammervollen Zustand. Die furchterregenden Flakgeschütze, weithin sichtbar auf den umliegenden Höhen aufgebaut, waren Attrappen. Die echten Kanonen hatte man an die Front gebracht, und nur die leeren Betonbettungen waren zurückgeblieben.

Auch sonst taugte die Luftabwehr nicht viel. Die Einrichtungen des Warnsystems in Frankreich waren seit langem dahin, und als die 244 «Lancaster» der 5. Bombergruppe vom innerdeutschen Warnsystem erfasst wurden, konnte man unmöglich Voraussagen, was ihr Ziel sein mochte. Plötzlich tauchten auf den Schirmen auch noch 300 «Halifax»-Bomber auf. Ihr Ziel waren die Erdölanlagen südlich von Leipzig, ihr eigentlicher Auftrag bestand jedoch darin, die deutsche Abwehr abzulenken. Das gelang; auf der deutschen Seite hatte man keine Ahnung, wo das eigentliche Angriffsziel lag und was ein Ablenkungsmanöver war. Und ausserdem bestand noch die Möglichkeit, dass beides Täuschungsangriffe waren, da «Bomber-Harris» noch weitere 450 Bomber zur Verfügung standen.

Die 1. Jäger-Division in Klotzsche, wenige Kilometer nördlich von Dresden, sollte die Stadt wohl verteidigen, aber da die Deutschen nicht wussten, wohin sie ihre wenigen Jäger schicken sollten, mussten sie abwarten, bis sich das endgültige Angriffsziel abzeichnete. Erst als die 244 «Lancaster» das Gebiet von Leipzig umflogen und direkt auf Dresden einschwenkten, konnten die Jäger eingesetzt werden. Trotzdem wurde es 21.55 TJhr, bis die 1. Jäger-Division den Startbefehl für ihre Nachtjagdstaffel erhielt. Als die Maschinen endlich in der Luft waren, war es zu spät. Die grünen Zielmarkierungen waren bereits abgeworfen.

Smith flog eben zu diesem Zeitpunkt Dresden an, und zum erstenmal unterbrach er die Funkstille. «Controller to Marker Leader. Wie verstehen Sie mich? Ende.» Der Führer der Mosquitos erwiderte, er könne deutlich verstehen.

«Sind Sie schon unter den Wolken?» fragte Smith.

«Noch nicht», war die Antwort. Dann fragte der Master Bomber, ob die grünen Zielmarkierungen zu sehen seien.

«Okay, ich kann sie sehen. Die Wolkendecke ist nicht sehr dick», sagte der Marker Leader und überflog kurz darauf das Ziel. Er wunderte sich, dass er keinen einzigen Scheinwerfer und kein Flakfeuer entdecken konnte. Unter sich sah er die Brücken, sah den Fluss sich durch das Zentrum von Dresden schlängeln. Er konnte genau die Neustadt von der Altstadt unterscheiden.

Als er die Rangierbahnhöfe überflog, entdeckte er in der Nähe eines grossen Gebäudes eine Lokomotive unter Dampf; er nahm an, es handle sich hier um den Hauptbahnhof in der Altstadt. Aus seiner Höhe von 650 Metern ging er tiefer und flog das Stadion unmittelbar rechts einer Eisenbahnbrücke an. «Marker Leader, talliho!» rief er. In 250 Meter Höhe öffnete er die Klappen des Bombenschachts, und die 500 kg schwere Zielmarkierungsbombe fiel taumelnd mit leuchtend rotem Feuerschweif nach unten. Der Pilot einer anderen «Mosquito» sah einen Lichtschein neben der Maschine des Zielmarkierers und schrie: «Um Gottes willen, er ist getroffen!» Aber der Marker Leader hatte nur eine Blitzlichtaufnahme gemacht.

Mit schnellem Blick verglich der Master Bomber die Lage der drei Dresdener Sportstadien mit seiner Karte. «Sie haben das falsche markiert», rief er. Dann blickte er noch einmal auf seine Karte und sagte erleichtert: «Nein, alles in Ordnung, weiter.» In der Nähe des Stadions sah er einen leuchtend roten Schein und sagte: «Hallo, Marker Leader, die Zielmarkierung liegt rund hundert Meter östlich des Markierungspunktes.»

Inzwischen war es 22.07 Uhr, acht Minuten vor der Angriffszeit. Die anderen «Mosquitos» warfen ihre Markierungsbomben in die Nähe der ersten. Jetzt war die Hauptsorge des Master Bomber, ob die anfliegenden Maschinen die Markierungen durch die dünne Wolkendecke würden sehen können. Er rief eine der «Lancaster», die die grünen Leuchtbomben abgeworfen hatten und jetzt 6'000 Meter über der Stadt waren. «Controller to Check three. Können Sie den Schein sehen?» «Ich kann drei Markierungen genau sehen.»

Um 22.09 Uhr kam die Luftwarnung über den Rundfunk: «Achtung, Achtung, Achtung! Feindlicher Bomberverband über der Stadt! Suchen Sie sofort die Luftschutzräume auf!» Die Einwohner Dresdens folgten zwar diesem Befehl, aber sie taten es widerwillig; die meisten zweifelten immer noch daran, dass die Stadt tatsächlich angegriffen würde. Im Hauptbahnhof wurden alle Lichter gelöscht. Die wenigsten der Flüchtlingsbauern aus dem Osten hatten jemals eine Alarmsirene gehört, und so drängten sie jetzt ratlos hin und her und suchten die Schutzräume, auf die ein dröhnender Lautsprecher sie immer wieder hinwies.

Von 22.10 Uhr an wiederholte der Master Bomber immer wieder seine Anweisung an den Bomberverband: «Controller to Plate Rack Force. Fliegen Sie an und bombardieren Sie rote Zielmarkierungen wie geplant.» Noch immer war nirgends der Kegel eines Scheinwerfers oder das Aufblitzen eines Flakgeschützes zu entdecken. Offensichtlich wurde die Stadt nicht verteidigt, und so gab Smith den Bombern Befehl, tiefer als vorgesehen zu operieren.

Sekunden später detonierten überall in der Altstadt schwere Bomben, deckten die Dächer ab, drückten Fensterscheiben ein. Jetzt konnten die Brandbomben kommen. Der Master Bomber, der aus seiner Maschine, 1'000 Meter über der Stadt, einen guten Überblick hatte, war zufrieden. «Die Bomben liegen gut», gab er durch.

22 Kilometer nordwestlich davon beobachtete der 15jährige Bodo Baumann, wie die rotleuchtenden «Christbäume» vom Himmel fielen, und hörte über sich das Dröhnen unzähliger Flugzeugmotoren. In Berlin hatte er zwei schwere Angriffe miterlebt, aber solche Bombermassen noch nie.

Selbst von Meissen aus konnte Bodo Baumann noch genau erkennen, wie in der Nachbarstadt riesige Flammen zum Himmel schlugen. Die Fensterscheiben klirrten; der Horizont war blutrot und lila gefärbt. Zuerst konnte Bodo die einzelnen Explosionen noch unterscheiden, aber eine Minute später ging alles in einem gewaltigen roten Feuerschein unter. Die Erde zitterte, und wie gebannt blieb er stehen. Niemand kommt dort lebend heraus, sagte er zu sich.

Joachim Weigel, ebenfalls 15 Jahre alt, stand auf dem Dach des Mietshauses, in dem er wohnte, unmittelbar an der Elbe, der Altstadt gegenüber. Er und andere Hitlerjungen schütteten Sand auf vier glimmende Brandbomben; dann aber, als unten auf der Strasse Sprengbomben detonierten, rannten die Jungen in den Keller und warfen die Stahltür hinter sich zu. Ein paar Minuten später holte der Luftschutzwart die Brandwache wieder nach oben: Feuer im fünften Stock. Fünf Buben und ein Mädchen liefen wieder hinauf, um Teppiche, Möbel und alles, was brennen konnte, auf die Strasse zu werfen.

Hans Köhler, 14 Jahre alt, tat auf dem Polizeirevier in der Altstadt Dienst; er war einem jungen Polizeileutnant zugeteilt, der die eigenen Feuerwehren und die aus der Umgebung zu den schwersten Bränden zu dirigieren hatte. Eigentlich hätte der Leutnant auf der Wache bleiben müssen, bis der Angriff vorüber war, und dann erst hinauffahren dürfen zu den Löschzügen, die in ein paar Kilometer Entfernung auf einem Hügel warteten. Aber es waren so viele Brände. «Vielleicht ist es besser, wenn wir trotzdem schon losgehen», sagte er zu Hans. «Vielleicht schaffen wir es.»

Die beiden rannten auf die Strasse. Eine Bombe schlug in ein nahegelegenes Haus; wie im Zeitlupentempo wurden Trümmer hochgewirbelt, um dann krachend herunterzustürzen. Die Hitze war fast unerträglich. Sie sprangen auf ein Motorrad und rasten los. Als sie am Rangierbahnhof vorbeikamen, sah Hans nur ein paar kleinere Brände. Es war die Altstadt, die es getroffen hatte.

Sie fuhren nach Westen, kamen an dem Haus vorüber, in dem Hans wohnte, und erreichten endlich den Platz, wo die Reservefeuerwehren warteten. Der Leutnant wies die Wagen ein. Inzwischen kam der erste Löschzug aus der Umgebung. Der Fahrer kannte sich nicht aus in Dresden, und Hans lotste ihn zum Zentrum des Brandes.

Um 22.21 Uhr stellte der Master Bomber fest, dass ein Feuermeer die Altstadt überflutet hatte. Er rief einen der «Lancaster»-Bomber, der nach England die erste Erfolgsmeldung durchgab.

Wenige Minuten später drehte der Bomberverband nach Westen ab; Unmengen von Metallstreifen wurden abgeworfen, um die deutschen Funkmessgeräte zu stören. Anschliessend ging der Verband auf 1 800 Meter, so dass er vom deutschen Radar nicht mehr erfasst werden konnte.

Die zweite Welle – mit 529 Bombern doppelt so stark wie die erste – war schon unterwegs. Am 14. Februar, 1.30 Uhr, sollte sie Dresden erreichen. Als den Besatzungen das Angriffsziel mitgeteilt worden war, hatten sie nicht recht gewusst, was sie damit anfangen sollten. Es war ein langer Flug bis an die Grenze der Reichweite der «Lancaster», und viele hätten gern erfahren, warum die Russen nicht selbst angriffen, wenn es für ihre Offensive so wichtig war. Die Leute vom Geheimdienst hatten verschiedene Erklärungen bereit: Sie sollten einen wichtigen Stab ausschalten, ein deutsches Nachschublager zerstören, ein wichtiges Industriegebiet zerschlagen, eine Giftgasfabrik auslöschen.

Während des Fluges sank die Aussentemperatur so schnell, dass sich an vielen Maschinen Eis bildete; andere mussten von Hand gesteuert werden, weil die automatische Steuerung ausgefallen war. Bis in die Nähe von Chemnitz flogen die «Lancaster» im Schutz einer dichten Wolkendecke; dann klarte es unvermittelt auf, und deutsche Flak schoss drei der Bomber ab. Inzwischen konnten die Piloten, die das Ziel markieren sollten, das brennende Dresden bereits ausmachen. Über der Stadt war es so hell, dass es keine Schwierigkeiten machte, die Leuchtbomben um 1.23 Uhr über dem Zielpunkt abzuwerfen. Als fünf Minuten später der Master Bomber der zweiten Welle eintraf, lagen dichte Qualmwolken über dem Osten Dresdens, und die Altstadt bildete ein einziges Flammenmeer.

Wie früher in Hamburg, tobte jetzt hier der Feuersturm: Die phantastische Hitze

der zahllosen Brände erzeugte einen heftigen Aufwind, der frische Luft in das Zentrum des Feuers sog, und durch diesen Sog wiederum entstand ein Sturm von unvorstellbarer Heftigkeit. Es war ein dröhnendes Inferno.

Der Master Bomber erkannte, dass es unmöglich war, die Bomben einigermaßen gezielt zu werfen, und entschied, den Angriff auf jene Gebiete zu konzentrieren, die die erste Welle ausgelassen hatte. Er gab dem Hauptverband über Funk Befehl, erst rechts, dann links und schliesslich den brennenden Stadtkern selbst anzugreifen. Wenig später fielen die ersten Bomben. Anders als beim ersten Angriff wurden jetzt Luftminen abgeworfen, um die Brände anzufachen und die Feuerwehren in Deckung zu zwingen; fast 650'000 Brandbomben rieselten auf die Stadt herab, um die Gewalt des Feuersturms noch zu steigern. Fasziniert starteten die Bomberbesatzungen hinunter. Nie zuvor hatten sie Einzelheiten so plastisch sehen können. Es war phantastisch, unirdisch, ein Bild des Grauens.

Die 18 deutschen Nachtjäger im nahegelegenen Klotzsche, die zu spät gestartet waren, um den ersten Angriff abzuwehren, sassen in ihren Maschinen und warteten auf den Befehl, sich der zweiten Welle entgegenzuwerfen. Sie hörten die dröhnenden Motorengeräusche der anfliegenden «Lancaster», aber nichts geschah. Plötzlich wurde die Befehlsleitung eingeschaltet. Die Piloten riefen die Flugplatzleitung an; man solle die Lichter löschen, ehe die feindlichen Bomber sie entdeckten. Man sagte ihnen, dass jeden Augenblick eine Transportmaschine aus dem belagerten Breslau landen würde.

Die Minuten verstrichen, die Bomben regneten auf Dresden, und die Besorgnisse der Flieger verwandelten sich in Enttäuschung und Wut. War es Sabotage? Warum hatte man ihnen nicht erlaubt zu starten und wenigstens zu versuchen, Dresden zu verteidigen? Auch der Kommandant des Fliegerhorstes war wütend. Alle Funk- und Drahtverbindungen waren abgerissen, und bisher hatte er aus Berlin noch nicht die Erlaubnis erhalten, die Jäger loszuschicken.

Der junge Bodo Baumann hockte mit 200 Kameraden aus seiner Schule auf den Lastwagen einer Rettungskolonnen, die Dresden genau in dem Moment erreichte, da der zweite Angriff begann. Der Konvoi hielt, die Jungen rannten in Deckung. Bodo suchte Schutz hinter einer Steinmauer. In den Pausen zwischen den Detonationen konnte er deutlich das Dröhnen des Feuersturms hören. Der Boden zitterte wie bei einem Erdbeben.

Als keine Bomben mehr fielen, gingen die Jungen zu Fuss weiter, zwischen brennenden Häusern und herabstürzenden Trümmern hindurch. Sie kamen an eine Elbebrücke, die in die Altstadt führte – in einen 30 Quadratkilometer grossen Hochofen. Selbst auf dieser Seite des Flusses war die Hitze noch gewaltig. Die Jungen fassten sich an den Händen und marschierten im Gänsemarsch über die Brücke; ihr Befehl lautete, Überlebende aus den Kellern zu holen, bevor sie erstickten. Von der Mitte der Brücke an konnten die Jungen sich nur noch vorwärts tasten. Plötzlich hörte Bodo einen Schrei von der Spitze der Kette und sah, wie der vorderste seiner Kameraden in die Flammen gerissen wurde. Der zweite klammerte sich irgendwo fest, um nicht gleichfalls weggezogen zu werden. Das Feuer brüllte; der Sturm heulte; Staub und Rauch wirbelten über sie hinweg. Die Jungen taumelten zum Nordufer zurück, fanden ein Seil und versuchten

noch einmal, an das Tau geklammert, über den Fluss zu kommen; aber die Hitze war zu gross, und sie mussten zum zweitenmal den Rückzug antreten. Auch auf dem Nordufer der Elbe wurde die Lage immer gefährlicher. Bodo sah Feuerwehrmänner, die tot in ihren schwelenden Uniformen auf der Strasse lagen. Plötzlich war alles von schwarzen Qualmwolken eingehüllt; die Jungen rannten zum Fluss, tauchten ihre Taschentücher ins Wasser und banden sie sich vor Nase und Mund. Jenseits des Flusses war Hans Köhler auf dem Rückweg von der Altstadt zum Feuerwehr-Hügel, als die Sirenen erneut zu heulen begannen. Er nahm ein Fahrrad, um schneller voranzukommen. Als er den halben Weg geschafft hatte, sah er den Schein der Zielmarkierungsbomben. Er hielt an, holte seinen Fotoapparat heraus und fotografierte. Ein paar Minuten später hörte er das schneidende Heulen fallender Bomben und sprang in einen Graben. Mit ohrenbetäubendem Krachen detonierte eine Bombe in vielleicht hundert Meter Entfernung. Als er wieder aufblickte, sah er, dass die Apfelbäume, die die Strasse gesäumt hatten, weggeblasen waren. Er rannte über die Strasse in ein Wohnhaus; als er die Treppe zum Keller hinuntertaumelte, explodierte die nächste Bombe. Er hatte das Gefühl, hochgehoben zu werden, und fiel zu Boden. Die Leute im Keller husteten, weil der Staub und Rauch sie würgten; Frauen weinten. Irgend jemand zündete eine Kerze an.

Eine Frau stand auf und sagte ruhig: «Ich gehe nach oben und sehe nach, was los ist.» Die anderen wollten sie zurückhalten, aber wie eine Schlafwandlerin stieg sie die Treppe des schwankenden Hauses hoch. Nach zehn Minuten kam sie ebenso gelassen zurück: «Oben ist sehr viel Lärm, aber es sieht hübsch aus.» Hans fragte sich, ob sie wahnsinnig war oder nur versuchte, die anderen zu beruhigen.

Das Dröhnen der Flugzeugmotoren war ohrenbetäubend; die Bomber schienen dicht über die Dächer hinwegzufliegen.

Dann, plötzlich, herrschte völlige Stille, und man hörte nur das Knistern der Flammen und das ferne Krachen einstürzender Mauern. Als Hans wieder vor dem Haus stand, vernahm er ein fast unirdisches Stöhnen, ein Geräusch, wie er es noch nie gehört hatte. Er sah zur Altstadt hinunter; dort stand eine Wand aus Feuer. Wie im Traum ging er darauf zu. Er kam zu einer Zigarettenfabrik, die wie eine Moschee gebaut war; die exotische Silhouette schien vor den Flammen auf unwirkliche Weise zu tanzen.

Er sah sich nach den Feuerwehren um – es waren keine da. Was sollte er tun? Aus den Flammen kamen Menschen wie Fabelwesen auf ihn zugerannt: geschwärzte Gesichter, abgesengtes Haar und schwelende Kleidung. In den Armen trugen sie kleine Kinder, Koffer und sogar Töpfe, Pfannen oder andere nutzlose Dinge. Ein paar von ihnen stöhnten. Aber die meisten blieben stumm und starrten mit aufgerissenen Augen ins Leere, als wüssten sie nicht, was geschehen war. Hans dachte an seine eigene Familie; er kehrte um. Er stolperte in ein Gasthaus, das am Weg lag. Auf dem Fussboden lagen Menschen in zeretzter Kleidung. Er blickte in die verstörten Gesichter, es waren keine Bekannten darunter. Jemand berührte seinen Arm. Er fuhr herum. Vor ihm stand seine Mutter; das Haar hing ihr über die Augen.

«Alles ist hin», sagte sie.

«Wo ist Vater?»

«In der Wohnung. Er sieht nach, ob noch etwas zu retten ist. Aber geh nicht hin. Es ist fürchterlich.» Sie wollte ihn trösten. «Bestimmt geht es ihm gut. Die kommen nicht wieder.»

Sie sah zum Himmel. Dann fing sie an, zusammenhanglose Sätze zu murmeln.

In der Altstadt drängten die Menschen sich immer noch in den Kellern; sie merkten nicht, dass der Sauerstoff knapp wurde. Andere hatten zwischen den Angriffen versucht zu fliehen und wurden im Freien von Bomben getötet. Es gab auch welche, die sich in den eisernen Reklamesäulen einigermassen geschützt glaubten, aber sie wurden buchstäblich zu Tode gebraten.

Auch der Zirkus Sarrasani stand in Flammen. Der erste Luftalarm war während der Abendvorstellung gekommen – die Clowns hatten eben ihre Reitkünste auf Eseln gezeigt. Ein grosser Teil der Zuschauer sass immer noch in den grossen Kellern unter der Manege gefangen; oben gallopierten die Araberhengste mit ihrem bunten Kopfschmuck in panischer Furcht durcheinander. Nicht weit entfernt, im Grossen Garten, im Zentrum der Altstadt, waren die Tiere aus den beschädigten Käfigen des Zoologischen Gartens ausgebrochen. Panther waren in die Baumwipfel geklettert und dort erstickt oder verbrannt, andere Tiere rasten blind vor Angst durch den Park, bis sie vor Erschöpfung verendeten. Nur die Geier entkamen.

Die Massen von Flüchtlingen im Grossen Garten fanden keinen Ausweg. Als die Hitze unerträglich wurde, stürzten sich viele von ihnen in die grossen Löschwassersteiche. Hunderte entkamen so den Flammen – und ertranken wie Ratten in den tiefen Becken.

Der Hauptbahnhof am Rand der Altstadt war beim ersten Angriff nur leicht getroffen worden. Kaum war der Angriff vorüber, machten sich die Eisenbahner daran, die Menschenmassen in die Waggonen zu verladen, wobei Kinder Vorrang hatten; aber bevor auch nur einer der Züge ausfahren konnte, leuchteten schon die Zielmarkierungen für den zweiten Angriff auf. Sekunden später zerschlugen ganze Bündel von Brandbomben das Glasdach der Bahnhofshalle, und kurz darauf stand alles in Flammen. Die Rettungsmannschaften bahnten sich einen Weg durch die Glut, aber sie fanden nur noch Tote. Hunderte hockten entlang der Mauern des Bahnhofsgebäudes, als schliefen sie: Sie waren an Rauchvergiftung gestorben. Die Kinder in den Zügen hatten sich eng zusammengedrängt; auch sie waren tot. In den Kellern war der Boden mit Leichen bedeckt.

Annemarie Friebe, die Frau eines Soldaten, der an der Ostfront kämpfte, kletterte, ein nasses Handtuch um den Kopf geschlungen, aus dem qualmerfüllten Keller eines Hauses gleich nördlich des Bahnhofs. Sie bedeckte das Gesicht ihres Babys mit feuchten Lumpen und legte es in einen Kinderwagen. Gefolgt von ihrer Mutter, schob sie den Wagen durch die Strassen. Ein riesiger Trümmerhaufen versperrte den Weg; Annemarie wickelte das Kind in eine Decke und stolperte weiter. Das Baby gab keinen Laut von sich; auch während des Angriffs hatte es nicht einmal gewimmert. Brennende Trümmer kamen von oben, und die Wolldecke fing Feuer; mit den Händen schlug Annemaries Mutter die Flammen aus.

Neben ihnen rannten andere, die dieser Hölle zu entkommen suchten; ein paar schlepten irgendwelche Habseligkeiten mit, aber die meisten wollten nur noch ihr Leben retten. Eine Frau, die einen Kinderwagen schob, wurde vom Sog des Feuersturms wie ein welkes Blatt erfasst und durch eine Seitenstrasse in die Flammen gerissen.

Schweissbedeckt erreichten Annemarie und ihre Mutter den Rand der Altstadt; sie liefen die Hügel hinauf nach Westen. Dann merkte Annemarie plötzlich, dass sie fror, und sie gingen in eine Werkstatthalle. Annemarie drehte sich noch einmal um. Unter ihr lag die Stadt in einem Flammenmeer – ein atemberaubender, apokalyptischer Anblick. Andere kamen hereingetorkelt. Niemand wusste, was jetzt zu tun war. Annemarie war wie betäubt, gefühllos; sie wusste nicht einmal genau, was überhaupt geschehen war.

3 Um 4.40 Uhr erhielten die Besatzungen der amerikanischen Eighth Air Force ihre Einsatzbefehle. Sie hatten zwei Hauptziele anzufliegen: Dresden und Chemnitz. Die 1.Division sollte Dresden angreifen: 450 «Fliegende Festungen» sollten die Verschiebebahnhöfe und den Bahnhof in der Neustadt, am Nordufer der Elbe, zerstören. Die Navigatoren hatten zunächst Kurs auf Torgau zu nehmen und sich dann an die Elbe zu halten. Um 6.40 Uhr sassen die Besatzungen in ihren Maschinen, erhielten jedoch noch keine Starterlaubnis. Erst gegen 8.00 Uhr hob die erste Festung vom Boden ab.

Über der Zuidersee stiessen 288 «Mustangs» zu den Bombern. Die eine Hälfte der Jäger sollte den Pulk begleiten und angreifende Feindflugzeuge abwehren, der Rest in der Umgebung Dresdens mit Bordwaffen Jagd auf lohnende Ziele machen. Die Bombenschützen überlegten, ob sie ihre Bomben wohl auf Sicht werfen können. Über den Maschinen war der Himmel praktisch frei, aber die Wolkendecke unter ihnen war fast geschlossen. Wegen schlechter Sicht verfranzte sich die gesamte 298. Gruppe. Sie liess mittags ihre Bomben auf eine Stadt regnen, die 120 Kilometer südöstlich des Zieles lag: Prag.

So waren es nur 316 «Fliegende Festungen», die das Stadtgebiet von Dresden anfliegen; und fast die Hälfte davon, nämlich die 457. Gruppe, verfehlte die Zielbegrenzung. Die 457. machte einen neuen Anflug. Staff Sergeant Joe Skiera, Bordschütze, aber auch als Bombenschütze ausgebildet, schaute zufällig nach oben und sah, 120 Meter über sich, eine andere B-17. Beim zweiten Anflug waren sie unmittelbar unter eine andere Gruppe geraten. Die Bombenklappen der Maschine über ihnen waren weit geöffnet, und deutlich konnte Skiera die abwurfbereiten 250-kg-Bomben erkennen.

Die 457. zog eine zweite und eine dritte Schleife, und immer noch hatte sie in der Wolkendecke kein Loch entdeckt. Die grauen Kondensstreifen bildeten einen Kreis; Skiera fand, dass es aussah, als habe jemand einen riesigen grauweissen Heiligenschein an den Himmel gemalt. Beim vierten Anflug endlich fanden die Bombenschützen in den Wolkenbänken eine kleine Lücke.

Die Brände in der Dresdener Altstadt wüteten immer noch. Gelbbraune Rauchwolken zogen langsam in Richtung Prag, Fetzen von Stoff und Papier kilometerweit mit sich tragend. Es war Aschermittwoch.

Feuchte Kissenbezüge über den Kopf gezogen, hasteten die Menschen an den Ufern der Elbe entlang. Bodo Baumann hatte sich einer Gruppe junger Leute angeschlossen, die versuchten, denen zu helfen, die die Angst kopflos gemacht hatte. Ein völlig verstörter Mann sprang in den Fluss; die Jungen zogen ihn heraus, aber er stürzte sich gleich wieder ins Wasser. Bei der Marienbrücke stiess Bodo auf einen Stacheldrahtverhau; nicht weit davon, am Flussufer, sah Bodo Arme, Beine und torsoartig verstümmelte menschliche Körper liegen – offenbar waren die Unglücklichen durch den Stacheldraht gerissen worden. Bodo wurde übel.

Als es Mittag war, gingen Bodo und ein paar seiner Freunde in ein brennendes Haus. Sie hofften, etwas zu essen zu finden, aber sie entdeckten nur eine Flasche Kognak. Der Wind sprang um und fachte die Flammen von neuem an; der Rückweg war ihnen abgeschnitten. An einem Seil liessen sie sich vom ersten Stock zur Strasse hinunter – im selben Augenblick fielen die ersten amerikanischen Bomben. In diesem Teil der Stadt gab es keine Sirenen mehr. Bodo sah im Hof eine Gruppe von vielleicht fünfzig älteren Leuten inmitten ihrer Habseligkeiten sitzen. Wie erstarrt hockten sie da und blickten mit aufgerissenen Augen vor sich hin. Als sie die Jungen entdeckten, wurden sie lebendig; hilfeschend streckten sie die Arme aus. Einer schrie: «Nehmt mich mit!»

Bodo rannte weiter, während Bombensplitter durch die Luft piffen. Erst als er hinter einem Betonpfeiler kauerte, merkte er, dass er immer noch die Kognakflasche umklammert hielt; er überlegte, wie er mit der Flasche in der Hand an dem Seil hatte herunterklettern können. In der Nähe detonierte eine Bombe, und eine Hausfront neigte sich in seine Richtung. Stolpernd verschwand er in einem Keller. Die «Mustangs», auf der Suche nach lohnenden Zielen, stürzten sich auf die Menschenmassen, die die Elbufer entlanghasteten. Hie und da schrien junge Burschen «Jabos!» und gingen in Deckung, aber die Älteren rannten weiter, um von den Maschinengewehren niedergemäht zu werden. Andere «Mustangs» fielen über Lastwagen, Pferdefuhrwerke und die Massen von Flüchtlingen her, die auf den grossen Strassen aus der Stadt strömten.

Als die Amerikaner weg waren, beschlossen Annemarie Friebe und ihre Mutter, Dresden zu verlassen. Annemarie und eine Freundin packten ihre paar Habseligkeiten auf einen Wagen, legten Annemaries Kind und ein anderes Baby obenauf und schlossen sich dem Exodus der Hunderttausende an. Langsam, ohne jede Hysterie, zog die endlose Kolonne nach Süden.

Auch Hans Köhler und sein Vater schoben einen Karren, der mit allem beladen war, was sie aus der brennenden Wohnung hatten bergen können. Aber dann hatte Hans plötzlich das Gefühl, dass man ihn bei der Feuerwehr brauchte. Sein Vater widersprach nicht. Als Hans in die Altstadt zurücklief, kam er an einem brennenden Metzgerladen vorüber, in dem Hunderte von Würsten auf den Regalen schmorten; er griff sich eine und ging weiter. Ein Mann schrubkte den Bürgersteig; irgend jemand hatte mit Farbe auf das Pflaster geschrieben: «Führer, wir danken dir!» Bei einer Tabakfabrik schossen Soldaten auf zwei Männer, die

Säcke mit Zigaretten füllten; die ganze Strasse war zentimeterhoch mit Zigaretten bedeckt. Es sah aus, als hätte es geschneit. An einer Häuserruine hing ein Schild: «Wir leben noch. Holt uns heraus.» Rettungsmannschaften versuchten, zum Keller vorzudringen, aber die Hitze war noch zu gross.

Hans Köhler kam in die Altstadt. Früher war das ein Bild wie aus einem Märchenbuch gewesen. Jetzt war sie nur noch ein brennendes und glimmendes Trümmerfeld, aus dem ein fast unerträglicher Gestank strömte. Die Oper, in der einmal «Tannhäuser» uraufgeführt worden war, war nur noch schwelendes Mauerwerk, Der Zwinger, einer der schönsten Barockbauten der Welt, eine qualmende Ruine, ebenso die Burg und die Hofkirche. Lediglich die Kreuzkirche schien wie durch ein Wunder fast unversehrt geblieben zu sein; ihr Turm ragte aus den Rauchschwaden.

Der Lindenau-Platz war mit Leichen übersät. Sie waren nackt; die Kleider waren verbrannt oder fortgeblasen. Vor einer Bedürfnisanstalt lag eine nackte Frau auf einem Pelzmantel; ein paar Meter davon hielten sich zwei kleine Jungen, ebenfalls nackt, im Tode fest umklammert. Beim Seidnitzer Platz standen mehrere hundert Menschen, enggedrängt, in einem flachen Teich – auch sie waren alle tot. Eine Frau begegnete Hans, die ein weisses Laken hinter sich herzog. Sie faltete das Tuch auseinander, und Hans sah die verkohlte Leiche eines Mannes. Die Frau packte das Ende des Lakens wieder, um ihre Last weiterzuschleifen, aber ein Bein und die beiden Arme fielen heraus. Sie lachte. Als Hans davonhetzte, hatte er ihr Lachen noch immer in den Ohren.

Er sah andere, die ihre toten Angehörigen durch die Strassen schleppten und nach einer Stelle suchten, wo sie sie begraben konnten. Er kam zum Grossen Garten. Ein paar der mächtigsten Bäume waren entwurzelt, andere geborsten oder wie Streichhölzer geknickt. Auch hier war der Rasen mit Toten übersät. Viele sahen aus, als schliefen sie nur. Andere waren von Bombensplittern zerfetzt; als sie von den Rettungsmännern aufgehoben wurden, wirbelten Arme und Beine herum, als gehörten sie Gliederpuppen. Dazwischen die Kadaver der Tiere aus dem Zoo. Ein Leopard hing im Geäst eines kleinen Baumes, über zwei nackten Frauenleichen. Wie betäubt und auf einmal zu Tode erschöpft, machte sich Hans auf den Weg nach Hause – zur zerstörten Wohnung seiner Eltern. Hinter ihm 640 Hektar totaler Verwüstung – fast das Dreifache des Schadens, der in London während des ganzen Krieges angerichtet wurde.

Alle Verbindungen zwischen Dresden und der Aussenwelt waren abgeschnitten, und so erreichten detaillierte Berichte über die Katastrophe Berlin erst im Verlauf des Tages. Goebbels war fassungslos, als er hörte, dass nach den vorläufigen amtlichen Schätzungen mindestens 100'000 Menschen*, wahrscheinlich aber sehr viel mehr, den Tod gefunden hatten und dass eine der ältesten und schönsten Städte des Reiches in Schutt und Asche gesunken war. Er weinte zwanzig Minuten

* Historiker der US-Luftwaffe schätzen die Zahl der Toten auf 25'000 bis 30'000. In *The Destruction of Dresden* nennt David Irving die Ziffer 135'000. Sie scheint der Wahrheit weit näher zu kommen.

lang. Dann fing er an zu toben – über Hermann Göring. Wenn er die Macht hätte, schrie er, würde er diesen dämlichen und nichtsnutzigen Reichsmarschall vor Gericht stellen. Vor den Volksgerichtshof würde er ihn bringen. Eine unerhörte Schuld habe dieser Parasit auf sich geladen. Aber der Führer habe eben nie auf seine, Goebbels', Warnungen gehört.

Die Engländer erfuhren von den Geschehnissen in Dresden in den Sechs-Uhr-Frühnachrichten. Der erste der Grossangriffe, die Roosevelt und Churchill in Jalta zugesagt hätten, habe stattgefunden. «Unsere Piloten berichten, dass sie wegen der geringen Luftabwehr in der Lage waren, die Ziele genau und direkt anzufliegen ... Im Zentrum der Stadt kam es zu einer fürchterlichen Konzentration von Bränden.»

8 *Krieg und Frieden*

1 Am Morgen des 14. Februar war Goebbels mit seinem Pressereferenten Rudolf Semmler nach Hohenlychen gefahren. Er wollte Himmler besuchen, der dort im berühmten Sanatorium seines alten Freundes Dr. Gebhardt Quartier bezogen hatte. Hohenlychen, 120 Kilometer nördlich von Berlin, war der richtige Platz für Himmler, der die Ruhe und die Einsamkeit liebte. Offiziell hatte der Reichsführer Mandelentzündung, aber in Wirklichkeit waren es die Nerven, die Schwierigkeiten machten. Noch immer musste er an die Lagebesprechung des vergangenen Tages denken, bei der sich Guderian und Hitler seinetwegen in die Haare geraten waren.

Ein paar Tage zuvor hatte Goebbels beim Abendbrot eine Andeutung fallen lassen, er wolle versuchen, Himmlers Unterstützung für einen ziemlich phantastischen Plan zur Umbildung der Regierung zu gewinnen: mit ihm, Goebbels, als Reichskanzler und Himmler als Chef der Streitkräfte. Und gerade da war aus dem Radio Lehars «Lieber Freund, man greift nicht nach den Sternen» erklingen. Semmler hatte gegrinst und Frau Goebbels laut gelacht, und Goebbels hatte ärgerlich befohlen: «Stellen Sie das Ding ab!»

An der vormittägigen Besprechung mit Himmler hatte Semmler nicht teilnehmen dürfen, und als sich Goebbels während der Rückfahrt nach Berlin ausschwig, nahm der Pressereferent an, dass die Unterhaltung nicht günstig verlaufen war. Mittags empfing Himmler einen anderen Besucher: General Wenck, seinen Stabschef, den Guderian ihm aufgedrängt hatte. Da Wenck praktisch Himmlers Heeresgruppe Weichsel zu führen hatte, wollte er möglichst schnell an die Front zurück. Man war ja dabei, den Angriff gegen Schukows rechte Flanke zu führen. Aber

Himmler bestand darauf, dass Wenck mit ihm zu Mittag speiste. Nach dem Essen, meinte er gönnerhaft, könne man sich dann über die Lage unterhalten.

Nach dem Essen, erwiderte Wenck geradeheraus, stehe er für ein Gespräch nicht mehr zur Verfügung. Er müsse wieder auf die andere Seite der Oder – dort gehöre er hin.

Himmler wusste, dass man in Berlin Witze über seinen «Gefechtsstand» machte, und fragte scharf, ob Wenck damit etwa sagen solle, dass er, der Reichsführer, feige sei ?

Er wolle gar nichts sagen, erwiderte Wenck. «Ich will nur dorthin, wo ich mich als Soldat betätigen kann.» Dann erläuterte er seinen Plan, den Angriff ostwärts der Oder zu führen, um Zeit zu gewinnen und die Verteidigungsstellungen auf dem Westufer verstärken zu können. Es gehe auch darum, den Flüchtlingsmassen eine Chance des Entkommens zu geben. Für die Probleme, denen Wenck sich gegenüberübersah, gab es in keinem militärischen Handbuch ein Rezept. Die von der Heeresgruppe Weichsel gehaltene Front bestand in Wirklichkeit aus zwei getrennten Abschnitten: erstens aus den Stellungen unmittelbar an der Oder, dem wichtigsten, rund 250 Kilometer breiten Abschnitt, der auch Berlin decken sollte, und zweitens aus der Linie, die Pommern schützte – eine schwache und zerklüftete Front von der Oder ostwärts bis zur Weichsel, östlich der Heeresgruppe Weichsel gab es bis hinauf nach Kurland noch deutsche Widerstandsnester, grosse und kleine. Eines der grössten war Danzig, und Flüchtlingskolonnen aus Ostpreussen strebten in Gewaltmärschen der trügerischen Geborgenheit dieser Stadt zu. Aber Rokossowskijs Truppen, deren Ziel ebenfalls Danzig war, hatten sich dazwischengeschoben, und die Flüchtlinge konnten nur hoffen, die Nehrung – die schmale Landzunge, die das Frische Haff von der Ostsee trennt – über das Eis des Haffs zu erreichen. Einmal auf der Nehrung, brauchten die Flüchtlinge nur nach Westen weiterzuziehen, um das Festland und damit Danzig zu erreichen.

Aber das plötzlich eingetretene Tauwetter hatte das Eis des Haffs brüchtig werden lassen; ein sicherer Pfad war durch Zeichen markiert, die alle 50 Meter aufgestellt waren. In der vorangegangenen Nacht waren Hunderte von Wagen eingebrochen, weil die Fahrer im dichten Nebel die Markierungen aus den Augen verloren hatten. Die Flüchtlinge am Südrand des Haffs wagten sich nicht auf das Eis. Aber das Rumpeln des russischen Artilleriefeuers kam immer näher, und als der Nebel sich am frühen Vormittag verzog, rannten Tausende los, der nur zehn Kilometer entfernten Nehrung zu. Endlich konnten die ersten die Dünen sehen, und wie ein Lauffeuer ging der Ruf durch die Kolonnen: «Zur Nehrung! Zur Nehrung!» Verzweifelt kämpften sich die Flüchtlinge weiter: Je höher die Sonne stieg, desto schneller schmolz das Eis. Dann fegten Granaten über sie hinweg, und schon die nächste Salve lag auf der Eisstrasse. Panik brach aus. Man achtete nicht mehr auf die Markierungen: Nur festen Boden unter die Füsse bekommen! Viele schafften es. Viele – fast ein Drittel – brachen durch das papierdünne Eis und versanken. Wencks Angriff gegen Schukows rechte Flanke sollte an zwei Stellen erfolgen: der erste Stoss etwa 80 Kilometer jenseits der Oder, der andere weitere 80 Kilometer ostwärts. Die 11. Armee sollte nach Süden in Richtung Wugarten vorstossen und den Zusammenfluss von Oder und Warthe erreichen. Die 3. Panzer-

Armee sollte etwa einen Tag später – das hing vom Vorankommen des ersten Angriffs ab – den Hauptschlag führen und Schukow zum Rückzug zwingen, oder zumindest den sowjetischen Vormarsch auf Berlin verzögern.

Als der junge impulsive Befehlshaber der 11. Armee, SS-General Felix Steiner, den Angriffsbefehl las, erschrak er: Es war unvorstellbar, dass er mit ganzen 50'000 Mann und rund 300 Panzern bis zur Warthe durchstossen konnte. Er entschied, dass es besser sei, statt nach Süden in Richtung Wugarten in südwestlicher Richtung vorzugehen, und zwar mit einem begrenzteren Ziel. So würde er dem mit Sicherheit zu erwartenden Gegenstoss Schukows nicht so ausgesetzt sein, und er würde Pommern besser verteidigen können. Er rief Guderian an, und bald stritten die beiden erbittert.

Es endete damit, dass Steiner schrie, Guderian solle seinen Plan akzeptieren oder ihn ablösen.

«Machen Sie, was Sie wollen», brüllte Guderian zurück und knallte den Hörer auf die Gabel.

Am 16. Februar morgens verliess Steiner seinen Befehlszug und fuhr nach Süden. Er bezog eine Villa oberhalb Stargards, rund 65 Kilometer nordwestlich von Wugarten, wo sich die Angriffsverbände versammelten. Als es dunkel wurde, waren die Strassen um Stargard mit Kolonnen von Panzerfahrzeugen vollgestopft. Geschütze, Lastwagen und Panzer wurden in die Bereitstellungsräume gebracht, um im Morgengrauen angreifen zu können. Dann wurde ein Tagesbefehl des sogenannten Befehlshabers der Heeresgruppe Weichsel, des Reichsführers-SS Heinrich Himmler, verlesen: «Vorwärts! Vorwärts durch den Schlamm! Vorwärts durch den Schnee! Vorwärts am Tage! Vorwärts in der Nacht! Vorwärts, um den Boden des Reiches zu befreien!» Steiner hatte überall Schilder aufstellen lassen: HIER STEHT DIE ANTIBOLSCHEWISTISCHE FRONT! Und jedem seiner Divisionskommandeure sprach er Mut zu.

«Dieses Jahr werden wir wieder am Dnjepr stehen», sagte er zu SS-Oberst Leon Degrelle, dem Kommandeur der Freiwilligen-Division «Wallonien», und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. Durch die gekoppelten Angriffe aus Norden und Süden, sagte er, würden Schukows Spitzen abgeschnitten. Zuerst fand Degrelle, das alles sei Wahnsinn. Dann aber sah er in die ernsten Gesichter von Steiners Generalstabsoffizieren, die die letzten Angriffsvorbereitungen trafen. So musste es damals in Montmirail gewesen sein, als Napoleon am Ende war.

Degrelle, 38, der temperamentvolle Führer der belgischen Rexisten, war das Vorbild einer Million nichtdeutscher Freiwilliger, die glaubten, jetzt stehe die Zukunft ganz Europas auf dem Spiel. Seine Gegner in Belgien nannten ihn einen Faschisten und Nazi, aber er selbst hielt sich weder für das eine noch für das andere. Rexismus war für ihn die Reaktion auf die Korruption der Vorkriegszeit, eine Bewegung für politische Erneuerung und politische Gerechtigkeit, Kampf gegen Unordnung, Unfähigkeit und Verantwortungslosigkeit.

Als Hitler 1941 in Russland einmarschiert war, hatte Degrelle erklärt, auch die Angehörigen besiegtter Nationen wie Belgien und Frankreich müssten sich freiwillig zu Hitlers Legionen melden und gegen den Bolschewismus kämpfen. Nur aus einer solchen Kampfgemeinschaft könne ein neues Europa wachsen. Er ging

noch weiter: wenn die Nichtdeutschen sich an diesem Heiligen Krieg gegen den Bolschewismus nicht beteiligten, würden sie in einem neuen Europa nichts zu sagen haben, und Deutschland würde zu mächtig werden. Degrelle selbst meldete sich als einfacher Soldat, obgleich man ihm einen hohen Rang angeboten hatte. «Ich werde mit Hitler erst sprechen», sagte er zu seinen Freunden, «wenn er mir das Ritterkreuz umhängt. Dann werde ich mir das Recht erworben haben, mit ihm auf gleicher Basis zu sprechen. Dann werde ich ihm die Frage stellen: Wollen Sie ein Vereinigtes Europa oder nur Grossdeutschland schaffen?»

In den fast vier Jahren, die er an der Front stand, war er siebenmal verwundet worden. Als er das Ritterkreuz erhielt, hatte er, wie versprochen, mit dem Führer ein ganz offenes Gespräch über Europas Zukunft geführt. Hitler hatte dem begeisterten jungen Mann zugehört und prophezeit, dass alle jungen Menschen Europas sich binnen einer Generation als Brüder fühlen würden. Russland werde dann ein riesiges Versuchsfeld sein, von der Jugend Europas bevölkert und gemeinsam bestellt.

Bei späteren Gesprächen hatte Degrelle sich häufig von seinem Temperament hinreissen lassen, aber Hitler war stets nachsichtig gewesen. Fast liebevoll hatte er erklärt: «Wenn ich einen Sohn hätte, müsste er so sein wie Sie.» Ihr Verhältnis war so eng geworden, dass Degrelle sich vieles herausnehmen durfte. Einmal hatte er gesagt: «Ich habe schon viele Leute gehört, die sagten, Sie seien verrückt», und Hitler hatte nur gelacht. «Wenn ich wie die anderen wäre, würde ich immer noch im Kaffeehaus sitzen und Bier trinken.»

In der Morgendämmerung des 16. Februar führte Degrelle seine Männer in den Kampf – zu Fuss. Sie nahmen den Höhenrücken, der ihr Angriffsziel war, und Degrelle hockte sich in ein Maschinengewehrnest, um Steiners Panzer zu beobachten. Während er die «Tiger» und «Panther» über den Schnee rollen sah, spürte er, dass der Schwung früherer Jahre dahin war. Vorsichtig bewegten sich die Wagen auf den Wald zu, und ein paar gingen in Flammen auf, ehe sie den Waldrand erreicht hatten. Aber die anderen, konnte Degrelle sehen, verschwanden zwischen den Bäumen, und wenig später tauchten sie hinter dem Gehölz wieder auf, und flüchtende Rotarmisten liefen vor ihnen her. Jetzt trat die Infanterie an. Das war der entscheidende Augenblick. Würde ihr Angriff so viel Elan haben, dass die neuen Stellungen gehalten werden konnten? Die Infanteristen blieben zurück. Degrelle hätte sie am liebsten ins Kreuz getreten. Bis zum Einbruch der Dunkelheit war Steiner nur knapp 15 Kilometer vorangekommen. Schukows 68. Armee wich zwar zurück, aber nur langsam und in völliger Ordnung. Kurz nach Mitternacht erhielt Degrelle Befehl, sich in Stargard beim Stab der 11. Armee zu melden. Die Sowjets hatten die Stadt bombardiert; sie brannte, als Degrelle den Hügel zu Steiners Villa hochfuhr. Er hielt an und sah hinunter, betrachtete die schlichten Türme der protestantischen Kirchen, die gerade und streng in den Himmel ragten – schwarze Silhouetten vor rot-goldenem Hintergrund. Armes Stargard. Diese düsteren protestantischen Kirchen des Ostens waren die Schwestern der grauen katholischen Kathedralen in seiner Heimat. Diese Tragödie war auch seine Tragödie. Er fing an zu weinen.

Den ganzen folgenden Tag, den 17. Februar, tobte die Schlacht. Eine Handvoll

Stukas flog Angriff auf Angriff gegen Rudel russischer Panzer, die in den Kampf geworfen wurden. Hunderte wurden in Brand geschossen, aber andere Hunderte pflügte durch den Schnee vorwärts. Noch rannte Steiner gegen Schukows Flanke an, und bis zur Abenddämmerung hatte er einen gefährlichen Keil vorgetrieben, so dass zwei auf Berlin angesetzte sowjetische Panzerarmeen zurückbeordert wurden. Sie sollten gegen Steiner geworfen werden.

Abends erhielt Wenck Befehl, unverzüglich zur Berichterstattung nach Berlin zu kommen.

Es war Morgen, als der erschöpfte Wenck die Reichskanzlei wieder verliess. In zweieinhalb Stunden sollte der Angriff der 3. Panzer-Armee beginnen. Wenck befahl seinem Chauffeur, Hermann Dorn, sofort nach Stettin zu fahren. Der General hatte seit drei Tagen und drei Nächten nicht geschlafen. Die Augen fielen ihm zu. Da hielt Dorn den grossen BMW am Strassenrand an. «Herr General», entschuldigte er sich, «ich kann nicht mehr wach bleiben.»

«Wir müssen an die Front zurück», sagte Wenck. Er setzte sich selbst ans Steuer. Mit 100 Stundenkilometern rasten sie über die dunkle Autobahn. Der General schob eine Zigarette in den Mund und kaute den Tabak, um sich wach zu halten. Aber nach einer Stunde schlief er ein. Der Wagen prallte gegen das Geländer einer Eisenbahnüberführung. Dorn und Major Karl Seidel, die auf den Rücksitzen schliefen, wurden aus dem Wagen geschleudert und rollten den Abhang hinunter bis zu den Gleisen; der bewusstlose Wenck steckte im Wrack, das halb über das Brückengeländer hing. Die Reste des BMW fingen zu brennen an; die Hitze liess die Munition in den Maschinenpistolen im Fond explodieren. Das brachte den betäubten, verletzten Dom wieder zu sich. Er kletterte die Böschung hoch, zertrümmerte ein Fenster und zog den General aus dem Wagen. Wencks Uniform hatte Feuer gefangen. Dom riss seinem Chef den Mantel herunter; dann wälzte er den Bewusstlosen auf der Fahrbahn, bis die Flammen erstickt waren.

Als Wenck zu sich kam, lag er auf dem Operationstisch: Schädelbruch, fünf Rippenbrüche und zahlreiche Quetschungen. Er war ausser Gefecht. Die Hoffnungen, dass der deutsche Gegenangriff noch zu einem Erfolg führen würde, waren dahin.

2 Der andere Zangenbacken, der sich von Süden her tief in Schukows linke Flanke bohren sollte, kam gar nicht in Bewegung. Die deutschen Angriffstruppen hatten alle Hände voll zu tun, die angreifenden Russen abzuwehren. Die Sowjettruppen, die eben in das 130 Kilometer östlich von Dresden gelegene Bunzlau einzogen, waren ein bunter und abenteuerlicher Haufen. Auf den ölverschmierten Panzern waren Teppiche ausgebreitet; auf ihnen hockten verdreckte Soldaten und tranken und sangen. Dann kam eine Abteilung schwerer Artillerie; die Mannschaften hatten es sich auf bestickten Kissen bequem gemacht und spielten auf deutschen Ziehharmonikas. Ein altmodisches Gefährt mit kristallinen Laternen folgte, darin schwerbewaffnete junge Offiziere und Soldaten mit Zylindern auf dem Kopf, aufgespannte Regenschirme über sich. In gespielter Ernst musternten sie durch Lorgnetten die vorbeiziehenden Infanteristen. Ein Wagen mit zurückgeklapptem Verdeck war vollgepackt mit zechenden jungen Rotarmisten.

Kapitän Koriakow, Kriegsberichterstatter der sowjetischen Luftwaffe – er war, weil er in einer Dorfkirche eine Messe besucht hatte, zur Infanterie strafversetzt worden widerte dieses Bild der Zügellosigkeit an. Die Militärpolizisten, die für Ordnung sorgen sollten, übersahen geflissentlich die makabre Parade, und die Offiziere, die in amerikanischen Jeeps vorbeiflitzten, waren anscheinend zu beschäftigt, um zu bemerken, was hier vor sich ging.

Koriakow hatte bisher nur einen ranghöheren Offizier, einen Oberst, gesehen, der versucht hatte, der motorisierten Orgie Einhalt zu gebieten, und der war selbst betrunken gewesen. Der Oberst hatte einen Wagen angehalten, der mit gestohlenen Hühnern und einem ganzen Schwein vollgepackt war, und einen jungen Soldaten auf die Strasse gezerrt. Der Soldat trug einen riesigen, mit Blumen garnierten Damenhut.

«Also Hühner wollt ihr haben?» brüllte der Oberst und schlug den Soldaten mit der behandschuhten Hand ins Gesicht. «Kennst du den Befehl des Genossen Stalin vom neunzehnten Januar?» Der Soldat wusste von dieser Order über das Verhalten auf deutschem Gebiet. «Hast du den Befehl des Kommandierenden Generals gelesen?» Der Soldat hatte. «Was wollt ihr denn noch mehr?» Der Oberst packte ein Huhn, das an einem der Scheinwerfer hing, und schlug es dem Soldaten ins Gesicht. «Ich will dich lehren, wie man die Befehle des Genossen Stalin befolgt!» brüllte er, schwankte zu seinem Jeep zurück und liess sich neben eine riesige Korbflasche plumpsen.

In Bunzlau fand Koriakow auf einem kleinen Platz das Denkmal des russischen Generals Kutusow, der hier im Kampf gegen Napoleon gefallen war. Auf dem Marmorsockel stand die deutsche Inschrift:

Bis hierher führte Fürst Kutusow von Smolensk die siegreichen Fortschritte der russischen Heerschaaren, als der Tod seinem ruhmvollen Leben ein Ziel setzte. Er war der Befreier seines Vaterlandes. Er war es, der den Weg bahnte zur Befreiung der Völker. Gesegnet sei das Andenken des Helden. Ihm widmete dieses einfache Denkmal
Friedrich Wilhelm in.

Wie hatten die Russen sich verändert! dachte Koriakow. Ein Mädchen rannte schreiend auf den Platz, das Kleid zerrissen und die Strümpfe heruntergerutscht. Das Mädchen sah Koriakow flehend an; zwei Soldaten – mit den schwarzen Sturzhelmen der Panzersoldaten – waren hinter ihr her. Sie grinsten den Hauptmann vertraulich an, so, als wollten sie ihn auffordern, bei dem Spass mitzumachen.

«Seid ihr von der Zweiten Armee?» fragte Koriakow. Sie bejahten; er merkte, wie stolz sie darauf waren. Ihr Befehlshaber, Generaloberst Rybalko, fuhr jeden Angriff im vordersten Panzer mit. Die Deutschen hatten seine Tochter verschleppt, und Rybalko hatte geschworen, sie zu rächen. Als seine Armee die deutsche Grenze erreichte, hatte er zu seinen Männern gesagt: «Die langerwartete Stunde, die Stunde der Rache ist gekommen! Wir haben alle persönliche Gründe, uns zu rächen: ich räche meine Tochter, ihr rächt eure Schwestern, wir alle rächen unser Mütterchen Russland und unsere verwüstete Heimat!»

Koriakow wusste um die Spur von Blut, die diese Armee, wohin sie auch kam,

hinter sich liess. Er fragte die Panzersoldaten, was sie mit dem Mädchen vorhätten. Sie solle in der Kompanieküche arbeiten, erwiderte der eine. «Sie arbeitet nicht für euch», sagte der Hauptmann.

Ein betrunkenere Unteroffizier packte das Mädchen beim Arm. «Wir haben unsere eigenen Offiziere. Die warten schon auf sie.» Koriakow liess sich nicht einschüchtern, und schliesslich gab der Unteroffizier das Mädchen widerstrebend frei. Als er wegging, murmelte er: «Diese Stabsratten!»

Koriakow dachte an ein Gespräch, das er ein paar Tage zuvor mit einem polnischen Schmied geführt hatte. «Warum muss immer Krieg sein in dieser Welt, Hauptmann?» hatte der Pole gefragt. «Das geht schon sechs Jahre. Er kam aus Deutschland, genau hier durch. Dann ging er durch Russland, durch das Herz Russlands bis zur Wolga. Dann kam er zurück und wieder hier durch. Jetzt zieht er durch das Herz Deutschlands, nach Berlin und Dresden. Warum? Die eine Hälfte Russlands ist kahlrasiert; jetzt steht Deutschland in Flammen und wird brennen, bis nichts mehr übrig ist.»

Koriakow fand, dass die Antwort sehr einfach war: Die Deutschen hatten Russland verwüstet, hatten Millionen von Frauen, Kindern und Greisen mit unglaublicher Grausamkeit ermordet. Angefeuert von Ilja Ehrenburg – «Zwei Augen für ein Auge», «Ein Meer von Blut für einen Tropfen Blut» –, zahlten es die Russen den Deutschen jetzt heim.

Selbst Stalin waren die Brutalitäten, die seine Armeen verübten, zuviel geworden.

«Die Hitlers kommen und gehen», hatte er gesagt, «aber das deutsche Volk wird es immer geben.» Und am 9. Februar hatte es in einem Leitartikel des *Roten Stern* geheissen:

„Auge um Auge, Zahn um Zahn ist ein alter Spruch. Aber man muss ihn nicht wörtlich nehmen. Wenn die Deutschen plünderten und unsere Frauen schändeten, heisst dies nicht, dass wir dasselbe tun müssen. Das war niemals so und wird niemals so sein. Unsere Soldaten werden nicht zulassen, dass so etwas geschieht – nicht aus Mitleid mit dem Feind, sondern aus dem Gefühl für ihre persönliche Würde ... Sie wissen, dass jeder Bruch der militärischen Disziplin nur die siegreiche Rote Armee schwächt...“

Diese Mahnung hatte nicht nur moralische, sondern auch praktische Gründe.

... Unsere Rache ist nicht blind. Unser Zorn ist nicht unvernünftig. In einem Anfall blinder Wut ist man fähig, eine Fabrik im eroberten Feindgebiet zu zerstören – eine Fabrik, die für uns wertvoll sein kann. Eine solche Haltung spielt nur dem Feind in die Hände.

Fünf Tage später kam Kritik an Ehrenburgs Propaganda aus einer noch prominenteren Quelle: G. F. Alexandrow, der führende Ideologe des Zentralkomitees, veröffentlichte in der *Prawda* einen Artikel mit der Überschrift: «Genosse Ehrenburg vereinfacht zu sehr.» In diesem Artikel hiess es, es sei unmarxistisch und unklug, alle Deutschen für Nazis zu halten und als Unmenschen zu behandeln. Es gäbe auch gute Deutsche, schrieb Alexandrow, und nach dem Krieg müssten die Sowjets mit ihnen Zusammenarbeiten.

Bei den Fronttruppen blieb dieser Appell freilich ohne praktische Wirkung. Et-

liche Tage nach seiner Veröffentlichung schlug Koriakows Freund Stoliarow, ein im Grunde liebenswerter, gutmütiger Mann, vor, ein grosses Lagerhaus niederzubrennen.

«Bist du verrückt?» sagte Koriakow. «Wozu?»

«Was heisst hier wozu?» Stoliarows Gesicht war verzerrt. «Aus Rache! Sie haben alles niedergebrannt, und jetzt werden wir bei ihnen alles verbrennen!»

3 Vier Tage nach dem dreifachen Angriff auf Dresden schwelten die Ruinen der Stadt noch immer. Zu Tausenden waren die Rettungsmannschaften am Werk; auch viele britische Kriegsgefangene waren dabei. Und immer wieder wurden Überlebende aus den Kellern geholt.

Der 15jährige Joachim Barth wanderte durch die Stadt – im Grunde nur aus Neugier. Er trug einen Mädchenmantel, die Füsse steckten in Holzschuhen. Er sah, wie man mit Flammenwerfern auf dem Altmarkt einen riesigen Leichenberg verbrannte. Er sah, wie ein Mann und eine Frau, die man ertappt hatte, als sie den Toten Armbänder, Ringe und Uhren abnahmen, an eine Mauer gestellt und erschossen wurden.

Vor dem Bahnhof in der Altstadt half der junge Bodo Baumann, Leichen aufzuschichten; mehr als hundert Meter lang, drei Meter hoch und zehn Meter breit war dieser Stapel. Ein Teil der Toten wurde mit Kalk bestreut und zum Verbrennen zu den Brühler Terrassen gebracht. Andere legte man in grosse Gräben oder türmte sie in Nebenstrassen zu Bergen; Stroh, Sand oder Trümmer kamen darüber, damit sie nicht gleich ins Auge fielen. Tausende von Leichen wurden auf Schiffe verladen und stromabwärts geschafft.

Nachdem das Bahnhofsviertel einigermaßen geräumt war, wurde Bodo mit seiner Arbeitsgruppe zum Grossen Garten geschickt, wo mehr als 10'000 Tote lagen. Bodo kostete es Überwindung, die Leichen mit blossen Händen anzufassen; was ihm jedoch am meisten zusetzte, war der widerlich süssliche Geruch verbrannten Fleisches, der sich mit Rauch und Verwesungsgestank mischte.

Am Vormittag des 18. Februar war Hans Köhler mit seinem Vater in die Stadt zurückgekehrt. An der Brücke zur Altstadt hatte ein Mann die beiden angesprochen: «Bleiben Sie lieber hier. Die stecken jeden zum Volkssturm.»

«Es ist Zeit, dass du nach Westen gehst. Sieh zu, dass du die amerikanischen Linien erreichst», sagte Vater Köhler zu seinem Sohn. «Dort wartest du, bis alles vorbei ist.»

Sie umarmten sich. Dann marschierte der Junge, wie er war, im kalten Sprühregen nach Westen.

Goebbels tat das Seine, um in der Schweiz, in Schweden und anderen neutralen Ländern die Flammen der Entrüstung über die Vernichtung Dresdens weiter anzufachen. Aber er wollte noch mehr. In einer Besprechung mit seinen Abteilungsleitern am 18. Februar erklärte er, dass die Genfer Konvention jegliche Bedeutung verloren habe, wenn feindliche Flieger binnen zweier Stunden 100'000 Nichtkombattanten töten könnten. Die Konvention hindere Deutschland daran, Vergeltungsmassnahmen gegen feindliche Terrorflieger zu ergreifen; aber wenn man

sich nicht mehr an die Konvention gebunden fühle, argumentierte er, seien Ereignisse wie Dresden sehr leicht dadurch zu verhindern, dass man alle gefangenen britischen und amerikanischen Flieger wegen «Ermordung von Zivilisten» hinrichte.*

Nicht nur Rudolf Semmler, sondern auch andere Konferenzteilnehmer erhoben nachdrücklich Einspruch, und als das Thema beim Mittagessen wieder zur Sprache kam, wies Semmler auf die enormen Risiken hin, die man selbst dabei eingehe. Die eigenen in Gefangenschaft geratenen Flieger könnten Vergeltungsmassnahmen ausgesetzt sein. Aber Goebbels wischte diesen Einwand vom Tisch; er beauftragte seinen Pressereferenten, genau festzustellen, wie viele feindliche Flieger sich in deutscher Hand und wie viele deutsche Flieger sich in der Hand der Alliierten befänden. Als Semmler noch einmal widersprechen wollte, trat Goebbels' Adjutant ihm unter dem Tisch auf den Fuss, und so hielt er den Mund.

Am gleichen Abend trug Goebbels seinen Plan dem Führer vor. Im Prinzip war

* Die Frage nach der moralischen Berechtigung des Angriffs auf Dresden wurde nicht nur von den Deutschen und Neutralen, sondern auch bei den Alliierten selbst gestellt.

Drei Tage nach dem Angriff hatte C. M. Grierson, Air Commodore der RAF, Reportern auf einer Pressekonferenz von SHAEF (Supreme Headquarters of Allied Expeditionary Forces) in Paris mitgeteilt, dass die Luftstreitkräfte beabsichtigten, grosse Bevölkerungszentren zu bombardieren, um den Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft herbeizuführen.

Vor den Journalisten erwähnte Grierson die deutschen Vorwürfe, die Alliierten führten «Terrorangriffe» durch. Am nächsten Morgen wurde die Meldung des Associated-Press-Korrespondenten, in der dieses Wort gross herausgestellt war, überall in den Vereinigten Staaten verbreitet:

Die alliierten Luftwaffenchefs haben die langerwartete Entscheidung getroffen, Terrorangriffe auf deutsche Bevölkerungszentren durchzuführen, und zwar als rücksichtsloses Mittel, um Hitlers Untergang zu beschleunigen.

Dieser Bericht löste in Grossbritannien eine Kontroverse aus, die ihren Höhepunkt zwei Wochen später erreichte, als Richard Stokes im Unterhaus die Bombardierung grosser Städte verurteilte. Er zitierte einen Bericht des *Manchester Guardian*:

Was geschah am Abend des 13. Februar? In Dresden befand sich eine Million Menschen, darunter 600'000 Ausgebombte und Flüchtlinge aus dem Osten. Bei den tobenden Bränden, die sich unaufhaltsam in den engen Strassen ausbreiteten, kamen viele durch Sauerstoffmangel ums Leben.

Sarkastisch stellt Stokes dann fest, dass die Russen offenbar Städte eroberten, ohne sie restlos zu zerstören. «Wofür ist das gut, dass man die Städte zertrümmert und zu Seuchenherden macht?» fragte er. «Wird es überhaupt möglich sein, Krankheiten, Schmutz und Not, die daraus entstehen, noch einzudämmen? Als ich den Minister (Luftwaffenminister Sir Archibald Sinclair) von dem ‚Crescendo der Zerstörung‘ reden hörte, dachte ich: ‚Welch grossartiges Wort aus dem Munde eines britischen Ministers in diesem Stadium des Krieges!‘» Stokes machte auf die AP-Meldung aufmerksam, die auf Griersons Äusserungen beruhte, und wollte wissen, ob «Terrorbombardierungen» von nun an zur Regierungspolitik gehören sollten.

Diese Rede hinterliess im Westen einen so tiefen Eindruck, dass Churchill sich genötigt sah, General Hastings Ismay und Sir Charles Portal eine Denkschrift zuzuleiten:

Meiner Ansicht nach ist der Augenblick gekommen, die Frage der Bombardierungen deutscher Städte lediglich zur Steigerung des Terrors, wenn auch unter einem anderen Vorwand, zu überprüfen. Andernfalls werden wir ein völlig ruiniertes Land besetzen. Beispielsweise werden wir nicht in der Lage sein, für eigene Zwecke Unterkünfte zu be-

Hitler einverstanden, aber er wollte sich noch nicht endgültig entscheiden. Glücklicherweise gelang es Ribbentrop und anderen, ihn von Goebbels' Idee abzubringen.

4 Andere Deutsche dachten weniger an Rache als an Frieden, und am 18. Februar las man in den Zeitungen von vier europäischen Ländern über Friedensverhandlungen. Die aus Portugal und Spanien stammenden Berichte waren falsch. Die Meldungen aus Schweden und der Schweiz gingen auf die Tatsache zurück, dass Hitler bei jener Besprechung mit SS-Obergruppenführer Wolff und Reichsaussenminister von Ribbentrop in Berlin durch sein Schweigen den Eindruck erweckt hatte, als sei er damit einverstanden, dass die beiden mit dem Westen Friedensverhandlungen aufnahmen.

Es war keineswegs aussergewöhnlich, dass SS und Aussenministerium versuchten, gleichzeitig, aber unabhängig voneinander dasselbe Problem zu lösen. Seit den Anfängen in München hatte Hitler seine Anhänger immer wieder gegeneinander ausgespielt, um sie zu noch grösseren Anstrengungen und noch grösserer Loyalität zu bringen. Himmler und Ribbentrop waren schon seit Jahren Rivalen; sie hatten auch eine physische Eigenart gemeinsam: Nach einem einzigen Tadelswort des Führers litten beide an Magenbeschwerden. Jetzt waren sie Rivalen als Friedensbringer, und ihr Verhältnis war so gespannt, dass zwischen ihren beiden Ämtern beinahe Kriegszustand herrschte.

Mit diesen Verhandlungen in engem Zusammenhang standen auf beiden Seiten Pläne, die Insassen der Konzentrationslager zu retten. Besonders bei Himmler war das Motiv durchaus nicht Menschenfreundlichkeit. Er dachte an Erpressung: das Leben von Millionen Menschen konnte bei einem Verhandlungsfrieden ein wichtiges Faustpfand darstellen. Himmlers Pläne wurden von zwei Männern unterstützt. Der eine war Dr. Felix Kersten, sein Masseur, 1898 in Estland geboren. Kersten besass kein abgeschlossenes medizinisches Studium. Er war sanft und

schaffen, weil Vorkehrungen für die Unterbringung der Deutschen selbst getroffen werden müssen. Die Zerstörung Dresdens hat ernste Fragen hinsichtlich des Konzepts der alliierten Bombenangriffe aufgeworfen. Ich bin der Meinung, dass die militärische Zielplanung von nun an gründlicher erfolgen muss – mehr in unserem eigenen als im Interesse des Feindes.

Der Aussenminister hat mit mir über dieses Thema gesprochen, und ich halte eine genauere Konzentration auf militärische Ziele wie Erdöl und Munition hinter dem unmittelbaren Kampfgebiet für notwendiger als blosse Terrorangriffe und Zerstörungen, mögen sie auch noch so eindrucksvoll sein.

Offenbar hatte der Premierminister vergessen, dass er es gewesen war, der mit seinem sarkastischen Brief an Sinclair den Angriff auf Dresden ausgelöst hatte. Nachdem Portal die Denkschrift gelesen hatte, stellte er dem Premierminister gegenüber fest, dass man dem Bomber Command jetzt keine Vorwürfe machen dürfe, nur weil es getreulich die Befehle der Regierung ausgeführt habe. Churchill zog die Notiz zurück und verfasste eine neue. Er ersetzte das Wort «Terror»-Bombardierung durch «Flächenbombardierung» und erwähnte auch Dresden nicht mehr. Er schrieb: «Wir müssen darauf achten, dass unsere Angriffe uns nicht auf lange Sicht mehr schaden als den unmittelbaren Kriegen ans trengungen des Gegners.»

von Wuchs klein und dick, und seine Bewegungen wirkten unbeholfen; aber auf seinem Gebiet besass er solche Fähigkeiten, dass die Reichen und die Berühmten Europas zu ihm pilgerten. Kurz vor dem Krieg hatte Himmler an starken Magenschmerzen gelitten, die wohl zum grossen Teil psychologische Gründe gehabt hatten. Kersten hatte Himmler behandelt, und zwar mit derartigem Erfolg, dass der Reichsführer-SS völlig von ihm abhängig geworden war. Verschiedentlich hatte Kersten seinen Einfluss dazu benutzt, KZ-Häftlinge vor dem Tode zu retten. Mit jeder seiner Massagen, hatte Himmler einmal gesagt, nehme ihm Dr. Kersten ein Leben weg.

Der zweite Mann war Himmlers Spionagechef, SS-Brigadeführer Walter Schellenberg. Er war mit allem einverstanden, was Kersten tat. Offiziell dem SS-Obergruppenführer Dr. Ernst Kaltenbrunner, Chef des Reichssicherheitshauptamts und Himmlers zweiter Mann, unterstellt, hatte er stets klug taktiert und so direkten Zugang zu Himmler gefunden. Schellenberg, ein kleiner, gutaussehender Mann Mitte der Dreissig, früher ebenfalls Jesuitenzögling, war seit langem überzeugt, dass Hitler das Reich in die totale Katastrophe führe, und er war es gewesen, der Himmler immer wieder gedrängt hatte, jede Möglichkeit eines Friedensabschlusses zu erkunden. Und er hatte Himmler schon beinahe davon überzeugt, dass Humanität gegenüber allen Gefangenen – sowohl den Kriegsgefangenen wie auch den Insassen der Konzentrationslager – der Welt zeigen würde, dass er, Himmler, kein Ungeheuer sei.

Das Problem war nicht einfach zu lösen, denn alle Verhandlungen mussten ohne Wissen Hitlers geführt werden; hinzu kam, dass Kaltenbrunner, ein überzeugter Nazi, Schellenberg nicht mochte und ihm misstraute und dass er Himmler immer wieder warnte, sich allzu tief in Pläne zu verstricken, die Hitlers Missfallen – wenn nicht noch mehr – erregen könnten. Unterstrichen wurden diese Warnungen durch Kaltenbrunners furchteinflössende Erscheinung. Er war von imponierender Grösse – zwei Meter –, hatte eine breite, zurückweichende Stirn, kleine braune Augen mit stechendem Blick, ein starkes, brutales Kinn, einen Schmiss quer über eine seiner fahlen Wangen, breite Schultern und lang herunterhängende Arme. Er war 1903 in der Nähe von Hitlers Heimatstadt geboren. Seine Vorfahren waren Handwerker gewesen, aber sein Vater hatte mit der Tradition gebrochen und war Rechtsanwalt geworden, und sein Sohn war diesem Beispiel gefolgt. Mit 29 Jahren war er in die österreichische Nazipartei eingetreten. Sein Amt verdankte er seinem Fleiss und seiner Ausdauer; und juristisch geschulter Verstand und eine gewisse Mittelmässigkeit halfen ihm, es auszufüllen.

Sein Chef, Himmler, hatte sich der Vernichtung der Juden anfänglich widersetzt, und Kersten gegenüber hatte er einmal zugegeben, dass die Ausrottung von Menschen «ungermanisch» sei. Gewalttaten waren dem Reichsführer-SS zuwider – obwohl er seinen eigenen Neffen wegen homosexueller Betätigung hatte erschiessen lassen –, und als er zum erstenmal bei einer Hinrichtung zugegen war, hatte er sich übergeben müssen. Nur sein fast mystischer Glaube, dass alles, was Hitler tat, richtig sei, und seine tiefe Furcht vor dem Führer hatten ihn dazu gebracht, der Exekution bis zum Ende beizuwohnen. Für eine Rede vor Offizieren der Wehrmacht hatte er sich einmal in seiner dünnen Handschrift notiert: «Exekution

aller potentiellen Widerstandsführer. Sehr hart, aber notwendig ... Wir müssen hart bleiben, unsere Verpflichtung gegenüber Gott.»

Dieser manchmal lächerlich wirkende, stets gequälte, von Natur aus empfindsame Mann hatte schliesslich die Gewalt zum Inhalt seines Lebens gemacht und war zum grössten Henker der Welt geworden. 1943 hatte er vor einer Gruppe hoher SS-Führer gesagt:

«Unter uns soll es einmal ganz offen ausgesprochen sein, und trotzdem werden wir in der Öffentlichkeit nie darüber reden ... Ich meine jetzt die Judenevakuierung, die Ausrottung des jüdischen Volkes ... Von euch werden die meisten wissen, was es heisst, wenn hundert Leichen beisammen liegen, wenn fünfhundert daliegen oder wenn tausend daliegen. Dies durchgehalten zu haben und dabei – abgesehen von Ausnahmen menschlicher Schwächen – anständig geblieben zu sein, das hat uns hart gemacht. Dies ist ein niemals geschriebenes und niemals zu schreibendes Ruhmesblatt unserer Geschichte ...»

Und ein Jahr später hatte er in Posen vor hohen Beamten offen über die Schwierigkeiten bei der Ausrottung der Juden gesprochen.

«Wir waren zu der harten Entscheidung gezwungen, dass dieses Volk vom Antlitz der Erde zu verschwinden hat. Dieses Vorhaben zu organisieren, war unsere bisher schwierigste Aufgabe. Aber wir haben sie gelöst und durchgeführt, ohne – ich hoffe, meine Herren, dies sagen zu können –, ohne dass unsere Führer und deren Männer Schaden an Seele und Geist genommen haben. Die Gefahr war beträchtlich, denn es gab nur einen schmalen Pfad zwischen der Scylla und der Charybdis, entweder zu herzlosen Rohlingen zu werden, unfähig, das menschliche Leben zu erhalten, oder weich zu werden und einen Nervenzusammenbruch zu erleiden ... Mehr möchte ich im Augenblick über die Judenfrage nicht sagen. Sie alle wissen jetzt Bescheid, und das beste wird es sein, wenn Sie es für sich behalten. Vielleicht werden wir zu einem späteren, zu einem erheblich späteren Zeitpunkt überlegen, ob wir dem deutschen Volk etwas mehr über das alles sagen sollen. Ich glaube jedoch, wir sollten es lieber nicht! Wir hier haben die Verantwortung auf unsere Schultern genommen, und zwar die Verantwortung sowohl für die Ausführung als auch für eine Idee, und deswegen halte ich es für besser, wenn wir dieses Geheimnis mit uns ins Grab nehmen.»

Trotz solcher Worte quälten Himmler die ungeheuerlichen Verbrechen, die zu begehen er gezwungen war. «Es ist der Fluch des Grossen, dass er über Leichen schreiten muss, um neues Leben zu schaffen», sagte er einmal zu Kersten. «Wir müssen aber neues Leben schaffen, der Raum muss keimfrei sein, sonst kann es nicht gedeihen. Ich werde schwer daran zu tragen haben.»

Je schwerer die Bürde der Verantwortung für die Massenmorde wurde, um so schlimmer quälten Himmler seine Magenkrämpfe. So geriet er immer mehr unter den Einfluss des einzigen Menschen, der ihm Erleichterung verschaffen konnte – Kersten. Und jetzt nützte Kersten, von Schellenberg unterstützt, seine Macht dazu, Himmler zu überreden, die noch nicht ermordeten Juden zu retten. So wurde Himmler, der geborene Gefolgsman, gezwungen, selbständig zu handeln; der gläubige und getreue Jünger wurde in Versuchung geführt, seinen Führer zu hintergehen, und ausgerechnet der Mann, der von Natur aus feige war, sollte

plötzlich heroisch handeln. Immer wieder grübelte er über die Folgen, die ein derartiges Handeln haben konnte, und war hin und her gerissen zwischen dem charmanten Schellenberg und dem unheimlichen Kaltenbrunner; und beinahe ununterbrochen befand er sich dabei in einem Zustand angstvoller Unentschlossenheit.

Schliesslich hatte Schellenberg die Oberhand gewonnen und Himmler überredet, sich heimlich mit Jean-Marie Musy, dem ehemaligen Bundespräsidenten der Schweiz, zu treffen. Himmler hatte sich bereit erklärt, alle vierzehn Tage 1200 jüdische Häftlinge in die Schweiz abzuschicken. Musy hatte seinerseits versprochen, für jeden ausgelieferten Juden ein Lösegeld in Schweizer Franken zu bezahlen und ausserdem zu versuchen, Öl auf die Wogen der deutschfeindlichen Gefühle in der übrigen Welt zu giessen.

Zum gleichen Zeitpunkt nahm Dr. Peter Kleist, ein Untergebener Ribbentrops, die ersten Kontakte mit dem Weltjudenkongress auf. Einmal hatte er sich bereits mit Gilee Storch, einem der Repräsentanten des Kongresses, getroffen. Bei dieser Begegnung in einem Stockholmer Hotel hatte Storch vorgeschlagen, über die Freilassung von 4300 Juden aus verschiedenen Konzentrationslagern zu verhandeln.

Das Feilschen um Menschenleben, sagte Kleist, widere ihn an. Selbst ein nur halbwegs zivilisierter Mitteleuropäer könne sich für einen derart schmutzigen Menschenhandel nicht hergeben. Was ihn allein interessiere, sei eine Beendigung des Krieges ohne die totale Zerstörung Deutschlands.

«Das ist kein Geschäft», sagte Storch. «Es handelt sich einfach um ein Abkommen zur Rettung von Menschenleben.»

Kleist erwiderte, er wolle mit einem solchen Abkommen nichts zu tun haben, weil es ihm widerlich und schmutzig vorkomme. Ausserdem könne man nicht das ganze Judenproblem durch solche individuellen Abmachungen lösen. Das, sagte er, sei nur auf politischer Ebene möglich. In seinem Kampf gegen das antisemitische Dritte Reich werde Roosevelt von einflussreichen jüdischen Geschäftsleuten wie Morgenthau aufgehetzt, und dieser Umstand und das Beharren auf bedingungsloser Kapitulation steigere den Antisemitismus in Deutschland nur noch. Die Folge werde sein, dass alle Juden zusammen mit Europa untergehen würden und dass der Kontinent den Bolschewisten in die Hände falle. Wenn man die Erhaltung des Judentums gegen die Erhaltung Europas eintauschen könne, sagte Kleist, dann wäre das ein «Geschäft», für das er sein eigenes Leben riskieren würde.

«Sie müssen mit Ivar Olsen sprechen», unterbach Storch. «Olsen ist Diplomat an der amerikanischen Botschaft in Stockholm, er berät Präsident Roosevelt in allen Fragen des Flüchtlingsausschusses für das nördliche und westliche Europa. Er hat unmittelbaren Kontakt zum Präsidenten.»

Wenige Tage später berichtete Storch, sichtlich aufgeregt, Kleist, Olsen habe ihm erklärt, dass Präsident Roosevelt bereit sei, für das Leben der 1,5 Millionen Juden in deutschen Konzentrationslagern zu zahlen, und zwar in politischer Münze. Das war genau das, was Kleist gewollt hatte: eine Beendigung des Krieges durch politische Mittel. Er sprach mit Graf Folke Bemadotte, dem Vizepräsidenten des

schwedischen Roten Kreuzes. Aber der Graf machte ein ungläubiges Gesicht. Kleist erörterte die Angelegenheit daraufhin mit Dr. Werner Best, dem Reichsbevollmächtigten für Dänemark, der, wie Kleist selbst, der Allgemeinen SS angehörte. Im Gegensatz zu Bernadotte schien Best stark beeindruckt. Er empfahl Kleist, dieses heikle Thema nicht mit Ribbentrop, seinem eigenen Chef, sondern mit Himmlers Assistenten Kaltenbrunner zu besprechen.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin ging Kleist sofort zu Kaltenbrunner und berichtete, dass Storch als Preis für das Leben von 1,5 Millionen Juden «eine politische Lösung» zugesagt habe.

Kaltenbrunner wusste, welche Position Storch im Weltjudenkongress einnahm. Er begann im Zimmer auf und ab zu marschieren. Plötzlich blieb er stehen. Kleist wisse hoffentlich, sagte er in seinem österreichischen Dialekt, in was er da seine Nase gesteckt habe. Er, Kaltenbrunner, müsse sofort dem Reichsführer Meldung machen. Was der über die Angelegenheit – und über Kleist – sagen werde, wisse er nicht. Kleist wurde, damit er nicht inzwischen mit Ribbentrop sprechen konnte, unter Hausarrest gestellt; er durfte sein Grundstück nicht verlassen.

Nach ein paar Tagen liess Kaltenbrunner Kleist zu sich kommen, schüttelte ihm kräftig die Hand und sagte, der Reichsführer sei bereit, diese schwedische Möglichkeit aufzugreifen. Dann fügte er, für Kleist völlig überraschend, hinzu: «In unserer Hand sind nicht eineinhalb Millionen, sondern zweieinhalb Millionen Juden.» Und es gab noch eine zweite Überraschung: Kleist selbst solle nach Stockholm fahren, um die Verhandlungen aufzunehmen, und als Zeichen guten Willens würden mehr als 2'000 Juden nach Schweden entlassen werden.

Kaum war Kleist zu Hause, wurde er wieder ins Reichssicherheitshauptamt gerufen; aber dieses Mal schaute Kaltenbrunner finster drein. «Für Sie ist die Sache mit den Juden erledigt. Fragen Sie nicht warum. Sie haben mit dieser Sache nie etwas zu tun gehabt, und Sie werden auch in Zukunft nichts damit zu tun haben. Es geht Sie nichts mehr an. Das wär's.» Kaltenbrunner machte sich nicht die Mühe zu erklären, wie es zu diesem Umschwung gekommen war: Schellenberg hatte Himmler empfohlen, Dr. Kersten als Unterhändler zu schicken. Warum sollte man sich dieses Verdienst mit Ribbentrop teilen? Es wurde beschlossen, Dr. Kersten solle zunächst mit Christian Günther, dem schwedischen Aussenminister, über die Freilassung der skandinavischen KZ-Häftlinge verhandeln. Wenn diese erste Phase glatt verlief, konnten die direkten Gespräche mit Storch beginnen. Die Aussprachen mit Günther verliefen reibungslos; man kam überein, Graf Bernadotte solle in Berlin die Abmachungen mit Himmler persönlich treffen. Ribbentrop erfuhr von alledem erst, als sich der schwedische Botschafter in Berlin in aller Unschuld offiziell an Himmler wandte und darum ersuchte, dass der Reichsführer-SS Bernadotte zu einem Gespräch empfangen werde. Da es eine offizielle Anfrage war, lief sie natürlich über Ribbentrops Ministerium. Und so erfuhr Ribbentrop, dass sein Rivale hinter seinem Rücken bereits Verhandlungen in Schweden führte.

Himmler fürchtete, der Reichsaussenminister werde mit dieser Neuigkeit sofort zu Hitler laufen. Von panischer Angst gepackt, rief er Kaltenbrunner an und bat ihn, Hitler unterderhand über den Besuch Bernadottes in Berlin zu informie-

ren und genau darauf zu achten, wie der Führer darauf reagiere. Um sich noch weiter abzusichern, telefonierte der Reichsführer auch mit SS-Gruppenführer Fegelein, dem Schwager Eva Brauns, und bat ihn, den Führer in derselben Angelegenheit «auszuhorchen».

Am folgenden Tag, dem 17. Februar, rief Fegelein bei Himmler zurück. Der Führer habe lediglich erklärt: «In einem totalen Krieg kann man mit einem solchen Blödsinn nichts erreichen.»

Himmler war durcheinander. Er hatte Angst, die Angelegenheit weiterzutreiben, obwohl er erkannte, dass hier möglicherweise die einzige Chance lag, der Welt zu zeigen, dass er ein Menschenfreund war. Aber die Angst behielt die Oberhand. Er beschloss, sich gegenüber Bernadotte auf nichts einzulassen. Als Schellenberg anrief und Himmler mitteilte, dass Bernadotte eben aus Schweden eingetroffen sei, erwiderte der Reichsführer, er sei so mit der Gegenoffensive der Heeresgruppe Weichsel beschäftigt, dass er niemanden empfangen könne. Aber Schellenberg gab nicht nach; noch einmal wies er daraufhin, welche grossen persönlichen Vorteile Himmler aus dieser Begegnung erwachsen könnten. Himmler hatte schon früher Schellenbergs Überredungskünsten kaum widerstehen können, und so war es auch diesmal. Er erklärte sich bereit, den Grafen zu empfangen, bestand jedoch auf einer Vorsichtsmassnahme: Irgendwie solle Schellenberg den Reichsausserminister überreden, Bernadotte zuerst zu empfangen; in diesem Fall könne Ribbentrop den Besuch Bernadottes nicht als Waffe gegen ihn, Himmler, verwenden.

Schellenberg liess durchsickern, die Aussichten der Verhandlungen zwischen Bernadotte und Himmler seien so glänzend, dass dem Reichsführer eventuell das gelänge, was kein anderer bisher erreicht hatte: Deutschland vor der Zerstörung zu bewahren. Der Trick hatte Erfolg. Am darauffolgenden Vormittag – es war der 18. Februar – rief Ribbentrop Dr. Kleist zu sich. «Graf Bernadotte ist in der Stadt, um sich mit Himmler zu treffen», sagte er vorwurfsvoll. Er wünsche den Grafen baldmöglichst zu sprechen.

Kleist begab sich eilends zur schwedischen Botschaft, und zufällig begegnete er dort Bernadotte. Der Graf versprach, auch Ribbentrop zu besuchen. Aber vorher hatte er noch eine Verabredung mit Kaltenbrunner und Schellenberg. Das hatte Himmler arrangiert, der abwarten wollte, was Ribbentrop unternehmen würde, ehe er sich selbst festlegte.

Bernadotte wurde zu Kaltenbrunners luxuriösem Haus am Rande Berlins gebracht. Der Graf – ein Neffe König Gustavs v. – war ein Mann von Eleganz und Schlichtheit, von Kultur und natürlicher Einfalt. Er trug seine eigenwillige Rotkreuz-Uniform, als wäre er damit auf die Welt gekommen. (Seine Lieblingsfotografie zeigte den Grafen, wie er in der Uniform eines Pfadfinders, mit kurzen Hosen, erschöpft an einem Baumstamm lehnt. Manche seiner Freunde glaubten, dass Estelle, seine amerikanische Frau, ihm beigebracht hatte, sich selbst nicht allzu ernst zu nehmen.)

Für den Auftrag, den er jetzt zu erfüllen hatte, war er zweifellos besonders geeignet. Er war alles andere als ein Intellektueller, aber er verfügte über eine besonders wertvolle Gabe: einen sehr ausgeprägten gesunden Menschenverstand. Bei

Verhandlungen gab er nie auf. Er konnte Stunden am Tisch sitzen, ohne seine gute Laune zu verlieren. Wurde die Atmosphäre gespannt, fing er an, Geschichten zu erzählen. Aber das wichtigste waren doch wohl seine schlichte Hilfsbereitschaft und seine feste Überzeugung, dass fast jeder Mensch im Kern gut sei und dass man ihn dazu bringen könne, das Rechte zu tun.

Mit kühler Höflichkeit bot Kaltenbrunner seinem Gast Chesterfield-Zigaretten und Dubonnet an. Zweifellos Beutegut aus Frankreich, dachte der Graf und bediente sich. Kaltenbrunner fixierte Bemadotte mit den kalten Augen eines Inquisitors; dann fragte er, warum der Graf den Reichsführer sprechen wolle. Eine Begegnung sei zu einem so kritischen Zeitpunkt äusserst schwer zu arrangieren. Ob er die Wünsche des Grafen nicht weiterleiten könne? Er zündete sich eine neue Zigarette an; pro Tag rauchte er bis zu vier Päckchen. Seine verhältnismässig kleinen, kurzen und vom Nikotin gebräunten Finger erinnerten den gepflegten Schellenberg an die Hände eines Gorillas.

«Handeln Sie in amtlichem Auftrag?» fragte Kaltenbrunner.

Bemadotte wollte mit Himmler direkt sprechen und beschloss, Kaltenbrunner so wenig wie möglich zu verraten.

«Nein, aber ich kann Ihnen versichern, dass nicht nur die schwedische Regierung, sondern das ganze schwedische Volk der Meinung ist, die ich eben andeutete.»

Kaltenbrunner sagte, er bedaure die Lage genauso wie Himmler, der sehr an guten Beziehungen zwischen ihren beiden Ländern interessiert sei. Aber strenge Massnahmen, etwa die Aushebung von Geiseln, seien notwendig, um Sabotageakte zu verhindern.

Hier schaltete sich Schellenberg ein: «Es wäre für Deutschland ein grosses Unglück, wenn Schweden auf gegnerischer Seite in den Krieg gezogen würde.» Auf Bemadotte machte die weltmännische Art des Spionagechefs Eindruck, er fand, Schellenberg sehe eher wie ein englischer Gelehrter als wie ein Deutscher aus. Schellenberg wiederum imponierte der Graf. Das war ein Mann, der zur besten internationalen Gesellschaft gehörte, und seine Motive waren über jeden Zweifel erhaben. Über diesen Kontaktmann konnte Schweden, das ein besonders starkes Interesse an der Befriedung Nordeuropas hatte, vielleicht dazu gebracht werden, einen Verhandlungsfrieden mit dem Westen zu vermitteln. Hier bot sich eine unerhörte Chance.

Kaltenbrunner fragte Bemadotte, ob er irgendwelche konkreten Vorschläge zu machen habe. Der Graf regte an, dem schwedischen Roten Kreuz zu erlauben, in den Konzentrationslagern zu arbeiten; er war überrascht, als Kaltenbrunner nicht nur zustimmend nickte, sondern versicherte, auch er sei der Ansicht, dass Bemadotte persönlich mit dem Reichsführer sprechen solle. Eine Stunde später konferierte der Graf bereits im Reichsaussenministerium mit Ribbentrop. Besser gesagt, er hörte dem Aussenminister zu, denn der fing, kaum hatte man sich am wärmenden Kaminfeuer niedergelassen, an, eine Rede zu halten. Bemadotte war neugierig, wie lange sie dauern würde, und drückte heimlich auf seine Stoppuhr. Ribbentrop referierte zunächst über die Unterschiede zwischen Nationalsozialismus und Bolschewismus; dann prophezeite er, dass, sollte Deutschland den Krieg verlieren, sowjetische Bomber spätestens sechs Monate später über Stockholm er-

scheinen würden. Die Roten würden die ganze königliche Familie, den Grafen inbegriffen, an die Wand stellen. Ribbentrop wechselte von Thema zu Thema, und wie er eine NS-Platitüde nach der anderen losliess, erinnerte er den Grafen an eine ziemlich abgespielte Schallplatte. Ribbentrop versicherte, der lebende Mensch, der am meisten für die Humanität getan habe, sei «Adolf Hitler, fraglos Adolf Hitler». Dann verstummte er, und Bernadottes Stoppuhr zeigte 67 Minuten an.

Am nächsten Tag, dem 19. Februar, fuhr Schellenberg mit dem Grafen zum Sanatorium Dr. Gebhardt. Wegen der ständigen Luftangriffe war es eine gefährliche Reise – besonders für den Grafen. Er war Bluter, und die kleinste Verletzung konnte tödlich sein. Schellenberg war von erstaunlicher Offenheit: Kaltenbrunner dürfe man nicht trauen, und Himmler sei ein schwacher Mensch, der sich immer den Argumenten anzuschliessen pflege, die sein letzter Besucher ihm vorgetragen habe.

In Hohenlychen wurde der Graf zunächst mit Dr. Gebhardt bekanntgemacht, der gleich darauf hinwies, dass in seinem Krankenhaus 80 Flüchtlingskinder lägen, die wegen Erfrierungen oder Schussverletzungen hätten amputiert werden müssen.

Das war das Vorspiel, in Szene gesetzt, um Bernadottes Mitgefühl zu mobilisieren. Dann erschien ein kleiner Mann in graugrüner SS-Uniform ohne Orden: Himmler. Dem Grafen fielen die kleinen zarten Hände mit den sorgfältig manikürten Nägeln auf. Der Reichsführer war äusserst liebenswürdig, fand Bernadotte; wenn die Unterhaltung stockte, erzählte er sogar Witze. An Himmlers Erscheinung war nichts Diabolisches; er machte auf seinen Gast fast den Eindruck eines lebhaften und begeisterungsfähigen Menschen, und Bernadotte glaubte zu bemerken, dass er sofort sentimental wurde, wenn der Name des Führers fiel.

Auch andere Skandinavier hatten die Widersprüche in Himmlers Charakter irritiert. Professor Didrik Seip, Rektor der Universität Oslo und tapferer norwegischer Patriot, hatte Bernadotte erst kurz zuvor erzählt, er halte Himmler für «eine Art von Idealisten mit einer besonderen Vorliebe für die skandinavischen Länder».

«Glauben Sie nicht, dass es unsinnig ist, den Krieg fortzusetzen, nachdem Deutschland ihn unmöglich mehr gewinnen kann?» fragte Bernadotte.

«Jeder Deutsche wird wie ein Löwe kämpfen, ehe er die Hoffnung aufgibt», meinte Himmler. Die militärische Lage sei in der Tat ernst, sehr ernst sogar, aber nicht hoffnungslos. «Es besteht keine unmittelbare Gefahr eines russischen Durchbruchs an der Oder-Front.»

Allmählich kamen sie zum Thema. Bernadotte erklärte, was die Schweden in Rage bringe, sei die Aushebung von Geiseln und die Ermordung Unschuldiger. Himmler bestritt, dass es derartiges gegeben habe, und Bernadotte nannte Beispiele. Der Graf sei offensichtlich falsch informiert, entgegnete Himmler heftig. Dann stellte er die Frage, ob der Graf irgendwelche konkreten Vorschläge zu machen habe.

«Wäre es nicht besser, wenn Sie Massnahmen vorschlagen würden, die die Lage verbessern könnten?»

Der Reichsführer zögerte, dann sagte er: «Ich kann keine Vorschläge machen.» Bernadotte empfahl, alle Norweger und Dänen aus den Konzentrationslagern zu entlassen und an Schweden zu übergeben. Dieser bescheidene Wunsch löste bei Himmler eine Flut heftiger und unsinniger Anklagen gegen die Schweden aus; Bernadotte hielt es für möglich, dass dieser Ausbruch mit einem der plötzlichen Angstanfälle Himmlers zu tun hatte. «Wenn ich Ihrem Vorschlag zustimmen würde», sagte der Reichsführer mit krampfhaft zwinkernden Augen, «würden die schwedischen Zeitungen in grossen Schlagzeilen behaupten, dass der Kriegsverbrecher Himmler aus Angst vor Strafe versucht, sich seine Freiheit zu erkaufen.» Aber dann meinte er, eigentlich könne er Bernadottes Bitte erfüllen – wenn Schweden und die Alliierten die Zusicherung gäben, dass die Sabotageakte in Norwegen aufhörten.

«Das ist undenkbar», sagte der Graf und wechselte das Thema. «Das schwedische Rote Kreuz legt grossen Wert darauf, dass Sie ihm erlauben, in den Konzentrationslagern zu arbeiten, und zwar besonders dort, wo Norweger und Dänen festgehalten werden.»

«Das wäre wahrscheinlich sehr nützlich, und ich sehe keinen Grund, diese Erlaubnis nicht zu geben», sagte Himmler.

Mittlerweile hatte der Graf sich daran gewöhnt, dass Himmler seine Ansichten schnell wechselte, und verlangte sofort weitere kleine Konzessionen, die auch prompt gewährt wurden. Der Verlauf des Gesprächs machte ihm Mut. Er fragte, ob mit Deutschen verheiratete schwedische Frauen in ihre Heimat zurückkehren könnten.

«Ich bin nicht dafür, deutsche Kinder nach Schweden zu schicken», erwiderte Himmler mit gefurchter Stirn. «Man wird sie dort dazu erziehen, ihr Land zu hassen, und ihre Spielkameraden werden sie anspucken, weil ihre Väter Deutsche sind.»

Dem hielt der Graf entgegen, dass die Väter wahrscheinlich beruhigt wären, wenn sie ihre Kinder in Sicherheit wüssten.

«Den Vätern wird es zweifellos lieber sein, dass ihre Kinder in einer Hütte aufwachsen, als dass sie als Flüchtlinge in ein Schloss in einem Land kommen, das Deutschland so feindselig gegenübersteht wie Schweden», entgegnete Himmler. Aber er versprach, das Mögliche zu tun. Bernadotte hatte ihm sehr zugesetzt, und so wechselte plötzlich seine Stimmung. «Vielleicht halten Sie es für sentimental oder sogar absurd», sagte er, «aber ich habe Adolf Hitler Treue geschworen, und als Soldat und als Deutscher kann ich von meinem Eid nicht zurück. Also kann ich auch nichts tun, was den Plänen und Wünschen des Führers zuwiderläuft.» Eben noch hatte er Zugeständnisse gemacht, über die Hitler sicherlich wütend geworden wäre. Aber jetzt fing er an, Hitlers Worte über die «bolschewistische Gefahr» nachzuplappern. Wenn die Ostfront zusammenbräche, würde dies das Ende Europas bedeuten.

«Aber Deutschland war während des Krieges eine Zeitlang mit Russland verbündet», warf der Graf ein. «Wie passt das zu dem, was Sie eben sagten?»

«Ich habe mir schon gedacht, dass Sie darauf kommen würden.» Es sei ein Fehler gewesen. Dann begann Himmler, von seiner Jugend in Süddeutschland zu schwär-

men, wo sein Vater Hauslehrer bei einem bayerischen Prinzen gewesen war. Er erzählte über seine Dienstzeit als Feldwebel im Ersten Weltkrieg und von seinem Eintritt in die neugegründete nationalsozialistische Partei. «Das waren ruhmreiche Zeiten!» sagte er. «Wir Mitglieder der Bewegung schwebten in ständiger Lebensgefahr, aber wir hatten keine Angst. Adolf Hitler führte uns und hielt uns zusammen. Es waren die herrlichsten Jahre meines Lebens! Damals konnte ich für das kämpfen, was ich für die Wiedergeburt Deutschlands hielt.»

Bernadotte erkundigte sich höflich nach dem Schicksal der Juden. «Wollen Sie nicht zugeben, dass es auch unter den Juden anständige Leute gibt, genauso wie bei allen Rassen? Ich habe viele jüdische Freunde.»

«Sie haben recht», räumte Himmler ein, «aber Sie in Schweden haben kein Judenproblem, und deshalb können Sie den deutschen Standpunkt nicht begreifen.»

Am Ende der zweieinhalbstündigen Konferenz versprach Himmler, dem Grafen vor dessen Abreise nach Schweden endgültige Antworten auf die Fragen zu geben, über die man gesprochen hatte, und Bernadotte überreichte Himmler, der sich besonders für skandinavische Folklore interessierte, ein Werk aus dem 17. Jahrhundert über skandinavische Volksmusik.

Himmler versicherte, er sei «tief gerührt», und fragte Schellenberg, ob er dem Grafen auch einen guten Fahrer besorgt habe. Schellenberg erwiderte, er habe den besten Mann ausgesucht, den er bekommen konnte. Der Reichsführer lachte: «Gut. Sonst könnte es passieren, dass die schwedischen Zeitungen in grossen Schlagzeilen bekanntgeben: **KRIEGSVERBRECHER HIMMLER ERMORDET GRAF BERNADOTTE.**»

In Berlin informierte Schellenberg Kaltenbrunner über die Besprechung. Der Chef des RSHA war ungnädig. Er beschuldigte Schellenberg, den Reichsführer in unangebrachter Weise zu beeinflussen, und SS-Gruppenführer Heinrich Müller, der Chef der Gestapo, murmelte, es sei immer dasselbe, wenn Leute, die sich für Staatsmänner hielten, Himmler ihre eigenen Ideen aufschwatzten. Und besonders diese Idee, sagte Müller, sei absolute Utopie.

Noch einmal fuhr Bernadotte ins Aussenministerium. Ribbentrop schien sehr darauf bedacht, dem Grafen zu helfen, aber das änderte nichts an Bernadottes Abneigung gegen den Minister. Sobald er konnte, zog der Schwede sich zurück. Wenige Minuten später liess Ribbentrop Dr. Kleist kommen und forderte ihn auf, in dem Sessel am Kamin Platz zu nehmen, in dem eben noch Bernadotte gesessen hatte. «Wer ist eigentlich dieser Bernadotte?» wollte er wissen. «Wer steht hinter ihm? Und was will er wirklich – abgesehen von der Rettung der Skandinavier?» Kleist bemerkte eine grosse, mit Papieren vollgestopfte Brieftasche. Sie steckte zwischen den Polstern des Sessels. Als er sie herauszog, fiel ein Pass zu Boden. «Was haben Sie da?» fragte Ribbentrop.

«Die Brieftasche Ihres Gastes.» Kleist gab sie Ribbentrop. Er war sicher, dass der Minister die Papiere erst einmal gründlich durchsehen würde; aber der schob die Tasche nur in einen grossen unbedruckten Umschlag. «Geben Sie das bitte Bernadotte», sagte er. «Bestimmt vermisst er sie schon.»

Kleist war beeindruckt. Für ihn war das eine grossartige Geste der Ritterlichkeit inmitten der Auflösungserscheinungen des totalen Krieges.

Während Himmler die Verhandlungen führte, von denen er hoffte, dass sie zu einem erträglichen Frieden führen würden, löste sich seine Heeresgruppe langsam auf. Steiner hatte seine Truppen auf die Ausgangsstellungen zurücknehmen müssen, und der Hauptangriff der 3. Panzerarmee kam nicht voran, zumal Wenck die Operationen nicht überwachen konnte. Damit schien der totale Zusammenbruch im Osten vor der Tür zu stehen. Nicht nur Himmler und Ribbentrop, auch andere einflussreiche Leute in Deutschland kamen allmählich zu der Überzeugung, dass es nur noch eine einzige Alternative gab: entweder es mit der Diplomatie zu versuchen oder aber bedingungslos zu kapitulieren.

Zweiter Teil: Über den Rhein

9 «Ein eiserner Vorhang wird sich heruntersenken»

1 Am 14. Februar traf sich Eisenhower mit Montgomery in dessen taktischem Hauptquartier in Zonhoven, Belgien. Das umstrittene Problem der Kommandostruktur beschäftigte Eisenhower immer noch. Er beklagte sich, «immer von Marshall und den US-Stabschefs angegriffen zu werden, weil ich zu britisch, oder vom p. M. (Churchill) und den britischen Stabschefs, weil ich zu amerikanisch sei». Was Monty von der Situation hielt? Der Feldmarschall hatte, wie stets, klar umrissene Vorstellungen: Wenn man ihm erlaube, den Hauptangriff mit Unterstützung von Simpsons 9. Armee zu führen, sei die gegenwärtige Regelung für ihn zufriedenstellend. In sein Tagebuch schrieb Montgomery:

«Ike war erfreut, dass ich mit der gegenwärtigen Befehlssituation einverstanden war. Zweifellos machte er sich bei seiner Ankunft in Zonhoven über irgend etwas Gedanken, und dasselbe gilt auch für unsere Unterhaltung.

Selbst jetzt habe ich keine Ahnung, was der Kern seiner Sorgen ist. Es war ganz offenkundig, dass er ein ganz anderer Mensch wurde, als ich erklärt hatte, ich sei mit der gegenwärtigen Situation hinsichtlich des Oberbefehls ausgesprochen zufrieden; als er abfuhr, strahlte er über das ganze Gesicht.»

Montgomery schrieb auch an Brooke; in dem Brief drückte er seine Freude darüber aus, dass «Ike mit allem, was ich getan habe, einverstanden war» und versprochen hatte, Simpson für den Rest des Krieges unter seinem Befehl zu belassen. «Das alles ist sehr schön, und ich glaube tatsächlich, dass wir endlich einen günstigen Wind erwisch haben, der uns in den Hafen bringt. Wir haben zwar einige Stürme erlebt, aber jetzt ist der Himmel klar.»

Neun Tage später war die Rur – die über ihre Ufer getreten war, als die Deutschen die Staudämme zerstört hatten – so weit gesunken, dass *Grenade*, die gewaltige Operation, an der 303 243 Mann teilnehmen sollten, anlaufen konnte. Am 23. Februar, um 14.45 Uhr, begann die Artillerie von Simpsons 9. Armee schweres Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen zu legen. Vierzig Minuten später machte sich die erste Angriffswelle – vier Infanteriedivisionen – daran, den immer noch hochgehenden Fluss in Sturmbooten zu überqueren. Im Anfang gab es keinen allzu starken feindlichen Widerstand, aber mehrere Boote schlugen voll, und die reissende Strömung behinderte den Bau von Brücken.

Im Norden hatte Montgomery das erreicht, was noch eine Woche zuvor niemand zu hoffen gewagt hatte: Er hatte Ordnung in das Chaos gebracht. Das Unternehmen *Veritable*, das durch die Verschiebung von *Grenade* vorübergehend

aus dem Gleichgewicht gebracht worden war, hatte seinen früheren Schwung wiedergewonnen; der Angriff kam zwar langsam, aber beständig über überflutete Ebenen und durch dichte Wälder voran. Horrocks' Korps kämpfte sich durch befestigte Dörfer und Städte und erreichte seine beiden Hauptziele, Kleve und Goch, bei deren Einnahme es zu den erbittertsten Nahkämpfen kam.

Die Einnahme von Goch, das als letzte grosse Bastion des Westwalls galt, bedeutete für Montgomery beträchtliche Erleichterung. Aber dann stellte sich heraus, dass die nächste Stadt ein neues «Goch» war, und bei den folgenden war es nicht anders. Es gab keinen Durchbruch. Die elf deutschen Divisionen, die in dem schmalen Streifen zwischen Rur und Rhein zusammengedrängt standen, wichen und wankten nicht, bis sie vernichtet waren. Es war jedoch offenkundig, dass die schwer erkämpften Erfolge der Briten und Kanadier Simpson die Erfüllung seiner Aufgabe erleichterten. Bis zum Einbruch der Dunkelheit hatten die Amerikaner in breiter Front über den Fluss gesetzt und dabei nur 92 Mann verloren. Am nächsten Tag versuchten deutsche Flugzeuge und deutsche Artillerie, Simpsons Pioniere an der Arbeit zu hindern; trotzdem wurden sieben schwere Brücken, die Panzer tragen konnten, und zwölf leichtere über die Rur geschlagen.

Am folgenden Morgen – es war der 25. Februar – kämpfte sich die 30. Infanterie-Division durch den Hambacher Forst. Jetzt lag praktisch nur noch die völlig flache und ungeschützte Kölner Tiefebene vor Simpson, und die war mit ihrem Netz von festen Strassen für die Panzer ein wahres Paradies. Einheiten der 2. und der 5. amerikanischen Panzerdivision brachen durch die Löcher, die die Infanterie aufgerissen hatte, und preschten in Richtung Rhein. Sidney Olson von der *Time* beobachtete die Angriffsspitze der amerikanischen 2. Panzerdivision von einer «Piper Cub» aus: Er sah endlose Wellen amerikanischer Panzer, die dahinkrochen wie dicke dunkle Käfer über grüne Kohlfelder. Dann stürzten sich die «Thunderbolts» auf die deutschen Widerstandsnester, und schliesslich rollten zahllose Lastwagen nach vorne, und die aufgesessene Infanterie säuberte das Gelände. Für Olson war es «eines der grossartigsten Bilder des Zusammenwirkens perfekt funktionierender Kriegsmaschinen».

2 Die Deutschen hatten auf *Veritable* nur langsam reagiert. Aber Simpsons Übergang über die Ruhr hatte deutlich gemacht, was die Alliierten beabsichtigten. Generalfeldmarschall Gerd von Rundstedt, der betagte Oberbefehlshaber der deutschen Westfront, erkannte, dass *Veritable* den Amboss, *Grenade* den Hammer bildete und dass zwei seiner Armeen vernichtet werden würden, wenn er sie nicht schnell zurücknahm. So katastrophal diese beiden Schläge gegen seine nördliche Flanke waren, der unberechenbare George Patton mochte eine noch gefährlichere Bedrohung im Süden darstellen. Am 25. Februar bat der Feldmarschall Hitler um neue Weisungen. Wenn die deutschen Verbände nicht hinter den Rhein zurückgezogen würden, erklärte er, würde die gesamte Westfront auseinanderbröckeln.

Rundstedts verzweifelter Appell wurde nicht zur Kenntnis genommen. Der Feldmarschall wandte sich erneut an den Führer und ersuchte ihn um die Genehmi-

gung zu einer Absetzbewegung in der Nähe des Zusammenflusses von Rur und Maas. Diesesmal antwortete Berlin mit einem knappen Nein; am 27. Februar folgte eine von Hitler persönlich unterzeichnete Weisung, in der Rundstedt mitgeteilt wurde, dass ein allgemeiner Rückzug hinter den Rhein nicht einmal erwogen werden könne.

Ein paar Tage später machte sich Hitler in der Lagebesprechung über Rundstedts ständige Forderungen nach einem Rückzug lustig. «Er soll sich jedenfalls solange an den Westwall anklammern, als es überhaupt menschenmöglich ist. Man muss ihm vor allem eins austreiben: dass er hier zurückgeht. Denn im selben Moment kriegt der andere die ganze 6. englische Armee (Hitler meinte die englische 2. Armee) und die ganzen amerikanischen Truppen frei, und die setzt er dann sofort hier an. Die Leute sehen ja nicht weiter. Das heisst nur: die Katastrophe von einem Platz zum anderen hin zu verschieben. In dem Moment, wo ich hier weggehe, kriegt er die ganze Armee frei. Er kann mir doch nicht versichern, dass er (der Gegner) hier bleiben wird, sondern er wird herübergehen.» Es war beinahe so, als hätte Hitler mitangehört, was in Jalta beschlossen worden war: den Hauptangriff im Norden zu führen, während man im Süden stehenblieb.

Hitler war von Zweifeln geplagt, und deshalb schlug er vor, Beobachter an die Westfront zu schicken. «Wir müssen hier ein paar Offiziere hinkriegen – und wenn sie bloss ein Bein oder einen Arm haben –, die sehr tüchtige Kerle sind, die man hinjagen kann, damit man ein klares Bild kriegt.» Er sagte, er traue den offiziellen Meldungen nicht. «Meldungen werden abgegeben, damit man einem Sand in die Augen streut. Es wird alles erklärt, und hinterher stellt sich heraus, dass gar nichts geschehen ist.»

Was die Ostfront betraf, drängte Hitler darauf, dass Himmler mit allen Mitteln eine Front aufbaute, und wenn er dazu Frauen verwenden müsste: «Es melden sich jetzt so viele Weiber, die schiessen wollen, dass ich auf dem Standpunkt stehe: auch die muss man sofort nehmen.» Die Idee, Frauen einzusetzen, war für einen Soldaten wie Guderian schockierend, aber der Generaloberst schwieg. «Die sind tapferer», fuhr Hitler fort. «Wenn wir sie in die zweite Linie hineinnehmen, laufen die Männer zum mindesten nicht davon. Hier über den Rhein kann ja keiner überlaufen. Das ist das Wunderbare. Hier kann man nur nach rückwärts abhauen.»

3 Hodges wie Patton hatten erhebliche Geländegewinne erzielt, aber beide wurden von Eisenhower gebremst: Solange Montgomery nicht am Rhein sei, könne Hodges nicht Köln angreifen und Patton nicht Koblenz nehmen. Verbittert sagte Patton zu Bradley, die Geschichte werde das amerikanische Oberkommando wegen seines Mangels an Energie verurteilen. Immer wieder drängte er Bradley, man solle ihm erlauben, nach Koblenz vorzustossen, und schliesslich bekam er die Genehmigung – wenn sich die Gelegenheit von selbst ergebe. Sie ergab sich am 27. Februar, als die amerikanische 10. Panzerdivision, die vorübergehend Patton unterstellt worden war, bis auf zehn Kilometer an Trier herankam. Die strategische Lage dieser alten Stadt an der Mosel war so, dass die Deutschen bis zum

Rhein zurückweichen mussten, wenn sie erst einmal aus der Stadt gedrängt waren.

Bei Einbruch der Dämmerung rief Patton Bradley an und meldete, er sei in Sichtweite von Trier. Er bat um die Erlaubnis, weiter vorrücken zu dürfen, auch wenn die 10. Panzerdivision im Laufe der folgenden Nacht wieder der SHAEF-Reserve zugeteilt werden sollte. Bradley antwortete, dass Patton weitermarschieren solle, zumindest bis Eisenhower persönlich den Befehl gebe, die Division wieder abzugeben. Dann lachte Bradley und sagte, er werde ab sofort nicht mehr ans Telefon gehen. Patton glaubte, dass er und Bradley Eisenhower «eins auswischten», aber Bradleys Ungehorsam war nur gespielt. In Wirklichkeit hatten Eisenhower und er beschlossen, Patton bis zum Rhein vorstossen zu lassen, aber diese Übereinkunft war so geheim, dass selbst Bradleys Stab nichts davon wusste.

So setzte die 10. Panzerdivision ihren Vorstoss auf Trier fort. Am 28. Februar, kurz nach Mitternacht, rückte die Kampfgruppe des Oberstleutnants Jack J. Richardson ohne einen Schuss abzugeben in die südöstlichen Vororte ein und nahm eine Kompanie gefangen, die eine Eisenbahnbrücke mit vier Panzerabwehrkanonen verteidigen sollte. Einer der Gefangenen sagte aus, er habe Befehl gehabt, bei der Annäherung der Amerikaner Sprengtrupps zu alarmieren, die die beiden Moselbrücken zerstören sollten. Richardson wollte versuchen, die beiden Brücken unversehrt in seine Hand zu bekommen. Er schickte die eine Hälfte seiner Männer zur nördlichen Brücke; sie flog in die Luft, kurz ehe die Amerikaner da waren. Die andere Hälfte arbeitete sich zu dem südlichen Übergang vor, der noch aus römischer Zeit stammenden Kaiserbrücke.

Auch Richardson machte sich auf den Weg zur Kaiserbrücke. Im hellen Mondlicht sah er, wie seine Männer vom anderen Ufer aus mit Infanteriewaffen in Schach gehalten wurden. Mit seiner Maschinenpistole nahm er das andere Ende der Brücke unter Feuer; dann befahl er einem Zug Infanteristen mit fünf Panzern, die Brücke zu überqueren. Sechs angetrunkene Deutsche versuchten, die Auffahrt am anderen Ufer zu sprengen, wurden jedoch überwältigt, bevor sie die Sprengladung zünden konnten.

Im Morgengrauen durchkämmten zwei Kampfgruppen der 10. Panzerdivision, verstärkt durch Elemente der 94. Division, die Stadt und trieben verschlafene deutsche Soldaten zusammen. Da Trier und die Brücke in seiner Hand waren, konnte Patton entweder die Mosel entlang nach Koblenz und zum Rhein vorstossen oder aber sich nach Südosten zum Industriegebiet an der Saar wenden. Welche Richtung er auch einschlug – wer konnte ihn noch aufhalten? In diesem Augenblick erhielt Patton einen Befehl des Oberkommandos, Trier zu umgehen, da zu seiner Einnahme vier Divisionen erforderlich wären. Voller Behagen antwortete er: «Habe Trier mit zwei Divisionen genommen. Was soll ich machen? Es wieder aufgeben?»

Am gleichen Tag, dem 1. März, besetzten die Infanteristen von Simpsons 29. Division Mönchengladbach, die grösste deutsche Stadt, die bisher erobert worden war, und nur zwanzig Kilometer vom Rhein entfernt. Für Simpson war *Grenade* wie ein Footballspiel abgelaufen, bei dem jeder seine Aufgabe restlos erfüllt hatte.

Als Eisenhower das Hauptquartier der 9. Armee besuchte, sagte er, er sei stärkstem interessiert an allen Plänen Simpsons, eine Rheinbrücke zu nehmen. In Simpsons Abschnitt gab es insgesamt acht Brücken, und es bestand die Möglichkeit, durch einen kühnen und schnellen Vorstoss zumindest eine davon unverseht in die Hand zu bekommen. Simpson erklärte, er habe die Absicht, am folgenden Tag eine der drei Brücken von Düsseldorf-Neuss zu nehmen. In strömendem Regen fuhren die beiden dann in einem offenen Jeep nach vorn, um ein Regiment der Division zu besichtigen, die gerade Mönchengladbach genommen hatte. Unterwegs sagte Eisenhower: «Ich möchte Ihnen einen Tip geben. In ein paar Tagen können Sie Premierminister Churchill begrüßen. Was für eine Sorte Wagen haben Sie?»

Simpson verfügte lediglich über einen einzigen Plymouth; irgend jemand weiter hinten hielt offenbar alle Autos zurück, die für ihn bestimmt waren.

«Ich werde mich darum kümmern», sagte Eisenhower. «Und noch etwas. Churchill trinkt gern Scotch. Sorgen Sie dafür, dass genug davon da ist.»

Soldaten erkannten Eisenhower auf dem Beifahrersitz und fingen an zu brüllen: «Da kommt Ike!» Die beiden Generale wateten durch den Schlamm einen Abhang hoch, an dem sich mehr als 3600 Infanteristen aufgestellt hatten. Simpson stellte den Oberbefehlshaber vor, und Eisenhower sprach fünf Minuten lang in bewegenden Worten; als er sich dann zum Gehen wandte, rutschte er aus und setzte sich kräftig in den Schlamm. Dröhnendes Gelächter. Eisenhower rappelte sich mühsam wieder hoch, grinste und hob, wie ein Boxer, grüssend beide Fäuste. Wieder dröhnendes Gebrüll, aber diesmal war es eine Ovation.

Am selben Tag suchte Eisenhower Montgomery auf. Er liess durchblicken, dass er über Brookes Versuche, Alexander zu seinem, Eisenhowers, Stellvertreter für die Landstreitkräfte zu machen, Bescheid wusste. Und wieder kam die Frage, was Monty davon halte. Das Ende des Krieges sei jetzt absehbar, erwiderte Montgomery, und Alexanders Ernennung würde in gewissen amerikanischen Kreisen nur neue Verstimmungen auslösen. «Um Himmels willen – vermeiden wir doch neue Spannungen. Wir sind gerade dabei, den deutschen Krieg zu gewinnen. Soll Alexander in Italien bleiben. Und soll doch Tedder bis zum Schluss seine Arbeit als Stellvertretender Oberkommandierender tun.»

Montgomery hatte noch einen zweiten prominenten Gast, den britischen Premierminister, der auf den Kontinent gekommen war, um persönlich den grossen Siegen der 21. Heeresgruppe beizuwohnen. Am Vormittag des 3. März fuhren Churchill, Brooke und Montgomery in zwei Rolls-Royce zu Simpson nach Maastricht. Die Gruppe – zahlreiche Presseleute waren mit dabei – stieg in die Wagen, um in das Kampfgebiet zu fahren. Simpson fragte, ob Churchill nicht vielleicht vorher noch die Toilette aufsuchen wolle.

«Wie weit ist es zum Westwall?» fragte der Premierminister. Mit dem Wagen nur eine halbe Stunde, sagte man ihm, und Churchill beschloss, noch zu warten. Montgomery hatte angeregt, dass Simpson neben Churchill sitzen sollte. Unterwegs holte sie ein Jeep ein, und ein Melder übergab dem Premierminister ein kleines Päckchen. Churchill wickelte sein Gebiss aus, schob es ungerührt in den Mund und begann, Simpson Geschichten aus den ersten Jahren des Krieges zu

erzählen. Während des deutschen Einmarsches in Frankreich im Jahre 1940 sei er nach Paris geflogen, um den Franzosen eine immerwährende Union mit Grossbritannien vorzuschlagen, aber die französischen Führer hätten abgelehnt. Zu Dünkirchen sagte er: «Meiner Ansicht nach haben wir Glück gehabt, dass wir mehr als fünfzigtausend zurückholen konnten.»

Man näherte sich einer Brücke, die über einen schmalen Einschnitt führte, und Simpson sagte: «Mr. Churchill, die Grenze zwischen Holland und Deutschland verläuft unter der Brücke da vor uns.»

«Halten Sie an», befahl der Premier. «Steigen wir aus.» Er ging über die Brücke und kletterte dann den Hang hinab bis zu einer langen Reihe von «Drachenzähnen» – deutschen Panzerhindernissen. Dort wartete er, bis Montgomery, Brooke, Simpson und ein paar andere Generale nachgekommen waren. Auf der Brücke oben standen erwartungsvoll die Presseleute.

«Gentlemen», sagte Churchill dröhnend, «ich möchte Sie bitten, sich mir anzuschliessen. Urinieren wir alle auf den grossartigen Westwall Deutschlands.» Mit einem Finger drohte er den Fotografen, die ihre Kameras gezückt hatten. Dann schrie er hinauf: «Dies ist eine der Unternehmungen dieses grossen Krieges, die im Bild nicht gezeigt werden dürfen.»

Brooke stand neben dem Premierminister, aufs höchste beeindruckt. «Ein kindliches Grinsen grösster Befriedigung machte sich auf seinem Gesicht breit, als er im kritischen Augenblick hinuntersah.»

4 Kurz vor dem Flug an die Westfront hatte Churchill das Unterhaus angesichts des erbitterten Streits, der entbrannt war, um die Billigung der Entscheidung gebeten, die bei der Krim-Konferenz hinsichtlich Polens gefällt worden war. «Es ist absolut klar, dass diese Dinge die Zukunft der ganzen Welt berühren», sagte er. Wahrhaft düster wäre das Schicksal der Menschheit, wenn es zwischen den westlichen Demokratien und der Sowjetunion zu einer fürchterlichen Spaltung käme ...

«Die Bande, die die drei Grossmächte Zusammenhalten, und ihr gegenseitiges Verständnis sind stärker geworden. Die Vereinigten Staaten sind tief und konstruktiv in das Leben ... Europas eingetreten. Wir drei haben weitreichende Verpflichtungen übernommen, die praktisch und verpflichtend zugleich sind.»

Mit überwältigender Mehrheit billigte das Unterhaus die Beschlüsse von Jalta: Gegen die Regierung wurden nur 25 Stimmen abgegeben.

Am folgenden Tag, dem 1. März, verliess Roosevelt – begleitet von Mrs. Roosevelt sowie seiner Tochter Anna und deren Mann – das Weisse Haus, um zum Capitol zu fahren. Er wollte Churchill noch übertreffen und die Entscheidungen von Jalta durch die beiden Häuser des Kongresses bestätigen lassen.

Seit seiner Rückkehr waren Mrs. Roosevelt an ihrem Mann deutliche Veränderungen aufgefallen. Sie merkte, dass er mittags eine Ruhepause brauchte und dass er immer weniger bereit war, Besucher zu empfangen. Nur ein einziges Mal war sein altes Feuer wiedergekehrt, als er mit ihr über Jalta gesprochen hatte. «Sieh dir das Kommuniqué von der Krim an», hatte er gesagt. «Den Weg, den es fest-

legt! Von Jalta nach Moskau, nach San Francisco und Mexico City, nach London und Washington und Paris. Nicht zu vergessen, auch Berlin wird erwähnt! Dies war ein globaler Krieg, und wir haben bereits damit begonnen, daraus einen globalen Frieden zu machen!»

Sam Rosenman, der mit Roosevelt die Jalta-Rede ausgearbeitet hatte, war der Ansicht, der Präsident sei gleichgültig, «völlig ausgebrannt», und die Auswirkungen der zwölf Jahre Präsidentschaft würden zunehmend sichtbar. Aber als Frances Perkins, die Arbeitsministerin, den Präsidenten ins Zimmer des Speakers gehen sah, war sie angenehm überrascht. Er schien vergnügt, seine Augen glänzten, seine Haut hatte eine gesunde Farbe. Dieser Roosevelt ist wirklich ein Wunder, dachte sie. Er ist erschöpft, aber verschaffe ihm ein wenig Ruhe, lass ihn eine Seereise machen, und er ist wieder der alte.

Roosevelt hatte zum Kongress immer von der Rednertribüne des Repräsentantenhauses aus gesprochen. Jetzt stand, nur einen Meter von der ersten halbkreisförmigen Sitzreihe entfernt, ein mit Mikrofonen gespickter Tisch. Roosevelt kam in den Raum, gefolgt vom Vizepräsidenten Harry S. Truman und dem Speaker des Repräsentantenhauses, Sam Rayburn. Es war das erstmal, dass Roosevelt eine Ansprache nicht stehend hielt. «Mr. Vice-President, Mr. Speaker und Mitglieder des Kongresses», sagte er. «Hoffentlich verzeihen Sie mir, wenn ich, während ich Ihnen das darlege, was ich sagen möchte, sitzen bleibe. Sie werden bestimmt einsehen, dass es für mich erheblich leichter ist, nicht zehn Pfund Stahl an meinen Beinen herumschleppen zu müssen; hinzu kommt, dass ich gerade eine Reise von vierzehntausend Meilen hinter mich gebracht habe.»

Es war das erstmal, dass Roosevelt öffentlich sein Leiden erwähnte, und viele Amerikaner, die am Rundfunk zuhörten, waren verblüfft. Es war erstaunlich, wie viele nicht wussten, dass ihr Präsident ein Krüppel war. Mrs. Perkins fand, dass seine Worte so beiläufig, so frei von jedem Selbstmitleid, so heiter klangen, dass niemandem dabei unbehaglich werden konnte. Und auch die ganze Ansprache beeindruckte sie. Roosevelt, fand sie, ging auf alle unausgesprochenen Befürchtungen ein. Rosenman dagegen war enttäuscht. Er fand, dass Roosevelt stockend und gleichgültig sprach, ja, dass seine Improvisationen manchmal ans Lächerliche grenzten.

Der Präsident umriss die beiden Ziele, die die Krim-Konferenz beherrscht hatten: «Deutschlands Niederlage mit grösstmöglicher Schnelligkeit und geringstmöglichen Verlusten an alliierten Soldaten herbeizuführen» und «weiter an den Fundamenten einer internationalen Übereinkunft zu bauen, die nach dem Chaos des Krieges Ordnung und Sicherheit herbeiführt und einen dauerhaften Frieden zwischen den Nationen der Welt gewährleistet». Dann berichtete er von der neuen Organisation der Vereinten Nationen und deren erster Konferenz, die am 25. April in San Francisco stattfinden sollte.

«Dieses Mal begehen wir nicht den Fehler, dass wir bis zum Ende des Krieges warten, um die Maschinerie des Friedens aufzubauen», sagte er. «Wie wir zusammen gekämpft haben, um schliesslich den Krieg zu gewinnen, so werden wir diesmal zusammen arbeiten, um zu verhindern, dass so etwas noch einmal geschieht.»

Wenn der Ansprache auch die gewohnte Brillanz fehlte, so war der Kongress doch aufgewühlt, und eigentlich jedermann war von dem Mut und der Willenskraft des Präsidenten tief beeindruckt. Als er zu Ende gekommen war, brachten ihm die Abgeordneten und Senatoren eine ernste und herzliche Ovation.

«Sobald ich kann», sagte er kurz darauf zu Truman, «werde ich nach Warm Springs fahren und mich erholen. Wenn ich dort zwei oder drei Wochen bleibe, komme ich wieder ganz in Ordnung.»

Noch während die Briten und die Amerikaner über die Ergebnisse der Krim-Konferenz informiert wurden, zeigte sich ein Riss in der vielzitierten Einheit der Grossen Drei. Der Vertreter der USA in Bukarest berichtete, dass «das gewalttätige Element der kommunistischen Partei seine Forderungen verschärft, die Tatsachen entstellt und das Ansehen der Regierung mindert, deren Verhältnis zum Volk sich gerade bessert». Die östlichen kommunistischen Zeitungen sprachen, weil die Polizei Massendemonstrationen gegen das Koalitionskabinett Radescu aufgelöst hatte, von einem «blutigen Massaker» und verlangten den sofortigen Rücktritt der Regierung. Die britischen und amerikanischen Mitglieder der alliierten Kontrollkommission für Rumänien verlangten eine Sitzung, aber der sowjetische Vorsitzende weigerte sich, die Kommission einzuberufen. Harriman schrieb an Molotow einen offiziellen Protestbrief, in dem es hiess, die politische Entwicklung in Rumänien müsse entsprechend der in Jalta unterzeichneten Erklärung über das befreite Europa verlaufen. Stalins Antwort bestand darin, dass er den stellvertretenden Volkskommissar für das Auswärtige, Andrej Wyschinskij, berühmt und berüchtigt durch seine Rolle bei den Moskauer Schauprozessen, nach Bukarest schickte. In Jalta hatte Wyschinskij den Charmanten gespielt. Jetzt in Bukarest schlug er einen ganz anderen Ton an: Der König habe die Regierung Radescu sofort zu entlassen und in spätestens zwei Stunden und fünf Minuten einen neuen Ministerpräsidenten zu ernennen. Als Aussenminister Visoianu zu bedenken gab, dass sich der König an die Verfassung halten müssen, brüllte Wyschinskij: «Halten Sie den Mund!» Dann knallte er die Tür hinter sich zu.

Am nächsten Tag – etwa zu der Zeit, da Roosevelt vor dem Kongress sprach – ernannte der König den Fürsten Stirbey zum Nachfolger Radescus. Aber die Kommunisten weigerten sich, in der neuen Regierung mitzuarbeiten, und Wyschinskij wies den König an, einen neuen Mann zu berufen: den mit den Kommunisten eng liierten Petru Groza.

Als liebenswürdigerer Diplomat erwies sich dagegen irgendwo in Ungarn ein sowjetischer Soldat: Marschall Tolbuchin, Befehlshaber der 3. Ukrainischen Front. Feldmarschall Harold Alexander hatte Tolbuchin in den vorangegangenen Monaten schon mehrmals um eine Unterredung über militärische Probleme gebeten: Die Truppen der beiden Marschälle kamen sich schnell näher, und Alexander wollte vermeiden, dass sie plötzlich aufeinanderprallten. Offenbar auf Weisung Moskaus liess Tolbuchin die Anfragen der Briten zunächst einfach unbeachtet; aber Alexander liess nicht locker, und schliesslich wurde er eingeladen, mit einer kleinen Gruppe britischer und amerikanischer Fachleute ins Hauptquartier der 3. Ukrainischen Front in Ungarn zu kommen. Eine sowjetische C-47 brachte die

Gruppe zu einem geheimen Flugplatz direkt hinter der ungarischen Grenze, dann ging es eineinhalb Stunden im Auto über miserable Landstrassen. Oberstleutnant Charles W. Thayer, Chef der amerikanischen Militärmission in Jugoslawien, Berufsdiplomat und West-Point-Absolvent, fragte den begleitenden sowjetischen General, wo man sich befinde. Aber der General wusste angeblich nicht einmal, ob man auf jugoslawischem oder ungarischem Boden war. Schliesslich kam man in eine grosse Ortschaft mit Unmengen von Blumen und Obstbäumen.

«Das», sagte der General, «ist Marschall Tolbuchins Hauptquartier.»

Thayer zählte; es waren etwa hundert Häuser. Verkehr gab es nicht und Posten nur wenige, und von Telefondrähten und anderen Attributen des Hauptquartiers einer Heeresgruppe war nichts zu entdecken. Man führte die alliierten Emissäre in ein Bauernhaus: Tolbuchins Gefechtsstand. Ein paar Minuten verstrichen, dann erschien der Marschall – eine Figur aus *Krieg und Frieden*, fand Thayer. Tolbuchin war gross und breitschultrig und hatte ein Mondgesicht mit schütterem Haar darüber. Auch der britische Generalmajor Terence Airey, Alexanders Abwehrchef, meinte, Tolbuchin sehe aus wie der typische zaristische Offizier: imposant und umgänglich.

Tolbuchin verbarg den Ärger, den er darüber empfunden haben mochte, dass er gezwungen war, mit Alexander zu konferieren; er begrüsste seine Gäste mit stürmischer Herzlichkeit. Zuerst gab es ein leichtes Frühstück: Salzheringe, Schinken, Sardinien, Käse und Wodka. Thayer fiel auf, dass das Glas des sowjetischen Marschalls aus einer besonderen Karaffe gefüllt wurde. Tolbuchin merkte, dass er beobachtet worden war, und «bestrafte» Thayer für das «Herumschnüffeln» jovial mit drei Gläsern Wodka; gleich darauf diktierte er ihm noch einmal vier Gläser zu, weil Thayer bemerkt hatte, dass ein anderer Russe sich aus derselben Karaffe bediente.

Nach dem Frühstück konferierte man über militärische Fragen; Thayer und Brigadier Fitzroy Maclean, den Churchill nach Jugoslawien geschickt hatte, spazierten inzwischen durch das Dorf. Es war die seltsamste militärische Anlage, die die beiden jemals gesehen hatten. Alles machte den Eindruck, als wären Tolbuchin und sein Stab – darunter die hübschesten weiblichen Soldaten Russlands – erst ein paar Stunden zuvor hier eingetroffen. Thayer musste an die Attrappendörfer denken, die Potemkin errichtet hatte, um seine Herrin Katharina die Grosse zu erfreuen ...

Nach Alexander verlief die offizielle Sitzung freundschaftlich, jedoch ergebnislos. Er entschuldigte sich wegen eines unglücklichen Zwischenfalls, bei dem ein sowjetischer Korpskommandeur von alliierten Jagdfliegern getötet worden war. Wenn Tolbuchin ihn über den Frontverlauf unterrichten würde, sagte er, könnten solche bedauerlichen Vorfälle in Zukunft vermieden werden. Der tote Korpskommandeur sei einer seiner besten Freunde gewesen, gestand Tolbuchin, und resigniert fügte er hinzu: «Es kommt nicht in Frage, dass ich Ihnen den Frontverlauf bekanntgebe, Moskau sagt nein.»

Zum festlichen Abendessen wurden ein riesiger Stör, gebratener Truthahn und gefüllte Spanferkel serviert, dazu Wodka, süsser Krimsekt und klebriger Kognak aus dem Kaukasus. Zum Schluss wurde eine Eistorte, kunstvoll verziert mit alle-

gorischen Statuetten und patriotischen Symbolen, in feierlichem Zug hereingetragen. Trinkspruch folgte auf Trinkspruch, die Stimmung wurde immer gelöster, und schliesslich schrien sich alle über den riesigen Tisch hinweg an. Ein Vier-Sterne-General der Roten Armee fragte Maclean, woher er denn so gut Russisch könne, und der Brigadier erwiderte, er habe die Jahre der Moskauer Schauprozesse in der Sowjetunion verbracht. Das freundliche Gesicht des Russen verüsterte sich sofort. «Für einen Ausländer waren sie bestimmt schwer zu begreifen», sagte er und wandte sich seinem anderen Nachbarn zu.

Nach dem Essen wurde Alexander von einem sowjetischen Generalleutnant in sein Quartier gebracht, und Thayer ging als Dolmetscher mit. Eine reizvolle Blondine in Uniform schlief auf einer Couch.

«Wer ist das, wenn ich fragen darf?» erkundigte sich Alexander höflich.

Der Russe stammelte, er habe keine Ahnung; aber es wirkte nicht überzeugend. «Genaugenommen», fügte er schnell hinzu, «sie wohnt normalerweise hier. Ganz instinktiv muss sie zurückgekommen sein.»

«Wie eine Brieftaube?» erwiderte Alexander.

Das Mädchen wurde geweckt und fortgeschickt. Auch Thayer stiess in dem Quartier, das er mit dem amerikanischen Generalmajor Lyman Lemnitzer aus Alexanders Stab teilte, auf einen weiblichen Soldaten.

«Was, zum Teufel, geht hier eigentlich vor?» fragte Lemnitzer. «Was hat das Mädchen hier zu suchen?»

Thayer erklärte, dass das Mädchen wohl als Ordonnanz fungiere. «Sie wird im Vorraum schlafen – also machen Sie sich keine Gedanken.»

Im Vorraum hatte sie für Thayer auf der Couch ein Bett zurechtgemacht. Sie wickelte ihn in die Decke wie ein Kind, brachte ihm noch ein Glas heisse Milch, rollte sich in ihren Mantel und legte sich auf den Fussboden. Um fünf Uhr morgens wachte Thayer davon auf, dass sie ihm das Gesicht mit einem nassen kalten Lappen abrieb. Nachdem sie ihn rasiert hatte, sagte sie: «Machen Sie den Mund auf, damit ich Ihnen die Zähne putzen kann.»

Auch das Frühstück mit Tolbuchin begann und endete mit Wodka, und als die Mitglieder der Reisegesellschaft am folgenden Morgen in Belgrad aufwachten, konnten die meisten sich kaum erinnern, was geschehen war, und das war zweifellos auch Moskaus Absicht gewesen.

In Bukarest waren mehrere Tage vergangen, seit Wyschinskij dem König befohlen hatte, eine neue Regierung unter Groza, dem Auserwählten der Sowjets, zu bilden, aber noch immer zögerten die Minister des Königs. Am 5. März schliesslich war Wyschinskij Geduld erschöpft, und kurz und bündig befahl er dem König, noch am selben Tag die Bildung der Regierung Groza bekanntzugeben. Sollte das nicht geschehen, brüllte er, würde dies von der Sowjetunion als feindseliger Akt betrachtet werden. Um sieben Uhr wurde das neue Kabinett – dreizehn Anhänger Grozas und vier Minister für alle anderen Parteien – vereidigt. Der Kommunismus war damit auch in Rumänien an die Macht gekommen.

Harriman leistete Widerstand, wie er es seit Beginn der Krise getan hatte, aber man klärte ihn höflich darüber auf, dass die alte Regierung faschistisch gewesen sei. Die Sowjets empfahlen sich als die einzig wahren Verteidiger der Demokra-

tie: «Die terroristische Politik Radescus, die mit den Prinzipien der Demokratie unvereinbar war, ist durch die Bildung der neuen Regierung überwunden worden.»

Ironie der Geschichte, dass Dr. Joseph Goebbels erst ein paar Tage zuvor in einem Aufsatz «Das Jahr 2000» den Westen ausgerechnet vor einem solchen Doppelspiel gewarnt hatte. Aber wer glaubte schon dem Feind – besonders, wenn dieser so grosszügig Dichtung und Wahrheit vermischte?

«... Die drei feindlichen Kriegsführer haben, wie jetzt aus amerikanischen Quellen bekannt wird, auf ihrer Konferenz in Jalta auf Antrag Roosevelts beschlossen, zur Durchführung ihres gegen das deutsche Volk festgelegten Vernichtungs- und Ausrottungsprogramms ganz Deutschland bis zum Jahre 2000 besetzt zu halten . . .

Wie leer muss es in den Gehirnen der drei Scharlatane aussehen, wenigstens in denen zweier von ihnen! Denn der dritte, Stalin, verfolgt mit diesen Plänen natürlich viel weitergehende Ziele als seine beiden Compagnons . . .

Wenn das deutsche Volk die Waffen niederlegte, würden die Sowjets ... ganz Ost- und Südosteuropa zuzüglich des grössten Teiles des Reiches besetzen. Vor diesem riesigen Territorium, einschliesslich der Sowjetunion, würde sich sofort ein eiserner Vorhang heruntersinken . . . Das übrige Resteuropa würde in chaotische politische und soziale Wirren verfallen, die nur das vorbereitende Stadium der darauffolgenden Bolschewisierung darstellen . . .»*

Wenn Goebbels sonst auch nichts Gutes getan hatte – mit dem «Eisernen Vorhang» erfand er eine Formel, über die die Leute im Westen nachzudenken begannen – und die sie schliesslich für ihre eigene Schöpfung hielten.

10 *Ebbe und Flut*

1 An der Ostfront war der sowjetische Vormarsch ins Stocken gekommen. Das war zum Teil eine Folge der russischen Nachschubschwierigkeiten – sämtliche Vorräte waren aufgebraucht –, zum Teil ein Erfolg des tapferen, wenn auch nur vereinzelt wirksam werdenden deutschen Widerstands. Konjews 1. Ukrainischer Front machten die Truppen Schörners schwer zu schaffen. Schukow hatte zwar drei kleine Brückenköpfe auf dem Westufer der Oder errichten können, traf aber bei Frankfurt, Küstrin und Schwedt auf einen entschlossenen Gegner. Ausserdem hatte Steiners begrenzter Angriff im Norden beim Oberkommando der

* *Das Reich*, 25. 2. 1945

Roten Armee derartige Befürchtungen ausgelöst, dass der Hauptstoss auf Berlin verschoben wurde.

Dass Hitlers Interesse fast ausschliesslich der russischen Bedrohung galt, wurde deutlich, als er einen seiner besten Kommandeure nach Osten versetzte – von einer Front weg, die kurz vor dem Zerfall stand. Hasso von Manteuffel, dessen 5. Panzerarmee bei der Ardennen-Offensive die Angriffsspitze gebildet hatte, hatte einen wichtigen Abschnitt an der Oderfront zu übernehmen. Manteuffel war nur etwa einen Meter sechzig gross; früher war er ein hervorragender Reiter und deutscher Fünfkampfmeister gewesen. Er war ein energischer junger General mit einem grossen Namen, und er verkörperte die besten soldatischen Traditionen Preussens. Er war einer der wenigen, die es wagten, anderer Ansicht als Hitler zu sein, und hatte einmal sogar einen Führerbefehl nicht befolgt. Albert Speer, Minister für Bewaffung und Munition, ein alter Bekannter Manteuffels, hatte den General gebeten, die Anweisung, sämtliche Brücken, Staudämme und Fabriken im Industriegebiet von Köln-Düsseldorf zu zerstören, nicht zu befolgen, weil die Folgen nach dem Krieg nur die deutsche Bevölkerung zu tragen haben würde. Aber es war unnötig, Manteuffel dazu zu drängen; er zerstörte Brücken ohnehin nur dann, wenn es aus strategischen Gründen notwendig war.

Am 3. März begegneten sich Keitel und Manteuffel in der Reichskanzlei. Keitel war besorgt: «Manteuffel, Sie sind jung und stürmisch. Machen Sie ihn nicht nervös. Erzählen Sie ihm nicht allzuviel.» Einen Augenblick später wurde der kleine General ins Zimmer des Führers geführt – Hitler sass in sich zusammengesunken da, wie ein alter Mann. Vor der Ardennen-Offensive, als sie sich über die Angriffspläne gestritten hatten, war Hitlers Verfassung schon offensichtlich miserabel gewesen. Jetzt sah er noch schlechter aus.

Hitler blickte hoch, aber er begrüsst Manteuffel nicht so herzlich wie sonst. «Alle Generale sind Lügner!» tobte er.

Es war das erstemal, dass Hitler ihn anbrüllte, und das nahm Manteuffel übel. «Hat der Führer jemals feststellen können, dass General von Manteuffel und seine Offiziere Lügner sind? Wer hat so etwas behauptet?»

Hitlers Heeresadjutant stand mit offenem Mund dabei. Hitler zwinkerte mit den Augen und versicherte, er habe weder Manteuffel noch dessen Generale gemeint. Dann begann er, ruhig und höflich, über die allgemeine Lage zu sprechen. Manteuffel war entsetzt, wie Hitler die Stärkeverhältnisse in der Luft einschätzte; er musste ihm erst erklären, dass sich bei Tageslicht im Rheinland niemand bewegen konnte, keine Kolonnen, keine Fahrzeuge.

«Das ist kaum vorstellbar», meinte der Führer.

«In den letzten Monaten sind mir selbst drei Wagen zusammengeschossen worden», erwiderte Manteuffel. Hitler war so beeindruckt, dass er den Mund offen liess.

Dann erklärte er Manteuffel, dass die Atempause im Osten bald vorbei sein würde. Schukow stehe mit mehr als 750'000 Mann, nur eine Autostunde von Berlin entfernt, an der Oder. Himmler habe die Heeresgruppe Weichsel zum Schutz der Hauptstadt völlig neu organisiert. Alle verfügbaren Kräfte seien in zwei Armeen zusammengefasst; die eine stehe unter dem Befehl des Generals Theodor Busse

hinter Frankfurt und Küstrin, die andere halte links von Busse die Front bis hinauf zur Ostsee. Für die zweite Armee brauche er einen Mann, der zu kämpfen verstehe. Manteuffel solle sich sofort im Hauptquartier des Reichsführers-SS melden. Manteuffel hatte bereits gehört, dass Himmler nominell Oberbefehlshaber der Heeresgruppe war. Aber das kam ihm so lächerlich vor, dass er sich die Frage nicht verkneifen konnte, warum gerade dieser Mann diesen Posten erhalten habe. Hitler zuckte nur mit den Schultern. Himmlers Ernennung sei lediglich eine politische Geste gewesen, sagte er entschuldigend.

Als Manteuffel mit schnellen Schritten durch das Vorzimmer ging, kam der aufgeregte Keitel hinter ihm her. «Ich habe gehört, was Sie mit dem Führer da drinnen gesprochen haben», sagte er mit gerunzelter Stirn. «So etwas sollten Sie nicht machen. Er hat genug Sorgen!»

2 Auf der anderen Seite der Oder, in Wugarten, hatte die Spannung nachgelassen: die Kriegsgefangenen unter Colonel Füller hatten keine Angst mehr vor einem deutschen Gegenangriff aus Norden. Jetzt machten ihnen vor allem die Russen Sorgen, die sich zum entscheidenden Vorstoss auf Berlin bereitstellten. Alle paar Tage kam eine neue Einheit durch den Ort, und immer wieder kam es vor, dass betrunkene Soldaten die Frauen vergewaltigten. Einmal hatte Füller einem russischen General gesagt, was er von dem unsoldatischen Verhalten der Sowjets halte, aber der hatte lediglich geantwortet: «Vergessen Sie nicht, Colonel, dass alle Frauen der Roten Armee gehören. Mischen Sie sich in Zukunft nicht in die Angelegenheiten der Russen ein.»

Was die Lage noch verschlimmerte, war, dass die Lebensmittelknappheit in Wugarten einen kritischen Punkt erreicht hatte. Und als am 4. März der von den Sowjets seit langem angekündigte Verpflegungswagen in die Ortschaft rollte, brachte er ganze sechzehn Päckchen Tabak mit und einen Brief vom Hauptquartier der Armee, in dem Füller mitgeteilt wurde, dass in wenigen Stunden Lastwagen nach Wugarten kommen würden, um die amerikanischen Kriegsgefangenen für die Repatriierung abzutransportieren. Die Dorfbewohner sahen schweigend zu, als ihre Beschützer am Abend fünf Dodge-Lastwagen bestiegen. Bevor sie abfuhr, gab Füller den zurückbleibenden Gefangenen den Rat, dem französischen Hauptmann Foch – aus der Familie des berühmten Marschalls – das Kommando zu übertragen. Die Italiener sahen in dieser Empfehlung eine nicht wiedergutzumachende Beleidigung ihres Generals Geloso.

Füller holte Hegel – den als Amerikaner verkleideten deutschen Dolmetscher – auf seinen eigenen Lastwagen; er solle sich ja nicht blicken lassen, wenn man durch Ortschaften fahre. Bei einem Halt sah Captain Donald Gilinski einen toten russischen Soldaten im Strassengraben liegen und forderte einen Unteroffizier auf, Namen und Nummer des Toten festzustellen.

«Warum?» fragte der Unteroffizier.

«Damit sein Tod der Division gemeldet werden kann.»

«Wozu?»

«Damit man seine Eltern benachrichtigen kann.»

«Wenn er nicht zurückkommt», meinte der Unteroffizier, «werden sie schon merken, dass er tot ist.»

Je näher man Posen kam, um so aufgeregter wurde Hegel: seine Frau und seine Kinder lebten dort. Füller und die anderen Amerikaner rieten zur Vorsicht: Wenn man ihm auf die Schliche käme, würden alle Schwierigkeiten bekommen. Aber dann fuhr die Kolonne durch die Strasse, in der Hegel wohnte, und der Deutsche konnte es sich nicht verkneifen, nach oben zu schauen. Ein junger Offizier riss ihn zurück.

Durch die Stadt rollten die Trecks zu einem grossen Kriegsgefangenenlager, vollgestopft mit Amerikanern, Engländern, Franzosen, Polen, Jugoslawen, Rumänen, Italienern – und dazwischen ein Brasilianer. Eine Gruppe Amerikaner, die mit Füller in der Normandie gelandet waren, begrüsst den Oberst begeistert. Die Reaktion der Engländer war kühler; ein englischer Soldat sprang den ahnungslosen Füller an und schlug ihn zu Boden.

«Was ist denn mit diesem verrückten Hund los?» fragte Füller.

«Ach der – der nimmt sich jeden vor, der wie ein Offizier aussieht», erklärte ein anderer Brite.

Am darauffolgenden Abend wurden Amerikaner und Briten in einen Zug verfrachtet – Richtung Warschau-Odessa. Von dort, hiess es, würden sie mit englischen Schiffen nach Italien gebracht.

Während Füller und seine Leute der polnischen Hauptstadt entgegenrollten, suchten zwei junge Polen die Freiheit auf dem umgekehrten Weg. Der eine war der 18jährige Jan Krok Paszkowski, Sohn eines polnischen Divisionskommandeurs, der noch immer in deutscher Gefangenschaft war. Jans Bruder, Leutnant, hatte gegen die Russen gekämpft, war dann dem polnischen Widerstand beigetreten, von den Nazis gefasst und in Maidanek liquidiert worden. Auch Jan war im Untergrund gewesen; während des Warschauer Aufstands hatte er in General Bors zum Untergang verurteilter Heimatarmee gekämpft und war zweimal verwundet worden. In einem verzweifelten Ausbruchversuch hatten er und 300 andere versucht, durch das Kanalnetz zu entkommen, waren aber durch das Wasser wieder an die Oberfläche gezwungen worden – genau den Deutschen in die Arme. Auf dem Weg zur Hinrichtung hatte Jan fliehen können und sich schliesslich – freundliche Bauern halfen ihm – zum Sommerhaus seiner Familie durchgeschlagen.

Als die Sowjets zu Beginn ihrer Januar-Offensive die Weichsel überschritten, hatte sich die Heimatarmee aufgelöst: Nun würde Polen ja bald wieder frei sein. Aber schon nach einigen Wochen war deutlich geworden, was Stalins Absicht war: Polen zu einem kommunistischen Satelliten zu machen. Der grösste Teil der Heimatarmee – und auch Jan – war erneut in den Untergrund gegangen.

Jetzt, Anfang März, hatte Jan erfahren, dass die Russen ihn wegen seiner Teilnahme am Warschauer Aufstand verhaften wollten, und beschlossen, nach Westen zu fliehen. Gerüchte sprachen davon, dass die Deutschen nahe der polnisch-tschechoslowakischen Grenze zum Gegenangriff antreten wollten, und Jan und sein Kamerad hofften, in der allgemeinen Verwirrung durch die Linien schlüpfen zu

können. Sie stiegen in einen Zug nach Kattowitz. Jan in einem eleganten, wenn auch abgetragenen Smokingjackett – die Organisation hatte es ihm mitgegeben und dazu zwei Goldstücke, jedes etwa 40 Mark wert – und schwarzen Schaftstiefeln. Aber niemand kümmerte sich darum: In dieser Zeit trug man die seltsamsten Kleidungsstücke.

Kattowitz war ein rechtes Mekka für Verschleppte geworden, aber auch für Leute, die im trüben fischten. Vor einem Laden stand ein Schild: «Gesellschaft für die West-Gebiete». Für ein paar Flaschen Wodka bekam man dort einen neuen Personalausweis, der den Inhaber angeblich berechtigte, sich in den deutschen Gebieten, die in Jalta den Polen zugesprochen worden waren, niederzulassen. Jan war überzeugt, dass das Ganze ein Schwindel war. Das stimmte auch – aber die Leute, die vor dem Laden Schlange standen, behaupteten, die Ausweise würden von den Russen anerkannt.

Mit ihren neuen Papieren ausgerüstet, kamen die beiden Jungen am nächsten Morgen an eine Oderbrücke. Ein russischer Posten hielt sie an; mit anderen wurden sie in einen Pferch am Ostufer getrieben. Ein NKWD-Offizier verhörte sie. Sie erzählten ihm, die Gesellschaft für die Westgebiete habe sie losgeschickt, um für Siedler Unterkünfte in Neisse, der alten deutschen Stadt nahe der tschechischen Grenze, zu organisieren. Der Russe nahm ihnen die Geschichte ab und gab ihnen Sonderausweise, die es ihnen erlaubten, auf jedem sowjetischen Fahrzeug mitzufahren. Am Nachmittag überquerten die beiden in einem russischen Lastwagen wieder die Oder. Als es dämmerte, hielt der Wagen vor einer Brücke, die nach Neisse hinüber führte. Sie gingen zu Fuss weiter: jenseits des Flusses lag die Stadt; sie brannte lichterloh, und hin und wieder war Maschinengewehrfeuer zu hören. Zwei Sperren waren auf der Brücke. Die erste konnten sie passieren, aber an der zweiten wurden sie angehalten; dies sei die neue Grenze zwischen Polen und Deutschland, sagte man ihnen. Jan zeigte hinüber zu der brennenden Stadt, die man früher das «schlesische Rom» genannt hatte, und fragte, ob er nicht helfen dürfe, die historischen Gebäude in Neisse zu retten; die Stadt würde doch später zum neuen Polen gehören. Ein russischer Major war von Jans Argumenten so beeindruckt, dass er den beiden nicht nur erlaubte, die Sperre zu passieren, sondern ihnen sogar einen Leutnant und einen Soldaten als Begleitung mitgab. Der Soldat, ein untersetzter junger Bursche mit teigigem Gesicht, behauptete, er sei früher Offizier gewesen, aber degradiert worden, weil er einen anderen Offizier erschossen habe, der ein polnisches Mädchen vergewaltigt hatte. Jan war nicht ganz überzeugt; er hielt ihn eher für einen Angehörigen des NKWD, zumal er von dem Leutnant so respektvoll behandelt wurde.

In der Stadt versuchten die vier, Soldaten zum Löschen zu bewegen, aber alles war mit Plündern beschäftigt. Betrunkene torkelten die Rotarmisten durch die Straßen und schossen auf ihre Spiegelbilder in den Schaufensterscheiben. «Wir Kommunisten sollten uns nicht wie wilde Tiere aufführen!» brüllte der Soldat mit dem Teiggesicht. «Ihr seid Kommunisten, ich bin Kommunist. Ihr dürft eine polnische Stadt nicht niederbrennen. Wir sind Brüder!»

Allein, ohne Hilfe, konnten die vier in dieser hektischen Nacht nicht allzuviel ausrichten. Als der Morgen anbrach, war Jans Smokingjackett hinüber. Der rus-

sische Soldat brachte den beiden Polen neue Kleidung und ausserdem rot-weisse Kokarden – damit sie nicht aus Versehen erschossen würden.

Am Abend schleppte man sie in ein Offizierskasino; dort wurden sie als Vertreter der «ersten polnischen Verwaltung» heftig gefeiert. Jan placierte man zwischen zwei hübsche weibliche Offiziere der Roten Armee, die zwar nur gebrochen Polnisch sprachen, aber trotzdem sehr nett zu ihm waren. Während man speiste, spielten sieben Musiker – deutsche Zivilisten mit Armbinden «Künstler» – deutsche Volksweisen. Nach dem Essen wurde getanzt – die Männer tanzten allein oder mit Männern, aber nur selten mit Frauen. Das Fest dauerte bis drei Uhr morgens, ohne dass die Stimmung nachliess. Als es zu Ende war, glaubten die beiden jungen Polen schon fast selber, was sie den Russen erzählt hatten.

Bei Tageslicht kam der Katzenjammer, und sie beschlossen zu verschwinden, solange es noch möglich war. Sie marschierten durch die Stadt nach Westen. Sie hatten den Stadtrand noch nicht erreicht, als sie von zwei schwarzen Limousinen eingeholt wurden; hinten nach fuhr ein Lastwagen mit Soldaten, die polnische Fahnen schwenkten. Die eine Limousine hielt, und heraus stiegen Jans Tischnachbarinnen vom vergangenen Abend, diesmal in Zivil. Zu Jans Verwunderung sprach die eine der beiden Damen plötzlich perfekt Polnisch. «Wir sind glücklich, dass Sie da sind», sagte sie. «Wir sind nämlich hier, um die ersten kommunistischen Behörden aufzubauen.»

Sie fragte, ob sie irgendwie helfen könne.

Jans Freund überlegte blitzschnell: «Wir sind von der Kulturabteilung, und unsere Aufgabe ist es, Gebäude und Museen zu schützen.» Diese spontane Lüge muss in kommunistischen Ohren logisch geklungen haben, denn wenig später erhielten die beiden jungen Polen ein Büro, einen Lastwagen und die Erlaubnis, bis in die Tschechoslowakei zu fahren, um entführte Museumsstücke zurückzuholen. Auf einem Boot bezogen sie Quartier. Jetzt brauchten sie nichts anderes mehr zu tun, als zu faulenzten und auf den Sieg zu warten.

3 Das Gerücht über einen bevorstehenden deutschen Gegenstoss, das Jan aufgeschnappt hatte, war nicht aus der Luft gegriffen. Hitler plante tatsächlich eine Gegenoffensive, allerdings weiter im Süden – in Ungarn, wo die Russen sich anschickten, auf Wien zu marschieren. Hitler hoffte, den Sowjets zuvorzukommen. Die 1. und die 6. SS-Panzerarmee erhielten Befehl, vom Plattensee aus zu einem Punkt an der Donau südlich von Budapest vorzustossen und so die 3. Ukrainische Front des Marschalls Tolbuchin aufzuspalten. Dann sollten sich die deutschen Verbände nach Norden wenden und die 2. Ukrainische Front des Marschalls Malinowskij zerschlagen. Die Aufgabe der 6. SS-Panzerarmee unter dem Befehl des sagemumwobenen SS-Obergruppenführers Sepp Dietrich war zwar einfach, aber undurchführbar. Bei dem erfolglosen Versuch, das eingeschlossene Budapest zu entsetzen, hatte Dietrichs Armee erst kurz zuvor gut 30 Prozent ihrer Stärke eingebüsst, und jetzt sollte sie sogar noch über die Donau hinaus vorstossen! Am 3. März erkundete SS-Obersturmbannführer Fritz Hagen* das Gelände, von

* Ein Pseudonym

dem aus seine Kampfgruppe angreifen sollte. Es regnete in Strömen. Der junge Offizier, hochdekoriert und einer der tapfersten Panzerkommandeure der Waffenss, liess seinen Geländewagen anhalten. Mit einer grossen Geste deutete er auf die endlose Schlammwüste, die sich nach Osten dehnte, und sagte: «Meine Herren, wir befinden uns jetzt in unserer Ausgangsstellung!» Zuerst lachte man, dann fing man an zu fluchen.

Als Hagen sich durch den Morast nach Veszprem, nördlich des Sees, zurückgekämpft hatte, rief er das Korps an: «Ich habe Panzer, keine U-Boote. Sie können mich kreuzweise – das mache ich nicht.»

«Immer mit der Ruhe», kam es vom anderen Ende. «Das regeln wir schon.»

General Otto Wöhler, der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd, war über die ungünstigen Wetterbedingungen schon unterrichtet worden, und er hatte versprochen, mit Hitler über eine Verschiebung des Angriffs zu reden. Hagen erhielt Befehl, in den Bereitstellungsraum zu rücken und dort die Entscheidung des Führers abzuwarten. Aber das Wetter war nicht das einzige Problem, das Hagen beschäftigte. Zwei sowjetische Offiziere hatten sich dem Leutnant Erich Kernmayr ergeben. Der eine, ein Ukrainer, war mit den Bolschewisten fertig; der andere, ein Usbeke, war zwar überzeugter Kommunist, fand aber, dass Stalin Marx und Lenin verraten habe. Die beiden sagten aus, dass rund 3'000 sowjetische Panzerfahrzeuge zum Angriff bereitstünden. Wenn der Angriff der 6. Panzerarmee nicht abgeblasen wurde, drohte den Deutschen, was jeder Heerführer fürchtet: die Vernichtung im Zusammenprall zweier angreifender Armeen.

Kernmayr fuhr mit den beiden Russen zum Hauptquartier der Heeresgruppe Süd, aber Wöhlers Nachrichtenoffizier, Oberstleutnant Graf von Rittberg, teilte seine Besorgnisse nicht. Er fand alles «höchst interessant» und sagte zu, er würde mit dem General beim Mittagessen darüber sprechen. Kernmayr wartete Stunden, während der Graf ausritt, Schach spielte und an einer Geburtstagsfeier teilnahm. Es war schon fast dunkel, als er wieder auftauchte. Den General habe die Geschichte sehr interessiert, sagte er fröhlich, wirklich sehr interessiert, und Kernmayr solle General Gille von ihm grüssen. Kernmayr sah verdutzt drein, und der Oberstleutnant fragte: «Sonst noch etwas?»

«Was soll denn nun geschehen? Was soll ich melden? Schliesslich handelt es sich um eine gefährliche Bedrohung an unserer Flanke.»

«Ach, mein Lieber», meinte der Graf, «machen Sie sich darüber keine Gedanken! Immerhin haben Sie die 25. Ungarischen Husaren ...»

Kernmayr erinnerte daran, dass die Ungarn pro Kompanie nur zwei Maschinengewehre besässen.

«Für alles ist vorgesorgt, mein Lieber. Die Heeresgruppe wird das Notwendige veranlassen.»

Offensichtlich wurde jedoch nichts veranlasst, und am 4. März erhielt Wöhler von Hitler über Funk den Befehl, die Offensive wie geplant zu starten. Am nächsten Tag rückten die drei Panzerdivisionen, die Dietrichs Angriffsspitze bilden sollten, in ihre Bereitstellungsräume, gefolgt von den sechzehn Divisionen, die den Durchbruch ausnutzen sollten. Von Einheit zu Einheit ging die Losung: «Wir schenken dem Führer die rumänischen Ölfelder zum Geburtstag!»

Gegen Mitternacht näherte sich die Kampfgruppe Hagen ihren Ausgangspositionen. Ihre Panzer, denen das Wasser bis zur Wanne stand, schoben schäumende Bugwellen vor sich her; die Infanteristen tapsten stumm und im Gänsemarsch durch die Finsternis, wobei jeder sich beim Vordermann festhielt. Als grau der Morgen dämmerte, sahen sie im undeutlichen Licht weite Wasserflächen vor sich. Dann wummerten deutsche Granaten über ihre Köpfe: die Artillerie schoss Vorbereitungsfuer. Die Panzersoldaten sahen sich stolz an. Aber im gleichen Augenblick ging ein Hagel russischer Granaten und Werfergeschosse nieder: die Sowjets legten auf das ganze Gebiet ein Sperrfeuer, gegen das das eigene erbärmlich wirkte: ein phantastisches, fürchterliches Schauspiel. Die Infanteristen sassen in der Falle; sie konnten sich, da das Wasser an die 30 Zentimeter hoch stand, nicht eingraben. Die meisten fielen oder wurden verwundet.

Über Funk gab Hagen Anweisung, mit dem Angriff nicht, dem Plan entsprechend, bis acht Uhr zu warten, sondern baldmöglichst vorzurücken. Er hatte keine Ahnung, was vor ihnen los war. Ungarische Vorposten, die auf grob zusammengezimmerten Holztürmen sassen, meldeten, sie könnten nichts sehen. Hagen gab Befehl, die Motoren anzulassen. Aber nicht eine Maschine sprang an – Schmutzwasser war in den Treibstoff gekommen. Freiwillige krochen unter die Panzer, hielten die Luft an, wenn das eisige Wasser ihnen über den Kopf ging, und liessen das verschmutzte Benzin aus den Wannentanks. Andere Freiwillige kurvten mit Geländewagen durch die Gegend, um Treibstoff zu organisieren. Gegen Mittag rasselten die Panzer der Kampfgruppe Hagen, die Tanks gefüllt mit Benzin, das anderen Einheiten mit vorgehaltener Pistole abgenommen worden war, zum Angriff vor.

4 Am 4. März, 21.00 Uhr, erhielt zum erstenmal ein Amerikaner den direkten Befehl, den Rhein, wenn möglich, zu überqueren. Colonel Edward Kimball vom Kampfkommando B der amerikanischen 8. Panzerdivision sollte Rheinberg, eine kleine Stadt, gut drei Kilometer vom Fluss entfernt im Norden von Simpsons Abschnitt, besetzen. «Fahren Sie immer weiter, und wenn es in Rheinberg keine zu grossen Schwierigkeiten gibt, stossen Sie weiter vor, setzen über den Rhein und bilden am anderen Ufer einen Brückenkopf.» Kimball sollte Rheinberg am folgenden Tag bei Dunkelheit nehmen, bevor die Deutschen sich eingraben konnten. Er freute sich auf den Angriff; seine Kampfgruppe hatte sich zwar prächtig geschlagen, aber jetzt konnte er zum erstenmal selbständig handeln.

Im grauen Morgenlicht passierten die ersten Einheiten die von der 35. Infanteriedivision gehaltene Front in Richtung Kamp-Lintfort, etwa zwölf Kilometer nordwestlich. Acht Kilometer weiter lag Rheinberg. Die Gruppe Roseborough, vorwiegend Infanteristen, hatte die Führung; sie sollte Kamp-Lintfort nehmen und dann auf Rheinberg vorstossen. Die Gruppe Van Houten, eine Panzereinheit, folgte ihr auf dem Fuss; sie sollte den Hauptangriff auf Rheinberg führen. Die Stimmung war grossartig, zumal Überläufer berichtet hatten, dass nur drei Geschütze auf Selbstfahrlafetten und 300 demoralisierte Landser zwischen den Amerikanern und dem Rhein stünden. Vielleicht würde man in dieser Nacht Geschichte machen.

Roseborough stiess in Kamp-Lintfort nur auf geringen Widerstand; aber um drei Uhr erhielt Kimball alarmierende Meldungen von vorn. Captain Kimball Tucker, der Kommandeur der Aufklärungseinheit, berichtete, die Hölle sei losgebrochen, als seine Männer sich Rheinberg näherten. Offenbar werde die kleine Stadt von weit mehr als 300 Deutschen und drei Geschützen verteidigt.

Kimball kam zu dem Schluss, dass es schon zu spät am Tage sei, um Luftunterstützung anzufordern. Die einzige Lösung schien ihm ein schneller, vernichtender Vorstoss mit Panzern und Schützenpanzern zu sein. Artillerieunterstützung war nicht möglich, da sich sämtliche vorgeschobenen Beobachter bei der Aufklärungseinheit befanden und sich nicht rühren konnten. Oberstleutnant John Van Houten erhielt Befehl, mit dem Gros seiner Gruppe durch die festgenagelte Aufklärungseinheit hindurch vorzustossen, dann anzugreifen und Rheinberg zu sichern. Wenig später raste Van Houtens Panzer auf der Strasse über die Ebene dahin. Für Panzerfahrzeuge war das Gelände ausgesprochen ungünstig, da zahllose Gräben die kahlen Felder durchzogen und die wenigen, laublosen Bäume keinen Sichtschutz boten.

Wenige Minuten später stiess Van Houten auf den Mann, von dem die schlechten Nachrichten gekommen waren: auf Captain Tucker. «Verstärken Sie die Aufklärung und stossen Sie weiter vor», befahl Van Houten.

Tucker fuhr in Richtung Osten los und erhielt fast im selben Augenblick Feuer. Er schoss zurück und fuhr weiter. Van Houten sah ihn in nördlicher Richtung rollen und gab über Funk durch: «Drehen Sie nach rechts!»

«Links und rechts schiesse ich Deutsche zusammen!» antwortete Tucker fröhlich. «Bin gerade auf einen Mark IV umgestiegen, und mir geht es verdammt gut.» Den Infanteristen, die ihn begleiteten, ging es indessen keineswegs so gut, und nach einer halben Stunde lagen sie wieder fest. Van Houten befahl Tucker, mit seinen Panzern vor die Infanteristen zu fahren. «Stossen Sie weiter nach Rheinberg vor und greifen Sie von Südwesten an.» Tucker rollte mit aufgesessener Infanterie einen Kanal entlang auf die Stadt zu, bis die Infanteristen durch schweres Pak-, Granatwerfer- und Artilleriefeuer von den Fahrzeugen getrieben wurden.

Zu Tuckers Rechten ging die Kompanie B auf Rheinberg vor. Captain David Kelley führte seine Panzer in schnellem Vorstoss in die südlichen Aussenbezirke der Stadt: enge Strassen mit alten Häusern, alles umgeben von den Resten einer alten Stadtmauer. Kelley bekam Pak-Feuer von allen Seiten und zog sich zurück, um seine durcheinandergeratene Kompanie, die entlang der Strasse liegengeblieben war, zu sammeln.

«Kann ich meine Stellung hier halten?» fragte er über Funk bei Kimball an. Er brauche Infanterieunterstützung für einen neuen Angriff auf die Stadt, er habe nur noch sieben Panzer. Kimball war einverstanden. Im nächsten Augenblick meldete sich Van Houten: er wolle in Rheinberg keine weiteren Panzer haben; zwei seien bereits abgeschossen und versperrten den Weg. Er habe seinen Stellvertreter, Major Edward Gurney, mit den leichten Panzern einer anderen Kompanie losgeschickt, um die Stadt von Westen her anzugreifen.

Keine fünfzehn Minuten später kam ein verzweifelter Anruf von Gurney: Er

habe bereits neun Panzer verloren und könne sich ohne Hilfe nicht mehr halten. Kimball sammelte alle Infanteristen ein, die er finden konnte, und verlug sie auf Halbkettenfahrzeuge. «Um Himmels willen – haltet durch, wir kommen!» gab er über Funk durch; dann kletterte er ins erste Fahrzeug. Man stiess auf eine gesprengte Brücke; mit Handzeichen forderte Kimball seine Männer auf, ihm zu folgen, und rannte durch schweres Feuer los. Der Anblick, der sich ihm bot, war furchtbar: Gurneys neun brennende Panzer, deren Besatzungen aus den Luken hingen, als versuchten sie, noch zu entkommen.

Schliesslich stiess Kimball auf Gurney, der sich mit seinen verbliebenen achtzehn Panzern und drei Halbkettenfahrzeugen zu einem neuen Angriff bereitmachte. Kimball winkte seine Männer heran und sprang in eines der Halbkettenfahrzeuge Gurneys. Die Gruppe rollte auf Rheinberg zu. Plötzlich bekam sie aus getarnten Bunkern beiderseits der Strasse vernichtendes Feuer aus Panzerfäusten und Maschinengewehren. Kimball sprang von seinem Fahrzeug und kletterte in einen leichten Panzer. «Geben Sie Gas», sagte er zum Fahrer. «Sehen Sie zu, dass Sie die anderen Panzer einholen.» Drei leichte Panzer waren die einzigen Fahrzeuge, die sich noch weiterbewegten; aber nach nur 500 Metern war Kimballs Fahrzeug durch eine 8,8-Granate lahmgeschossen. Kimball und der Fahrer stiegen aus dem qualmenden Wrack, und während die Maschinengewehrgarben über sie hinwegpiffen, liessen sie sich in einen Graben fallen.

Die Überlebenden von Gurneys Einheit hatten sich ebenfalls in den Graben verkrochen, Gurney selbst lag mit einem Bauchschuss auf dem Rücken. Es war 16.30 Uhr.

«Wenn ihr leben wollt, dann seht, dass ihr hier wegkommt!» brüllte jemand.

In fünfzig Metern Entfernung lag ein Bauernhaus. Kimball rannte darauf zu, einer seiner Männer mit ihm. Ganz in der Nähe von Kimball schlug eine 8,8-Granate in die Mauer. Kimball liess sich fallen. Maschinengewehrketten fetzten in den Boden, und die beiden krochen durch ein Kellerfenster.

Der Soldat zündete eine Zigarette an und gab sie Kimball. Beide schnauften tief. «Gott sei Dank, Colonel», sagte der Soldat, «wir haben es geschafft.»

Kimball schüttelte ihm die Hand. «Das kann man wohl sagen.»

Keine fünfzig Kilometer südlich näherte sich Hodges dem Rhein – und zugleich Deutschlands viertgrösster Stadt, Köln. In zwei Wochen hatte das VII. Korps unter Generalleutnant J. Lawton («Lightning Joe») Collins nicht nur ständig Simpsons rechte Flanke geschützt, sondern auch den Vorstoss der 1. US-Armee zum Rhein angeführt. Die Operation, deren Ziele zunächst bescheiden waren, hatte sich so unerwartet entwickelt, dass Hodges dem angriffslustigen Collins in weiser Voraussicht freie Hand liess.

Zwei Divisionen Collins' – die 104. Infanterie- und die 3. Panzerdivision – näherten sich Köln in solchem Tempo, dass das deutsche LXXI. Korps, das diesen Raum zu verteidigen hatte, ungeordnet zurückwich. Sein kommandierender General, Friedrich Köchling, verfügte nur noch über zwei ausgeblutete Divisionen: die 9. Panzer- und die 363. Infanteriedivision.

Die Spitzen der amerikanischen 3. Panzerdivision setzten zum Angriff auf Köchlings vorgeschobenen Gefechtsstand, gut zehn Kilometer nördlich von Köln, an.

Der General sah, wie Reste seiner 9. Panzerdivision von den Amerikanern überrollt wurden; er musste den Gefechtsstand räumen. Unter Beschuss fuhr der General nach Merkenich. Im Keller einer Brauerei traf er auf den Kommandeur der 9. Panzerdivision, der erklärte, seine Division gehe einigermaßen geordnet zurück. Von der 363. Division lagen keine Nachrichten vor.

Am frühen Nachmittag bezog Köchling in Köln einen Bunker, einen Kilometer nördlich der Hohenzollernbrücke, und übernahm die Befehlsgewalt in der Stadt. Im Zentrum war fast jedes Haus ausgebrannt, aber die Doppeltürme des Domes standen noch. Das war dem Feind zu verdanken: General Collins hatte verboten, die Türme als Einschussziele zu verwenden.

Der Stadtkommandant berichtete Köchling, dass die Situation verzweifelt sei: Um Köln zu verteidigen, gebe es weder Truppen noch Material, von ein paar Volkssturmsoldaten abgesehen. Der Gauleiter kam hereingestürzt: «Köln muss bis zum Schluss verteidigt werden! Der Volkssturm kann die amerikanischen Panzer mit seinen Panzerfäusten aufhalten.» Erstaunt sahen sich die Militärs an, als der Gauleiter durch den Raum stapfte: bittend, fordernd, drohend. Er drängte Köchling, in den Gauleiter-Befehlsstand umzuziehen, aber Köchling wollte nicht. Von den 1200 Mann «Elitetruppen» des Volkssturms, die der Gauleiter versprochen hatte, waren nur sechzig zum Dienst erschienen.

Am nächsten Vormittag schlossen Einheiten der amerikanischen 104. Division das Stadtzentrum ein. Köchling wurde seines Postens enthoben und verhaftet – wahrscheinlich auf Veranlassung des Gauleiters. Bevor er seinen belagerten Gefechtsstand verliess, schrieb er einen erbitterten Bericht, in dem er voraussagte, dass es «nur eine Frage von Stunden» sei, bis Stadt und Hohenzollernbrücke in amerikanischer Hand sein würden. Wegen der hoffnungslosen Lage westlich des Rheins hätten bei den Kommandeuren und den völlig erschöpften Mannschaften Resignation und Apathie die Kampfbereitschaft abgelöst. Er unterschrieb und gab den Bericht seinem Chef des Stabes zur Aufbewahrung; dann gingen die beiden über den Rhein, wo Köchling wegen Pflichtverletzung und Verrat vor Gericht gestellt werden sollte.

Es war kaum eine Überraschung, dass die Hohenzollernbrücke vor der Nase der amerikanischen Truppen in die Luft gesprengt wurde; aber eine Überraschung war, wie sich die Bevölkerung der Stadt verhielt. Es gab zwar hier und da Feuer, aber Tausende von Zivilisten kamen verstört aus den Kellern gekrochen, um die Amerikaner zu begrüßen: beinahe so, als kämen sie als Befreier. Ein Mann in ausgebeulten Hosen und mit verschmutztem Zelluloidkragen rief Iris Carpenter, der Kriegskorrespondentin, zu: «Wir haben schon lange auf euch gewartet!» Auf dem verwüsteten Platz vor der Oper hatte man eine Tafel aufgestellt, auf der, in Deutsch und Englisch, stand:

Gebt mir fünf Jahre Zeit, und Ihr werdet Deutschland nicht wiedererkennen.

Adolf Hitler

11 «Was ist, wenn sie mir ins Gesicht fliegt?»

1 Der Rhein, den seit Napoleon kein Angreifer mehr überschritten hatte, galt bei den Alliierten lange Zeit als das letzte grosse Hindernis auf dem Weg ins Herz Deutschlands. Als man den Feldzug plante, rechnete niemand ernsthaft mit der Möglichkeit, eine Rheinbrücke unversehrt in die Hand zu bekommen. Es war eine zu phantastische Vorstellung.

Bis zum 2. März, als Simpsons 9. Armee zum Rhein aufschloss und die 83. Division erfuhr, dass es 25 Kilometer vor ihr noch eine intakte Brücke nach Düsseldorf hinein gab. Eine Kampfgruppe wurde zusammengestellt, die Panzer wurden «auf deutsch» frisiert. Kurz nach Einbruch der Dunkelheit setzte sich die Kolonne in Marsch; auf den ersten Fahrzeugen sassen deutschsprechende Soldaten, und die Infanteristen marschierten hinterher, ohne Verdacht zu erregen. Ungehindert querten die Amerikaner die deutschen Linien und marschierten danach noch fünfzehn Kilometer weiter. Einmal begegneten sie sogar einer deutschen Infanteriekolonnie, die nach vorne ging.

Bei Morgendämmerung war die Kampfgruppe bereits in Sichtnähe der Brücke, aber da erkannte ein deutscher Soldat, der in einer Kolonne mit dem Fahrrad vorbeifuhr, die amerikanischen Uniformen. Die deutsche Einheit war schnell vernichtet, aber die Deutschen waren alarmiert. Als der erste amerikanische Panzer auf die Brücke rumpelte, gab es eine schwere Explosion, und vier gewaltige Wasserfontänen stiegen aus dem Rhein empor. Als sich Staub und Gischt gelegt hatten, war der grösste Teil der Brücke verschwunden.

Am 3. März kam auch Simpsons 2. Panzerdivision dem Ziel, eine Rheinbrücke unversehrt zu erobern, recht nahe. Es war ein grosses Ziel, denn abgesehen davon, dass Montgomery bei seinem Vorstoss nach Berlin mehrere Wochen gewinnen konnte, musste ein solcher Erfolg den Führer ganz persönlich treffen, weil die Brücke, um die es ging, nach ihm benannt war. Oberst Sidney Hinds vom Kampfkommando B der amerikanischen 2. Panzerdivision erläuterte Captain George Youngblood vom 17. Panzerpionier-Bataillon den Plan: Eine Infanterie-Kompanie der Kampfgruppe Hawkins würde die Adolf-Hitler-Brücke bei Uerdingen im Sturm nehmen und die Wachen auf der anderen Seite überwältigen, während Youngbloods Pioniere die Sprengladungen zu entfernen hatten. Es war ein Spiel, bei dem die Gewinnchancen nur gering waren, aber Hinds meinte, dass man es riskieren sollte.

Die erste Einheit der Abteilung Hawkins – Leutnant Peter Kostow mit seinen Panzern – erreichte den Rhein gegen Mittag. Vor Kostow streckte sich die riesige Adolf-Hitler-Brücke mit ihren drei Bögen in einer Länge von fast 500 Metern über den Strom. In rhythmischer Gleichmässigkeit detonierten Granaten auf beiden Auffahrten: Seit fünfzehneinhalb Stunden hatte das amerikanische 92. Panzerartillerie-Bataillon die Deutschen daran gehindert, die Brücke zu sprengen. Kostow kletterte aus seinem Panzer, und ehe die Deutschen, die sich am Westufer eingegraben hatten, feuern konnten, rannte er auf die Brücke. Mit jedem Sprung wuchs seine Erregung. Er, Kostow, war der erste, der den Rhein überquerte. Ein

historischer Augenblick, zweifellos; aber der Leutnant war hauptsächlich daran interessiert, ungeschoren zum Westufer zurückzukommen und Hawkins zu melden, dass die Brücke noch intakt war.

Es stimmte zwar, dass die Brücke noch stand; aber die Deutschen waren entschlossen, die Amerikaner so lange abzuwehren, bis sie gesprengt werden konnte. Die ersten vier Panzer Hawkins' wurden abgeschossen, ehe sie die Brücke erreicht hatten. Hawkins blieb stecken und schickte zwei Bataillone Infanterie nach vorn. Sie erreichten die Brücke, wurden dann jedoch durch konzentrisches Feuer zu Boden gezwungen. Weitere Panzer wurden zwar herangebracht, blieben aber gleichfalls hängen: mitten auf der Strasse, die zur Brücke führte, klaffte ein Krater von vier Metern Durchmesser.

Es war kaum dunkel geworden, als Leutnant Miller vom 41. Infanterie-Regiment nach vorn ging, um die Lage bei der Brücke zu erkunden. Es war eine mondlose, bewölkte Nacht. Miller kroch um das Loch in der Strasse und auf die Brücke. Wie zuvor Kostow erreichte er das östliche Brückenende, wo die Teerdecke der Zufahrt brannte. Aus einem nahe gelegenen Haus erhielt er Feuer. Er ging zurück und meldete Hawkins, dass, solange der Krater nicht aufgefüllt sei, nur Infanterie die Brücke überqueren könne. Es gab eine Detonation. Zwei Minuten später eine zweite – die stärkste, die Hawkins je erlebt hatte. Er nahm an, dass die Deutschen die Brücke hatten hochgehen lassen; aber um genau zu erkennen, was wirklich geschehen war, war es zu dunkel. Er befahl drei Soldaten festzustellen, ob die Brücke noch benutzbar war.

Captain Youngblood sah ein, dass er nicht noch länger auf Unterstützung durch Infanterie warten könne, und arbeitete sich mit seinen Pionieren an die Brücke heran. Drei Männer liess er als Deckung zurück. Obwohl die Brücke mehrere Treffer erhielt, taten die Pioniere ihre Arbeit. Sie durchschnitten methodisch jedes Kabel, untersuchten jeden Stützpfiler, jedes Verbindungsstück, jeden tragenden Teil. Auch sie sahen am Ostufer die Teerdecke der Auffahrt brennen, und wie Kostow kehrten sie um. Die Brücke war intakt – also bestand immer noch die Chance, dass das Unwahrscheinliche wahr wurde.

Während Hawkins seine Männer für den Angriff umgruppierte, krochen jetzt die Deutschen auf die Brücke; sie arbeiteten fieberhaft, um die zerstörten Sprengkabel zu ersetzen. Als der Morgen dämmerte, gab es eine gewaltige Explosion, dann eine zweite und dritte. Die Amerikaner, die eben angreifen wollten, blieben wie erstarrt stehen: Die östliche Hälfte der Brücke schwankte und stürzte dann donnernd in den Fluss.

Von allen Rheinbrücken, die noch standen, war diejenige, an deren Einnahme man zuletzt gedacht hatte, natürlich die ungeeignetste. Bei den umfassenden Planungsarbeiten für den Sturm zum Rhein war die Ludendorff-Eisenbahnbrücke bei Remagen, knapp 90 Kilometer südlich von Düsseldorf, nicht ein einziges Mal als möglicher Übergangspunkt erwähnt worden. Die Strassen, die von Westen nach Remagen führten, waren schlecht, und unmittelbar jenseits des Flusses stand jeder Angreifer einer zwanzig Meter hohen Felswand gegenüber. Dahinter erstreckten sich, etwa 20 Kilometer tief, dichtbewaldete Bergketten mit völlig unzulänglichen Strassen, so dass ein Panzervorstoss gegen eine entschlossene Ver-

teidigung nahezu unmöglich war. Aber die Eroberung irgendeiner Rheinbrücke musste später zweifellos den grossen militärischen Erfolgen des Krieges zugerechnet werden. So unterhielt sich General Hodges am 4. März mit Generalmajor John Millikin, dem Kommandeur des m. Korps, über diese Möglichkeit – eine freilich nur sehr schwache Möglichkeit. Nachdem den Deutschen die Sprengung der Brücke bei Uerdingen buchstäblich im letzten Augenblick gelungen war, würden sie jetzt besser aufpassen.

Hodges' deutscher Gegenspieler, General Gustav von Zangen, war über diese bedrohliche Möglichkeit freilich mehr als besorgt. Er hatte so eine Vorahnung. Seine 15. Armee hielt erfolgreich einen breiten Abschnitt des Westwalls, rund 40 Kilometer westlich von Remagen. Aber sein nördlicher Nachbar, die 5. Panzerarmee, war bis zum Rhein zurückgeworfen worden, so dass zwischen den beiden Armeen eine rund 100 Kilometer breite Lücke klaffte. Zangen hatte Alpträume: Er sah, wie Hodges durch diese Lücke stiess, um die Ludendorff-Brücke zu nehmen. Er sagte dem Oberbefehlshaber seiner Heeresgruppe, Generalfeldmarschall Walther Model, was er befürchtete, und bat um Erlaubnis, drei seiner Divisionen vom Westwall abziehen und in die Lücke werfen zu dürfen. Model war ein glänzender Soldat, aber auch ein eifriger Anhänger Hitlers. Er war fest entschlossen, dessen Befehl auszuführen: jeden Fussbreit Boden bis zum letzten Atemzug zu halten.

«Wie wollen Sie eine so drastische TruppenverSchiebung rechtfertigen?» fragte er.

«Die Amerikaner wären dumm, wenn sie diese Lücke nicht ausnützten und mit Panzern zum Rhein vorstiessen. Meiner Ansicht nach werden sie durch dieses Tal kommen wie Wasser, das den Hügel hinunterfliesst.»

«Das ist Unsinn», fauchte Model. Hodges werde nördlich von Remagen angreifen, denn nur ein Dummkopf würde den Rhein gerade dort überschreiten wollen, wo am anderen Ufer steile Felsen wie eine Mauer aufragen. «Nicht eine Ihrer Divisionen wird vom Westwall abgezogen», fuhr er fort; aber irgend etwas an Zangens Argumenten musste ihm doch eingeleuchtet haben, denn im nächsten Augenblick sagte er: «Natürlich hätte ich nichts gegen eine leichte Schwächung des Westwalls.»

Zangen fühlte sich ermutigt. Er machte den Vorschlag, Verstärkungen nach rückwärts zur Ludendorff-Brücke zu schicken.

«Sie sollten nicht soviel nach hinten schauen», erwiderte Model kurz angebunden. Nicht ein einziger Mann werde nach Remagen geschickt.

Resigniert fuhr Zangen zu seinem Gefechtsstand zurück. Dort erfuhr er, dass eine von Hodges' Angriffsspitzen Köln genommen hatte, während eine andere auf die rechts von ihm liegende 100 Kilometer breite Lücke vorstiess. Er beschloss, auf eigene Faust zu handeln, auch wenn es seine Karriere und vielleicht sein Leben kosten sollte. Seiner rechten Flanke, dem LXVII. Korps unter General Otto Hitzfeld, gab er Befehl, nach Nordosten einzuschwenken und sich kämpfend auf Bonn, 25 Kilometer nördlich von Remagen, zurückzuziehen, wo es Verbindung mit der 5. Panzerarmee aufnehmen sollte. Damit wäre das Tor nach Remagen verrammelt gewesen.

Überraschenderweise war Model über Zangens Eigenmächtigkeit durchaus nicht verärgert; er versprach sogar, eine Kampfgruppe der 5. Panzerarmee von Bonn aus vorstossen zu lassen, um die Verbindung mit Hitzfeld herzustellen. Zum erstenmal seit einer Woche fühlte sich Zangen erleichtert. Wenn Hodges durch die Schwenkung Hitzfelds schon nicht aufgehalten werden konnte, würde sich sein Vorstoss doch zumindest um einige Tage verzögern, so dass der Befehlshaber der zweiten Verteidigungslinie, Generalleutnant Walther Botsch, die Möglichkeit erhielt, die schwachen Kräfte bei Remagen zu verstärken.

Botsch hegte hinsichtlich der Ludendorff-Brücke dieselben Besorgnisse wie Zangen; er hatte Model sogar das Versprechen abringen können, die Verteidigung Remagens zu verstärken. Aber noch ehe diese Verstärkungen eintrafen, wurde Botsch von Model kurzfristig versetzt. Die Ludendorff-Brücke gehörte jetzt zum Befehlsbereich des Generals von Bothmer, der fand, dass Bonn, Beethovens Geburtsstadt, unbedingt gehalten werden müsse, während Remagen ihm nicht einmal eine Besichtigung wert war. Bothmer schickte lediglich einen Verbindungsoffizier, der die Gegend nicht kannte und ahnungslos fast der amerikanischen Einheit in die Hände lief, die Remagen am nächsten gekommen war.

Es war dies die 9. Panzerdivision unter Generalmajor John Leonard, von der Model irrtümlich annahm, er habe sie während der Ardennen-Offensive vernichtet. Jetzt bildete die 9. die Spitze eines Keils, den Hodges vorgetrieben hatte, um sich mit von Süden her vorstossenden Verbänden Pattons zu vereinigen; mit einer grossen Zangenbewegung sollten mehr als 250'000 Deutsche einschliesslich der 25. Armee Zangens eingeschlossen werden. Leonard wollte nach Remagen und dann am Westufer des Rheins entlang etwa 50 Kilometer nach Süden vorgehen, um schliesslich bei Koblenz mit Pattons Spitze zusammenzutreffen.

Am 6. März, gegen Mittag, hatte Leonards Division die 100 Kilometer breite Lücke zwischen den beiden deutschen Armeen bereits passiert – Zangens Befürchtungen hatten sich bestätigt. Auf der rechten Seite marschierte das Kampfkommando A, auf der linken, also nördlich davon, das von Brigadegeneral William Hoge geführte Kampfkommando B. Um 16.00 Uhr rollte Hoges Einheit in die Stadt Meckenheim, knappe 20 Kilometer von Remagen und seiner wichtigen Eisenbahnbrücke entfernt. Hoge war sonst ein wortkarger, ruhiger Mann, aber in der vorangegangenen Woche hatte er seine Männer rücksichtslos vorwärtsgetrieben und so das Abbröckeln des feindlichen Widerstands ausgenutzt. «Die Infanterie-Bataillone werden abwechselnd vorgehen», hatte er seinen Kommandeuren gesagt. «Wenn möglich, meiden Sie die Ortschaften ... Nutzen Sie die Unterstützung der Panzer aus, wo es geht. Wenn keine Panzerabwehr da ist, ziehen Sie Panzer nach vorn. Je nachdem sich die Dinge entwickeln, werde ich Ihnen zusätzliche Ziele angeben.» Er war der Meinung, dass jetzt jeder Durchbruch umgehend ausgenutzt werden müsse. Hoge hatte nie versucht, sich bei seinen Männern beliebt zu machen, aber sie mochten und respektierten ihn alle. Absolvent von West Point – wie seine beiden Brüder und seine beiden Söhne –, war er im Ersten Weltkrieg mit Leonard und Hodges in einer Division gewesen. Seine Leistungen waren immer hervorragend: Er hatte die Ausschiffung des Nachschubs bei Omaha Beach gesteuert, und während der Ardennen-Offensive hatten er und seine Truppe

mit Auszeichnung bei St. Vith gekämpft. Andere, weniger tüchtig – und weniger freimütig – als er, waren lange vor ihm befördert worden.

Hoge liess seinen Operationsoffizier, Major Ben Cothran, kommen; er solle eine gute Strasse nach Bonn ausfindig machen. Kampfgruppe A auf dem rechten Flügel sollte, den Plänen zufolge, Remagen nehmen und dann nach Süden abdrehen. Aber um 18.00 Uhr erhielt Hoge von Cothran die Mitteilung, dass die Pläne geändert worden und neue Befehle abzuwarten seien. Seit einer Woche praktisch ohne Schlaf, warf sich der erschöpfte Cothran – ehemals Lokalredakteur des *Journal* in Knoxville – auf sein Bett. Ein paar Stunden später erhielt Leonard einen Anruf seines Vorgesetzten Millikin vom in. Korps. Man besprach Leonards Auftrag für den folgenden Tag, und fast beiläufig bemerkte Millikin: «Sehen Sie den kleinen schwarzen Strich? Das ist die Brücke bei Remagen. Sollten Sie diese Brücke zufällig nehmen, wird Ihr Name in die Geschichte eingehen.» Millikin legte auf; im nächsten Augenblick hatte er schon vergessen, was er eben gesagt hatte. Brücken zu erobern, gehört zur militärischen Routine. Aber Millikin glaubte nicht daran, dass sich in diesem Fall eine Gelegenheit dazu ergeben werde.

2 Auch der deutsche Offizier, der für die Brückensicherung verantwortlich war, Hauptmann Willi Bratge, sass am Telefon. Er versuchte, Verstärkung heranzukriegen. Auf dem Papier verfügte er über mehr als 1'000 Mann: 500 Volksturmleute, 180 Hitlerjungen, 120 russische Freiwillige, etwa 220 Flaksoldaten und seine eigene Kompanie – 36 Mann.

Bratge war ein verschlossener, peinlich genauer Mann; ursprünglich Lehrer, war er 1924 durch Arbeitslosigkeit gezwungen gewesen, in die Reichswehr einzutreten. Er wusste, dass er sich im Ernstfall allein auf seine eigenen 36 Männer verlassen konnte, und das waren durchweg Rekonvaleszenten. Von seinen Volksturmleuten waren ihm ganze sechs geblieben; und was die Flaksoldaten betraf – die Bedienung der Geschütze auf dem Erpeler Ley, der sich direkt am östlichen Ende der Brücke mehr als 30 Meter hoch erhob –, so waren die meisten bereits auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Er hatte versucht, auf den westlichen Zufahrten zur Brücke einfache Baumsperren zu errichten, aber die erboste Bevölkerung hatte sich gewehrt und sich auf einen alten Erlass berufen, der das Fällen auch nur eines einzigen kostbaren deutschen Baumes untersagte. Und Bratges Vorgesetzte hatten sich geweigert einzugreifen.

Jetzt sass Bratge am Telefon und erklärte einem Leutnant May in Models Hauptquartier, dass man in viertägiger Arbeit eines der Geleise mit Planken abgedeckt habe; die Ludendorff-Brücke sei jetzt soweit hergerichtet, dass sie von Fahrzeugen benutzt werden könne. Dann bat Bratge dringend um Verstärkung; die Amerikaner seien inzwischen so dicht herangekommen, dass er das Panzerfeuer deutlich hören könne.

«Die Amerikaner kommen nicht nach Remagen», konstatierte Leutnant May und gab damit Models Ansicht wieder. Das Ziel der Amerikaner sei Bonn. Das Panzerfeuer, das Bratge gehört hatte, habe nichts zu bedeuten; bestimmt stamme es von einer kleinen Einheit, die als Flankendeckung eingesetzt sei.

«Ich bin schon lange Soldat», erwiderte Bratge. Er hatte in Polen, Frankreich, Russland und Rumänien gekämpft. «Das ist kein kleiner, sondern ein starker Verband.»

Enttäuscht legte er den Hörer auf. Er ging nach draussen und tastete sich durch dichten Nebel zum westlichen Ende der Brücke. Dort stiess er auf Hauptmann Karl Friesenhahn, einen schwächlichen, grauhaarigen Mann mittleren Alters, der die 120 Pioniere befehligte, die die Brücke im letzten Moment zerstören sollten. Friesenhahn blickte nach Süden, wo der Himmel von Bränden schmutzig rot gefärbt war – dort lag Koblenz, seine Heimatstadt. Offensichtlich sorgte er sich um seine Familie, und da er schlechter Laune war, machte er Bratge Vorwürfe, weil dieser fast seine gesamte Sicherungskompanie von 36 Mann zum Viktoriaberg, dem Hügel unmittelbar westlich von Remagen, geschickt hatte. Warum er diese Leute nicht hiergelassen habe, damit sie die Brücke schützen konnten? Bratge wurde wütend – seine Männer sässen dort, damit sie das Herannahen der Amerikaner melden könnten; und das sei nötig, damit Friesenhahn und seine Pioniere Zeit hätten, die Brücke zu sprengen. Die beiden kleinen Hauptleute, jeder etwa 1,65 Meter gross, starteten sich an wie Zwerghähne. Friesenhahn war mit Bratges Entscheidung nicht einverstanden. Er zuckte die Schultern und ging weiter.

Hitzfeld, dem es nicht gelungen war, die 100 Kilometer breite Lücke zu schliessen, durch die Leonards Division vorstiess, hatte eben eine zusätzliche Aufgabe erhalten: die Verteidigung der Ludendorff-Brücke. Wie Zangen erkannte er, wie wichtig das war. Er liess seinen Adjutanten, Major Hans Scheller, kommen, den er für einen tüchtigen und vorsichtigen Offizier hielt. Scheller schien ihm der richtige Mann, um eine derart kritische Situation zu meistern. Hitzfeld befahl dem Major, das Kommando über alle Verbände an der Brücke zu übernehmen und sich um die letzten Vorbereitungen für die Sprengung zu kümmern. «Falls erforderlich», fügte er hinzu, «was von der jeweiligen Situation abhängt, werden Sie persönlich den Befehl zur Sprengung geben.»

Scheller war begeistert. «Machen Sie den Wagen fertig», befahl er seiner Ordonnanz. «Das bringt mindestens das Ritterkreuz ein!»

3 Oberst John (Pinky) Growdon, Leonards Operationsoffizier, traf um 2.30 Uhr mit neuen Befehlen für das Kampfkommando B auf Hoges Gefechtsstand ein: Um 7.00 Uhr sollte das Kommando in zwei Kolonnen auf Remagen und das fünf Kilometer südlich davon gelegene Sinzig vorrücken. Hinsichtlich der Ludendorff-Brücke lägen keine genauen Richtlinien vor, es sei denn, dass sie nur mit Doppelzündern beschossen werden solle. Diese Granaten detonieren bereits vor dem Aufschlag. Der Verkehr auf der Brücke sollte behindert, die Brücke selbst aber nicht ernstlich beschädigt werden.

Als am 7. März der Morgen dämmerte, regnete es leicht. Räumkommandos beseitigten die Trümmer auf den Strassen Meckenheims, damit Hoges Panzer die Stadt verlassen konnten. Der General hatte seine Kommandeure zu einer kurzen Besprechung gebeten: Das Kampfkommando solle zwei Gruppen bilden. Oberstleutnant Leonard Engeman werde mit seinem 14. Panzerbataillon und dem

27. Panzerinfanterie-Bataillon in östlicher Richtung auf Remagen vorrücken und die Stadt nehmen. Die andere Gruppe, das 52. Panzerinfanterie-Bataillon des Oberstleutnants William R. Prince, werde die vermutlich schwerere Aufgabe haben, nämlich über Remagen hinaus vorzustossen und am Südufer der Ahr, eines Nebenflusses des Rheins, durch die Einnahme von Sinzig einen Brückenkopf zu bilden. Die Einheit Prince brach planmässig auf; die Einheit Engeman wurde am Ostrand der Stadt durch Trümmer aufgehalten, so dass sie erst um 8.20 Uhr starten konnte. Die Spitze bildete ein Zug der A-Kompanie des 27. Panzerinfanterie-Bataillons, und unmittelbar dahinter kam ein Zug M-26, der neuen schweren «Pershing»-Panzer mit 9-cm-Kanonen.

Hoge studierte mit einem beleuchteten Vergrößerungsglas die Karte, als General Leonard hereinkam. «Wie steht es, Bill?»

Hoge blickte auf, und wie üblich waren seine blauen Augen halb geschlossen. «John, was ist mit dieser Brücke, die über den Fluss führt?» Er malte einen Kreis um die Ludendorff-Brücke.

«Was soll mit ihr sein?»

«Deine Nachrichtenleute haben keine Ahnung, ob sie noch steht. Angenommen, ich stelle fest, dass sie noch nicht gesprengt ist, soll ich sie dann nehmen?»

«Verdammt nochmal: natürlich!» sagte Leonard sofort. «In diesem Fall: möglichst schnell rüber.» Er sah, dass Cothran seine Pistole umschnallte und zur Tür ging, und fragte: «Wo wollen Sie denn hin?»

«Wenn Engeman über diese Brücke soll, muss ihm irgend jemand Bescheid sagen», erwiderte Cothran. «Über Funk sollten wir es nicht durchgeben; die Deutschen sind zu nah.»

Leonard grinste. Er war nicht der einzige, der es für ziemlich ausgeschlossen hielt, die Brücke zu nehmen. «Also gut, los. Vielleicht kommt Ihr Name dann in die Zeitungen.»

«General, ich will gar nicht, dass mein Name in die Zeitungen kommt», sagte Cothran. «Ich möchte nur, dass dieser verdammte Krieg bald zu Ende ist und ich nach Hause kann.»

Um 10.30 Uhr flog der Artilleriebeobachter Leutnant Harold Larson in seiner kleinen Maschine durch Wolken und Nebel auf den Rhein zu. Sein Auftrag lautete, befahrbare Strassen und Brücken für Hoges Panzer und Ziele für die Artillerie auszumachen. Uplötzlich lag der Strom vor ihm, und im Dunst wurde verschwommen eine Brücke sichtbar. Er flog näher heran, um sich zu orientieren: Die Stadt da vorne war Remagen. Larson ging tiefer; er wollte sehen, ob noch Verkehr über die Brücke lief. Die Brücke war intakt! Larson drehte ab und flog zurück.

4 Seit Tagesanbruch waren deutsche Fahrzeuge über die Brücke gerollt, und jedes war von Bratge überprüft worden. Jetzt, am Vormittag, war der Hauptmann einigermassen erschöpft und schlechter Laune. Er zündete sich eine Zigarette an und sah zu, wie Flak auf die Zufahrten zur Brücke gezogen wurde. Die Kano-

nen, die oben am Erpeler Ley gestanden hatten, waren nach Koblenz gebracht worden; sie sollten Patton aufhalten. Er blickte zu dem Hügel auf der anderen Seite des Flusses hoch. «Beeilt euch», schrie er den schwitzenden Männern zu. «Die Amerikaner kommen!» Dann ging er zu seinem Gefechtsstand zurück. Es war ein trübseliger Tag, und Bratge war deprimiert.

Dann tauchte Major Scheller auf, der neue Kampfkommandant von Remagen. Bratge nahm an, dass Scheller die versprochenen Verstärkungen mitgebracht habe, und fragte, wo sie seien. Scheller erwiderte, er habe keine Ahnung, wovon der Hauptmann spreche, woraufhin Bratge den Neuankömmling für einen Spion hielt, bis dieser sich ausgewiesen hatte. Schellers einzige Sorge waren die Vorbereitungen für die Sprengung. Etwa sechzig Sprengladungen waren in die Brücke eingebaut worden. Gegen Mittag begannen die beiden, die Ladungen mit einem Hauptkabel zu verbinden. Der Zündapparat befand sich im Tunnel am Ostufer.

Etwa zur gleichen Zeit passierte die Einheit Engeman Bierresdorf, ein kleines Dorf fünf Kilometer vor Remagen. Dann drehte sie fast genau nach Osten ab, hinein in die Wälder auf dem Plateau oberhalb des Rheins. Einem Sergeant des ersten Zuges der A-Kompanie kam die Totenstille verdächtig vor, und er gab mit seiner Maschinenpistole ein paar Feuerstösse ab. Der Sergeant war Carmine Sabia: ein gedrungener Bursche mit Schnurrbart, 25 Jahre alt, aus Brooklyn. Die Kolonne hielt; mit neun Männern der A-Kompanie kletterte Sabia aus seinem Schützenpanzer. Sabia hielt sich an die Strasse. Es war etwa 13.00 Uhr, als die Gruppe eine Stelle erreichte, wo die Strasse scharf nach rechts abbog, und da bot sich ihm ein grossartiges Bild: tief unter ihm lagen der Rhein und die Stadt Remagen. «Jesus, seht euch das an!» schrie er; dann stand er sprachlos da. Schliesslich fragte er den Mann, der neben ihm stand: «Haben Sie eine Ahnung, welcher verdammte Fluss das ist?»

Staff Sergeant Joseph De Lisio rannte nach vorn, um festzustellen, warum es nicht weiterging. Er war, wie Sabia, untermischt, auch er trug einen Bart, auch er war 25 Jahre alt; aber er stammte aus Bronx. Als er den Strom sah, blieb ihm das Wort im Halse stecken; auch er war von der Schönheit dieses Anblicks überwältigt. Für einen Moment hatte der Krieg aufgehört. Dann sah De Lisio durch den Dunst eine Brücke, über die Fahrzeuge rollten. Instinktiv befürchtete De Lisio eine Falle. Gewöhnlich machte er sich nicht viel Gedanken; er tat so, als könnten die Deutschen ihm nichts anhaben. Aber von dieser Brücke wollte er nichts wissen: er war sicher, das verdammte Ding würde in die Luft gehen, wenn sie sich erst darauf befänden.

Jetzt kamen der Kompaniechef, Oberleutnant Karl Timmermann, und der Zugführer Emmet Burrows angestürmt. Auch sie blickten sprachlos auf das Bild, das sich ihnen bot. Dann nahmen sie die Brücke mit ihren Ferngläsern unter die Lupe und sahen Kühe, Pferde, Soldaten und Fahrzeuge hinüberziehen.

Burrows rief seine Granatwerfergruppe: «Baut das Ding auf und setzt ein paar dazwischen.» Aber Timmermann entschied, dass dies ein Fall für Panzer und Artillerie sei. Er durfte jetzt keinen Fehler begehen, denn erst gestern hatte er den Befehl übernommen. Timmermann war gross, blond und ernst. Die meisten sei-

ner Männer mochten ihn, aber ein paar meinten, er sei zu streng. Und manche Vorgesetzte waren schockiert, wenn Timmermann frei von der Leber weg redete. Engeman kam in seinem Jeep angerast, und auch er vertiefte sich in den Anblick des Stroms, der Stadt und der Brücke. Das war Glück, unwahrscheinliches Glück – aber er hatte schon immer Glück gehabt. Er beobachtete die Fahrzeuge, die langsam über die Brücke rollten, und befahl seinem Artilleriebeobachter, Feuer mit Doppelzündern anzufordern.

Mittlerweile war die Einheit Prince, ohne auf Widerstand zu stossen, nach Südosten marschiert, von den deutschen Zivilisten überall mit weissen Fahnen empfangen. Wenige Kilometer westlich des Rheines drehte sie unvermittelt nach Süden ab und stiess so unerwartet über die Ahr hinweg nach Sinzig hinein, dass die in betonierten Stellungen sitzenden Verteidiger völlig überrascht wurden. Rund 300 Soldaten wurden gefangengenommen. Leutnant Fred De Rango vernahm die Einwohner; einer sagte, dass die Ludendorff-Brücke um 16.00 Uhr gesprengt werden solle. De Rango schickte einen Melder zu Hoge, dessen Gefechtsstand sich jetzt in Bierresdorf befand, und versuchte ausserdem, die Einheit Engeman direkt über Funk zu erreichen. Als keine Verbindung zustande kam, brach De Rango mit einem Zug in Richtung Brücke auf, in der Hoffnung, die Sprengladungen noch rechtzeitig entfernen zu können.

5 Engeman befahl der A-Kompanie, zu Fuss in Remagen einzudringen; die C-Kompanie sollte wenige Minuten später mit Halbkettenfahrzeugen folgen. Dann liess er Leutnant John Grimball vom 14. Panzerbataillon, einen schwächlichen Rechtsanwalt aus South Carolina, kommen: «Ich möchte, dass Sie durch Remagen durchstossen, John. Decken Sie die Brücke mit Geschützfeuer ein. Legen Sie jeden um, der versucht, sie zu sprengen.»

Um 13.50 Uhr hatte Timmermann die gesamte A-Kompanie mit Ausnahme eines einzigen Zuges nach Remagen hinuntergeschickt; die Spitze bildete der Zug von Leutnant Burrows. Der zurückgebliebene Zug unter Führung von Sergeant De Lisio benutzte eine Abkürzung und stieg auf einem Fussweg, der durch die Weingärten führte, hügelabwärts. Dabei kamen sie an der berühmten St. Apollinaris-Kirche mit ihren vier Türmen vorüber, die im 13., 17. und 19. Jahrhundert auf den Fundamenten einer Kapelle wiederaufgebaut worden war, die noch aus römischen Zeiten stammte; dann erreichten sie die feste Strasse Bonn-Remagen am Westufer des Rheines. Hier stiess De Lisio auf eine verlassene deutsche Strassensperre. Nachdem er eine Maschinengewehrgruppe zurückgelassen hatte, drang er unbekümmert am Flussufer weiter vor. Dann bog er nach rechts in Richtung Stadt – und in Richtung Brücke, die unmittelbar dahinter lag. Einige Gewehrschüsse, die aus vereinzelt liegenden Häusern kamen, sorgten dafür, dass sie ihr Tempo steigerten, aber als der Zug die Häuser erreichte, waren sie leer. Plötzlich kam ein Soldat zu De Lisio gerannt. «Sergeant Foster hat eben einen deutschen General gefangengenommen!» schrie er aufgeregt. De Lisio folgte dem Soldaten; bei einem Haus standen Foster und seine Männer um einen uniformierten Deutschen und zwei Frauen herum.

«Was meinst du dazu, Joe?» fragte Foster.

De Lisio fing an zu lachen. «Lass den Mann laufen», sagte er. «Was du gefangen-genommen hast, ist ein Eisenbahnschaffner.»

Am Flussufer entlang stiess De Lisio durch Remagen vor. Nach einem knappen Kilometer sah er zwei Türme, die ihn an eine Festung erinnerten: das westliche Ende der Ludendorff-Brücke.

Von De Lisio nicht auszumachen, weil hinter den Mauern einer Möbelfabrik verborgen, hockten Hauptmann Friesenhahn und vier Freiwillige um einen Zündkasten: die Strasse sollte durch eine Sprengladung für jedes amerikanische Fahrzeug unpassierbar gemacht werden. Aber jeden Augenblick musste eine deutsche Artillerieabteilung eintreffen, die noch über den Fluss wollte, und Friesenhahn gedachte bis zum allerletzten Moment zu warten, bevor er den Zündhebel drückte. Einzelne Gewehrschüsse waren zu hören, als sich das Gros der A-Kompanie der Brücke näherte; dann schlugen in der Nähe der deutschen Pioniere Granaten ein, die von Grimballs Panzern stammten. Immer noch zögerte Friesenhahn; aber als er dann einen Pfiff hörte und in der Möbelfabrik amerikanische Stahlhelme aufblitzen sah, schrie er: «Zünden!» Ein Pionier riss am Hebel, und alles ging in Deckung. Sechs Sekunden später, um 14.35 hJhr, kam die Explosion. Als der Qualm wich, konnte Friesenhahn befriedigt feststellen, dass ein zehn Meter breites Loch in die Auffahrt gerissen war. Er gab seinen Männern ein Zeichen und rannte los, um noch über die Brücke zu kommen. In ein paar Metern Entfernung detonierte die Granate eines «Pershing», und durch den Luftdruck wurde Friesenhahn ohnmächtig. Fünfzehn Minuten später kam er wieder zu sich und taumelte hinüber zum Ostufer.

Hinter ihm krochen noch zwei Gestalten auf die Brücke: Feldwebel Gerhard Rothe, dem die Vorposten auf dem Viktoriaberg unterstellt gewesen waren, und ein Unteroffizier. Sie waren die einzigen, die durchgekommen waren. Sie umgingen den Krater in der Strasse; mit seinen drei Beinverwundungen schlug Rothe lang hin, als er die Brücke erreicht hatte. Die von den Stahlträgern abprallenden Gewehrsgeschosse piffen ihm um den Kopf, als er langsam zum anderen Ufer robbte. Es waren zwar nur gute 300 Meter bis dorthin, aber sie wollten kein Ende nehmen.

General Hoge hatte durch Cothran von der Brücke gehört; so fuhr auch er zu der Strassenbiegung, von der aus der Rhein zu überblicken war. Er wollte seinen Augen nicht trauen: sie stand tatsächlich noch. Er erinnerte sich der Worte Leonards. Keiner hatte angenommen, dass so etwas überhaupt möglich war. Vielleicht hatte er Glück. Vielleicht warteten die Deutschen aber auch nur, bis die Leute Engemans drüben waren, um das Ding dann in die Luft zu jagen.

«Nehmen Sie diese Brücke», brüllte er Engeman zu. Plötzlich schien alles viel zu langsam zu gehen. «Nehmen Sie ein paar Panzer und stellen Sie sie zu beiden Seiten auf und feuern Sie über den Fluss. Schicken Sie Infanterie hinüber, wenn Sie die Feuerüberlegenheit haben.» Keiner auf dem Hügel hatte Hoge je so aufgeregt erlebt. Sonst war er immer ruhig; jetzt tobte er, weil alles, wie er fand, unverzeihlich langsam ging. Ungeduldig fragte er Engeman, warum er Remagen

nicht schon genommen habe. Engeman erklärte, dass zwei Infanterie-Kompanien und die Panzer des Leutnants Grimball schon vor einiger Zeit in Marsch gesetzt worden seien. Aber Hoge wollte keine Erklärungen; er wollte Remagen, und zwar unverzüglich. Sein Gesicht wurde nachdenklich. «Es wäre hübsch, eine Brücke zu haben», murmelte er.

«Yes, Sir!» sagte Engeman und befahl seinen Männern über Funk, schneller zu machen.

Um 15.15 Uhr erhielt Hoge De Rangos Meldung, dass die Brücke wahrscheinlich in 45 Minuten gesprengt werden würde.

«Beeilen Sie sich», brüllte der General zu Engeman hinüber. «Um sechzehn Uhr wollen sie die Brücke hochjagen. Schiessen Sie mit Phosphor und Rauchgranaten rund um die Brücke, aber treffen Sie sie nicht. Die Deutschen brauchen nicht zu sehen, was wir machen. Decken Sie den Angriff mit Panzern und Maschinengewehren und holen Sie Ihre Pioniere nach vorn, damit sie die Kabel auf der Brücke durchschneiden können!»

Engeman erwiderte, er habe bereits Nebel angefordert. Am anderen Flussufer stieg weisser Qualm auf – allerdings in Erpel, knapp einen Kilometer vom östlichen Ende der Brücke entfernt, und ausserdem auf dem Erpeler Ley. In der ganzen Gegend qualmte es, nur nicht in der Nähe der Brücke. Hoge beobachtete sie durch sein Fernglas. Nichts war zu sehen. Was hielt den Angriff auf? Er befahl Major Murray Deevers, dem Kommandeur des Panzerinfanterie-Bataillons, nach unten zu gehen und mit seinen Männern über die Brücke zu setzen; dann wandte er sich wieder an Engeman. «Ich möchte, dass Sie diese Brücke so schnell wie möglich nehmen.»

«Ich tue, verdammt, ohnehin schon alles, um sie zu kriegen!» gab Engeman zurück und sprang in seinen Jeep. Als er den Stadtrand erreicht hatte, gab er Grimball über Funk den Befehl: «Rücken Sie zur Brücke vor.»

«Bin bereits da.»

«In Ordnung – dann decken Sie die Brücke mit Feuer ein und passen Sie auf, dass die Deutschen nicht noch irgend etwas anstellen», schrie Engeman. Dann schickte er einen Melder zu Leutnant Hugh Mott vom 9. Panzerpionier-Bataillon. Ein paar Minuten später trafen sich die beiden hinter einem Hotel in der Nähe der Brücke. «Mott», sagte der Colonel, «gehen Sie auf die Brücke, bauen Sie alle Ladungen aus und kappen Sie alle Kabel; dann geben Sie mir Bescheid, wann Sie die Brücke repariert haben können, damit ich mit den Panzern hinüber kann.» Als Mott den riesigen Krater sah, den Friesenhahn in die Strasse gesprengt hatte, war ihm klar, dass es Stunden dauern würde, bis der erste Panzer hinüberrollen konnte. Er holte zwei Unteroffiziere; die drei machten sich fertig, damit sie mit den ersten Infanteristen auf die Brücke gehen konnten.

Inzwischen war Major Deevers eingetroffen. In der Nähe der Möbelfabrik stiess er auf Timmermann: «Glauben Sie, dass Sie Ihre Kompanie über die Brücke bringen können?»

Timmermann blickte auf. Von den beiden Türmen am anderen Ufer des Flusses kam vereinzelt Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Aber es war eine einmalige Gelegenheit. «Versuchen können wir es, Sir.»

«Dann los.»

Timmermann sah wieder zur Brücke hinüber. Flakgranaten aus den Geschützen vom Erpeler Ley detonierten im Oberbau. Im Qualm sah das Gerüst so zerbrechlich aus, als wollte es jeden Augenblick in sich Zusammenstürzen. «Und was ist, wenn sie mir ins Gesicht fliegt?» fragte er.

Deevers schwieg. Timmermann rutschte in einen Granattrichter, wo seine Zugführer warteten. «Wir haben Befehl hinüberzugehen», sagte er ruhig. «Alpha Company führt. Reihenfolge: erster Zug, dritter Zug, zweiter Zug.»

Sabia, der den hochgewachsenen Leutnant mochte, meinte: «Das ist eine Falle. Wenn wir in der Mitte sind, lassen sie die Brücke hochgehen.»

Auch De Lisiso gefiel der Befehl nicht; aber er schwieg.

Timmermann zögerte und sagte dann: «Befehl ist Befehl. Wir sollen 'rüber. Also gut – gehen wir.» Er kletterte aus dem Trichter.

Oben auf dem Hügel hatte Hoge eben neue Weisungen vom *iii.* Korps erhalten. Patton sei beinahe bis zum Rhein durchgebrochen; Hoge solle sofort nach Süden vorstossen und sich in Koblenz mit Patton treffen.

Eine sehr dumme Sache. Dies war eine der grossen Chancen des Krieges, und er konnte sie nicht nutzen – sofern er den Befehlen folgte. Mit dem Fernglas beobachtete er die Brücke. Deevers' Infanteristen hatten den Angriff noch nicht begonnen; noch konnte er das ganze Unternehmen abblasen. Er zögerte – aber nur einen Augenblick. Die Sache war klar. Hatte er Erfolg, würde man ihn als Helden feiern; ging es schief, war seine Ablösung so gut wie sicher und seine militärische Laufbahn zu Ende.

Er beschloss, es zu versuchen – was später kam, war ihm egal.

Auf der anderen Seite des Flusses taumelte Hauptmann Friesenhahn, immer noch angeschlagen, in den Eisenbahntunnel, der in den steilen Felshang gesprengt war. Er sah Bratge am Tunneleingang stehen und keuchte: «Die Amis sind in der Möbelfabrik!»

«Dann jagen Sie die Brücke hoch», verlangte Bratge aufgeregt.

Friesenhahn zögerte. Noch vor einer Stunde hatte er Scheller gedrängt, ihn die Brücke sprengen zu lassen; aber der Major hatte nachdrücklich auf Hitlers Befehl verwiesen, jeden vor ein Kriegsgericht zu stellen, der eine Rheinbrücke zu früh hochgehen liess. «Major Scheller hat den Befehl zu geben», antwortete Friesenhahn.

Feldwebel Rothe war gerade von der Brücke gekrochen und wurde in den Tunnel gebracht. Ja, die Amerikaner sässen am anderen Brückenende. Bratge wurde ungeduldig; er sagte Friesenhahn, dass er die Angelegenheit jetzt selbst in die Hand nehmen werde. Er ging zu Schellers Gefechtsstand am anderen Ende des Tunnels, knapp 500 Meter entfernt. Den Gleisen entlang tastete er sich durch die Dunkelheit; immer wieder wurde er von Leuten aus der Stadt aufgehalten, die hier Schutz gesucht hatten. Schliesslich kam er zum rückwärtigen Tunnelausgang, nur wenige hundert Meter von Erpel entfernt. «Wir müssen die Brücke sprengen!» schrie er zu Scheller hinüber – die Amerikaner sässen schon in der Möbelfabrik. Scheller dachte an Hitlers Befehl und zögerte.

«Wenn Sie den Befehl nicht geben wollen», schrie Bratge wütend, «gebe ich ihn!»

Der Major seufzte, dann sagte er: «Also gut, jagen Sie sie hoch.»

Bratge tappte durch die Finsternis zurück. Als er Friesenhahn sah, rief er: «Sprengen Sie die Brücke!»

Friesenhahn zögerte. Dann kniete er sich neben den Zündkasten – von hier gingen Kabel zu den mehr als sechzig Sprengladungen, die über die ganze Brücke verteilt waren –, packte den Schlüssel, der aussah, als gehörte er zu einer altmodischen Uhr, und drehte ihn um. Bratge hielt den Atem an. Er wartete auf die Explosion, die nicht kam. Friesenhahn drehte wie verrückt am Schlüssel – ohne Erfolg. Die Hauptleitung musste unterbrochen sein, vermutlich durch eine amerikanische Granate. Er schickte ein paar Leute los; aber am Tunneleingang wurden die Männer von einem Hagel von Panzergranaten empfangen. Friesenhahn erklärte seinen Unteroffizieren, er brauche einen Freiwilligen, der die Notladung – 300 Kilogramm Donarit – unmittelbar unterhalb der beiden Türme am Ostufer mit der Hand zünde. Die Männer schwiegen. Schliesslich meldete sich ein Feldweibel – er hiess Faust: er wolle es versuchen. Um 15.35 Uhr kroch er im Feuer der amerikanischen Maschinengewehre aus dem Tunnel und rannte los. Bis zu der Stelle, wo die Sprengladung angebracht war, waren es etwa achtzig Meter.

Auch Friesenhahn rannte aus dem Tunnel; er wollte sehen, was draussen vorging. Eine Granate detonierte, und er sprang in einen Trichter. Als er vorsichtig über den Trichterrand spähte, sah er den Feldweibel zurückkommen. Auch mit der Notladung hatte also irgend etwas nicht geklappt. Er fluchte – er dachte gar nicht mehr daran, dass eine Zündschnur ja erst abbrennen muss. Dann hörte er die Explosion; Balken wirbelten durch die Luft.

Hoge nahm lediglich ein entferntes Geräusch wahr, aber als er sah, wie die Brücke sich in die Luft hob, war er überzeugt, dass nichts mehr zu machen war. Er war enttäuscht, aber auch ein wenig erleichtert, weil ihm so eine schwierige Entscheidung erspart blieb. Aber als der Qualm sich verzogen hatte, stellte er verwundert fest, dass die Brücke immer noch stand. Er sprang in seinen Jeep und fuhr nach unten: Engeman solle sofort die ganze Kampfgruppe über den Fluss werfen.

Auch Leutnant Timmermann sah, wie die Brücke sich bewegte, und brüllte: «Da schaut! Wir können nicht mehr hinüber; gerade ist sie gesprengt worden!»

De Lisio dachte: Jetzt haben wir fünf Tage Ruhe.

Dann schrie jemand: «Sie steht immer noch!»

Timmermann winkte seine drei Zugführer heran. «Gut, dann gehen wir jetzt los!»

Er lief zur Brücke, aber die Männer zögerten. Major Deevers rief fröhlich: «Los, Freunde, macht, dass ihr 'rüberkommt. Wir sehen uns drüben, und dann gibt's gebratene Hähnchen.»

Keiner rührte sich; ein paar machten obszöne Bemerkungen. «Los endlich», schrie Deevers, jetzt todernst. «Macht, dass ihr 'rüberkommt!»

Sergeant Anthony Samele drehte sich zu Sergeant Mike Chinchar um, dem stellvertretenden Führer des ersten Zuges. «Komm, Mike, gehen wir.» Vorsichtig robbte Chinchar zur Brücke. Unmittelbar hinter ihm kam Obergefreiter Art Massie, danach Leutnant Mott, der den Auftrag hatte, die Sprengladungen auszubauen und alle Kabel zu zerschneiden. Samele war der vierte.

Chinchar wandte den Kopf und brüllte: «Okay, gehen wir!» Dann rannte er los, die anderen hinter ihm her. «Massie», rief Chinchar, «du kommst bis zu dem grossen Loch nach.» Er deutete dorthin, wo die Sprengladung die Brückendecke zerrissen hatte.

«Lust habe ich zwar nicht, aber ich komme», sagte Massie. Um ihre Köpfe piffen die Kugeln. Dicht hinter ihnen trieb Timmermann die nächste Gruppe an. «Los, los!» schrie er immer wieder. Am Ufer lag Chaplain William T. Gibble mit seiner Schmalfilmkamera und filmte.

Mott hatte zwei seiner Unteroffiziere nachgeholt; die drei Pioniere kappten jedes Kabel, das sie finden konnten. Auf Sprengladungen stiessen sie erst auf der östlichen Hälfte der Brücke: vier Ladungen von je etwa 12 Kilo, an Doppel-T-Trägern befestigt. Sie schnitten die Haltedrähte durch und krochen weiter. Chinchar und seine Männer, die auf der linken Seite vorgingen, bekamen MG-Feuer von den beiden Steintürmen. Dicht vor dem linken Turm machte er halt. De Lisio kam heran und wollte wissen, was zum Teufel los sei.

«Scharfschützen», sagte Chinchar.

«Verdammt nochmal, sollen ein paar Scharfschützen das ganze Bataillon aufhalten? Wir sollten machen, dass wir von dieser verfluchten Brücke runterkommen. Wenn sie hochgeht, sind wir alle erledigt.» De Lisio liess seine zweite Gruppe aufschliessen und rannte weiter. Immer noch rechnete er damit, dass es im nächsten Moment krachen würde. Jemand schrie: «Wer übernimmt den rechten Turm?» De Lisio wechselte auf die andere Seite hinüber, erreichte einen grossen Torbogen und fing an, die Heuballen beiseite zu räumen, die den Eingang versperrten.

Sabia war hinter ihm. Der Weg über die Brücke war ihm endlos lang vorgekommen. Und immer wieder hatte er hinuntergeblickt, wo 25 Meter tiefer, Wasser wirbelnd dahinfloss. Er war kein allzu guter Schwimmer – wie lange es wohl dauern mochte, bis sein schweres Gepäck ihn unter Wasser zog? Sabia sah eine Kugel in den Torbogen schlagen und schrie: «Joe, du bist getroffen!»

De Lisio tastete sich ab. Er spürte keinen Schmerz. «Du spinnst ja.»

«Aber ich habe doch gesehen, wie der Schuss durch dich hindurchging», wiederholte Sabia; dann rannte er zum zweiten Turm hinüber. De Lisio war allein. Er sprang in den rechten Turm: fünf Deutsche hockten um ein Maschinengewehr, das Ladehemmung hatte. Mit seiner Maschinenpistole gab er zwei Schüsse an die Decke ab und schrie: «Hände hoch!»

Die Deutschen führen herum und hoben die Hände. De Lisio bückte sich, klappte mit der freien Hand das Zweibein zusammen, hob das Maschinengewehr hoch und warf es aus dem Fenster. In gebrochenem Deutsch fragte er: «Jemand oben?»

«Nein.»

«Wir wollen nachsehen.»

Er liess die fünf Gefangenen vor sich die Wendeltreppe hochsteigen. Oben waren noch zwei Männer, ein Soldat und ein Leutnant. Der Soldat blieb wie angewurzelt stehen; der Offizier, der offensichtlich betrunken war, wankte auf einen Zündkasten zu, der in der Ecke stand. De Lisio gab einen Schuss ab, der vor den Füßen des Leutnants in den Fussboden ging, und schob seine Gefangenen wieder die Treppe hinunter.

Draussen suchte Alex Drabik aus Ohio, ein grosser, schmaler, schüchterner Soldat mit traurigen Augen, seinen Zugführer De Lisio. Es hätte De Lisio ähnlich gesehen gleich in den Eisenbahntunnel hineinzustürmen. «De Lisio muss schon drüben sein», rief Drabik. «Kommt!»

«Weiter», sagte Sabia, der Chinchar, Samele und Massie geholfen hatte, ein Maschinengewehr im linken Turm auszuschnallen. Dann lief er Drabik nach, der bereits losgerannt war. Sekunden später dirigierte De Lisio seine Gefangenen aus dem Turm, gab ihnen mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie auf die amerikanische Seite der Brücke zu gehen hätten, und rannte hinter Sabia her. Drabik spurtete, dass ihm der Helm vom Kopf fiel. Er hielt nicht mehr an, bis er drüben war: der erste Amerikaner, der das Ostufer des Rheins erreichte. Dicht hinter ihm kam Marvin Jensen, Stukkateur aus Minnesota, der immer wieder brüllte: «Verdammt Mist, glaubst du, dass wir es schaffen?» Dichtauf folgten Samele, De Lisio, Chinchar, Massie und Sabia.

Timmermann war der erste Offizier, der die Brücke überquerte. Er deutete auf den gute hundert Meter entfernten Eingang des Eisenbahntunnels. «Sehen Sie nach, was los ist, aber lassen Sie sich auf keinen Kampf ein», sagte er zu Sabia. «Nehmen Sie Joe und ein paar andere mit.»

De Lisio hatte ohnehin bereits beschlossen, seine Nase in den Tunnel zu stecken. Sabia empfahl, nicht auf den Schienenschwellen zu gehen, weil das nur Lärm machte. Die Männer tasteten sich behutsam in den finsternen Stollen. Sie passierten mehrere Sperren, ohne dass sie beschossen wurden. Nach einer Biegung kamen sie an einer Reihe von Güterwagen vorbei. Gedämpfte Stimmen waren zu hören. De Lisio gab einen Schuss an die Decke ab, der als Querschläger abprallte. Mit erhobenen Händen kamen zwei deutsche Soldaten anmarschiert. Die Amerikaner begleiteten sie nach hinten, aus dem Tunnel hinaus, und forderten sie mit einer Handbewegung auf, zur Brücke zu gehen.

6 Als Bratge erfuhr, dass Amerikaner über die Brücke kämen, rannte er zu Scheller zurück: er brauche Pioniere für einen Gegenangriff. Scheller war es recht, und der Hauptmann lief wieder zum Tunneleingang, wobei er alle Soldaten mitnahm, denen er unterwegs begegnete. Als er schon fast bei der Brücke war, kam ein Feldwebel mit der Meldung, Scheller und zwei weitere Offiziere seien verschwunden. Bratge beschloss, selbst wieder das Kommando zu übernehmen.

Er versuchte, seine Männer auf eine Anhöhe zu führen, von der aus die Brücke einzusehen war; aber das Gewehrfeuer der Amerikaner, die die Brücke schon überquert hatten, trieb sie zurück. Bei den Zivilisten im Tunnel machte sich die Angst breit; sie verlangten von Bratge, er solle den Kampf einstellen, und versuchten sogar, den Pionieren die Waffen wegzunehmen. Bratge versammelte die übriggebliebenen Offiziere – Friesenhahn und drei Leutnants – um sich.

«Major Scheller und zwei andere Offiziere haben uns verlassen», konstatierte er in seiner etwas gespreizten Art. «Der Grund ist mir unbekannt. Wir können es uns nicht erlauben, den Kampf fortzusetzen.» Dann erinnerte er an einen Befehl Hitlers: «Wer kämpfen will, auch wenn es sich nur um einen einfachen Soldaten

handelt, kann dem anderen Befehle erteilen.» Und dann fragte er: «Möchte einer von Ihnen den Kampf fortsetzen? Wenn ja, kann er das Kommando übernehmen.»

Niemand antwortete.

Ein Trupp Zivilisten mit einer weissen Fahne drängte nach vorn. Bratge wandte sich an seine Soldaten: «Ich befehle die Einstellung des Kampfes. Ich fordere Sie auf, sämtliche Waffen zu zerstören und den Tunnel zu verlassen.»

Ein paar hundert Meter jenseits des Tunnelausgangs war Sabias Gruppe am Bahnhof Erpel angelangt. Gemächlich rollte eben von Norden her ein Zug ein. Sabia und seine Männer duckten sich in einen Graben. Der Sergeant beobachtete, wie schon ziemlich betagte Landser unbeholfen aus den Waggons kletterten und wie ein eleganter junger Leutnant sie antreten liess. Als alle Soldaten in Reih und Glied standen, richteten sich die Amerikaner in ihrem Graben auf und sagten: «Hände hoch!» Niemand leistete Widerstand – nicht einmal der elegante Leutnant.

Der Rest der A-Kompanie versuchte, die fast senkrechte glitschige Wand des Erpeler Ley zu erklimmen. Das Abwehrfeuer war verheerend – die Überquerung der Brücke war nichts gegen diese Kletterpartie.

In der Zwischenzeit hatte die C-Kompanie *Flak Hill* – so nannten die Amerikaner den Erpeler Ley – umgangen und rückte gegen das rückwärtige Ende des Tunnels vor. Ein einsamer, mit einer Panzerfaust bewaffneter Deutscher hielt dort Wache. Man rief ihm zu, herzukommen; der Mann gehorchte. Ein paar Minuten später waren Bratge und mehr als 200 seiner Leute gefangen.

Oberstleutnant Sears Y. Coker, der Pionierführer der Division, hatte in Hoges Gefechtsstand in Bierresdorf auf den General gewartet. Als der Oberstleutnant von Hoges Dilemma erfuhr, erklärte er sich bereit, zum Divisionsgefechtsstand zurückzufahren und den Leuten dort zu erklären, warum Hoge die neuen Befehle nicht befolgt hatte. Aber Coker war kaum weg, als der Divisionskommandeur persönlich erschien. General Leonard war noch nicht aus dem Wagen, da sagte Hoge: «Wir haben die Brücke.»

«Was wollen Sie denn damit anfangen?» fragte Leonard; aber Hoge wusste, dass er nur einen Scherz machte.

«Jetzt haben wir den Bullen am Schwanz und eine Menge Ärger.» Hoge hielt ihm die Weisung hin, die er vom in Korps erhalten hatte: weiter nach Süden vorzustoßen. «Das hier sind meine neuen Befehle. Was soll ich machen? Ich habe schon Leute auf der anderen Seite.»

«Also haben Sie Befehle nicht befolgt», sagte Leonard, und grinsend fügte er hinzu: «Aber Sie haben völlig recht, und ich werde Sie decken.»

Hoge hatte nichts anderes von Leonard erwartet, aber er fühlte sich trotzdem sehr erleichtert.

«Halten Sie, was Sie haben, und ich schicke Ihnen alles, was ich habe», sagte Leonard entschieden. «Die Division wird die Verantwortung für die Brücke übernehmen.»

Plötzlich kam Leonard der Gedanke, dass die Deutschen Sprengladungen mit Verzögerungszünder in die Brücke eingebaut haben könnten. «Was ist, wenn sie die Brücke doch noch hochgehen lassen?» fragte er. Wenn so etwas innerhalb der nächsten 36 Stunden passierte, war am Ostufer alles verloren.

Hoge meinte, dass man das Risiko eingehen müsse. «Bisher haben wir nur eine Kampfgruppe auf der anderen Seite», sagte er. «Und der Krieg ist fast vorbei.» Leonard seufzte. Vielleicht war es tatsächlich eine Falle. Aber auch er kam zu dem Schluss, dass das Risiko sich lohnte. «Befehle nicht zu befolgen, ist eine üble Sache», sagte er. «Aber ich bleibe auf Ihrer Seite, Bill. Meiner Ansicht nach haben Sie richtig gehandelt.»

Eben hatte Colonel Harry Johnson, Leonards Chef des Stabes, von Coker erfahren, dass die Brücke genommen war, und telefonierte mit dem in. Korps. Colonel James Phillips, Millikins Stabschef, war am Apparat. Als Johnson die Geschichte mit der Brücke erzählte, bekam Phillips einen Lachanfall. Johnson versuchte, Phillips zu überzeugen, dass er nicht scherzte. «Neben mir steht ein West-Point-Oberstleutnant, der gerade selbst mit Hoge gesprochen hat!»

Phillips wurde ernst. Er berichtete, dass Millikin auf einer Inspektionsfahrt sei und erst in einigen Stunden zurück sein werde. Johnson liess sich nicht irremachen; man müsse Hoge erlauben, die Brücke zu halten. «Das kann ein Wendepunkt in diesem Krieg sein!» sagte er.

«Also gut», gab Phillips nach, «aber nur mit schwachen Kräften.» Johnson redete weiter auf ihn ein, und schliesslich war Phillips einverstanden, dass Hoge mit allem, was er hatte, über den Rhein setzte.

Nachdem Phillips damit namens des m. Korps die Verantwortung übernommen hatte, musste er von der 1. Armee die Genehmigung für seine Entscheidung einholen. Aber auch General Hodges war unterwegs, und sein Operationschef konnte von sich aus nicht die Erlaubnis geben, den Brückenkopf bei Remagen zu erweitern. Zum erstenmal gab es eine Verzögerung bei der Genehmigung einer Operation, die bereits stattgefunden hatte. Und zum erstenmal war nicht klar, ob man eine solche unerwartete Chance voll nutzen sollte. Ja, es war sogar möglich, dass Hoge, Leonard und Phillips, die klare Befehle nicht befolgt und eine ganze Kampfgruppe über den Rhein gesetzt hatten, für eine Initiative zur Verantwortung gezogen würden, wie man sie von jedem guten Soldaten eigentlich erwartete.

Leutnant Mott und seine beiden Unteroffiziere hatten die Brücke inzwischen gründlich untersucht. Dabei waren sie von einem 200 Meter stromaufwärts liegenden Schleppkahn unter Feuer genommen worden, bis ein Panzer dem Kahn ein paar Volltreffer verpasst hatte. Kurz nach 16.30 Uhr meldete Mott an Engeman, dass sämtliche Sprengladungen beseitigt seien, einschliesslich einer 250-Kiloladung, deren Zünder durchgebrannt war. Eine Gruppe war bereits dabei, den Trichter in der Auffahrt zuzuschütten. «In zwei Stunden ist die Brücke für Fahrzeuge frei», sagte Mott.

«Meinen Sie Panzer?» fragte Engeman.

«Ja, in zwei Stunden für Panzer.»

Um seine Befehle bestätigen zu lassen, gab Engeman an Hoge einen Funkspruch

durch: «Brücke intakt. Werfe Infanterie auf andere Seite. Bereite Brücke für Übergang von Panzern vor. Welche Pläne haben Sie? Erbitte umgehend Nachricht.» Wenige Minuten später gab er eine weitere Meldung durch: «Graben uns auf anderer Flussseite ein. Wer deckt uns den Rücken? Welche Pläne haben Sie? Erbitte umgehend Nachricht.» Kurz darauf kam Hoges Antwort: «Wir unterstützen Sie mit allem, was wir haben. Bauen Sie Verteidigung auf anderer Seite aus.»

7 Noch hatte General Hitzfeld, dem das Gebiet von Remagen unmittelbar unterstellt war, keine Ahnung von der Eroberung der Brücke; auch sein Vorgesetzter, Zangen, der vorausgesehen hatte, wie die Dinge laufen würden, wusste von nichts. Und ebenso ging es Zangens Vorgesetztem, Model, dessen Hauptquartier gerade verlegt wurde. Models Operationschef, Günther Reichhelm – mit 31 Jahren vermutlich der jüngste Oberst der deutschen Wehrmacht-, war mit einer Vorausabteilung schon östlich des Rheins eingetroffen. Was bei Remagen geschehen war, erfuhr Reichhelm zufällig von einem Offizier Rundstedts, der es wiederum bei Koblenz von einem Flakoffizier gehört hatte. Model oder dessen Chef des Stabes waren nicht zu erreichen: also musste er selbst etwas unternehmen. Er brauchte jemanden, der nicht weit zur Brücke hatte. Der General der Nachrichtentruppe Praun war der nächste, aber als er hörte, dass er einen Angriff auf Remagen führen sollte, sträubte er sich. «Ich bin nicht der richtige Mann», versicherte er. «Ich hätte keine Ahnung, was zu tun ist.»

Schliesslich bekam Reichhelm General Wend von Wietersheim, den Kommandeur der 11. Panzerdivision in Bonn, ans Telefon: Er solle sämtliche verfügbaren Einheiten zusammenziehen. «Unterstellen Sie alles Ihrem Befehl. Sie sind für die Operation verantwortlich.» Wietersheim war einverstanden, aber er besass keinen Treibstoff, um seine 4'000 Soldaten, 25 Panzer und 18 Geschütze nach Remagen zu bringen.

Daraufhin telefonierte Reichhelm mit General Joachim vom Kortzfleisch auf der Burg Bensberg, 30 Kilometer nördlich von Bonn, und übertrug ihm das Kommando über das gesamte Unternehmen Brückenkopf. Bisher hatte Kortzfleisch das Kommando über die rückwärtige Verteidigungslinie gehabt – einzelne Volksturmgruppen und ungenügend ausgebildete Ersatzeinheiten. Die Linie war eine Farce. Erst unlängst hatte er zu Model gesagt: «Diesen Leuten Waffen zu geben, bedeutet, sie indirekt an die USA zu liefern.» Jetzt sollte Kortzfleisch zwei Panzerdivisionen aus der ersten Linie übernehmen: die 11. Panzerdivision und eine Panzerlehrdivision. Kortzfleisch und sein Operationsoffizier, Oberst Rudolf Schulz, fuhren durch strömenden Regen nach Süden zu dem Brückenkopf. Es würde Zeit brauchen, bis die beiden Divisionen im Raum Remagen einträfen. Was man jetzt benötigte, war eine Einheit, die sofort losmarschieren konnte und über genügend Treibstoff verfügte.

Am Rhein, Bonn genau gegenüber, bot sich überraschend die Lösung des Problems: Am Strassenrand stand ein Bataillon Panzergrenadiere mit 16 Panzern, ausstaffiert mit Reservekanistern und Reservemunition. Der Bataillonskomman-

deur, Oberstleutnant Ewers, sagte, er gehöre zur 106. Panzerbrigade und sein Ziel sei Bonn; aber er war bereit, die Amerikaner über den Rhein zurückzuwerfen. Eine Stunde lang versuchte Kortzfleisch vergeblich, Ewers' Marschbefehl abändern zu lassen. Schliesslich rief er in seiner Verzweiflung Generalfeldmarschall Model an. «Wenn Ewers mit seinen kampferprobten Männern die Amerikaner heute Abend nicht zurückwirft», sagte er, «müssen wir damit rechnen, dass die Tür nach Deutschland für die Amerikaner offen bleibt.»

Kortzfleisch war überrascht: Model erwiderte, er sei über die Situation durchaus im Bilde und habe auch mit Hitler darüber gesprochen. Der Führer halte Remagen für nicht so wichtig und habe befohlen, dass die 106. nach Bonn weitermarschiere. Der ruhige Kortzfleisch verlor die Beherrschung. «Herr Generalfeldmarschall», schrie er, «ich fühle mich verpflichtet, darauf hinzuweisen, dass dieser Befehl für den Krieg von entscheidender Bedeutung sein wird!»

Während Ewers nach Bonn weiterzog, fuhren Kortzfleisch und Schulz nach Süden. Knapp zehn Kilometer vor Erpel stiessen sie auf einen langen Artillerieschütze – Scheller. Er müsse unbedingt mit Model telefonieren, sagte Scheller heiser. Dann berichtete er über das, was an der Brücke passiert war.

Was die Amerikaner bisher an Infanterie ans Ostufer gebracht hätten, sei nicht viel, meinte der Major; man könne sie jetzt noch leicht zurückwerfen. Aber eine Verzögerung von ein paar Stunden könne verheerend sein. Doch die Einheit, der Reichhelm den ersten Angriffsbefehl erteilt hatte – die 11. Panzerdivision –, versuchte immer noch, Benzin aufzutreiben. Sie konnte frühestens am folgenden Tag abrücken.

Es war schon ziemlich spät am Abend, als sich Models Hauptquartier mit Zangen in Verbindung setzte: Weiterhin müssten alle Stellungen westlich des Rheines gehalten werden – was auch immer in Remagen geschehen war. Zangen hatte das Gefühl, alle Welt sei verrückt geworden. Aber da es ja allmählich zu einer Gewohnheit geworden war, Befehle nicht zu befolgen, liess er alle entbehrlichen Einheiten und einen Teil seiner Artillerie aufs Ostufer herüberholen.

Nichts war Hitler seit dem Bombenanschlag vom 20. Juli so an die Nieren gegangen wie die Eroberung der Brücke bei Remagen – obwohl er gegenüber Model den Gelassenen spielte. Für den Führer war das ein neuer Fall von Verrat, und er war entschlossen, die «Verantwortlichen» zu bestrafen. Zudem hatte er jetzt einen Vorwand, den alternden Rundstedt loszuwerden, der nur auf seine Pensionierung zu warten schien. Er rief Generalfeldmarschall Albert Kesselring, seinen Oberbefehlshaber in Italien, an und befahl ihm, sofort nach Berlin zu kommen. Kesselring erkundigte sich nach dem Grund, aber er erfuhr lediglich, dass die Angelegenheit sehr dringend sei.

Hitler liess noch einen anderen Mann rufen, von dem er in derartigen Notfällen stets Hilfe erwartete: Otto Skorzeny. Als Skorzeny sich in der Reichskanzlei meldete, lag Hitler bereits im Bett. Jodl berichtete, was Hitlers Wunsch sei: Die Ludendorff-Brücke solle von Skorzenys Froschmännern in die Luft gejagt werden. Skorzeny war – vielleicht zum erstenmal in seiner militärischen Laufbahn – von einem Auftrag alles andere als begeistert. Die Temperatur des Rheines läge knapp über Null, und da die Amerikaner den Brückenkopf bereits stromaufwärts aus-

geweitet hätten, seien die Erfolgchancen seiner Ansicht nach äusserst gering. Er versprach, seine besten Leute von Wien nach Remagen zu schicken. Aber er stellte die Bedingung, dass allein die Froschmänner selbst, nachdem sie die Lage erkundet hatten, darüber zu entscheiden haben würden, ob sie den riskanten Versuch wagen wollten.

8 Das Zögern der amerikanischen 1. Armee, Hoge das Übersetzen von Truppen zu genehmigen, hatte ein Ende, als Hodges bei Einbruch der Dunkelheit nach Spa zurückkehrte. Hier bot sich eine Gelegenheit, die ganze Westfront aufzubrechen, wenn man zehn Divisionen in den Brückenkopf bringen konnte. Hodges gab sofort Befehl, alle verfügbaren Verbände über die Brücke nachzuschieben. Dann rief er Bradley an: «Brad, wir haben eine Brücke.»

«Eine Brücke? Sie meinen, eine intakte Brücke über den Rhein?»

«Leonard hat sich die bei Remagen geschnappt, bevor die Deutschen sie sprengen konnten.»

«Donnerwetter, Courtney, das ist eine Sache! Bekommen Sie Material hinüber?»

«Ich werde alles hinschicken, was ich habe.»

«Das ist grossartig.»

«Ausserdem lasse ich von den Pionieren Pontonbrücken hinüberschlagen.» Hodges fügte hinzu, dass er sofort die 78. und die 9. Infanteriedivision hinüberschicken wolle. Ob er auch die 99. Division übersetzen lassen könne?

«Setzen Sie über, was Sie können, Courtney, und machen Sie dann den Brückenkopf dicht», erwiderte Bradley, die Augen auf seine eigene Lagekarte gerichtet.

«Die anderen brauchen wahrscheinlich ein paar Tage, um genügend zusammenzuziehen.»

Die Einnahme der Brücke von Remagen verursachte in den Hauptquartieren der Westfront mehr Aufregung als irgendein Ereignis seit der Ardennen-Offensive; trotzdem hatte Bradley, als er sich zum Abendessen hinsetzte, immer noch nicht Eisenhower angerufen. Es war ein eigenartiger Zufall, dass sein Tischgast an diesem Abend Eisenhowers Operationschef Generalmajor Harold («Pink») Bull war, einer von Bradleys engsten Freunden. Der kleine, sanfte, rothaarige Bull – er stammte aus Neu-England – machte nicht viel von sich her, war aber ein äusserst tüchtiger Generalstäbler. Kurz vor dem Abendessen war er in Namur eingetroffen, um Eisenhowers Plan zu erläutern, vier von Bradleys Divisionen dem General Jacob Devers für den bevorstehenden Vorstoss der 6. Heeresgruppe ins Saargebiet zu unterstellen. Ausserdem wollte er persönlich feststellen, welche Hilfe Bradley benötigte, damit er seinen Angriff weiterführen konnte, welche Vorkehrungen für einen eventuellen Durchbruch Pattons getroffen werden mussten. Kaum hatte Bull das Schloss betreten, in dem Bradley residierte, hatte ihn schon einer von Bradleys Staboffizieren aufgeregt gefragt: «Haben Sie schon das Neueste gehört?» Und dann hatte ihm der Mann von der Brücke erzählt. Bull hatte sofort die ungeheuren Möglichkeiten erkannt, die sich hier eröffneten, aber auch an die Auswirkungen auf den Hauptangriff gedacht, den Montgomery zwei Wochen später über den Rhein hinweg führen sollte. Während des Essens hatte

ihn der Gedanke an die Brücke und die damit verbundenen Probleme nicht losgelassen; aber zu seiner Überraschung hatte Bradley die Sache mit keinem Wort erwähnt. Bull hätte gern gewusst, zu welcher Entscheidung Eisenhower und Bradley gekommen waren.

Nach dem Essen gingen die beiden Männer in Bradleys Kartenraum, und hier wurde zum erstenmal von der Brücke gesprochen. Die Eroberung der Brücke sei «eine grossartige und heroische militärische Tat», meinte Bull, aber wegen der miserablen Geländebeziehungen auf der anderen Seite sei der Nutzeffekt keineswegs überwältigend. «Jedenfalls werden Sie nicht nach Remagen gehen», sagte er.

«Es passt auch gar nicht in unsere Pläne.»

«Zum Teufel mit den Plänen!» rief Bradley. «Brücke ist Brücke, und es ist verdammt egal, wo sie über den Rhein führt.»

«Ich sagte auch nur, dass Remagen nicht gerade die Übergangsstelle ist, die wir gesucht haben.»

«Ich will auch gar nicht, dass Sie Ihre Pläne aufgeben», sagte Bradley ungeduldig. «Setzen wir doch erst einmal vier oder fünf Divisionen über. Vielleicht können wir den Brückenkopf benutzen, um die Deutschen abzulenken. Oder wir können ihn dazu verwenden, unseren Hebel südlich der Ruhr zu verstärken. Auf jeden Fall haben wir jetzt einen Übergang. Wir sind über dem Rhein. Und nachdem wir schon einen Brückenkopf haben, sollten wir ihn um Himmels willen auch ausnutzen.»

«Aber wo wollen Sie hin, Brad», fragte Bull beharrlich, «wenn Sie drüben sind?» Bradley führte ihn zur Karte. Wenn Hodges 15 Kilometer hinter der Brücke die Autobahn Bonn-Frankfurt erreiche, könne er nach Südosten in Richtung Frankfurt abbiegen und nach rund 90 Kilometern direkt nach Osten drehen. Bull betrachtete die Karte, klopfte mit dem Finger darauf und sagte: «Ich wette, dass ihr euch das schon lange ausgedacht habt.»

«Vor sechs Monaten», antwortete Bradley. Er hatte nicht gemerkt, dass Bull nur gescherzt hatte.

Bull blieb dabei, dass es schwierig sein werde, den Gesamtplan zu ändern.

«Ändern – verdammt nochmal, Pink», sagte Bradley unwirsch, «wir haben gar nicht die Absicht, irgend etwas zu ändern. Aber da wir nun einmal einen Übergang haben, möchte ich ihn auch ausnutzen.»

Bull war erstaunt, welchen scharfen Ton sein alter Freund anschlug. Was war dabei, wenn ein Operationschef auf die unvermeidlichen Schwierigkeiten hinwies, «genauso wie auf verschiedene deutliche Vorteile»? Warum bat Brad ausgerechnet ihn um Erlaubnis, mit vier Divisionen über die Brücke zu setzen? Dafür war allein Ike zuständig. Plötzlich dämmerte es ihm: Bradley hatte mit Eisenhower noch gar nicht über die Brücke gesprochen – und dabei war die Neuigkeit schon fast zwei Stunden alt! «Sie können die ganze Nacht auf mich einreden, Brad, und werden doch nichts erreichen», sagte er. «Ich kann Ihnen die Genehmigung, vier oder fünf Divisionen über den Fluss zu schicken, nicht geben.»

Es war gegen acht Uhr, als Eisenhower sich in Reims zu Tisch setzte. Seine Gäste waren neben seinem Marineadjutanten Captain Harry Butcher und General Frederick Morgan, mehrere Kommandeure von Luftlandeeinheiten, darunter die

Generalmajore Maxwell Taylor, James Gavin und Matthew Ridgway. Sie sollten, wenn Montgomery zum Angriff antrat, jenseits des Rheins abspringen.

Ehe man mit dem ersten Gang zu Ende war, wurde Eisenhower ans Telefon geholt. Als Eisenhower hörte, was Bradley ihm über Remagen sagte, wollte er seinen Ohren kaum trauen: «Was haben Sie in der Nähe, was können Sie über den Fluss werfen?»

«Ich habe mehr als vier Divisionen, aber ich wollte sichergehen, dass das Übersetzen dieser Verbände Ihren Plänen nicht zuwiderläuft.»

Bradley hätte sich keine Gedanken zu machen brauchen. «In Ordnung, Brad. Wir hatten ja damit gerechnet, dass einige Divisionen bei Köln festgehalten werden, aber die sind jetzt frei. Beeilen Sie sich. Schieben Sie sofort mindestens fünf Divisionen hinüber und alles andere, was nötig ist, um die Stellung zu halten.»

Eisenhower war in bester Stimmung – noch viel später sagte er, das sei für ihn einer der «glücklichsten Momente des Krieges gewesen».

«Genau das hatte ich vor», erklärte Bradley vergnügt. «Aber dann hat sich hier die Frage ergeben, ob sich das Unternehmen mit Ihren Plänen verträgt, und deshalb wollte ich die Sache mit Ihnen klären.»

Jeder am Tisch hörte gespannt zu. «Zum Teufel mit den Plänen. Machen Sie weiter, Brad, und ich werde Ihnen alles schicken, was Sie brauchen. Und wir werden den Brückenkopf ausnutzen, auch wenn das Gelände nicht so günstig ist.» Ridgway beugte sich zu Butcher. «Butch, könnten wir da nicht mitmachen? Es klingt nicht schlecht.»

Strahlend kam Eisenhower an den Tisch zurück. «Hodges hat eine Brücke bei Remagen genommen und bereits Truppen drüben.» Butcher erwähnte, dass die Fallschirmgenerale gern mitmachen würden, aber Eisenhower hörte nicht auf diesem Ohr. Es gebe auch sonst noch genügend zu tun, sagte er.

Feiner Nieselregen fiel ohne Unterlass auf *Flak Hill*. Während sich die drei Infanterie-Kompanien des 27. Panzerinfanterie-Bataillons verbissen an die schlüpfrigen Steine des Steilhanges klammerten, überdeckten Pioniere das Loch im Brückenbelag mit starken Planken und schütteten den Sprengtrichter auf der Zufahrt zu. Die Panzerbesatzungen warteten gespannt, und manch einer hoffte, die Brücke werde noch rechtzeitig in die Luft fliegen.

Verstärkungen trafen ein, und Lastwagen, Panzer, Selbstfahrlafetten und andere Fahrzeuge stauten sich an der Zufahrt. Nicht weit davon entfernt, in einem Weinkeller, der als Gefechtsstand eingerichtet worden war, gestand Colonel Engeman seinen Offizieren, er wisse nicht, ob die Brücke nach der Reparatur auch Panzer tragen werde. «Aber wir wollen es versuchen», sagte er. Die Pioniere würden einen weissen Streifen auf die Brücke malen, an den sich die Fahrer auch in stockdunkler Nacht halten könnten. Einmal drüben, sollten die Panzer den Morgen abwarten und dann angreifen.

Captain George Soumas, der die Panzer befehligte, die in dieser Nacht über die Brücke setzen sollten, wandte sich an Oberleutnant C. Windsor Miller, seines Zeichens Grundstücksmakler aus Washington, D.C. «Ich finde, heute sollte lieber ein anderer Panzer vor dem Ihren fahren», meinte Soumas.

Gewöhnlich pflegte Miller im ersten Panzer zu sitzen. Miller antwortete nicht; er

würde trotzdem als erster fahren. Engeman wusste, was der Oberleutnant dachte. «Miller, das ist ein Befehl. Sie werden einen anderen Vorfahren lassen. Ich habe keine Lust, beim ersten Versuch einen meiner Offiziere zu verlieren.»

Durch die Finsternis tappte Miller zum Kommandanten des Panzers Nummer 2, Sergeant William Goodson, Spitzname Speedy. «Speedy, ich muss an Sie den schlimmsten Befehl weitergeben, den ich jemals erhalten habe. Wir beide tauschen heute Nacht die Plätze.»

Die Panzerbesatzungen kletterten in ihre «Pershings» und warteten. Die Zeit schlich dahin. Schliesslich, um Mitternacht, erhielt Soumas Meldung, dass die Brücke fertig sei, und winkte seine Kolonne an einer Reihe schwerer Panzerzerstörer vorbei. Goodsons Wagen rasselte auf die Brücke. Die Träger schienen aufzustöhnen. Im Kopfhörer hörte Goodson Millers Stimme. «Ruhig bleiben ... langsam weiter. Und fahren Sie nicht zu weit vor mir.» Als er die Brücke zur Hälfte überquert hatte, konnte Miller den vor ihm fahrenden Panzer in der Finsternis nicht mehr ausmachen. «Wo sind Sie?» fragt er über Sprechfunk.

«Haben Sie den Bumser gespürt?» fragte Goodson zurück. «Sie sind auf mich aufgefahren.»

Miller dachte an die Redensart: «So dunkel, dass man nicht die Hand vor den Augen sieht.» Er hob seine Hand, er konnte sie tatsächlich nicht sehen. Er beugte sich weit hinaus, aber auch den weissen Streifen konnte er nicht erkennen.

Während die Panzer über die Brücke rollten, hörte das Feuer auf, aber kaum waren sie drüben und bogen in die berühmte Rhein-Chaussee ein, wurden sie von Maschinengewehren beschossen. Die Panzer rollten in nördlicher Richtung nach Erpel; Miller suchte nach den Infanteristen, die ihnen den Weg zeigen sollten. Sie waren nicht da, dafür aber deutsche Soldaten; die einen schrien «Kamerad!», die anderen feuerten weiter.

Miller gab eine Meldung durch: «Feind beschiesst uns. Viele versuchen, sich zu ergeben. Schickt Infanterie, um Gefangene wegzubringen.» Engemans Antwort: «Sie halten die Stellung, bis Ihnen der letzte Panzer weggeschossen ist.»

Millers Lage war schwieriger, als er zunächst gedacht hatte; Stunden würden vergehen, bis ihm weitere Panzer zu Hilfe kommen konnten. Die schweren Panzerzerstörer waren den «Pershings» in ziemlich schnellem Tempo gefolgt; aber als der erste an das behelfsmässig ausgebesserte Loch in der Brückendecke kam, rutschte er ab; mit der rechten Gleiskette geriet er neben die Bohlen, mit denen der Krater abgedeckt war. Jetzt hing das schwere Fahrzeug über der Tiefe und verperrte die Brücke.

Colonel Coker, der Pionieroffizier der Division, kam nach vorn. Er dachte zunächst daran, den Panzer durch das Loch in den Rhein stürzen zu lassen. Aber das Fahrzeug konnte im Unterbau hängenbleiben, und dann würde die Brücke für Tage gesperrt sein.

Daraufhin kletterte er unter den Wagen – mit gemischten Gefühlen, denn 25 Meter unter ihm wälzten sich die eiskalten Fluten. Er suchte nach Querstreben, über die man Schwellen legen konnte, um so das Fahrzeug rückwärts herauszuziehen. Einen Träger fand er gleich, aber einen zweiten konnte er in der pechschwarzen Finsternis nicht entdecken. Er war verzweifelt: Wenn der Verkehr bis

zur Morgendämmerung nicht wieder in Gang kam, war der Brückenkopf verloren. Plötzlich stürmten Haufen von Infanteristen in panischer Flucht an den Pionieren vorbei zum westlichen Ufer. Auf *Flak Hill* war das Gerücht aufgetaucht, dass der Brückenkopf sofort geräumt werden solle, und da es ein Offizier war, der das behauptet hatte, glaubte man es. Als Deevers Stab erfuhr, was voringing, hatte sich bereits ein Drittel der Leute vom Steilhang nach Remagen abgesetzt.

Um 4.30 Uhr sammelten sich die ersten von Hodges geschickten Infanterie-Verstärkungen, um den Brückenkopf zu verstärken. Oberstleutnant Lewis Maness, der die erste Einheit führte, hatte man zuvor gesagt: «Die Brücke zu überqueren ist kein Problem. Drüben ist alles demoralisiert.» Maness konnte nur hoffen, dass damit die Deutschen gemeint waren. Er führte sein Bataillon – etwa 700 Mann – auf die Brücke. Ob er eng aufschliessen oder die Kolonne weit auseinandergezogen folgen lassen sollte? Nach wenigen Schritten auf der ächzenden Brücke war ihm klar, was zu tun war. «So schnell wie möglich 'rüber!'» schrie er. Inzwischen hatte Coker eine zweite geeignete Querverstrebung entdeckt. Binnen einer halben Stunde waren Bohlen festgenagelt, und vorsichtig wurde der Panzer herausgezogen. Bald darauf war das Loch abgedeckt, und dann rollten Panzer, Lastwagen und andere Fahrzeuge in endloser Kette nach Osten.

Der Morgen graute, als Infanteristen der 78. Division in Reihe über die Brücke marschierten. Es war ihnen nicht ganz geheuer, wenn sie unten die braunen Wirbel sahen. Drüben stiessen sie auf hundert deutsche Pioniere. Ihr Kommandeur, Major Herbert Strobel, hatte Befehl gegeben, die Brücke zu sprengen. Es kam zu einem kurzen erbitterten Gefecht. Ein paar Deutsche erreichten tatsächlich die Brücke, aber ehe sie die Ladungen anbringen konnten, wurden sie gefangen-genommen.

Um 8.00 Uhr fuhren Hoge und Cothran mit einem Jeep hinüber, gefolgt von einem Funkwagen. Nahe dem Turm, den De Lizio genommen hatte, sah der General Dabriks Helm; er liess halten und nahm ihn mit. Auf beiden Seiten der Brücke detonierten deutsche Granatwerfergeschosse, und ganz in der Nähe hörte Hoge das Rattern amerikanischer und deutscher Maschinengewehre. Er fuhr nach Erpel und richtete im Keller des Bürgermeister-Hauses seinen Gefechtsstand ein. Eine halbe Stunde später fuhr Captain Soumas, nachdem er mit fünf Panzern die Strasse südlich der Brücke abgeriegelt hatte, weiter stromaufwärts.

Die fünf «Pershings» rollten auf der Rheinstrasse ein paar Kilometer nach Süden. An der Einfahrt nach Linz stiessen sie auf Chaplain Gible, den Priester, der die erste Überquerung gefilmt hatte. Gible hatte am Morgen am Tunneleingang seinen Altar aufgebaut; aber dann war er mit dem Jeep weiter bis Linz gefahren. Man hatte ihm die Stadt übergeben: Linz sei wegen seiner grossen Lazarette zur offenen Stadt erklärt worden und es gebe hier nur deutsche Verwundete und deutsches Pflegepersonal. Soumas war misstrauisch, er errichtete sofort eine Strassensperre. Minuten später wurden seine Leute mit Panzerfäusten und Gewehren beschossen.

In Linz hockte Major Strobel, der Initiator des kühnen, wenn auch erfolglosen Versuchs, die Brücke doch noch zu sprengen. Jetzt sassen ihm gleich zwei Generale auf der Pelle, die von den weiteren Massnahmen sehr unterschiedliche Vorstel-

lungen hatten: Der eine wollte den Rückzug, der andere den Angriff. Generalmajor Richard Wirtz, Modells Pionierführer, gab Order, alle westlich des Rheins befindlichen deutschen Truppen über den Strom zurückzuholen, bevor sie abgeschnitten würden. Generalleutnant Kurt von Berg, Oberbefehlshaber des Kampfgebietes XII Nord, wünschte, dass mit allen verfügbaren Kräften ein Gegenangriff gegen den Brückenkopf geführt werde.

Strobel entschied sich für von Berg und trommelte seine Pioniere zusammen, einschliesslich der Männer, die die Fähren bedienten. Wirtz kam dahinter und schickte die Fährlaute wütend auf ihre Posten zurück. Als Berg wiederum feststellte, dass die Fähren immer noch in Betrieb waren, explodierte er, und der Streit begann von neuem. Die Folge war, dass es nur sporadische Aktionen gab und dass bis zum späten Nachmittag mehr als achttausend Amerikaner den Rhein überqueren konnten.

Eisenhower rief Montgomery an und fragte behutsam, was der Feldmarschall von einer Vergrösserung des Brückenkopfes halte. Das wäre eine ausgezeichnete Sache, erwiderte Montgomery. «Für den Gegner bildet er eine unangenehme Bedrohung, und sicher wird er feindliche Verbände an sich und von den Operationen im Norden abziehen.» Dann legte er den Hörer auf, um weiter an seinen Plänen für eine Überschreitung des Rheins mit starken Verbänden zu arbeiten.

Die alliierten Zeitungsleute hatte von der Einnahme der Brücke gehört, und ein paar von ihnen waren auch bereits in Remagen aufgetaucht; aber den offiziellen Bericht erhielten sie erst abends, und so brachten die Zeitungen in den USA die Nachricht von dem grossen Ereignis erst am folgenden Morgen. Es war seit der Landung in der Normandie die bewegendste Meldung vom Kriegsschauplatz. Die *New York Times* brachte die AP-Fassung und schrieb dazu: «Die schnelle und sensationelle Überquerung des Rheins war ein soldatisches Bravourstück, wie es seit dem Rheinübergang der Legionen Napoleons anfangs des letzten Jahrhunderts keines gegeben hat.»

Hai Boyle von der Associated Press drückte wahrscheinlich am besten aus, was jeder GI empfand: «Mit Ausnahme der grossen Panzerschlacht bei El Alamein wird wahrscheinlich kein Panzerunternehmen des Zweiten Weltkrieges länger in Erinnerung bleiben als der kühne Handstreich, der die amerikanische Armee als erste bei Remagen über den Rhein brachte.

Ausgeführt wurde dieser Handstreich von der amerikanischen 9. Panzerdivision. Es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, dass die schnelle Überquerung des Rheins an einem verhältnismässig schwach verteidigten Punkt durch Panzersoldaten, Infanteristen und Pioniere, die damit rechnen mussten, dass die mit Spengladungen gespickte Brücke unter ihren Füßen in die Luft fliegen würde, der amerikanischen Nation den Verlust von 5'000 Toten und 10'000 Verwundeten erspart hat.»

9 Am 8. März griffen zehn deutsche Flugzeuge die Ludendorff-Brücke an, doch sie wurden von amerikanischer Flak vertrieben, bevor sie Schaden anrichten konnten. Aber gegen die deutschen Granaten gab es keinen Schutz. Die Brücke

selbst war zwar durch *Flak-Hill* gedeckt, aber am Westufer hatten die Amerikaner durch Artilleriefeuer Verluste, und die beschädigte Brückenkonstruktion wurde durch die Detonationen weiter erschüttert.

Die schnelle Ausweitung des Brückenkopfs hatte bereits zu organisatorischen Schwierigkeiten geführt. Hoges Stab war nicht auf eine solche Situation vorbereitet, so dass Hodges ihn durch einen Divisionskommandeur ersetzte. Kurz vor Mitternacht erschien General Louis Craig von der amerikanischen 9. Infanteriedivision an der Brücke. Er passierte ein Schild, das er freilich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte:

*Überqueren Sie den Rhein trockenen Fusses!
Mit Empfehlungen der Panzerdivision*

Es war so stockfinster wie in der vorangegangenen Nacht. Craig legte sich auf die Motorhaube eines Jeeps und tastete sich mit der Hand weiter, wobei er dem Fahrer seine Anweisungen zurief. Craig hoffte nur, dass kein Fahrzeug entgegenkam.

Diese aufregende Brückenüberquerung überzeugte Craig davon, dass der Verkehr hier nur in östlicher Richtung laufen durfte. Aber am folgenden Nachmittag traf eine deutsche Granate einen Munitionswagen, der eben von Westen auf die Brücke fuhr. Damit kam auch der Einbahnverkehr zum Erliegen. Trotzdem weitete Craig den Brückenkopf ständig aus, während die Deutschen – nach wie vor nur ein zusammengewürfelter Haufen – langsam, aber ständig zurückwichen.

Das Schicksal des Brückenkopfes wurde freilich nicht im Kampf, sondern im weit entfernten Reims entschieden. Eisenhowers spontane Remagen-Begeisterung hatte sich abgekühlt. Seine ganze Aufmerksamkeit galt dem Unternehmen Montgomerys, der nach dem Übersetzen der ersten Divisionen über den Rhein zehn weitere Divisionen brauchte. Eisenhower beschloss deshalb, nur fünf Divisionen für Remagen abzuzweigen. Als Hodges im Hauptquartier der 12. Heeresgruppe eintraf, um einen französischen Orden entgegenzunehmen, überbrachte Bradley ihm diese schlechte Nachricht, die bedeutete, dass Hodges seinen Brückenkopf nur um 1'000 Meter ausweiten konnte, «kaum genug, um den Feind daran zu hindern, das Gelände zu verminen und Stellungen auszuheben». Ausserdem sollte Hodges bei Erreichen der Autobahn Bonn-Frankfurt stehenbleiben, bis Eisenhower ihm grünes Licht gab. Diesmal protestierte Hodges vernehmlich. Die 1. Armee habe eben eines der kühnsten Bravourstücke dieses Krieges vollbracht, argumentierte er, und gewaltige Möglichkeiten täten sich auf. Bradley war derselben Ansicht, aber man musste warten, bis Ike über einen Plan entschieden hatte, der ihm gerade vorgelegt worden war: Der Rhein sollte zum zweitenmal überquert werden, und zwar von dem weiter südlich stehenden Patton; gleichzeitig sollte der Ausbruch aus dem Brückenkopf von Remagen versucht werden. Sobald Hodges und Patton sich vereinigt hätten, sollten beide nach Norden drehen und sich östlich des Rheins mit Montgomery treffen, womit das gesamte Ruhrgebiet eingekreist sein würde. Es war ein kühner Plan, und Eisenhower hatte versprochen, sich die Sache gründlich zu überlegen.

Am gleichen Nachmittag traf Kesselring in Berlin ein. Während er auf Hitler wartete, der ihn nach dem Essen unter vier Augen sprechen wollte, erfuhr er beiläufig, dass er Rundstedt ablösen solle. Kesselring hielt dies für einen Scherz; er erkundigte sich bei Keitel und Jodl, und beide bestätigten es. Kesselring runzelte die Stirn. Er würde in Italien gebraucht, sagte er, und abgesehen davon habe er sich von einem schweren Autounfall noch nicht erholt.

Derartige Einwände, versicherten Keitel und Jodl, würden auf den Führer keinen Eindruck machen. Sie hatten recht. Hitler liess wissen, dass der Verlust der Ludendorff-Brücke einen Kommandowechsel erforderlich mache: «Nur ein jüngerer und aktiverer Oberbefehlshaber, der Erfahrung im Kampf mit den Westmächten hat und das Vertrauen der Männer an der Front genießt, kann die Lage vielleicht auch jetzt noch wiederherstellen.» Hitler erwähnte den Namen Rundstedt freilich nicht. Kesselring solle dieses Opfer trotz seines schlechten Gesundheitszustands bringen. «Ich vertraue darauf, dass Sie alles Menschenmögliche tun werden.» Der Mann, für den noch wenige Stunden zuvor Bonn wichtiger gewesen war als Remagen, erklärte jetzt, die Ludendorff-Brücke sei der kritische Punkt. «Es ist unbedingt notwendig, die Lage dort wiederherzustellen. Ich bin überzeugt, dass es möglich ist.»

Hitlers ausführliche Erläuterungen beeindruckten Kesselring sehr; der Feldmarschall fand sie nicht nur bemerkenswert klar, sondern auch durch erstaunliche Detailkenntnisse fundiert. Und jetzt war auch seine eigene Rolle in dem verwirrenden Spiel klar. Er brauchte nichts zu tun, als sich «festzukrallen».

Aber Hitlers Wut über den Verlust der Ludendorff-Brücke war keineswegs verraucht: damit war die letzte natürliche Verteidigungslinie im Westen gefallen. Mehr denn je war er entschlossen, die «Verantwortlichen» zu bestrafen, obgleich natürlich er selbst der eigentliche Schuldige war. Weil er so stur darauf beharrt hatte, dass die Westfront um jeden Preis gehalten werden müsse, hatten die Amerikaner das Tor von Remagen aufstossen können, und sein eigener Befehl, die Rheinbrücken erst im allerletzten Augenblick zu sprengen, hatte Scheller veranlasst, so lange zu zögern. Er selbst und Model trugen zwar die grösste Verantwortung, aber Hitler entledigte sich Rundstedts, des erfahrenen Militärs, der als Realist den geordneten Rückzug hinter den Rhein vorgeschlagen hatte. Hätte man Rundstedts Rat befolgt, wäre ein Remagen gar nicht möglich gewesen.

Jetzt bereitete Hitler alles für die Abrechnung mit den direkt Beteiligten vor – mit Scheller und Bratge zum Beispiel. Wenn solche Leute sofort vor Gericht gestellt und bestraft würden, werde das die moralische Auflösung der Westfront bremsen, argumentierte er. Also befahl er die Einsetzung des «Fliegenden Standgerichts West», das an Ort und Stelle Soldaten jeglichen Ranges aburteilen konnte und ermächtigt war, die Urteile sofort zu vollstrecken. Zum Vorsitzenden dieses Gerichts ernannte er SS-Gruppenführer Rudolf Hübner.

Am 10. März meldete sich Hübner in der Reichskanzlei und erhielt den Auftrag, sofort gegen die «Feiglinge und Verräter» von Remagen zu verhandeln. Am Abend trafen Hübner und seine beiden Gehilfen auf Kesselrings Gefechtsstand in der Nähe von Bad Nauheim ein. Keiner der drei hatte juristische Ausbildung. Der Generalfeldmarschall war wütend; ein solches Tribunal sei nur dazu angetan,

die Moral an der Westfront zu schwächen. Kesselring entschuldigte sich: er habe Dringenderes zu tun. Vor allem musste er ein Telefongespräch mit dem OKW, der Dienststelle Keitels, führen. Die Eindrücke, die er an der Front gewonnen habe, berichtete Kesselring, seien alles andere als gut; die feindliche Übermacht sei zu stark. Die Lage sei tatsächlich erheblich ernster, als er angenommen habe. Er bestand darauf, dass seine Forderungen sofort und zur Gänze erfüllt würden.

Am nächsten Vormittag brachen Kesselring und sein Chef des Stabes, Generalleutnant Siegfried Westphal, auf, um, direkt nördlich von Remagen, mit Model zusammenzutreffen. Sie begegneten Einheiten, die mit hochbeladenen Fahrzeugen in Richtung Osten marschierten. So, bemerkte Westphal, sei die Lage im Westen wirklich. Kesselring schüttelte den Kopf und murmelte: «Wäre ich nur drei Monate früher gekommen!»

Westphal war empört; er sah in dieser Äusserung eine Kritik an Rundstedt. Aber Kesselring kränkte auch Model. «Werfen Sie die Amerikaner über den Rhein zurück», forderte er den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B auf, was der wiederum als einen Vorwurf empfand. «Ich will es versuchen», erwiderte Model gedämpft, «aber ich glaube nicht, dass meine Kräfte ausreichen.»

Am Nachmittag trugen die für Remagen zuständigen Kommandeure Kesselring ihre Klagen vor. Generalleutnant Fritz Bayerlein bemerkte, immer wenn er einen Angriffsplan entwickelt habe, müsse er erfahren, dass die Amerikaner die Ausgangsstellungen bereits erobert hätten. Die Ausgangsstellungen für einen Angriff befänden sich, so wie die Amerikaner vorankamen, praktisch nie mehr in deutscher Hand, ergänzte Zangen bissig. Kesselring solle ihm erlauben, sofort einen starken Gegenangriff zu führen. Jeder Tag, den man verstreichen lasse, bedeute, dass man das Doppelte an eigenen Kräften einsetzen müsse; andernfalls werde die Gegenoffensive nur in neue Rückzüge münden. Zangen prophezeite, dass die Amerikaner, einmal auf der Autobahn, höchstwahrscheinlich nach Süden in Richtung Frankfurt schwenken und nach 90 Kilometern unvermittelt nach Osten auf das Herz Deutschlands zudrehen würden. Das war in der Tat genau das, was Bradley vorhatte.

Am Abend war Kesselring überzeugt, dass Remagen allein den ganzen Ersatz und den ganzen Nachschub für die gesamte Westfront verschlingen würde. Aber das Schicksal der Rheinfront hing davon ab, dass der Brückenkopf beseitigt oder doch wenigstens eingeengt werden konnte. Wie sollte er das mit den angeschlagenen Verbänden schaffen, die ihm zur Verfügung standen? Er fühlte sich wie ein Konzertpianist, der vor grossem Publikum auf einem alten, gebrechlichen und verstimmt Instrument eine Beethoven-Sonate spielen soll.

An diesem Tag hatte auch Hübners Standgericht in einem Bauernhaus, rund 50 Kilometer östlich des Rheins, seine Arbeit aufgenommen. Im Wohnzimmer sassen die drei Richter nebeneinander auf dem Sofa, Oberst Felix Janert, Gerichtsoffizier der Heeresgruppe B, auf einem alten Stuhl daneben. Gegen Bratge wurde in Abwesenheit verhandelt: Todesurteil. Dann wurde, blass und nervös, Major Scheller hereingeführt. Das Trommelfeuer von Fragen, das Hübner auf ihn niedergehen liess, brachte Scheller vollends durcheinander, und es dauerte eine ganze Weile, bis der Major zufriedenstellende Antworten gab. «Gestehen Sie Ihre Feigheit und

Schuld ein?» schrie Hübner. Scheller murmelte, er gestehe, und wurde abgeführt. Die drei Richter verurteilten ihn zum Tode*.

Als nächster war der Flak-Leutnant Karl Peters an der Reihe. Er sagte aus, er habe den grössten Teil seiner Flakraketen-Batterie über die Ludendorff-Brücke zurückgebracht; möglicherweise sei freilich eine dieser höchst geheimen Waffen auf dem Westufer geblieben. Noch ehe Peters die näheren Umstände erläutern konnte, brüllte Hübner: «Sie sind des Hochverrats schuldig und verdienen, wegen Feigheit vor dem Feind erschossen zu werden!»

Der völlig konsternierte Peters konnte nur «Jawohl» murmeln. Ein paar Minuten später war auch er zum Tode verurteilt. Anschliessend wurde gegen Major Strobel verhandelt, den Pionier, der versucht hatte, die Brücke zu sprengen; ferner gegen Major August Kraft, Hauptmann Friesenhahns unmittelbaren Vorgesetzten, der überhaupt nicht in dieser Gegend gewesen war: zwei Todesurteile.

Kesselring musste die Entscheidungen des Gerichts bekanntgeben. Ein Tagesbefehl wurde erlassen – Warnung für jeden Soldaten der Westfront. «Wer nicht in Ehren lebt», hiess es darin, «wird in Schande sterben.»

10 An dem Tag, an dem Hodges von Bradley erfahren musste, dass vorerst nur fünf Divisionen in den Brückenkopf von Remagen nachgeführt würden, weilte auch Patton zufällig in Namur, um sich einen französischen Orden anstecken zu lassen. Seinem Stabschef, Generalmajor Hobart («Hap») Gay, berichtete er danach von einer Bemerkung Bradleys: dass Eisenhower keineswegs begeistert sei von dem Plan, Montgomery einen umfassenden Angriff führen zu lassen, aber fürchte, dass da kaum etwas dagegen zu machen sei. Patton hatte für eine solche Haltung nichts übrig. Gay wird in seinem Tagebuch noch deutlicher: «... Eine Bemerkung, die völlig der Meinung des Verfassers dieses Tagebuches entspricht, besagt im Wesentlichen, dass der Oberkommandierende, wenn er schon nicht an die Sache glaube, doch einfach nein sagen solle. Er solle sich daran erinnern, dass in der Vergangenheit ein amerikanischer Befehlshaber auf den Tisch geschlagen, ‚Nein, verdammt noch mal, nein!‘ gesagt und so Geschichte gemacht habe. Ferner wurde festgestellt, dass die 1. Armee autorisiert sei, den Brückenkopf von Remagen auf rund 15 Kilometer Tiefe und 35 Kilometer Breite zu erweitern. Diese Feststellung ist besonders interessant, wenn man bedenkt, dass das Hauptziel der amerikanischen Armeen darin bestehen sollte, die deutschen Streitkräfte zu besiegen, und dass der vor ihnen liegende Rhein in diesem Raum das letzte grosse natürliche Hindernis bildet...»

Der Mann, den Eisenhowers Augenblicksentscheidung besonders hart traf – Courtney Hodges –, war zwar tief enttäuscht, aber trotzdem weiterhin entschlossen, den Brückenkopf möglichst schnell auszuweiten. Ihm ging alles zu langsam. Ausserdem machte er sich Sorgen um die Brücke, die jeden Augenblick einstürzen

* Das Todesurteil gegen Major Scheller wurde noch am selben Tag vollstreckt. 22 Jahre später, im Februar 1967 hob das Landgericht Landshut in einem Wiederaufnahmeverfahren das Urteil auf und sprach Scheller frei.

konnte. Glücklicherweise war die leichte Pontonbrücke fünfhundert Meter weiter nördlich am Morgen des 10. März fertig geworden, und die schwere Pontonbrücke rund eineinhalb Kilometer weiter südlich sollte in Kürze benutzbar sein. Ausserdem verkehrten mehrere Fähren, die Munition und Treibstoff zum Ost- und Verwundete zum Westufer brachten. Die schnellsten Sturmboote mit zwei Aussenbordmotoren brauchten für die gefährliche Fahrt acht bis zehn Minuten.

Die 1. Armee verfügte lediglich über drei Brücken und bestimmte Teile für zwei weitere; aber der Pionierführer der Armee, Oberst William Carter, schaffte es, noch sieben neue Brücken zu schlagen. Selbst Hodges hatte keine Ahnung, woher diese sieben Brücken stammten. In Antwerpen hatte einer von Pattons Männern nichts anderes getan als «Third Army» auf jede Brücke zu schreiben, die durchkam; aber die 1. Armee hatte in Lüttich, wo das Gerät verteilt wurde, einen «Freund» sitzen, der die Aufschriften entfernte und das ganze Gerät an Carter weitergab. Pattons 3. Armee brüstete sich zwar, der grösste Strauchdieb des europäischen Kriegsschauplatzes zu sein, aber fraglos stand dieser Titel in Wirklichkeit der seriösen 1. Armee zu.

Am Nachmittag des 10. März fuhr Hodges nach Remagen, um zu sehen, was jenseits des Flusses vorging. Die kleine Pontonbrücke wurde von allen Fahrzeugen geräumt, dann raste der Jeep des Generals hinüber. Craig berichtete Hodges, dass schon mehr als 20'000 Mann im Brückenkopf seien, ausserdem setze gerade die 99. Division über und werde am folgenden Tag einsatzbereit sein. Die Dinge liefen relativ gut; die 9. und die 78. Division gewönnen pro Tag rund 1'000 Meter Boden. Obgleich dies das Äusserste war, was Bradley genehmigt hatte, bestand Hodges auf schnellerem Vorgehen.

Der General war kaum über den Rhein zurückgefahren, als die Ludendorff-Brücke gesperrt wurde. Pioniere rückten mit schwerem Gerät an, um die beschädigte Stahlkonstruktion zu reparieren. Wenn nicht eine riesige Stahlplatte eingezogen würde, werde die Brücke in Kürze einstürzen, meinten die Pioniere. Aber sie war schon nicht mehr lebenswichtig. Um 23.00 Uhr rollten die ersten Fahrzeuge über die schwere Pontonbrücke. Es konnte nicht mehr lange dauern, bis der Brückenkopf mit Nachschub und Verstärkungen vollgestopft war, und dann war es nur noch eine Frage der Zeit, bis Craigs Truppen durch die bewaldeten Hügel zur 15 Kilometer entfernten Autobahn vorstossen konnten.

Es war ein merkwürdiger Krieg. Hier wurde erbittert gekämpft, und ein paar hundert Meter weiter herrschte völlige Stille. Aber die merkwürdige Ruhe zerrte an den Nerven, und niemand übernahm es gern, in den Wald, ins Unbekannte einzudringen.

Für den jungen Leutnant William McCurdy vom 52. Panzerinfanterie-Bataillon der 9. Panzerdivision war es der erste Einsatz. Als er ans Ostufer kam, empfingen ihn die Bedienungsmannschaften der Flakgeschütze am Ufer mit Gebrüll: «Keht um, sonst wird es euch leid tun! Wie sieht es drüben in den Staaten aus?» McCurdy und die Ersatzmannschaften, die mit ihm gekommen waren, frozzelten zurück, und danach fühlten sie sich wohler. Sie marschierten ein paar Kilometer nach Süden. In Kasbach meldete sich McCurdy bei einem grossen, dürren Major namens Watts. Der lächelte flüchtig: «Ihr dürft euch nicht einschüchtern lassen.

Die Männer sind seit beinahe zwei Wochen im Einsatz und ziemlich erschöpft. Jetzt habt ihr dafür zu sorgen, dass es weitergeht.»

Man brachte McCurdy zu seinem neuen Zug. Ein Unteroffizier nahm sich seinen Mantel vor und trennte die leuchtend goldenen Leutnantsbalken ab. «Keine Sorge, Leutnant», sagte er gelassen. «Wir wissen, dass Sie hier befehlen, aber mit diesen Dingen geben Sie für die Scharfschützen ein prächtiges Ziel ab. Die meisten Offiziere stecken sich die Dinger unter den Kragen, wo man sie nicht sieht.» Das war McCurdy neu, schien ihm aber vernünftig.

Sein erster Auftrag war es, nahe der Bahnlinie eine Sperre zu errichten. Eine ganze Kompanie hatte am Tag zuvor versucht, hinzukommen – ohne Erfolg. McCurdy nickte. Aber wie sollte ein Zug heute schaffen, was gestern einer Kompanie nicht gelungen war? Er führte seine Leute durch ein Bachbett; dann ging es in eine Waldschneise. Er erschrak, als er plötzlich vor sich zwei tote Deutsche an einem Maschinengewehr sah. Der eine hockte hinter dem MG, als wollte er jeden Augenblick schießen, der andere lag ausgestreckt auf dem Rücken. Die Haut der beiden war so unnatürlich dunkel, dass McCurdy zuerst glaubte, es seien Wachspuppen, die Grünschnäbeln wie ihm einen Schreck einjagen sollten. Aber als er näher kam, sah er, dass es tatsächlich Menschen waren, und wie ein Aufzug kam ihm der Magen hoch. Und dann wurde er sich plötzlich der unheimlichen Stille bewusst, die um ihn herrschte.

Erst zwei Tage später, am 13. März, entschied Eisenhower endlich über den Plan, Hodges und Patton östlich des Rheins freie Hand zu lassen – und seine Entscheidung war negativ. Über Funk informierte er Bradley, dass Hodges nicht mehr als 15 Kilometer vorrücken dürfe; der Brückenkopf bei Remagen solle nur dazu dienen, deutsche Truppen aus dem Ruhrgebiet und von Montgomery abzuziehen. Für einen Truppenkommandeur war ein solcher Befehl lächerlich, und Hodges machte aus dieser seiner Meinung auch kein Hehl. Bradley gegenüber erwähnte er, die 1. Armee könne aus dem Brückenkopf ausbrechen, während Montgomery noch über seinen Angriffsplänen brüte. Bradley hatte für Hodges' Ärger Verständnis, aber weiter ging er nicht. Eisenhowers Befehle, erklärte er, müssten befolgt werden.

So fand ein Unternehmen, das so forsch begonnen hatte, einen einigermaßen glanzlosen Abschluss.

12 «Ich kämpfe für das Werk des Herrn»

1 Von allen Unmenschlichkeiten, die Hitler beging, hat seine «Endlösung der Judenfrage» die zivilisierte Welt am meisten erschreckt und verwirrt. Dabei war, was er tun würde, in *Mein Kampf* klar vorgezeichnet. Hier hatte er nicht nur bekannt, wie weit zu gehen er bereit war; er hatte auch erläutert, woher sein Vorurteil kam.

Mit achtzehn Jahren war er nach Wien gekommen, um dort Kunst zu studieren. «Wo immer ich ging», schrieb er, «sah ich nur Juden, und je mehr ich sah, um so schärfer sonderten sie sich für das Auge von den anderen Menschen ab.» Zuerst war es mehr eine gefühlsmässige Abneigung; der blosser Anblick bärtiger orthodoxer Juden in ihrer seltsamen Kleidung stiess ihn ab. Aber als er dann *Die Protokolle der Weisen von Zion* gelesen hatte, verdichtete sich sein Antisemitismus zum Wahn, er müsse die Welt gegen die Juden verteidigen. Aus diesem Dokument, einer Fälschung des kaiserlich-russischen Geheimdienstes aus dem Jahre 1915, schien hervorzugehen, dass die Juden geheime Pläne hegten, die Welt durch eine groteske Kombination aus Kapitalismus und Marxismus zu beherrschen. «Wir werden überall Unruhe, Streit und Feindschaft stiften», hatte ein jüdischer Führer angeblich gesagt. «Wir werden einen Weltkrieg entfachen – wir werden die Völker dazu bringen, uns die Weltherrschaft freiwillig zu überlassen.» Der junge Österreicher, bereits ein fanatischer deutscher Nationalist, glaubte jedes Wort. «In dieser Zeit sollte mir auch das Auge geöffnet werden für zwei Gefahren, die ich beide vordem kaum dem Namen nach kannte, auf keinen Fall aber in ihrer entsetzlichen Bedeutung für die Existenz des deutschen Volkes begriff: Marxismus und Judentum.»

In den fünf Wiener Jahren sah Hitler «die schwerste, wenn auch gründlichste Schule» seines Lebens. «Ich hatte diese Stadt einst betreten als ein halber Junge noch und verliess sie als still und ernst gewordener Mensch ... Ich weiss nicht, wie meine Stellung zum Judentum, zur Sozialdemokratie, besser zum gesamten Marxismus, zur sozialen Frage usw. heute wäre, wenn nicht schon ein Grundstock persönlicher Anschauungen in so früher Zeit durch den Druck des Schicksals – und durch eigenes Lernen sich gebildet hätte.»

Abneigung und Furcht entwickelten sich bald zu einer fixen Idee, die er für «die grösste Umwälzung im Inneren» in seinem ganzen Leben hielt. «Ich war vom schwächlichen Weltbürger zum fanatischen Antisemiten geworden.» Zu einem grossen Teil ging Hitlers Judenhass auf die Tatsache zurück, dass er selbst als Architekt und Künstler versagt hatte. Dass Juden auf diesen Gebieten erfolgreicher waren, hatte ihn verbittert. «Gab es denn da einen Unrat, eine Schamlosigkeit in irgendeiner Form, vor allem des kulturellen Lebens, an der nicht wenigstens ein Jude beteiligt gewesen wäre? Sowie man nur vorsichtig in eine solche Geschwulst hineinschnitt, fand man, wie die Made im faulenden Leibe, oft ganz geblendet vom plötzlichen Lichte, ein Jüdlein.»

In erster Linie war es jedoch die marxistische Bedrohung, die seinen Antisemitismus aktivierte. Der hypnotischste Redner des 20. Jahrhunderts konnte seinen

Fanatismus durchaus auch anderen einimpfen. Immer wieder verkündete er, dass «der Jude» auch die politische Macht an sich reißen werde, sobald er die Welt wirtschaftlich kontrolliere. «Sein Endziel in diesem Stadium aber ist der Sieg der Demokratie oder, wie er es versteht: die Herrschaft des Parlamentarismus ... Das in jedem arischen Menschen irgendwie schlummernde Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit steigert er in unendlich kluger Weise zum Hass gegen die vom Glück besser Bedachten und gibt dabei dem Kampfe um die Beseitigung sozialer Schäden ein ganz bestimmtes weltanschauungsmässiges Gepräge. Er begründet die marxistische Lehre.»

Wenn dies erreicht sei, werde der Jude, behauptete Hitler, seine Maske fallen lassen und sein wahres Gesicht zeigen. «Aus dem demokratischen Volksjuden wird der Blutjude und Völkertyrann. In wenigen Jahren versucht er, die nationalen Träger der Intelligenz auszurotten, und macht die Völker, indem er sie ihrer natürlichen geistigen Führer beraubt, reif zum Sklavenlos einer dauernden Unterjochung. Das furchtbarste Beispiel dieser Art bietet Russland, wo er an dreissig Millionen Menschen in wahrhaft satanischer Wildheit teilweise unter unmenschlichen Qualen tötete oder verhungern liess, um einem Haufen jüdischer Literaten und Börsenbanditen die Herrschaft über ein grosses Volk zu sichern.»

Er war überzeugt, dass das jüdisch-marxistische Komplott seinen Höhepunkt in Deutschland erreichen werde. «Die Bolschewisierung Deutschlands, d.h. die Ausrottung der nationalen völkischen deutschen Intelligenz und die dadurch ermöglichte Auspressung der deutschen Arbeitskraft im Joche der jüdischen Weltfinanz, ist nur als Vorspiel gedacht für die Weiterverbreitung dieser jüdischen Welt Eroberungstendenz. Wie so oft in der Geschichte ist in dem gewaltigen Ringen Deutschland der grosse Drehpunkt. Werden unser Volk und unser Staat das Opfer dieser blut- und geldgierigen jüdischen Völkertyrannen, so sinkt die ganze Erde in die Umstrickung dieses Polypen; befreit sich Deutschland aus dieser Umklammerung, so darf diese grösste Völkergefahr als für die gesamte Welt gebrochen gelten.»

Es besteht kaum ein Zweifel daran, dass Hitler jedes seiner Worte selbst glaubte. In *Mein Kampf* wird ganz klar, wie weit zu gehen er bereit war. «Wären während des Ersten Weltkrieges zwölf- oder fünfzehntausend dieser hebräischen Verführer dem Giftgas ausgesetzt worden ..., wäre das Opfer von Millionen an der Front nicht vergeblich gewesen. Ganz im Gegenteil: Zwölftausend Schurken, rechtzeitig beseitigt, hätten vielleicht das Leben von einer Million wahrer Deutscher gerettet, das für die Zukunft wertvoll gewesen wäre.»

Dass der Führer eines zivilisierten Staates *Die Protokolle der Weisen von Zion* für echt halten konnte, war schon kaum zu glauben; dass er «die jüdische Gefahr» durch Massenmord beseitigen wollte, war abstrus. Als schliesslich die Greuel der Konzentrationslager bekannt wurden, hielten die meisten Menschen im Westen Hitler für einen Verrückten, für den gemeinsten aller Verbrecher und für den wahren Antichrist.

Aber Hitler und der Nazismus hätten vielen mittelalterlichen Propheten des Tausendjährigen Reiches – jener tausend Jahre des Glücks und des Wohlstands, wie sie in der Offenbarung (xx) vorausgesagt werden – durchaus entsprochen.

Hitler wäre ihnen nicht der Antichrist, sondern die wahre Verkörperung des auf erstandenen Christus gewesen: etwa jenem Tanchelm, der Anfang des 12. Jahrhunderts in Flandern einen Aufstand anzettelte, oder John Ball, dem Führer der englischen Bauernerhebung von 1381, und sogar Thomas Münzer, der den deutschen Bauernaufstand von 1525 anführte. Denn jeder dieser Propheten hielt sich selbst für den auferstandenen Christus, dazu bestimmt, die Tyrannei zu stürzen und der Menschheit ein herrliches neues Leben zu bescheren, und jeder von ihnen war überzeugt, dass die Abschlachtung der Gegner der Wille Gottes sei. Münzer beispielsweise befahl seinen Anhängern, gnadenlos zu töten. «Lasst euer Schwert nicht erkalten! ... Auf sie, auf sie, solange es Tag ist! Gott geht euch voran, also folgt ihm, folgt ihm!» Auch Hitler war ein solcher Fanatiker; auch er wollte die Welt zerschlagen, um sie neu aufzubauen; auch er behauptete, auserwählt zu sein, das Tausendjährige Reich zu bringen. Seine Ziele waren unbegrenzt, seine Versprechungen hemmungslos, und im Gegensatz zu anderen Politikern seiner Zeit gab er sozialen Forderungen und nationalen Ambitionen einen mystischen Anstrich von Grösse und Weitsicht.

Hinter diesem Mystizismus steckte freilich ein materialistisches Programm, das den Sehnsüchten so gut wie aller Schichten entgegenkam. Hitler versprach, den «Schandvertrag» von Versailles zu liquidieren und Deutschland die Ehre wiederzugeben, dem Heer neues Ansehen zu verschaffen, das Land aus einer verheerenden Wirtschaftskrise zu retten, Deutschlands Grenzen bis nach Asien hinein vorzuschieben und den Bolschewismus wie auch alle «unerwünschten» Elemente, die Juden etwa, auszulöschen.

Hitler kam nicht plötzlich aus dem Nichts; die von ihm veranlassten Exzesse waren nur der Kulminationspunkt in einer gradlinigen, konsequenten Entwicklung. Die Tendenz, zu verfolgen, hatte sich schon vor Jahrhunderten abgezeichnet: die Kreuzzüge, das Heilige Römische Reich, das Zweite Reich Bismarcks und Kaiser Wilhelms 11. Er war der Nachfolger jener blutrünstigen Propheten; wie sie war er dynamisch und rücksichtslos, besessen von einer apokalyptischen Phantasie und restlos von seiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugt. Er rauchte und trank nicht, war Vegetarier, lebte in einfacher, fast asketischer Genügsamkeit und war über den Verdacht der Korruption erhaben. Er hatte eine Geliebte, aber er verbarg sie vor der Öffentlichkeit, so dass er sich als geschlechtsloses Symbol der Reinheit präsentieren konnte. Das Ziel, dem er zustrebte, überragte alles andere: Sein Auftrag war jedes Opfer, selbst das Opfer von Millionen Menschen wert. Auch die früheren Propheten der Verfolgung hatten geglaubt, irgendeine starke korrumpierende Kraft vernichten zu müssen. Für Hitler waren es die Juden – kein neues Objekt –, und ihre Ausrottung bedeutete nur eine notwendige Reinigung, die der Welt das Glück bringen würde: Die Juden würden ihren unheilvollen Weg bis zu jenem Tage weitergehen, an dem ihnen eine andere Macht entgegenträte und sie, die Eindringlinge in den Himmel, in einem erbitterten Kampf wieder zu Satan zurückwürfe. Diese Vision aus der Apokalypse war es, die Hitler zur Abschlachtung von Millionen Juden anregte*.

* Über die Zahl der Opfer gehen die Ansichten auseinander. Die bei den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen genannte Ziffer – 5'700'000 – halten deutsche Fachleute für stark

Gewissensbisse spürte der Führer nicht. «So glaube ich heute im Sinne des allmächtigen Schöpfers zu handeln: Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.»

Als im März 1945 die Niederlage unausweichlich schien, beschleunigte Hitler sein Ausrottungsprogramm. Er befahl, die noch in den Konzentrationslagern befindlichen Juden zu liquidieren, bevor sie von den Russen und deren Verbündeten befreit werden könnten.

Dr. Kersten, der Masseur Himmlers, drängte den Reichsführer, diesen Befehl zu widerrufen. Es handle sich um direkte Anordnungen des Führers, erwiderte Himmler, und er habe dafür zu sorgen, dass sie bis ins Detail befolgt würden. Eine Woche lang stritten die beiden Männer erbittert; Himmler versicherte, die «Verbrecher in den Konzentrationslagern» würden nicht die Genugtuung haben, «aus unserem Zusammenbruch als triumphierende Sieger hervorzugehen». Aber der unerschrockene Kersten gab nicht auf. Er setzte seinem Patienten zu, bis ihm der Reichsführer das schriftliche Versprechen gab, kein Lager zu sprengen und auch keine Juden mehr zu töten; alle Gefangenen würden in den KZ's verbleiben und den Alliierten ordnungsgemäss übergeben werden.

Als Himmler das bemerkenswerte Schriftstück fertiggestellt hatte, startete er es eine Weile durch seinen Kneifer an; schliesslich setzte er langsam und säuberlich seinen Namen darunter: «Heinrich Himmler, Reichsführer-SS.»

Erregt ergriff auch Kersten den Federhalter und schrieb, einem momentanen Impuls folgend: «Im Namen der Menschlichkeit, Felix Kersten.»

Was Kersten da erreicht hatte, war zwar von unerhörter Bedeutung, aber schliesslich war es doch nur ein privates Abkommen. Himmler hatte sich zwar vorbehaltlos festgelegt, aber das bedeutete doch nicht, dass er sein Wort auch halten würde. Es entbehrt nicht der Ironie, dass sich Himmler zur selben Zeit, da Kersten ihm so zusetzte, um ein geheimes Treffen mit Dr. Carl J. Burckhardt, dem Präsidenten des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes, bemühte, ein Treffen, das dazu führen konnte, dass die Häftlinge der Gefängnisse und Konzentrationslager bedeutende Erleichterungen zugestanden erhielten. Was Himmler zu gewinnen hoffte, war das Wohlwollen der Welt. Der Mann, den Himmler mit der Vorbereitung dieser Konferenz beauftragt hatte, war ausgerechnet Dr. Kaltenbrunner. Gegner Kaltenbrunners wie etwa Schellenberg hätten es für unmöglich gehalten, dass dieser Mann an Verhandlungen solcher Art teilnehmen könnte*.

übertrieben. Gerald Reitlingers Schätzungen bewegen sich zwischen 4'194'200 und 4'581'200.

* Nach Dr. Kleist hatte sich Kaltenbrunner bereits 1943 um Friedensverhandlungen bemüht, zu einer Zeit, da es noch sehr gefährlich war, solche Pläne zu verfolgen. Kaltenbrunner habe ihm, Kleist, bei seinen Verhandlungen mit Gilel Storch Unterstützung gewährt, soweit es überhaupt möglich gewesen sei. Das Eingreifen Schellenbergs habe die Angelegenheit um Monate verzögert. Schellenberg wollte, laut Kleist, derartige Kontakte aus persönlichen Gründen nicht über Ribbentrop, Kaltenbrunner oder ihn, Kleist, laufen lassen; Schellenberg sei das gewesen, was man als «Charakterschwein» bezeichne. Und Storch schrieb vor kurzem: «Was die Rolle Schellenbergs betraf, so hatten Graf Bemadotte und ich ihm Asyl in Schweden zugesagt...»

Dr. Burckhardt wollte Kaltenbrunner die Zusage abringen, dass das Rote Kreuz die Konzentrationslager besuchen und den Insassen gewisse Erleichterungen verschaffen dürfe. Zehn Jahre zuvor hatte er versucht, Kaltenbrunners Vorgänger, den berüchtigten Reinhard Heydrich, der zum Symbol der Gestapo-Brutalität geworden war, zu ähnlichen Zugeständnissen zu bewegen. Heydrich hatte damals abgelehnt; in den Lagern, so hatte er gesagt, seien nur Verbrecher, Spione und gefährliche Propagandisten. «Sie dürfen nicht vergessen, dass der Führer, dass wir gegen den Weltfeind kämpfen», hatte er gesagt. «Es geht nicht nur darum, Deutschland wieder gesund zu kriegen; wir müssen die Welt vor dem geistigen und moralischen Untergang retten, das hat man bei Ihnen noch nicht verstanden.» Dann hatte Heydrich seine Stimme gesenkt und geflüstert: «Man hält uns für Bluthunde im Ausland, nicht wahr? Es ist fast zu hart für den einzelnen, aber hart wie Granit müssen wir sein, sonst geht das Werk unseres Führers zu Grunde. Viel später wird man uns danken für das, was wir auf uns genommen haben.»

Von Heydrichs Nachfolger erhielt Dr. Burckhardt mehr als nur klingende Worte. Überraschenderweise erklärte sich Kaltenbrunner bereit, den Kriegsgefangenen mehr Lebensmittelpakete zukommen zu lassen; er war sogar einverstanden, dass Beobachter des Roten Kreuzes bis zum Ende der Feindseligkeiten in den Kriegsgefangenenlagern lebten. Ermutigt durch Kaltenbrunners «vernünftige Haltung», schnitt Dr. Burckhardt dann das Thema der Zivilgefangenen an. Kaltenbrunner billigte den Insassen der Konzentrationslager dieselben Erleichterungen zu wie den Kriegsgefangenen. Wenn Dr. Burckhardt wolle, sagte er, könnten ständige Beobachter auch in die Judenlager gehen.

In den darauffolgenden Tagen machte Himmler noch weitergehende Konzessionen. Kersten brachte ihn dazu, Hitlers Befehl zur Zerstörung Den Haags und des Deichs der Zuidersee rückgängig zu machen, ja, eine Anordnung zu erlassen, die jegliche Grausamkeit gegenüber Juden verbot. Himmler war schliesslich so zugänglich, dass Kersten ihn am 17. März aufforderte, sich heimlich mit Storch vom Jüdischen Weltkongress zu treffen.

Himmler starrte ihn verblüfft an. «Ich kann doch unmöglich einen Juden empfangen!» rief er. «Wenn der Führer das erfährt, lässt er mich auf der Stelle erschiessen!» Aber er hatte schon zu viele Konzessionen gemacht, und zudem besass Kersten ja sein schriftliches Versprechen, Hitlers Anordnungen nicht zu befolgen. Mit leiser Stimme willigte Himmler ein.

Über manche der Komplotte, die um ihn herum gesponnen wurden, wusste Hitler genau Bescheid – möglicherweise hatte er sie selbst angestiftet. Er wusste Bescheid über Ribbentrops Verhandlungen in Schweden und Wolffs Kontakte in Italien. Er wusste, dass Himmler das Schicksal der Juden erleichtern wollte. Hitler liess diese Männer verhandeln, als täten sie es in seinem Namen. Wenn es ein Fehlschlag wurde, hatte er einfach nichts davon gewusst; gab es einen Erfolg, konnte er ihn immer noch auf sein Konto schreiben.

Zweifelhaft ist allerdings, ob er wusste, dass sein fähigster Minister, Albert Speer, seinen, Hitlers, «Verbrannte-Erde-Befehl» sabotierte. Speer hatte diesen Befehl Hitler gegenüber scharf kritisiert:

«Es ist daher in 4 bis 8 Wochen mit dem endgültigen Zusammenbruch der deut-

sehen Wirtschaft mit Sicherheit zu rechnen ... Nach diesem Zusammenbruch kann der Krieg auch militärisch nicht fortgesetzt werden ... Wir müssen alles tun, um dem Volk, wenn vielleicht auch in primitivsten Formen, bis zuletzt seine Lebensbasis zu erhalten ...

Wir haben kein Recht dazu, in diesem Stadium des Kriegs von uns aus Zerstörungen vorzunehmen, die das Leben des Volkes treffen könnten. Wenn die Gegner dieses Volk, das in einmaliger Tapferkeit gekämpft hat, zerstören wollen, so soll ihnen diese geschichtliche Schande ausschliesslich zufallen. Wir haben die Verpflichtung, dem Volk alle Möglichkeiten zu lassen, die ihm in fernerer Zukunft wieder einen neuen Aufbau sichern könnten ...»

Hitler hatte den Architekten Speer als Fachmann immer bewundert und ihm gegenüber eine besondere Herzlichkeit an den Tag gelegt. Vielleicht war dies mit ein Grund, warum ihn Speers Widerspruch so erboste. Hatte er zuvor vielleicht noch geschwankt, ob er den deutschen Boden «verbrennen» sollte, so war er jetzt entschlossen, schnell zu handeln. Er liess Speer kommen: «Wenn der Krieg verlorengeht, wird auch das Volk verloren sein. Dieses Schicksal ist unabwendbar. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Das deutsche Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört ausschliesslich die Zukunft. Was nach dem Kampf übrigbleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen, denn die Guten sind gefallen.»

Hitler entliess Speer und diktierte den Befehl, den zu verhindern der Minister versucht hatte: alle militärischen und industriellen Anlagen sowie Transport- und Nachrichteneinrichtungen zu vernichten, ehe sie in die Hände des Gegners fielen. Gauleiter und Verteidigungskommissare hätten das Militär bei der Durchführung dieser Massnahmen zu unterstützen. Alle anderslautenden Anordnungen seien ab sofort ungültig.

Seit Stalingrad hatte Hitler bereits mehrere solcher übereilter und willkürlicher Entscheidungen getroffen, und seit dem Bombenattentat vom 20. Juli waren seine Reizbarkeit und Halsstarrigkeit noch gewachsen. Mit Bestürzung mussten seine Mitarbeiter zur Kenntnis nehmen, dass Hitler für ein Problem häufig nur eine einzige Verzweigungslösung parat hatte.

Seinem Fahrer Kempka, den Hausangestellten und den Sekretärinnen gegenüber war Hitler so rücksichtsvoll und höflich wie früher; aber auch sie spürten den Druck, unter dem er stand. Er werde von allen Seiten belogen, klagte er einmal einer Sekretärin. Auf niemanden könne er sich verlassen, alle verrieten ihn, und das mache ihn ganz krank. Ohne seinen ergebenen Morell (den Arzt, der ihm das Übermass an Tabletten verschrieb) wäre er bereits vollkommen erledigt – und diese idiotischen Ärzte verlangten, dass er sich ausgerechnet von Morell trennen solle. «Wenn mir etwas passiert, ist Deutschland führerlos; denn einen Nachfolger habe ich nicht. Der erste ist wahnsinnig geworden (Hess), der zweite hat sich die Sympathien des Volkes verscherzt (Göring), und der dritte wird von der Partei abgelehnt (Himmler).»

Dass er niemandem mehr traute, dass er nicht wusste, wer ihm nachfolgen solle, liess er auch bei einem seiner letzten «Privatgespräche» durchblicken. Das Schick-

sal habe ihn dazu verdammt, dass er alles in der kurzen Zeitspanne seines eigenen Lebens zu erreichen suchen müsse. «Ich habe jetzt das Stadium erreicht, wo ich überlege, ob es unter meinen unmittelbaren Nachfolgern einen Mann gibt, der prädestiniert ist, die Fackel zu ergreifen und hoch zu halten, wenn sie mir aus der Hand gefallen ist. Ausserdem war es mein Schicksal, Diener eines Volkes mit einer so tragischen Vergangenheit zu sein. Eines so wankelmütigen und schwankenden Volkes wie das deutsche Volk, eines Volkes, das je nach den Umständen von einem Extrem in das andere verfällt.» Es wäre ideal gewesen, wenn man die deutsche Jugend mit der Idee des Nationalsozialismus erfüllen und dann künftige Generationen den unvermeidbaren Krieg hätte führen lassen können. «Die Aufgabe, die ich mir gestellt hatte, nämlich dem deutschen Volk den Platz in der Welt zu verschaffen, der ihm zusteht, ist unglücklicherweise keine Aufgabe, die ein einzelner oder eine einzige Generation bewältigen kann. Aber zumindest habe ich den Menschen die Augen für die ihnen innewohnende Grösse geöffnet und sie für den Gedanken begeistert, alle Deutschen in einem grossen unzerstörbaren Reich zu vereinigen. Ich habe die Saat gelegt.» Und eines Tages werde, prophezeit er, die Ernte reifen. «Das deutsche Volk ist ein junges und starkes Volk, ein Volk, das eine Zukunft vor sich hat.»

2 Im Fundament des neuen Europa, das Hitlers Gegner in Jalta begründet hatten, zeigten sich bereits die ersten Sprünge. In relativer Harmonie hatten die Grossen Drei den Plan entworfen, aber wie man ihn verwirklichen sollte, darüber gingen die Meinungen stark auseinander. Streitpunkt Nummer eins war Polen. Die Vertreter der Grossen Drei waren bei ihren Moskauer Beratungen über eine neue polnische Regierung in die Sackgasse geraten. Stur beharrte Molotow darauf, die Lubliner Regierung repräsentiere wahrhaft das polnische Volk, während Harriman und Sir Archibald Clark Kerr, der britische Botschafter in der Sowjetunion, darauf bestanden, dass eine repräsentativere Regierung, zu der auch Männer wie Mikolajczyk gehörten, gebildet werden müsse.

Während man in Moskau stritt, attackierten die Polen in London und Amerika das Jalta-Abkommen mit wachsender Verbitterung. «Ich bin der Ansicht, dass ein grosses Unglück geschehen ist!» beklagte sich General Anders bei Churchill. Der antwortete: «Das ist Ihre eigene Schuld.»

Dabei entsprachen Churchills Worte gar nicht seiner wahren Einstellung. In Wirklichkeit stand er auf Polens Seite. Immer noch bemühte er sich, Roosevelt zu einer gemeinsamen Politik Stalin gegenüber zu bewegen. Gemeinsam, hatte er vorgeschlagen, sollten die USA und England Stalin auffordern, das Abkommen von Jalta zu erfüllen und mitzuhelfen, in Polen eine wirklich demokratische Regierung zu bilden.

Am 11. März antwortete Roosevelt endlich auf Churchills Ersuchen:

... Ich habe das Gefühl, dass unser persönliches Eingreifen am besten so lange aufgeschoben wird, bis jede andere Möglichkeit, die sowjetische Regierung zu einer Übereinstimmung zu bringen, ausgeschöpft ist. Daher hoffe ich sehr, dass Sie Onkel Joe zu diesem Zeitpunkt noch keinen Brief schicken, zumal ich das

Gefühl habe, dass bestimmte Teile Ihres vorgeschlagenen Textes eine Reaktion hervorrufen könnten, die Ihrer Absicht völlig entgegengesetzt wäre ...

Überall auf dem Balkan setzten die Sowjets in den befreiten Gebieten Regierungen ein, die offen kommunistisch waren. Nach Churchills Ansicht musste der Kommunismus auf gefährliche Weise Oberwasser erhalten, wenn er jetzt nicht gebremst wurde. Widerstrebend verzichtete der Premier vorerst darauf, Stalin einen Brief zu schreiben, aber er ersuchte den Präsidenten, Harriman und Clark Kerr zu gestatten, die in seinem Briefentwurf genannten Punkte zur Sprache zu bringen.

... Polen hat seine Grenze verloren. Wird es jetzt seine Freiheit verlieren? ... Ich glaube, dass gemeinsamer hartnäckiger Druck und Beharrlichkeit entsprechend den Richtlinien, an denen wir gearbeitet haben, sowie entsprechend meinem Briefentwurf an Stalin wahrscheinlich Erfolg haben würden.

Als Bernard Baruch am 15. März ins Weisse Haus kam, musste er ebenfalls feststellen, dass Roosevelt keine Entscheidung treffen wollte. Man sprach über Jalta und über die Welt nach dem Kriege. «Aus dem Ersten Weltkrieg haben wir eine Menge gelernt», sagte Baruch. «Sobald die Schiesserei aufhört, ist jeder ein Held. Die amerikanischen Leistungen werden verkleinert. Wir müssen selbst stark bleiben und die Probleme regeln, bevor wir unsere Truppen nach Hause schicken.» «Bernie – wie lange, glauben Sie, wird es dauern, bis wir auf der Weh wirklich Frieden haben?» fragte Roosevelt plötzlich.

«Fünf bis zehn Jahre.»

«Guter Gott – nein!»

«Wenn wir Frieden haben wollen, müssen wir Menschen finden, die wissen, wie man einen Frieden macht, und die ausserdem wissen, wie man die Menschen dazu bewegen kann, wieder an die Arbeit zu gehen, die sie sich selbst ausgesucht haben.»

Diese Formulierung gefiel Roosevelt besonders, und er wiederholte sie. «Ja, genau das müssen wir tun.»

«Ausserdem hängt alles von der Position ab, die wir bei den Friedensverhandlungen einnehmen. Denken Sie daran, sich noch einmal zur Wahl zu stellen? Das können Sie nicht. Sie müssen sich endlich klarwerden, wer Ihr Nachfolger sein soll.» Er nannte drei oder vier Namen, aber Roosevelt starrte nur durchs Fenster auf den Potomac.

«Wir müssen endlich Klarheit bekommen», wiederholte Baruch. «Wie etwa der Vertrag aussehen soll. An welche Art von Frieden wir denken. Und wer Ihr Nachfolger sein soll.»

Aber Roosevelt blieb stumm. Er hatte Probleme, von denen selbst ein so enger Vertrauter wie Baruch nichts wusste. Stimson hatte ihm mitgeteilt, dass eine Atom-bombe wahrscheinlich schon bald zur Erprobung fertig sein werde. Er war ziemlich sicher, dass sie auch funktionieren würde, aber kein Mensch hatte eine Vorstellung, wie sie wirken und wie sie das Bild der Nachkriegswelt beeinflussen werde.

In diesen aufreibenden Tagen wurde der Präsident immer reizbarer. Seine Frau merkte, dass er echter Diskussion aus dem Wege ging. War sie einmal anderer

Meinung als er, wurde er böse. «Franklin war nicht mehr der ruhige und unerschütterliche Mensch, der mich in der Vergangenheit immer zu heftigen Streitgesprächen aufgefordert hatte, wenn es um Fragen der Politik ging. Auch das war wieder nur ein Hinweis auf die Veränderungen, die wir alle nicht zur Kenntnis nehmen wollten.»

Bezeichnend war auch seine Antwort vom 16. März auf Churchills zweite Forderung, hinsichtlich Polens eine festere Haltung gegenüber Stalin einzunehmen. Er stellte fest, er sei nicht der Ansicht, dass man vor einem Zusammenbruch des Abkommens von Jalta stehe, und verlangte, dass Harriman und Clark Kerr in Moskau ihre Verhandlungen mit Molotow fortsetzten. Churchill vermutete, dass dieser Brief nicht von Roosevelt persönlich stammte, und schickte dem amerikanischen Präsidenten eine persönliche Botschaft, von der er – wie er sagte – hoffe, dass sie den mühseligen Weg zum Gipfel erleichtern würde.

... Unsere Freundschaft ist der Fels, auf dem ich für die Zukunft der Welt baue, solange ich zu den Baumeistern gehöre. Ich denke immer an jene gewaltige Zeit, als Sie das Leih-Pacht-Verfahren einführten ... Ich erinnere mich der Rolle, die unsere persönlichen Beziehungen bei der Entwicklung der die Welt betreffenden Fragen spielte, die sich jetzt ihrem ersten militärischen Ziel nähert...

Wie ich letztes Mal bemerkte, wird der Krieg der Zwerge beginnen, wenn der Krieg der Riesen vorüber ist. Dann wird es eine zerrissene, zerlumpte und hungri-ge Welt sein, der auf die Füße geholfen werden muss; was aber wird Onkel Joe oder dessen Nachfolger zu der Art und Weise sagen, auf die wir beide das gern tun würden ...?

Alle guten Wünsche.

Winston

3 Der Brückenkopf bei Remagen hatte sich mehr als 15 Kilometer nach Osten ausgeweitet, und Patrouillen der 9. Division näherten sich bereits der Autobahn Frankfurt-Köln. Trotz Artilleriefeuer und Luftbombardement stand die Ludendorff-Brücke noch immer. Die Deutschen hatten deshalb ein riesiges, auf einem Panzerfahrgestell montiertes Geschütz mit einem Kaliber von 54 Zentimetern in Stellung gebracht. Das 132 Tonnen schwere Ungetüm verschoss Granaten von 2'000 Kilo Gewicht. Nach einigen Schüssen, die die Brücke verfehlten, hatte das Monstrum zu Reparaturarbeiten zurückgebracht werden müssen. Zwölf überschallschnelle V-2 wurden in Holland gegen die Brücke gestartet, aber sie schlugen in einem weiten Umkreis ums Ziel ein; getroffen wurde lediglich ein Haus, 300 Meter östlich der Brücke. Drei Amerikaner wurden dabei getötet.

Aber auch die Druckwellen, die von den nahegelegenen amerikanischen Flakbatterien und 20-cm-Haubitzen kamen, setzten der Brücke zu. Am Nachmittag des 17. März machten sich Pioniere daran, eine riesige Platte auf den am schlimmsten betroffenen Brückenteil zu schweißen. Oberleutnant Clayton Rust, Kommandeur des amerikanischen 276. Pionier-Kampfbataillons, stand genau in der Mitte der Brücke, als er einen scharfen Knall, einem Schuss ähnlich, hörte. Als er hochblickte, vernahm er einen zweiten Knall; dann sah er Teile der Konstruktion abbrechen. Bevor er noch Alarm geben konnte, lief ein Zittern durch die Brücke,

und dort, wo die Holzplanken lagen, stieg eine Staubwolke hoch. Rust rannte los, zur Remagener Seite hin. Der Mittelteil sank langsam zum Fluss ab und riss die beiden Halteseile mit durchdringendem metallischem Kreischen aus den Widerlagern. Dann stürzte die gesamte Brücke in den Rhein. Rust und ein grosser Teil seiner Männer wurden flussabwärts bis zu der Pontonbrücke getrieben, wo sie aus dem Wasser gezogen werden konnten. Aber 28 Männer fanden den Tod.

Von Spa aus hatte General Hodges eben Millikin angerufen, um ihm mitzuteilen, dass er als Kommandeur des in. Korps abgelöst sei. «Ich habe schlechte Nachrichten für Sie», fing er an.

«Sir», unterbrach Millikin, «für Sie habe ich auch schlechte Nachrichten. Die Eisenbahnbrücke ist gerade eingestürzt.»

Da die Ludendorff-Brücke ausgeschaltet war, nahmen sich Skorzenys Froschmänner die stromabwärts gelegene Pontonbrücke aufs Korn. Gegen sieben Uhr stiegen sie in die kalten Fluten; sie klammerten sich an leere Benzinkanister, an denen jeweils vier Päckchen des verformbaren Sprengstoffs «Plastit» befestigt waren. Aber noch vor ihrem Ziel wurden sie von den Amerikanern mit Hilfe des geheimen CDL-Verfahrens (Canal-Defense Lights – ein kräftiger Scheinwerferstrahl, dessen Quelle nicht auszumachen war) entdeckt und unter Feuer genommen. Zwei ertranken, die übrigen wurden gefangengenommen.

Models gesamte Heeresgruppe B war zerschlagen, und ihre Reste wurden von Montgomery und Hodges – die beiden hatten zusammen rund 150'000 Gefangene gemacht – über den Rhein zurückgedrängt. Südlich davon stand die Heeresgruppe G des SS-Generals Paul Hausser mit dem Rücken am Rhein; es konnte nicht mehr lange dauern, bis sie Pattons 3. Armee von Norden und Generalleutnant Alexander Patchs 7. Armee von Süden eingeschlossen haben würden. Hausser, ein geistvoller und witziger Mann Mitte der Sechzig, erkannte die Gefahr und ersuchte Kesselring dringend um die Erlaubnis, sich aufs Ostufer zurückziehen zu dürfen, ehe es zu spät war. Der Versuch, das Gebiet westlich des Flusses um jeden Preis zu halten, werde nur zu gewaltigen Verlusten und wahrscheinlich zur völligen Vernichtung führen.

Kesselring zögerte. «Der Entschluss, hinter den Rhein zurückzugehen, muss schnell gefasst werden», drängte Hausser ungeduldig. «Abgelehnt», erwiderte Kesselring kurz. «Halten Sie die Front.»

Hausser wiederholte seine Argumente, aber Kesselring schüttelte nur den Kopf. Nicht ärgerlich, sondern entschuldigend sagte er: «Der Befehl lautet so. Sie müssen also halten!» Kesselring hatte kaum den Raum verlassen, als Hausser seinen Kommandeuren Weisung gab, möglichst unauffällig den Rückzug vorzubereiten. Zwei Tage später, am 15. März, brach Patton durch Haussers am weitesten nördlich stehende Armee und stiess zum Rhein vor. Hausser befahl den Rückzug; dann rief er Kesselring an.

«Halten Sie Ihre Stellungen», sagte der Feldmarschall, dann fügte er hinzu: «Aber vermeiden Sie es, eingekesselt zu werden.»

Mehr brauchte Hausser nicht. «Danke!» rief er in den Hörer und legte schnell auf. Aber es war zu spät; die Masse der Heeresgruppe G war schon verloren.

An dem Tag, da die Ludendorff-Brücke einstürzte, sagte Eisenhower zu Patton: «Die Schwierigkeit mit euch von der 3. Armee ist, dass ihr eure eigene Grösse nicht erkennt. Ihr seid nicht frech genug. Zeigt der Welt doch, was ihr leistet, sonst wird man den wirklichen Wert des amerikanischen Soldaten nicht anerkennen.» Danach flogen Patton und sein Adjutant, Oberst Charles Codman, mit Eisenhower nach Luneville ins Hauptquartier der 7. Armee. Und während des Fluges lobte der Oberkommandierende die 3. Armee immer noch. «George», versicherte er, «Sie sind nicht nur ein guter, sondern zugleich ein ausgesprochen glücklicher General, und wie Sie sicher wissen, war Napoleon ein glücklicher General lieber als ein tüchtiger.»

«Well», erwiderte Patton lachend, «das ist das erste Kompliment, das Sie mir in den zweieinhalb Jahren machen, die wir zusammen arbeiten.»

Bei der Lagebesprechung in Luneville konstatierte Eisenhower, dass der Westwall sich gegen Patchs 7. Armee immer noch halte, während Patton der Durchbruch gelungen sei, und fragte dann Patch, ob Patton durch den nördlichen Abschnitt der 7. Armee hindurch angreifen könne. Patch war sofort einverstanden. «Wir sind alle derselbe Verein», sagte er.

Wieder «zu Hause», war Patton während des Abendessens sichtlich entspannt und guter Dinge. «Ich glaube, dass es Ike gefallen hat», sagte er. «Man sollte ihn häufiger nach draussen lassen.»

«Was ich nicht verstanden habe, war seine Bemerkung, die 3. Armee sei nicht frech genug», meinte Hap Gay nachdenklich. «Was meinen Sie?»

«Das ist sehr einfach», antwortete Patton und rührte in seiner Suppe. «Es wird gar nicht lange dauern, und Ike bewirbt sich um die Präsidentschaft. Die 3. Armee – das ist eine ganze Menge Wählerstimmen.» Er bemerkte das Lächeln, das sich auf den Gesichtern ausbreitete, und sagte: «Sie glauben, ich scherze? Das tue ich nicht. Warten Sie es ab.»

13 *Operation «Sunrise»*

1 Nach Italien zurückgekehrt, stellte Karl Wolff fest, dass seine Sorgen von einem seiner Stabsoffiziere, dem SS-Standartenführer Eugen Dollmann, geteilt wurden. Dollmann war ein umgänglicher und kluger Mann mit scharfer Zunge, Freunden gegenüber witzig, Gegnern gegenüber nur maliziös. Seine Mutter war Italienerin; so kam es, dass er viele gesellschaftliche und intellektuelle Bindungen in Italien hatte. (Wolff nannte ihn sogar Eugenio.) Über seine Sorgen unterhielt sich Wolff auch häufig mit Dr. Rudolf Rahn, dem deutschen Botschafter bei Mus-

solinis neuer faschistischer Regierung. Zwei Jahre zuvor hatte Rahn als deutscher Bevollmächtigter in Tunis geholfen, dort die jüdische Bevölkerung vor dem Untergang zu bewahren.

Die drei waren überzeugt, dass die italienischen Partisanen in Norditalien bei einem plötzlichen Zusammenbrechen des deutschen Widerstands sofort eine kommunistische Regierung ausrufen würden. Die französischen Kommunisten im Westen, die Italiener im Osten – ein breiter roter Gürtel würde sich dann quer über Südeuropa legen. Die einzige Lösung des Problems schien darin zu bestehen, dass man mit den Alliierten eine geordnete Kapitulation der deutschen Streitkräfte vereinbarte; dann konnte der Westen Norditalien übernehmen, bevor die Partisanen dort die Herrschaft an sich rissen. Ein paar Tage nach dieser Unterhaltung liess Dollmann auf einer Gesellschaft beiläufig die Bemerkung fallen, dass er des verdammtten Krieges überdrüssig sei; er fände es wirklich schlecht, dass man keinen Kontakt zu den Alliierten aufnehmen könne. Diese Indiskretion hätte den ganzen Plan zum Platzen bringen können, hatte jedoch die entgegengesetzte Wirkung. Guido Zimmer, ein jüngerer SS-Führer, hatte Dollmanns Worte gehört. Auch er war sich klar, dass der Krieg verloren war, und als gläubiger Katholik wollte er sinnloses Töten und sinnlose Zerstörungen verhüten. Im Übrigen konnte er annehmen, dass Wolff derselben Ansicht war wie Dollmann. Zimmer glaubte, genau den richtigen Mittelsmann zu kennen: Baron Luigi Parilli, früher Vertreter der amerikanischen Kühlschrankfirma Nash-Kelvinator Corporation und Schwiegersohn eines Mailänder Industriellen. Gerüchteweise hatte Zimmer gehört, dass Parilli heimlich einigen italienischen Juden zur Flucht verholfen hatte. Er suchte den Baron auf und wiederholte, was Dollmann gesagt hatte. Genau wie Wolff fürchtete auch Parilli eine Machtübernahme durch die Kommunisten, zumal er in Norditalien bedeutende finanzielle Interessen hatte. Er hörte gespannt zu, als Zimmer erklärte, dass allein Wolff ein solches Vorhaben zum erfolgreichen Abschluss bringen könne: als Chef der SS und der Polizei habe er ja gerade die Aufgabe, derartige Komplotte zu verhindern.

Parilli fand das alles recht vernünftig und versprach Hilfe. Am 21. Februar reiste er per Bahn nach Zürich, um Verbindung mit seinem alten Freund Dr. Max Husmann, dem Leiter einer bekannten Knabenschule in Zugerberg, aufzunehmen. Husmann zeigte zwar Verständnis, hielt es jedoch für unwahrscheinlich, dass die Alliierten in Verhandlungen eintreten würden, die Russland als gegen sich gerichtet betrachten konnte. Trotzdem telefonierte er mit einem Freund, Major Max Waibel, 44, einem Berufsoffizier, der an den Universitäten Basel und Frankfurt studiert und seinen Doktor der politischen Wissenschaften gemacht hatte. Auch Waibel war die kommunistische Gefahr, die Norditalien drohte, klar. Genua war der Hafen, über den die Schweiz in erster Linie Handel trieb: wenn er kommunistisch wurde, würde die Wirtschaft seines Landes darunter zu leiden haben. Waibel wusste allerdings auch, dass seine Karriere zu Ende sein würde, wenn er sich an diesem Unternehmen beteiligte und dabei erwischt wurde; aber ein Plan, in den Wolff eingeschaltet war, erregte seine Neugierde, und so sagte er seine Mitarbeit zu – natürlich nicht offiziell, denn das hätte einen Bruch der schweizerischen Neutralität bedeutet.

Husmann hätte keinen besseren Mann finden können. Waibel hatte eine führende Funktion beim militärischen Nachrichtendienst der schweizerischen Armee, war also in der Lage, einen deutschen Unterhändler heimlich in die Schweiz zu bringen. Ausserdem kannte er den geheimnisumwitterten Allen W. Dulles, von dem man allgemein annahm, er sei Roosevelts persönlicher Vertreter in der Schweiz. Dulles hatte 1942 in Bern ein Büro eröffnet und sich dafür den etwas undurchsichtigen Titel eines «Special Assistant to the United States Minister» gegeben. Die schweizerische Presse bezeichnete ihn jedoch beharrlich – trotz aller Dementis – als «Roosevelts Sonderbeauftragten». In Wirklichkeit war er weder das, was er zu sein vorgab, noch, was zu sein er bestritt. Er war der OSS*-Beauftragte für Deutschland, Südosteuropa sowie Teile Frankreichs und Italiens. Dulles, Sohn eines presbyterianischen Geistlichen, Enkel und Neffe amerikanischer Minister, hatte fünfzehn Jahre lang als Anwalt in der Praxis seines älteren Bruders John Foster gearbeitet. Er war ein aufgeschlossener und freundlicher Mann von grosser Statur, Pfeifenraucher, der, wenn er in seinem Armsessel sass, wie ein Professor wirkte. Seine Tätigkeit – politische Spionage – machte ihm Spass. Seine «Spezialität» war es, Restaurants durch irgendwelche geheimnisvollen Eingänge zu betreten oder zu verlassen.

Am Tag nach Husmanns Anruf, am 22. Februar, lud Waibel den Amerikaner Dulles und dessen Chefassistenten, Gero von Gaevernitz, zum Abendessen ein. Dabei unterrichtete er die beiden, dass zwei seiner Freunde den dringenden Wunsch hätten, sich mit ihnen über eine Angelegenheit von gegenseitigem Interesse zu unterhalten. «Wenn Sie wollen, werde ich Sie nach dem Essen mit ihnen bekannt machen», sagte er. Dulles konnte sich natürlich nicht festlegen, und schlug vor, dass zunächst sein Assistent die «beiden Freunde» kennenlernen sollte.

Audi von Gaevernitz war ein höflicher und umgänglicher Mann. Sein Vater, Gerhard von Schulze-Gaevernitz, ein bekannter Liberaler, Universitätsprofessor, Schriftsteller und Mitglied des Deutschen Reichstags vor Hitlers Machtergreifung, war einer der Väter der Weimarer Verfassung gewesen. Fast sein ganzes Leben hindurch hatte er sich, zusammen mit seinen politischen Freunden, für ein amerikanisch-britisch-deutsches Bündnis eingesetzt, denn er sah darin die sicherste Gewähr für die Erhaltung des Weltfriedens. Das Buch, das er später schrieb, war eine Antwort auf Spenglers *Untergang des Abendlandes* – ein nachdrückliches Bekenntnis zum Prinzip der Demokratie.

Der junge Gaevernitz hatte seinen Doktor der Volkswirtschaft in Frankfurt gemacht; 1924 war er nach New York gegangen, wo er im internationalen Bankgeschäft arbeitete und amerikanischer Staatsbürger wurde. Nachdem Hitler an die Macht gekommen war, hatte er sich bemüht, die Überzeugung seines Vaters in die Praxis umzusetzen. Vor allem war es ihm darum zu tun, enge Verbindungen zwischen den antinazistischen Kräften in Deutschland und der amerikanischen Regierung zu schaffen und zu unterhalten. Manche prominenten Nazi-Gegner kannten ihn und vertrauten ihm; er wiederum glaubte, dass das Hitler-Regime leichter

* OSS: Office of Strategie Services

gestürzt und der Krieg verkürzt werden könnte, wenn es ihm gelang, Dulles von der Aufrichtigkeit dieser Männer zu überzeugen. Als Dulles sein Büro in Bern einrichtete, hatte er Gaevemitz gebeten, für ihn zu arbeiten, und allmählich hatte sich zwischen den beiden Männern ein enges Vertrauensverhältnis entwickelt. Parilli berichtete Gaevemitz über die Situation in Italien. Gaevemitz hörte mit höflichem Misstrauen – was der Italiener sagte, klang zu phantastisch – zu und versprach, sich erneut mit Parilli zu treffen, wenn ein konkretes Angebot vorliege. Parilli fragte, ob Gaevemitz oder einer seiner Mitarbeiter bereit wären, direkt mit Zimmer oder Dollmann zu verhandeln.

«Das liesse sich eventuell arrangieren», antwortete Gaevemitz. Damit war die Besprechung beendet.

Parilli kehrte nach Italien zurück, und Wolff wurde über den Kontakt mit Dulles informiert. Wolff entschied sich, seine eigenen Bemühungen, über den Papst oder die Engländer zu verhandeln, einzustellen, und schickte Dollmann in die Schweiz. Am 3. März brachte Major Waibel Dollmann und Zimmer heimlich bei Chiasso über die Grenze. Es kam zu einem Gespräch mit Parilli und Dr. Husmann, bei dem Dollmann, was den Schweizer einigermaßen in Erstaunen setzte, recht selbstbewusst und keinesfalls wie ein Bittsteller auftrat. Man verhandelte im Restaurant Bianchi in Lugano. Dabei liess Dollmann wissen, er erwarte, dass die Alliierten zu einem «gerechten Frieden» bereit seien, der die kommunistischen Absichten in Norditalien vereitle. Dr. Husmann erwiderte, dass Deutschland gar keine Verhandlungsposition mehr besitze und dass die Vorstellung einfüchtig sei, der Westen werde sich noch vor Kriegsende von der Sowjetunion trennen lassen.

Dollmann hörte sich Husmanns Ausführungen – für ihn ein langweiliges und überspanntes Referat – kommentarlos an. Aber als Husmann erklärte, Deutschlands einzige Hoffnung sei die bedingungslose Kapitulation, lief das Gesicht des Standartenführers rot an, und er sprang auf. «Meinen Sie Verrat?» schrie er. Offenbar war eine Kapitulation unter annehmbaren Bedingungen in seinen Augen kein Verrat. Deutschland befinde sich in einer zu guten Verhandlungsposition, als dass es die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation zu akzeptieren brauche. In Italien stehe immer noch, intakt und unbesiegt, eine Armee von einer Million Mann.

«Denken Sie darüber nach», sagte Husmann. «Ihre Lage ist hoffnungslos. Sprechen Sie mit Ihren Freunden.»

Dollmann hatte keine Lust, die Auseinandersetzung über einen Mittelsmann zu führen. Deshalb äusserte er den Wunsch, mit dem Beauftragten von Dulles zu sprechen. Aber als dann dieser Mann – es war nicht Gaevemitz – schliesslich erschien, erfuhr er auch von ihm, dass nur die bedingungslose Kapitulation in Frage käme. Dulles' Beauftragter fügte hinzu, dass die Deutschen guten Willens, die zum Ende der Feindseligkeiten beitragen, mit Rücksicht rechnen könnten. Dann übergab er Dollmann ein Papier mit den Namen von zwei inhaftierten Führern der nicht-kommunistischen italienischen Widerstandsbewegung, Ferruccio Parri und Major Usmiani. Dollmann erinnerte das ganze irgendwie an ein Pfänderspiel auf einer Kindergesellschaft, aber sein Gesicht blieb unbewegt, und er fragte: «Was ist mit den beiden Männern?»

Parilli erklärte, dass Dulles es für einen Beweis des guten Willens halten würde, wenn sie wieder ihre Freiheit erhielten und von Italien in die Schweiz gebracht würden. Das war ein ziemlich groteskes Ansinnen, denn Parri würde natürlich sofort erkannt werden. Trotzdem sagte Dollmann zu, er werde sein Möglichstes tun, und die zweite Besprechung endete damit, dass man sich freundschaftlich die Hände schüttelte.

Die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation traf Wolff nicht so tief wie Dollmann; zumindest hatten die Verhandlungen jetzt begonnen, und vielleicht waren im weiteren Verlauf ehrenhaftere Bedingungen zu erreichen. Die Entlassung der beiden prominenten politischen Gefangenen war ein ganz anderes Problem. Das Risiko war enorm. Ein solcher Schritt konnte das ganze Vorhaben gefährden. Aber Wolff kam zu dem Schluss, dass es die einzige Möglichkeit war, Dulles zu überzeugen. Dollmann empfahl, Wolff selbst solle in die Schweiz fahren. Wolff erwiderte, er müsse sich das noch überlegen. Die Sache sei äusserst gefährlich, da man ihn in der Schweiz gut kenne.

Am folgenden Tag fuhr er in Kesselrings Hauptquartier. Wolff sah in Kesselring so etwas wie einen älteren Bruder und hoffte, dass diese Freundschaft es ihm leichter machen werde, die Zustimmung des Feldmarschalls zur Kapitulation zu erhalten. Er berichtete Kesselring, ohne Namen zu nennen, dass er mit den Amerikanern in der Schweiz Verbindung aufgenommen habe, und deutete an, dass es vielleicht zu einem Verhandlungsfrieden kommen könne. Kesselring reagierte äusserst zurückhaltend, aber Wolff hatte den Eindruck, dass der Feldmarschall mitmachen würde, wenn ein ehrenhafter Friede vereinbart werden könnte.

Am nächsten Tag traf sich Parilli mit Wolff am Gardasee, und im Namen von Dulles lud er den SS-General für den 8. März zu einer Besprechung nach Zürich ein. Wolff sagte zu.

Der 8. März war ein ereignisreicher Tag. Die Brücke bei Remagen war gefallen, und Kesselring war nach Berlin beordert und dann an die Westfront versetzt worden. Am Morgen des 8. März waren Wolff und Dollmann, zusammen mit Parri und Usmiani, den beiden italienischen Partisanen, von einem Beauftragten Waibels heimlich in die Schweiz geleitet und mit der Bahn nach Zürich gebracht worden, wo den Gefangenen in einer Klinik in einem mondänen Vorort Privatzimmer zugewiesen wurden. Weder Parri noch Usmiani wussten, warum man sie aus der Haft geholt hatte.

Am Abend tauchte Waibel, von Dulles und Gaevernitz begleitet, in der Klinik auf. Parri war überzeugt, er werde jetzt ermordet; als er seinen alten Freund Dulles sah, brach er in Tränen aus. Es war eine bewegende Szene, aber Dulles sah darin noch mehr: einen Beweis der Aufrichtigkeit der deutschen Partner. Er erklärte sich bereit, mit Wolff zusammenzutreffen. Etwa eine Stunde später wurde Wolff von Husmann zu einem altehrwürdigen Gebäude in der Nähe des Sees gebracht. Dort hatte Dulles eine Wohnung, die für geheime Besprechungen benutzt wurde. Gaevernitz war der erste, der Wolff begrüßte; er wollte, dass der Deutsche sich vor dem Gespräch mit Dulles etwas entspannte. «General, ich habe schon viel von Ihnen gehört», begann er. Als Wolff ihn anstarrte, fügte er schnell hinzu: «Was ich gehört habe, spricht sehr zu Ihren Gunsten.» Die Gräfin Mechthilde Podewils

hatte Gaevernitz vor einiger Zeit zufällig erzählt, dass ein einflussreicher NS-Führer –Gaevernitz war überzeugt, dass es sich um Wolff handelte – ihr geholfen habe, Romano Guardini vor der Verschickung in ein Konzentrationslager zu bewahren. «General, soweit ich orientiert bin, haben Sie Guardini, dem berühmten katholischen Philosophen, das Leben gerettet. Ich glaube, wir haben eine gemeinsame Bekannte, eine bezaubernde Dame, die mir viel von Ihnen erzählt hat.» Wolff lächelte.

Dann wurde Dulles mit den Deutschen bekanntgemacht, und Dr. Husmann eröffnete die Besprechung. «General Wolff», sagte er, «sind Sie sich im Verlauf unseres ausführlichen Gesprächs in der Bahn darüber klargeworden, dass der Krieg für Deutschland unwiderruflich verloren ist?»

Wolff hatte sich bereits entschlossen, auch um den Preis persönlicher Demütigung zu einem Frieden zu kommen, und sagte ja.

«Ist Ihnen aus unserer Unterhaltung auch klargeworden, dass nur eine bedingungslose Kapitulation in Frage kommt?» fragte Husmann.

«Ja», erwiderte Wolff pflichtschuldigst.

«Sollten Sie trotz allem versuchen, für Himmler einzutreten», fuhr der Professor fort, «würde die Unterhaltung höchstens ein paar Sekunden dauern, denn dann müsste Mr. Dulles sich verabschieden. Das stimmt doch, Mr. Dulles?» Dulles zog an seiner Pfeife und nickte.

Wolff sagte, er halte es für ein Verbrechen am deutschen Volk, den Krieg fortzusetzen. Als guter Deutscher würde er jedes Risiko auf sich nehmen, wenn er zur Beendigung des Krieges beitragen könne. In seinen Worten lag grosser Ernst, und zum erstenmal glaubte Gaevernitz, dass dieses Gespräch zu einem Ergebnis führen könnte.

Wolff erklärte, in den rückwärtigen Gebieten unterständen ihm nicht nur SS und Polizei, sondern auch Heeresseinheiten. «Ich bin bereit, mich selbst und meine gesamte Organisation zur Verfügung zu stellen, um die Feindseligkeiten zu beenden», fuhr er fort, aber er brauche die Zustimmung der Wehrmacht. Er berichtete, dass Kesselring Verständnis gezeigt habe. Wenn sich der Feldmarschall unwiderruflich festgelegt habe, sagte er, werde dies auch die Befehlshaber an anderen Fronten veranlassen, zu kapitulieren.

Vor Monaten bereits hatte Gaevernitz Dulles gegenüber geäussert, dass sich viele deutsche Generale gegen Hitler auflehnen würden und dass er an einem Plan arbeite, fünf gefangene deutsche Generale eine umfassende Revolte auslösen zu lassen. Während Wolff sprach, schwand bei Gaevernitz jegliches Misstrauen; er war von der Aufrichtigkeit dieses Mannes überzeugt. Wolff verlangte nichts für sich selbst, und was er sagte, klang vernünftig. Auch Dulles war fast überzeugt. Seinem Gefühl nach war Wolff keine Kreatur Hitlers oder Himmlers, und Verhandlungen mit ihm konnten möglicherweise zur totalen deutschen Kapitulation in Italien führen.

Wolff war darauf vorbereitet, weitere Beweise seines guten Willens zu liefern. Er versicherte, unnötige Zerstörungen in Italien würden schon jetzt verhindert, und er habe von sich aus und unter grössten persönlichen Risiken sowohl die berühmten Gemälde aus den Uffizien und dem Palazzo Pitti wie auch die wertvolle

Münzsammlung König Victor Emmanuels gerettet. Alle diese Schätze seien in Sicherheit und würden unter Garantie nicht nach Deutschland gebracht.

«Das hier ist etwa die Hälfte der Gemälde», sagte er. Ehrfurchtsvoll studierten die Amerikaner eine Liste von 300 Gemälden, darunter auch Werke Botticellis, Tizians und anderer Meister.

Dulles war zu einem Entschluss gekommen. Er sagte, er werde mit Wolff verhandeln, sofern der General nicht mit anderen Alliierten Verbindung aufnähme. Das war für Wolff akzeptabel; er versicherte, er werde seinerseits das Menschenmögliche tun, um das Leben der Gefangenen zu schützen und die Zerstörung von Fabriken, Kraftwerken und Kunstschätzen zu verhindern.

In solcher Atmosphäre des Verständnisses und des guten Willens endete die stundenlange Besprechung, und Waibel geleitete die Deutschen wieder zur Grenze. Im Gotthard-Express unterhielt man sich darüber, wie eine künftige deutsche Regierung aussehen könnte. Als Präsident schien allein Kesselring in Frage zu kommen.

Aussenminister? Von Neurath hatte seinerzeit gute Arbeit geleistet – warum also nicht er? Finanzminister? Natürlich der alte Fuchs, Schacht. Innenminister? Man erwähnte General Wolff, aber der lehnte mit vor Erregung leicht gerötetem Gesicht ab: Es könnte so aussehen, als sei dies die Belohnung dafür, dass er mit den Alliierten zusammengearbeitet hatte.

Als Wolff die Grenze überquert und erfahren hatte, dass Kesselring gerade von Hitler nach Berlin beordert worden war, kehrte er in die Wirklichkeit zurück. Würde er Kesselrings Nachfolger gewinnen können?

Auch von Kaltenbrunner lag eine merkwürdige Botschaft vor: Wolff möge sich sofort in Innsbruck melden. Wolff war überzeugt, dass Himmlers Stellvertreter von den Verhandlungen mit Dulles erfahren hatte und ihn diese Reise ins Gefängnis oder gar in den Tod führen konnte. So entschloss er sich, die Aufforderung einfach zu ignorieren.

Dulles informierte General Donovan über die Besprechung mit Wolff und wurde angewiesen, die Verhandlungen unter dem Decknamen Operation *Sunrise Crossword* weiterzuführen. Die beiden Generalmajore aus Alexanders Stab, die Marschall Tolbuchins Gastfreundschaft in Ungarn genossen hatten – der Amerikaner Lyman Lemnitzer und der Brite Terence Airey, Alexanders Abwehrchef –, fuhren am 15. März von Neapel in Richtung Schweizer Grenze; ihren Papieren nach waren sie einfache amerikanische Soldaten. Sie reisten in Zivil. Ihr Auftrag bestand darin, sich mit Wolff zu treffen und die Vorbereitungen für die Kapitulation zu treffen.

Im Büro des schweizerischen Zolls beantwortete Lemnitzer zahlreiche Fragen zur Zufriedenheit der Beamten; Airey freilich wusste kaum etwas über Amerika. Aber das machte nichts. Waibel hatte die Grenzwachen angewiesen, die beiden verkleideten Generale über die Grenze zu lassen.

Nach zweitägigen Konferenzen mit Dulles in Bern wurden sie nach Luzern gebracht, wo Waibel ihnen mitteilte, er habe soeben erfahren, dass in Italien Kesselring durch Generaloberst von Vietinghoff ersetzt worden sei. Wolff sei jedoch unterwegs, um mit den beiden alliierten Generalen wie geplant zusammenzutreffen.

Gaevernitz fuhr die Generale nach Ascona am Lago Maggiore und quartierte sie in seinem malerischen alten Bauernhaus als seine Gäste ein. Am Mittag des 19. März berichtete Gaevernitz, dass Wolff mit Dollmann und zwei anderen Begleitern eingetroffen und in einem Haus am Seeufer untergebracht worden sei.

Die Besprechung des SS-Generals mit Dulles, Lemnitzer, Airey und Gaevernitz begann am gleichen Tag um 15.00 Uhr. Anscheinend war niemand in dem kleinen Haus am See. Gaevernitz fungierte als Dolmetscher und schaltete sich gelegentlich ein, um die Verhandlungen weiterzubringen.

Er freute sich, sagte Dulles, dass ein prominenter Deutscher an den Verhandlungen teilnehme, ohne persönliche Forderungen zu stellen. Wolff nahm diese Äusserung dankbar zur Kenntnis. Dann erklärte er, dass der Kommandowechsel in Italien das gesamte Unternehmen in Gefahr bringen könne. Vielleicht sei Kesselring seines Postens enthoben worden, weil man in Berlin Wind von der Sache bekommen habe. Ausserdem bestehe die Gefahr, dass alle deutschen Unterhändler bei ihrer Rückkehr nach Italien verhaftet würden: Kaltenbrunner habe seiner, Wolffs, Frau bereits verboten, ihre Wohnung zu verlassen. Trotzdem, versprach Wolff, werde er alles nur Mögliche tun, um die Kapitulation herbeizuführen. Man drängte ihn, sobald wie möglich Kesselring aufzusuchen, um ihn zu überreden, ähnliche Abmachungen für die Westfront zu treffen. Wolff hielt es für das beste, Kesselring einfach zu bitten, die Kapitulation in Italien zu billigen. Kesselring könne dann von sich aus Vietinghoff anweisen, Wolff zu unterstützen.

Gaevernitz ging mit Wolff auf die Terrasse hinaus. Er fragte, wie viele politische Gefangene sich in italienischen Lagern befänden. Wolff antwortete, es handle sich vermutlich um mehrere tausend Personen verschiedener Nationalität. «Es liegt Befehl vor, sie zu töten», sagte er.

«Werden Sie diesen Befehl durchführen?»

Wolff wanderte auf der Terrasse hin und her; dann blieb er direkt vor Gaevernitz stehen. «Nein», sagte er.

«Können Sie mir Ihr Ehrenwort geben?»

Wolff ergriff Gaevernitz' Hand. «Ja, Sie können sich auf mich verlassen.»

2 An diesem Tag liefen auch an der Westfront Gerüchte über Friedensverhandlungen um. Als Bradley mittags im Hauptquartier von Hodges anrief und den Oberbefehlshaber der 1. Armee bat, sofort zu einer Besprechung mit ihm und Patton nach Luxemburg zu fliegen, war man schon fast geneigt, diesen Gerüchten zu glauben. Aber dann stellte Hodges fest, dass es sich um eine rein militärische Konferenz handelte. Bradley begann damit, dass er bekanntgab, Eisenhower habe gerade den Einsatz von neun Divisionen bei Remagen genehmigt. Das bedeutete, dass Hodges den Brückenkopf endlich erweitern und einen Angriff aus diesem Brückenkopf heraus nach Norden und Nordosten vorbereiten konnte.

Patton wollte Hodges schon gratulieren; aber Bradley fügte hinzu, die Operation dürfe erst nach dem 23. März beginnen – nach dem Tag also, an dem Montgomery, den Plänen zufolge, auf breiter Front über den Rhein setzen sollte.

Bradley sagte zu Patton, seiner Ansicht nach wäre es für die 3. Armee besser, «den Übergang über den Rhein nicht im Bereich von Koblenz zu versuchen»; Patton solle im Gebiet von Mainz-Worms übersetzen. Mit anderen Worten: Patton durfte die Überquerung nicht bei Koblenz, wo er stand, versuchen, sondern nur bei Mainz, von dem er immerhin noch ein gutes Stück entfernt war.

Schlecht gelaunt flog Patton in sein Hauptquartier zurück, überzeugt, dass die Masse des Nachschubs und der Reserven nach Norden wandern würden, wenn Montgomery als erster über den Rhein setzte, und dass die 3. Armee dann in die Defensive gehen musste. Nur vier Tage blieben ihm, um den Briten zuvorkommen; aber selbst unter normalen Bedingungen genügte diese Zeitspanne nicht, um den Raum Mainz zu erreichen und zu säubern. Folglich gab es nur eine Möglichkeit: Seine Männer mussten das Unmögliche möglich machen.

In Reims war Eisenhower gerade von «Beetle» Smith überzeugt worden, dass er eine Zeitlang ausspannen müsse, wenn er keinen Nervenzusammenbruch bekommen wolle. Also flog der Oberkommandierende zu einem kurzen Urlaub nach Cannes. Wie üblich, nahm er in seiner Maschine auch andere Fluggäste mit.

3 Von Anfang an hatten die Botschafter Harriman und Clark Kerr den russischen Aussenkommissar über die Operation *Sunrise* auf dem laufenden gehalten, und von Anfang an hatte Molotow unnachgiebig verlangt, dass ein sowjetischer Offizier die Generale Lemnitzer und Airey in die Schweiz begleiten müsse. Harriman hatte dem amerikanischen Aussenministerium seine Auffassung mitgeteilt, dass die Russen in einem ähnlichen Fall mit Sicherheit ihrerseits alliierte Offiziere nicht zulassen würden. Eine westliche Einwilligung werde nur als Zeichen der Schwäche und als Aufforderung angesehen werden, in Zukunft noch unvernünftiger Forderungen zu stellen. Die Stabschefs waren der gleichen Meinung, und so ging am 19. März die historische Besprechung in Ascona ohne sowjetische Beteiligung über die Bühne.

Zwei Tage später wurde Eden von Churchill beauftragt, die Russen über die in Ascona erzielten Ergebnisse zu informieren. Die Reaktion war schnell und heftig. Ein paar Stunden später übergab Molotow dem britischen Botschafter Clark Kerr die Antwort; sie enthielt Wendungen, die Diplomaten nur höchst selten in den Mund zu nehmen pflegen. Sichtlich verärgert darüber, dass Moskaus politische Absichten in Norditalien durchkreuzt zu werden drohten, beschuldigte Molotow die Alliierten, mit den Deutschen «hinter dem Rücken der Sowjetunion, die die Hauptlast des Krieges gegen Deutschland trägt», gemeinsame Sache zu machen. Die ganze Angelegenheit sei keineswegs ein Missverständnis, sondern «etwas viel Schlimmeres».

Harriman erhielt seinen ebenso beleidigenden Brief und leitete ihn nach Washington weiter. Wochenlang hatte er Roosevelt gedrängt, den Sowjets gegenüber eine festere Haltung einzunehmen; deshalb hoffte er, dass dieser Beweis russischer Niedertracht den Präsidenten endlich zum Handeln veranlassen würde. Der Brief, telegraphierte er, beweise, dass die sowjetischen Führer ihre Taktik seit Jalta drastisch geändert hätten.

Die arrogante Sprache von Molotovs Brief zeigt meiner Ansicht nach offen die herrische Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten, die wir bisher nur gehäht haben. Ich hatte bereits das Gefühl, dass diese Haltung früher oder später eine Lage schaffen würde, die für uns unerträglich ist.

Daher empfehle ich, dass wir uns an die vernünftige und grosszügige Position halten, die wir bisher eingenommen haben, und dass wir die Sowjetregierung in festen, wenn auch freundlichen Worten in diesem Sinne unterrichten.

Was Harriman selbst betraf, so kam er eigentlich nicht dahinter, warum Stalin die Vereinbarungen von Jalta überhaupt eingegangen war, wenn er damals bereits beabsichtigte, sie so schnell zu brechen. Seiner Meinung nach hatte «der Marschall ursprünglich die Absicht, die Zusagen einzuhalten, änderte dann jedoch aus einer Reihe von Gründen seine Ansicht». Erstens aber war Stalin von mehreren Mitgliedern des Präsidiums der Kommunistischen Partei kritisiert worden, er habe bei dieser Konferenz zu viele Zugeständnisse gemacht. Zweitens wuchs Stalins Misstrauen gegenüber allen und jedem. Als amerikanische Piloten, die zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staaten flogen, mehrere Sowjetbürger aus Russland hinausgeschmuggelt hatten, hatte Stalin dies als Teil eines offiziellen amerikanischen Komplotts bezeichnet*.

Drittens – und bei weitem am wichtigsten: In Jalta hatte Stalin zuversichtlich angenommen, dass die Rote Armee von den Völkern Osteuropas und des Balkans als Befreier begrüsst werden würde. Inzwischen war jedoch klargeworden, dass die Lublin-Polen ihr Land, wenn es zu freien Wahlen kommen sollte, nicht an Stalin würden ausliefern können und dass man auf dem ganzen Balkan die Sowjets nicht mehr als Freiheitsbringer, sondern einfach als Sieger ansah.

Was immer die Gründe gewesen sein mögen**, – Stalin hatte beschlossen, die in Jalta gemachten Versprechungen zu ignorieren. Für den Mann, der Harriman gegenüber einmal offen – wenn auch in anderem Zusammenhang – erklärt hatte, dass er nicht sein Wort gebrochen, sondern lediglich seine Ansicht geändert habe, war das keine grosse Sache.

Ein weiterer Faktor, der Stalins Kehrtwendung gefördert haben mag, war sicherlich die Erklärung Roosevelts in Jalta, dass die Vereinigten Staaten baldmöglichst ihre Streitkräfte aus Europa abziehen würden. Diese Äusserung dürfte der schwerste Fehler gewesen sein, der in Jalta auf alliierter Seite gemacht wurde, denn angesichts einer solchen Zusicherung konnte Stalin spätere amerikanische Proteste – auch die persönlichen Appelle des Präsidenten – mit Verachtung strafen.

* Viel später sagte Chruschtschow zu Harriman: «Ich weiss, dass Sie Stalin gut kannten und ihn auch in gewissem Masse achteten. Deswegen finde ich, sollten Sie auch wissen, dass er allen gegenüber immer misstrauischer wurde. Wenn wir in sein Büro gingen, wussten wir nie, ob wir lebend wieder herauskommen würden und zu unseren Familien zurückkehren konnten. So kann ein Mann nicht leben.»

** Phillip Moseley, US-Vertreter bei der EAC und einer der besten Kenner der Sowjetunion, glaubt nadi wie vor, dass die eigentliche Entscheidungsbefugnis vom Aussenministerium auf die wichtigsten Wirtschaftsministerien übergegangen war, deren Ziel darin bestand, aus Deutschland möglichst grosse wirtschaftliche Lieferungen herauszuquetschen, aber auch auf die Geheimpolizei, die dem Politbüro unmittelbar für die Verstärkung der sowjetischen Kontrollen in den besetzten Gebieten verantwortlich war.

14 Das Shell-Haus

1 Am 9. April 1940, 4.00 Uhr morgens, hatten deutsche Truppen überraschend die dänischen Grenzen überschritten; andere Verbände waren in dänischen Häfen – auch in Kopenhagen – gelandet. Eine Stunde später hatte der deutsche Gesandte, während Bomber über das Land dröhnten, der dänischen Regierung eine Denkschrift überreicht, in der die Unterwerfung gefordert wurde. Die Deutschen behaupteten, sie seien nicht mit feindseligen Absichten einmarschiert, sondern nur, um Dänemark vor einer Invasion der westlichen Alliierten zu schützen. Die dänische Neutralität werde respektiert werden, und Deutschland werde sich nicht in die inneren Angelegenheiten Dänemarks einmischen.

Zwar kapitulierte die dänische Regierung, aber die 4,5 Millionen Dänen weigerten sich, diese Demütigung hinzunehmen. Schon bald bildeten sich kleine Gruppen von Widerstandskämpfern. Wie in Polen spielte dabei das politische Couleur keine grosse Rolle; man konnte es durchaus erleben, dass Kommunisten mit Konservativen zusammenarbeiteten. Die Führer des Widerstands kamen aus den verschiedensten Kreisen. Es waren Universitätsprofessoren, Geschäftsleute, Arbeiter, Selbständige – und sogar ein literarischer Agent war darunter.

Die Dänen liessen es nicht bei Sabotage und passiver Resistenz bewenden; sie führten auch – und das mit viel Phantasie – einen psychologischen Kampf gegen die Deutschen. Zu Anfang behandelten sie die Eindringlinge wie Luft. Aber dann konnte man plötzlich Geschichten wie diese hören – wahrscheinlich erfunden, aber trotzdem bezeichnend: Ein Posten stand mitten in Kopenhagen in einer schulterhohen, kreisrunden Sandsackbarrikade und wunderte sich, dass die Passanten plötzlich Notiz von ihm nahmen – sie lachten ihn aus! Ein Witzbold hatte an die Barrikade ein Schild gehängt: «Er hat keine Hosen an.» Der Feind wurde getroffen, indem man ihn lächerlich machte.

Im August 1943 gab es pro Tag sechs bis sieben grössere Sabotageakte. Die Deutschen besetzten die Fabriken, eine Welle spontaner Streiks war die Folge. Die Deutschen schickten Truppen auf die Strassen, verhängten ein Ausgehverbot und drohten, Geiseln festzunehmen; aber alles machte die Sache nur schlimmer.

Dr. Werner Best, der deutsche Bevollmächtigte, flog nach Berlin: Er verlangte Geduld und weniger Härte. Der drohende Aufruhr könne durch Zugeständnisse verhindert werden. Aber der Führer war nicht zu überzeugen. Am 28. August schickte er der dänischen Regierung ein Ultimatum, in dem die Einführung des Kriegsrechtes, einer unmittelbaren deutschen Zensur, totales Streik- und Versammlungsverbot und schwerste Bestrafung von Saboteuren gefordert wurden. Am darauffolgenden Tag wies die dänische Regierung, voll unterstützt von König Christian x., das Ansinnen zurück. Die Wehrmacht übernahm daraufhin offen die Kontrolle. Für Hitler freilich begannen jetzt erst die wirklichen Schwierigkeiten: Nunmehr stand das ganze Land geschlossen hinter der Widerstandsbewegung.

Im folgenden Monat wurde die Verhaftung der dänischen Juden angeordnet, aber als die Sonderpolizei erschien, waren alle mit Ausnahme von 477 älteren Män-

nern und Frauen auf geheimnisvolle Weise verschwunden. Rund 6'000 Juden waren von ihren dänischen Landsleuten heimlich über den Belt nach Schweden gebracht worden. Zum erstenmal bekamen die Nazis bei ihrer Politik der «Endlösung» den festen Widerstand eines ganzen Volkes zu spüren.

Dass die heimliche Massenevakuierung gelungen war, wirkte anregend auf die Dänen. Unter der Regie des Freiheitsrats, eines Sieben-Männer-Gremiums, in dem die wichtigsten Widerstandsgruppen vertreten waren, mehrten sich die Sabotageakte gegen die Bahnverbindungen so, dass die deutschen Truppenbewegungen um fünfundzwanzig Prozent zurückgingen. Die Partisanen zerstörten ganze Fabriken, darunter das Globus-Werk in Kopenhagen, das wichtige Teile für die V-2 herstellte.

Zwar befanden sich die Dänen mit Deutschland nicht offiziell im Kriege, aber sie handelten so, als wäre dies der Fall, und obgleich ihr Land besetzt war, trugen sie erheblich zum Sturz des Hitler-Regimes bei. Im Herbst 1944 hatte die Gestapo allerdings so viele Informationen über die Untergrundtätigkeit in Händen, dass die Führer des Widerstands die Royal Air Force ersuchen mussten, die in der Universität Aarhus lagernden Akten der Gestapo zu vernichten. Der Luftangriff war so erfolgreich, dass der Widerstand um eine weitere Aktion bat – diesmal gegen das Shell-Haus in Kopenhagen, wo sich der Hauptteil der Gestapo-Archive befand. Die Briten waren zunächst jedoch nicht bereit, diese Bitte zu erfüllen, denn das oberste Stockwerk des Shell-Hauses diente als Gefängnis für prominente dänische Gefangene.

Einen Monat später wiederholte der Widerstand über Funk seine Bitte: Das im Shell-Haus befindliche Material müsse unbedingt vernichtet werden – ungeachtet der Gefahr für die dänischen Gefangenen. Nach reiflicher Überlegung revidierte London seine Entscheidung, und die Planung des Luftangriffes begann. Vom eigentlichen Ziel, von sämtlichen Gebäuden, die in einem Umkreis von einem Kilometer um das Shell-Haus lagen, und von den Teilen Dänemarks, die überflogen werden mussten, wurden Modelle angefertigt. Dänische Presseleute, die dem Untergrund angehörten, lieferten den Engländern die neuesten Aufnahmen: Sie wurden in der Kopenhagener Zeitung *Berlingske Tidende* als harmlose Illustrationen veröffentlicht. Den deutschen Zensoren entging die Bedeutung der Bilder, und am folgenden Tag wurde die Zeitung über Stockholm nach London gebracht.

2 Am 19. März gab Gruppenkommandeur Bob Bateson seinen mehr als 70 Piloten im Operationsraum des Flugplatzes Norfolk bekannt, dass sie gegen Mittag des folgenden Tages das Shell-Haus in drei Wellen angreifen würden. Svend Truelson, der nicht nur im dänischen Untergrund tätig war, sondern auch als Major dem britischen militärischen Geheimdienst angehörte, beschrieb dann das Ziel: U-förmig, vier Stockwerke hoch und mit einem braun-grünen Anstrich bemalt – das einzige Gebäude in der Stadt, das derart getarnt war. Truelson riet den Piloten, das Ziel tief anzufliegen und die Bomben möglichst gegen den unteren Teil des Gebäudes und die Vorderfront zu werfen. So hätten die Gefan-

genen im obersten Stockwerk die Chance, über die rückwärtigen Treppen zu entkommen.

Am folgenden Tag war das Wetter zu schlecht; das Unternehmen musste verschoben werden. Aber am Morgen des 21. März war die Sicht gut. In steiler Kurve zog ein einzelner «Mosquito»-Bomber vom Flugplatz Norfolk hoch. Der Pilot, Wing Commander Smith, gab das Zeichen, und dann starteten – jeweils zu zweit – achtzehn weitere «Mosquitos». Danach hoben 28 P-51 «Mustang»-Jäger von der Rollbahn ab.

«Smith» war in Wirklichkeit Vize-Luftmarschall Basil Embry, der auch den Angriff auf Aarhus persönlich geführt hatte. Auch diesmal wollte er den ganzen Verband bis ins Zielgebiet bringen, wo Bateson das Kommando übernehmen sollte. Die Maschinen flogen so niedrig über die Nordsee, dass die Gischt gegen die Fenster der Pilotenkanzel sprühte und die Scheiben allmählich mit einer Salzschieicht überzog. Aber Smith hoffte, auf diese Weise den deutschen Funkmessgeräten zu entgehen.

Im Shell-Haus wurde eben einer der 31 Gefangenen, Chefinspektor Christen Lyst Hansen, von der dänischen Polizei aus dem obersten Stockwerk nach unten geführt. Er wollte wissen, wohin man ihn bringe.

«Das darf ich nicht sagen», erwiderte der Posten. Aber dann flüsterte er ihm zu: «Fro sles» – das war ein Konzentrationslager nahe der deutschen Grenze, ein Todeslager angeblich für die prominenten Gefangenen. Als Hansen mit seinem Bewacher den Haupteingang erreichte, fuhr der Wagen, der ihn wegbringen sollte, eben an. Der Häftling wurde in seine Zelle zurückgeführt.

Es war gegen neun, als eine Gruppe von Gefangenen in ein Zimmer im dritten Stock des Shell-Hauses gebracht wurde. Zwei Stunden lang verhörten ein deutscher Richter und ein dänischer Dolmetscher einen dieser Gefangenen, Jens Lund – jedesmal, wenn Lund eine Frage nicht beantworten wollte, wurde er geschlagen. Gegen 11.15 Uhr wurden zwei MG-Gurte geholt – Lund war sich klar darüber, dass man ihn jetzt zusammenprügeln würde. Aber er musste immer daran denken, auf welch wunderbare Weise Pastor Harald Sandbaek während des Luftangriffs auf Aarhus der Gestapo entkommen war. Und er betete, dass auch ihm solches Glück widerfahren möge.

In 50 Metern Höhe flogen die «Mosquitos» Kopenhagen an. Durch das salzverkrustete Glas sah Bateson einen grossen Verschiebebahnhof; einen Augenblick später entdeckte er die Richtmarke, die er suchte: den See unmittelbar hinter dem Shell-Haus.

In seiner Zelle im obersten Stockwerk vermutete Professor Mogens Fog, Neurologe und Mitglied des Freiheitsrates, deutsche Jagdflugzeuge seien es, die im Sturzflug auf das Shell-Haus niederstiessen, um die Gefangenen mürbe zu machen. Selbst als er das Rattern der Maschinengewehre hörte, glaubte er nicht an einen Angriff, und er kletterte auf die obere Pritsche, um aus dem winzigen Fenster zu blicken. Die Maschinen kamen direkt auf ihn zu! Er zog den Kopf ein und sprang zu Boden. Als er das Pfeifen und Krachen der ersten Bomben hörte, kroch er unter das Bettgestell; sein Gesicht suchte er mit einem Koffer zu schützen. Ein Stockwerk

tiefer vernahm der Untersuchungsrichter, der Lund verhörte, das Rattern der Maschinengewehre mit offenem Mund. Lund glaubte erst, es seien deutsche Flugzeuge, die übten. Aber dann dröhnte die erste Bombe, und das Haus wankte. Der Deutsche packte Lund und zerrte ihn zur Treppe. Wände stürzten ein, und in panischem Schrecken rannte alles die Stufen hinunter. Lund riss sich los und rutschte das Geländer hinab. Im zweiten Stock drängten sich die Menschen im Treppenhaus so, dass er vom Geländer herunter musste. Ein Teil der Treppe brach zusammen, und direkt vor ihm verschwand ein Mann in einer schwarzen Wolke aus Qualm und Staub. Neben sich sah er in der Wand ein klaffendes Loch und dahinter die Strasse, und mit einem Sprung stand er auf dem Bürgersteig.

Die ersten sechs «Mosquitos» hatten ihre Bombenlast schon zum grössten Teil abgeladen, und die Wamsirenen heulten erst, als die zweite Welle anflug. Eine Maschine kam zu tief; mit einer Tragfläche streifte sie einen Turm im Gelände des Verschiebebahnhof; die Bomben taumelten aus dem Rumpf, und dann raste das Flugzeug in die Jeanne-d'Arc-Schule. Die Treibstofftanks explodierten – Sekunden später stand das Schulhaus in Flammen. Die übrigen fünf «Mosquitos» setzten den Angriff fort: eine drehte nach Osten ab zum Dagmarhus, wo sich ebenfalls eine deutsche Dienststelle befand, die restlichen vier warfen ihre Bomben in den unteren Teil des Shell-Hauses. Die dritte Welle hielt sich an die Qualmwolke, die beim Rangierbahnhof aufstieg. Sie liessen ihre Last mitten in das Rauchmeer plumpsen und drehten ab – überzeugt, das Ziel getroffen zu haben. Aber der Rauch kam aus der in hellen Flammen stehenden Ruine der Jeanne-d'Arc-Schule.

Als der erste Angriff vorbei war, verliess Professor Fog sein Versteck und versuchte, die Zellentür aufzudrücken. Sie gab nicht nach. Er hörte die zweite Welle kommen und kroch wieder unter das Bett. Ein paar Zellen weiter klammerte sich Hansen verzweifelt an seiner Pritsche fest. Das ganze Gebäude schwankte, und er glaubte, durch den Fussboden zu fallen. Als das Dröhnen der Motoren verklungen war, rüttelte er an der Tür; vergeblich. Er packte einen Stuhl und zertrümmerte die Türbohlen. Er rannte auf den Gang hinaus – verblüfft sah er über sich den freien Himmel. Das Dach war weggerissen. Er hörte, wie Fog und andere Gefangene brüllend gegen die Zellentüren hämmerten. «Wir müssen sie herausholen!» schrie er dem einzigen deutschen Posten zu.

Der war vor Angst wie angewurzelt, und Hansen riss ihm die Schlüssel aus der Tasche. Die befreiten Gefangenen rannten die rückwärtige Treppe hinunter, weg von den Bränden, die im Vorderteil des Hauses wüteten. Zuerst lief Fog mit den anderen; dann fiel ihm ein, dass die Deutschen bestimmt denselben Weg genommen hatten und unten warteten, um die Häftlinge wieder einzufangen. Im zweiten Stock stürzte er zur vorderen Treppe. Er stiess auf Dr. Brandt Rehberg, einen Leidensgenossen. Dass gerade die beiden Akademiker daran gedacht hatten, über die Vordertreppe zu flüchten! Der Gedanke amüsierte ihn fast. Aber Rehberg stand wie erstarrt zwischen einem Dutzend Toten. Fog schlug Rehberg auf die Schulter: «Wollen wir nicht lieber weiter?» Über Trümmer erreichten sie das Hauptportal. Ein Mädchen lag auf dem Boden. Fog zerrte die Verletzte auf die Strasse. Er hörte Sirenen heulen – das war die Hipo (dänische Hilfspolizei)!

Sie liessen das Mädchen liegen und rannten die Strasse hinunter. Sechs von 32 Gefangenen waren bei dem Angriff umgekommen. Die anderen waren wieder frei.

J. Jalsler erschien mit seinen sechs Spritzenwagen am brennenden Shell-Haus. Er hatte richtig vermutet, dass die meisten Gefangenen aus dem obersten Stockwerk versuchen würden, über die rückwärtige Treppe zu entkommen; deshalb fuhr er zur Rückseite des Gebäudes – er wollte ihnen helfen. Er kam an eine Sperre; ein deutscher Offizier befahl ihm, seine sechs Fahrzeuge zur Vorderfront zu bringen und den Hauptbrand zu bekämpfen. Jalsler tat, als verstünde er kein Deutsch; er wollte dem Feuer Zeit lassen.

Ein Feuerwehrmann in Gummistiefeln kam dazu und bot sich als Dolmetscher an; als Jalsler ihm auf den Fuss trat, kapierte er. Er verschwand – und der deutsche Offizier ebenso. Dann rollte ein deutscher Löschzug heran. Jalsler deutete gestikulierend auf einen Betonschuppen und schrie:

«Sprengstoff! Sprengstoff!» Alles rannte davon – sogar der Posten an der Sperre.

Endlich war Jalsler allein. Er führte seine Männer wieder zur Rückfront und machte sich ans Löschen. Aber inzwischen hatte das Feuer den ganzen Gebäudekomplex erfasst: Binnen einer Stunde war das Shell-Haus ausgebrannt.

Die Jeanne-d'Arc-Schule dagegen brannte immer noch, als Jalsler mit seinen Fahrzeugen eintraf. Feuerwehrmänner und Nonnen versuchten, die mehr als 100 Kinder aus dem brennenden Keller zu holen. Ein furchtbares Bild – ein Gewirr aus Betontrümmern, Möbelteilen, Mauerwerk und Kinderkörpern. Jalsler hörte einen Feuerwehrmann murmeln: «Das ist grausam, das ist grausam!»

Ein Mädchen, hoffnungslos zwischen Trümmern eingeklemmt, weinte: «Meine Mutter weiss nicht, wo ich bin!»

Ein Feuerwehrmann wollte die Kleine trösten. «Ich habe deine Mutter angerufen.»

«Aber wir haben doch gar kein Telefon!» flüsterte das Kind.

Ein anderer Feuerwehrmann war mit den Kindern in den Trümmern eingeschlossen. Seine Kameraden hörten ihn schreien: «Holt mich 'raus!» Aber Qualm und Flammen trieben die Helfer zurück.

Die meisten Kinder, die das Inferno überlebt hatten, waren völlig verstört. Ein kleines Mädchen sagte monoton: «Wie schmutzig mein Kleid ist!» Und dabei klopfte es sich sorgfältig ab. Und ein kleiner Junge verlangte immer wieder etwas zu essen.

Die Kopenhagener hatten gejubelt, als das Shell-Haus in Flammen aufging und damit die Unterlagen, die für die Liquidierung von mehreren hundert Widerstandskämpfern ausgereicht hätten. Dann aber erfuhren sie, was in der Jeanne-d'Arc-Schule passiert war: 83 Kinder, 20 Nonnen und drei Feuerwehrleute waren umgekommen. Am nächsten Tag sprach der im Untergrund publizierte *Nordic News Service* für alle Dänen:

«... Mit Dankbarkeit grüssen wir die Flieger, die das Monument der deutschen Untaten und des Gestapo-Terrors im Herzen Kopenhagens, das Shell-Gebäude, zerstört haben...

Unglücklicherweise wurden ausserhalb des eigentlichen Ziels zahlreiche Dänen getötet, hauptsächlich Kinder der französischen Schule ____ Für jene Eltern, die das Liebste verloren haben, gibt es keinen Trost; wir können ihnen nur unser tiefstes Mitgefühl ausdrücken.

Das Opfer, das sie damit im Kampf für Dänemark gebracht haben, sollte uns andere anspornen, alles zu tun, damit dänische Kinder nicht nur leben, sondern in einem freien und sicheren Dänemark leben können...»

15 *Zwischen zwei Strömen*

1 Am 22. März existierte Hitlers Grossdeutschland nur noch zwischen Oder und Rhein. Und im Osten wie im Westen machten sich seine Gegner zum letzten Angriff bereit, der ihnen, dessen waren sie sich sicher, den endgültigen Sieg bringen würde. Montgomerys Operation *Plunder*, der Sprung über den Rhein, sollte am folgenden Tag anlaufen, und diese Operation war, im Gegensatz zu den Unternehmungen der Amerikaner, bis ins Detail geplant. Jeder hatte seinen Platz, jede Einheit wusste genau, was sie zu tun hatte.

Ursprünglich, Ende Januar, hatte der Feldmarschall geplant, die 2. britische Armee unter Generalleutnant Miles Dempsey die Hauptlast des Angriffs tragen zu lassen: sie sollte den Rhein unmittelbar nördlich von Wesel, etwa 60 Kilometer nördlich von Düsseldorf, überqueren. Nur ein Drittel von Simpsons 9. US-Armee sollte an der Operation teilnehmen und auch dieses Drittel – das xix. Korps – nur eine untergeordnete Rolle spielen; Simpson sollte den Hauptangriff dadurch unterstützen, dass er bei Rheinberg, ein paar Kilometer südlich von Wesel, über den Strom setzte und im Übrigen alle taktischen Brücken errichtete.

Als Simpson diese Order erhielt, war er «verblüfft»; seine Truppen sollten kaum mehr als Brückenbauer sein, und ausserdem sollten sie Dempsey und nicht ihm, Simpson, unterstehen. Simpson protestierte, und Montgomery erklärte sich schliesslich einverstanden, das xix. Korps unter dem Kommando des Amerikaners zu belassen. Am 4. März, drei Tage vor der Einnahme der Brücke bei Remagen, durchsties das xix. Korps jedoch plötzlich die deutsche Verteidigung und erreichte, dem Plan nach viel zu früh, den Rhein. Der Kommandierende General, Generalmajor Raymond McLain, rief Simpson an: Er habe «eine schöne Stelle zum Übersetzen über den Rhein», unmittelbar nördlich von Düsseldorf und hinter Bäumen versteckt, gefunden. Hätte Simpson nicht Montgomery, sondern Bradley unterstanden, wäre er wahrscheinlich übersetzt und hätte erst dann die Heeresgruppe unterrichtet. Aber er wusste, dass Eisenhower auf Einhaltung des Dienst-

weges bestand. Also fuhr er wieder zu Montgomery und bat um Erlaubnis für ein improvisiertes Übersetzmanöver; dabei verwies er besonders darauf, dass die Deutschen infolge seines schnellen Vormarsches so durcheinandergeraten seien, dass sie am Ostufer bisher noch keine Verteidigungslinie aufgebaut hätten.

Ohne auch nur einen Blick auf die Karte zu werfen, die Simpson vorbereitet hatte, lehnte Montgomery ab. «Drüben können Sie nur eine einzige Division oder noch weniger einsetzen. Es ist nicht genügend Platz, um etwas zu unternehmen. Ich möchte mich an meinen Plan halten.» Nur bei strikter Befolgung seiner Order, sagte er, könne er selbst das Gleichgewicht halten und die Deutschen aus dem Gleichgewicht bringen.

Patton und andere amerikanische Militärs hatten das Gefühl, dass Simpson zurückgehalten wurde, damit den Briten die Ehre zufiele, den ersten massiven Vorstoss über den Strom geführt zu haben. Aber Simpson, der eigentlich Betroffene war, hielt Montgomery nicht für einen Soldaten, der seine Entscheidungen von nationalem Prestige-Denken bestimmen liess; er war überzeugt, dass Montgomery sein Unternehmen nur so ablaufen lassen wollte, dass nicht in letzter Minute Improvisationen oder Veränderungen notwendig wurden, die den meisterhaften Plan durcheinanderbringen konnten.

Montgomery war entschlossen, den Erfolg von *Plunder* auf jeden Fall sicherzustellen. Und dazu gedachte er zwei Luftlandedivisionen jenseits des Rheins abzusetzen. Das Unternehmen erhielt den Decknamen *Varsity*. Sein Ziel: die deutsche Rhein-Verteidigung im Abschnitt Wesel auszuschalten. Es sollte das erste alliierte Luftlande-Unternehmen sein, das bei Tageslicht durchgeführt wurde, und stattfinden sollte es wenige Stunden, nachdem die Infanterie während der Nacht den Fluss überquert hatte.

Generalmajor Matthew Ridgway standen die britische 6. und die amerikanische 17. Fallschirmdivision zur Verfügung, die beide zu seinem XVIII. Luftlandekorps gehörten. Die britischen Fallschirmjäger waren bereits in der Normandie abgesprungen; die Amerikaner hatten zwar als Infanteristen schon an der Ardennenschlacht teilgenommen, aber das war ihr erster Luftlandeeinsatz. Am 22. März kamen die beiden Einheiten in Klausur: die Briten in der Nähe von East Anglia, England, die Amerikaner in der Umgebung von Paris. Die Lager der beiden Divisionen wurden mit Stacheldraht gesichert; Posten patrouillierten auf den Flugfeldern. Wenn auch nur eine Information über die Absprungsgebiete durchsickerte, bestand die Gefahr, dass *Varsity* in einer Katastrophe endete.

Trotz aller Vorsichtsmassnahmen mussten die Deutschen jedoch erfahren haben, dass eine Luftlandung unmittelbar bevorstand. In Berlin erklärte der Rundfunkkommentator Günther Weber, dass mit alliierten Luftlande-Unternehmen grösseren Umfanges gerechnet werden müsse. Das Ziel der Operationen sei es, Brückenköpfe östlich des Rheins zu errichten. «Wir sind darauf vorbereitet.»

George S. Patton hatte seine eigenen Pläne, den Rhein zu überqueren. Statt auf breiter Front gegen den Fluss vorzurücken, setzte er seine Panzer- und Panzergrenadier-Verbände gewissermassen als Kavallerie ein; sie stiessen weit ins feindliche Gebiet vor und brachten dabei viele Gefangene ein. Und ausserdem erreichte er den Rhein so weit eher, als erwartet worden war.

In den drei Tagen, seit er von Bradley die Erlaubnis erhalten hatte, in der Nähe von Mainz über den Fluss zu setzen, war er wie ein Wildgewordener von einem Hauptquartier zum anderen geflogen: bittend, fordernd und drohend. Ihm ging alles zu langsam, viel zu langsam. Er wusste, dass Montgomery am Abend des 23. März den Rhein überschreiten würde, und er wollte ihm im Gebiet von Mainz zuvorkommen. Ausserdem war er überzeugt, dass durch ein schnelles und überraschendes Übersetzen die Verluste niedriger gehalten werden könnten. Und er wollte eine Basis für noch spektakulärere Vorstösse ins Herz Deutschlands hinein.

Am 20. März flog er zu Generalmajor Manton S. Eddys xn. Korps, dessen Gefechtsstand in der Nähe von Simmern lag. Erregt marschierte er im Zimmer auf und ab. «Matt, ich möchte, dass Sie morgen bei Oppenheim übersetzen!» Oppenheim liegt etwa 25 Kilometer südlich von Mainz.

«Lassen Sie uns noch einen Tag Zeit», bat Eddy.

«Nein!» brüllte Patton und fuchtelte mit den Armen.

Der wuchtige Eddy streckte sein Kinn vor, er gab nicht nach. Kaum war Patton wütend hinausgestampft, rief Eddy bei Generalmajor S. Leroy («Red») Irwin von der 5. Division an: «Sie müssen 'rüber, Red. Georgie tobt hier herum und schreit uns alle an.»

In den folgenden 36 Stunden liess Irwin seinen Männern keine Ruhe. Sie erreichten den Rhein bei Oppenheim am 22. März vor Einbruch der Dunkelheit. Um 22.00 Uhr setzten die ersten Trupps mit Sturmbooten über den Fluss. Die erste Welle erreichte das andere Ufer, bevor die perplexen Deutschen eine Verteidigung aufbauen konnten, und bei Morgendämmerung waren sechs von Irwins Bataillonen am anderen Ufer. Ohne Vorbereitung durch Artilleriefeuer oder Luftangriffe, ohne Fallschirmjäger hatte Patton, zum erstenmal wieder seit Napoleon, den Rhein mit Booten überquert – bei minimalen Verlusten: 28 Tote und Verwundete.

Die Erfolgsmeldung ging sofort ans Hauptquartier der 3. Armee; aber Pattons stellvertretender Chef des Stabes, Oberst Paul Harkins, schlug vor, sie Bradley erst am Abend des 23., kurz vor der Bekanntgabe von Montgomerys Rheinübergang, weiterzuleiten. Solche Vorschläge hörte Patton besonders gern.

2 Der Strom, der Deutschlands andere Seite schützte – die Oder –, war ebenfalls bezwungen. Schukow hatte drei Brückenköpfe, knapp 100 Kilometer von Berlin entfernt. Allerdings hatte Steiners unerwarteter Vorstoss die Russen gezwungen, umzugruppieren, bevor sie zum letzten Schlag gegen die Hauptstadt ausholten.

Seit Wenck verunglückt war, hatte Guderian von Himmler, der Schukow aufhalten sollte, nicht einen einzigen Bericht erhalten. Mitte März fuhr deshalb der Oberbefehlshaber der Ostfront selbst zur Heeresgruppe Weichsel. Himmlers Stabschef, SS-Brigadeführer Heinz Lammerding, empfing Guderian am Eingang des Hauptquartiers: «Können Sie uns nicht von unserem Oberbefehlshaber befreien?»

Das wäre eigentlich Sache der SS, erwiderte Guderian. Er wollte wissen, wo der Reichsführer war.

Himmler sei an Grippe erkrankt und befände sich im Sanatorium Hohenlychen bei Professor Gebhardt, wurde ihm gesagt. Zu Gebhardts Klinik war es nicht weit. Guderian fand den Reichsführer in leidlich guter Verfassung vor und schlug ihm vor, den Oberbefehl über die Heeresgruppe Weichsel niederzulegen. Er erinnerte Himmler daran, dass er ja auch noch Reichsführer der SS, Chef der deutschen Polizei, Reichsminister des Inneren und Oberbefehlshaber des Ersatzheeres sei. Wie denn ein Mann die Pflichten so vieler Ämter erfüllen wolle?

Dieser Gedanke leuchtete Himmler zwar ein; trotzdem hatte er Bedenken. «Das kann ich dem Führer nicht sagen. Er wird mir das nicht genehmigen.»

«Dann gestatten Sie mir, dass ich es ihm sage», drängte Guderian.

Himmler nickte, und am Abend unterbreitete Guderian dem Führer den Vorschlag, den überlasteten Reichsführer an der Oder abzulösen. Hitler war sich sicherlich selbst darüber klar, dass ein Wechsel notwendig war, denn er fragte, wer die Heeresgruppe Weichsel übernehmen solle.

Guderian schlug Generaloberst Gotthard Heinrici vor, den Oberbefehlshaber der 1. Panzerarmee, die an Schörners rechter Flanke stand.

Hitler lehnte ab und nannte seinerseits eine Reihe von Namen.

Heinrici habe besondere Erfahrungen im Kampf mit den Russen, bohrte Guderian weiter; bei Heinrici seien die Sowjets noch nie durchgebrochen. Das machte Eindruck auf Hitler, und am 20. März ging ein Funkspruch zu Heinrici in die Karpaten ab: er sei zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel ernannt.

Am darauffolgenden Tag traf Guderian Hitler und Himmler, als sie im Garten der Reichskanzlei spazierengingen. Guderian bat, Himmler unter vier Augen sprechen zu können, und Hitler entfernte sich.

«Der Krieg ist nicht mehr zu gewinnen», erklärte Guderian ohne jede Einleitung. «Jetzt kommt es nur noch darauf an, das sinnlose Morden und Bombardieren unverzüglich zu beenden. Sie sind ausser Ribbentrop der einzige, der noch Beziehungen zum neutralen Ausland unterhält. Da der Reichsaussenminister sich geweigert hat, dem Führer Verhandlungen vorzuschlagen, muss ich Sie bitten, mit mir zu Hitler zu gehen, um ihn zu einem Waffenstillstand zu bewegen.»

Einen Augenblick war Himmler sprachlos. «Lieber Generaloberst», sagte er schliesslich, «dafür ist es noch zu früh.»

«Ich verstehe Sie nicht. Es ist nicht mehr fünf Minuten vor zwölf, sondern schon fünf nach zwölf. Wenn wir jetzt nicht verhandeln, werden wir überhaupt nicht mehr verhandeln können. Sehen Sie denn nicht, wie verzweifelt unsere Lage geworden ist?» Himmler war nicht bereit, sich festzulegen; er zog es vor, seine eigenen geheimen Fäden weiterzuspinnen.

Nach der Abendlage bat Hitler Guderian, noch zu bleiben. «Ich höre, Ihr Herzleiden hat sich verschlimmert», sagte Hitler. Hitler konnte schon Guderians Stimme nicht ertragen, weil der General stets das Verhängnis im Osten prophezeite; er wollte Guderian durch einen Mann ersetzen, der kein «Defaitist» war. «Sie müssen sofort vier Wochen Erholungsurlaub nehmen.»

Guderian wusste, was hinter Hitlers Vorschlag steckte. «Im Augenblick kann ich

meinen Posten nicht verlassen; ich habe keinen Vertreter.» General Hans Krebs, der Nachfolger Wencks, war kurz zuvor bei einem Bombenangriff auf das Hauptquartier des OKH in Zossen verwundet worden. «Ich werde mich sofort nach einem geeigneten Vertreter umsehen», sagte er, obgleich er das keineswegs beabsichtigte, «und dann in Urlaub gehen.»

Ein Adjutant traf ein: Der Reichsminister für Bewaffnung und Munition, Speer, wollte den Führer allein sprechen. Das sei in den kommenden drei Tagen unmöglich, antwortete Hitler gereizt, dann wandte er sich wieder zu Guderian. «Immer, wenn mich jemand unter vier Augen sprechen will, hat er etwas Unangenehmes zu sagen. Ich kann keine Hiobspost mehr vertragen. Seine (Speers) Denkschriften fangen immer mit dem Satz an: Der Krieg ist verloren! Und das will er mir jetzt wieder sagen. Ich lege seine Denkschriften schon immer in den Panzerschrank, ohne sie zu lesen.»

Schukow hielt westlich der Oder drei Brückenköpfe – einen unterhalb Frankfurts, einen oberhalb Küstrin und einen zwischen diesen beiden Städten –, aber auch die Deutschen besaßen noch zwei Brückenköpfe auf dem Ostufer, bei Küstrin und bei Frankfurt. Schukow musste sie nehmen, denn von diesen beiden Städten aus führten Autostrassen direkt in die Hauptstadt.

Der Brückenkopf Küstrin unterstand SS-General Heinz Reinefarth, einem Polizei-offizier, der von Kriegführung nicht viel verstand. Dagegen war Frankfurts Festungskommandant, Ernst Biehler, zwar nur Oberst der Wehrmacht, aber tüchtig und energisch. Biehler hatte seine Heimatstadt in eine starke Festung verwandelt. Ende 1944 an der Ostfront am Bein verwundet, war Biehler in ein Frankfurter Lazarett gekommen. Als die Russen Ende Januar auf die Oder vorrückten, war er auf Krücken aus dem Lazarett gehumpelt, um sie mit einem zusammengewürfelten Haufen von Genesenden, Versprengten, Volkssturmmännern und 3'000 Artillerie-Rekruten aufzuhalten.

An einem Tag, Anfang Februar, sass Biehler mit seiner Frau und seinen vier Kindern beim Tee, als er ans Telefon geholt wurde. Als er sich wieder an den Tisch gesetzt hatte, sagte er ruhig: «Frankfurt an der Oder ist zur Festung erklärt worden, und ich werde es zu einer Festung machen.»

Fünf Wochen später verfügte er über 30'000 Mann. Die eine Hälfte hatte sich auf den Hügeln östlich des Flusses eingegraben, die andere wurde westlich der Oder ausgebildet. Biehlers Artillerie war eine buntgescheckte Sammlung von an die 100 Geschützen: jugoslawischen und russischen, französischen und deutschen. Das OKH schickte 25 reparaturbedürftige Panzer, und er grub sie an strategisch wichtigen Punkten ein. Seine einzige mobile Panzereinheit bestand aus 22 Wagen, und die waren aus Wrackteilen zusammengebastelt. Aber trotz allen Eifers plagten ihn Zweifel. Und als Goebbels bei einer Inspektionsfahrt auch zu Biehler kam, fragte der Oberst, welchen Sinn es eigentlich habe, in diesem Loch zu sitzen.

Der Oder-Brückenkopf werde gebraucht, sagte Goebbels, weil man schon bald zum Gegenangriff antreten und bis nach Posen vorstossen werde.

Biehler mache ein ungläubiges Gesicht.

Man denke daran, mit dem Westen Frieden zu schliessen, erläuterte Goebbels, und dann würden Amerikaner und Briten mit den Deutschen gegen die Russen kämpfen, zumindest aber zulassen, dass alle deutschen Armeen vom Westen nach Osten geworfen würden. Und dann werde angegriffen und Posen zurückerobert. Durchdringend blickte Goebbels den Oberst an. Es habe schon einen Sinn, dieses Loch zu halten, erklärte er, denn es sei der Brückenkopf in die Zukunft. Einigermassen beruhigt fuhr Biehler von Einheit zu Einheit. Wenn hier nicht gehalten werde, erklärte er seinen Männern, würden die Sowjets ihnen ihre Heimat, ihre Frauen und Kinder nehmen. «Wir müssen hier ausharren!»

Der Mann, der Himmler ablösen sollte, war von kleiner Statur und in mittleren Jahren. Gotthard Heinrici war der Sohn eines Pastors; aber in der Familie seiner Mutter waren alle Männer seit dem 12. Jahrhundert Soldaten gewesen. Er war methodisch und zuverlässig und verstand sein Handwerk – genau der Mann, der nötig war, um eine chaotische Front zu übernehmen. Mehr als zwei Jahre lang hatte seine 4. Armee vor Moskau gekämpft, aber seine Beförderung zum Generaloberst war hinausgezögert worden, weil er sich in seinem Befehlsbereich hartnäckig jeder Einmischung der Gestapo widersetzt hatte. Aber nachdem er sich in den jüngsten Abwehrschlachten so wacker geschlagen hatte, war er schliesslich doch befördert und mit dem Eichenlaub zum Ritterkreuz ausgezeichnet worden.

Am 22. März meldete sich Heinrici bei seinem alten Freund Guderian. Die Strassen von Zossen her waren noch mit den Trümmern übersät, die der letzte Luftangriff zurückgelassen hatte. Man begrüsst sich herzlich. Guderian sagte, er selbst habe Heinrici angefordert, weil es mit Himmler einfach nicht gehe. Himmler führe keinen Befehl aus und erstatte auch nie Bericht. Er, Guderian, habe Hitler gesagt, dass Himmler für diesen Posten absolut ungeeignet sei; der Reichsführer habe noch nicht einmal einen Zug über den Fluss geschickt.

Heinrici bat, man möge ihm einen Überblick über die Gesamtlage geben. Guderian zögerte; die Lage sei äusserst schwierig, und wenn es eine Lösung gebe, liege sie wahrscheinlich im Westen.

Heinrici überlegte, was das heissen solle, liess aber dann das Thema fallen. Er fragte Guderian, nach welcher Taktik man im Osten vorgehe. Warum werde beispielsweise Kurland immer noch gehalten? Guderian geriet in Erregung. Es sei Hitler, der wie ein Wahnsinniger darauf bestehe, in Kurland zu bleiben. Dauernd werde er, Guderian, nach Berlin zitiert, sagte er wütend. Dann zählte er auf, welche Fehler Hitler als Oberster Befehlshaber gemacht habe.

Heinrici hörte ihm zu, aber er wurde ungeduldig. Schliesslich unterbrach er Guderian: Was denn nun eigentlich an der Oder los sei?

Guderian umriss die Lage: Himmler verfüge an der Oder über zwei Armeen, die Berlin schützen sollten; links stehe Manteuffel und rechts, hinter Küstrin und Frankfurt, die 9. Armee des Generals Theodor Busse. Ganz genau wisse er selber nicht Bescheid, sagte er entschuldigend. Himmler gebe bezeichnenderweise selbst auf direkte Fragen immer nur ausweichende Antworten. Soweit ihm bekannt sei, solle am nächsten Tag ein umfassender Gegenangriff südlich von Küstrin er-

folgen. Der gefährlichste der drei russischen Brückenköpfe, fuhr Guderian fort, sei der zwischen Küstrin und Frankfurt. Er sei fast 25 Kilometer breit und 5 Kilometer tief, und die Sowjets hätten dort unheimlich viel Artillerie zusammengezogen. Die Luftwaffe habe den Brückenkopf zwar immer wieder angegriffen, wegen der starken Luftverteidigung aber nur geringe Erfolge erzielen können. Schukow wolle von diesem Brückenkopf aus auf Berlin vorstossen, erläuterte Guderian weiter, und deshalb wolle Hitler diesen Brückenkopf beseitigen. Der Plan des Führers bestehe darin, fünf Divisionen über die Oder zu Biehlers Brückenkopf überzusetzen und dann nach Küstrin vorzustossen; vom Nachschub abgeschnitten, werde der russische Brückenkopf auf dem Westufer dann allmählich absterben.

Heinrici wunderte sich. Jeder vernünftige Militär könne sehen, dass das eine laienhafte Idee sei. Beispielsweise gebe es in Frankfurt nur eine einzige Brücke. Wie könnten fünf Divisionen da schnell genug hinübergebracht werden?

Pioniere seien dabei, eine Pontonbrücke zu bauen, erklärte Guderian; man sah ihm an, dass auch er nichts von dieser Unternehmung hielt.

Aber beide Brücken lägen in Reichweite der russischen Artillerie, entgegnete Heinrici heftig. «Das ist doch heller Wahnsinn!»

Der General hatte den wunden Punkt erkannt. Da seien sie beide einer Meinung, gab Guderian verlegen zu. Busse habe auch widersprochen und vorgeschlagen, den russischen Brückenkopf direkt anzugreifen. Aber Hitler habe an Busses Vorschlag keinen Gefallen gefunden und Krebs losgeschickt, um festzustellen, ob ein Angriff auf der anderen Seite der Oder möglich sei. Krebs habe ja gesagt, und deshalb werde das Unternehmen auch durchgeführt. «Ich muss jetzt wieder zu Adolf», sagte Guderian sarkastisch. Er schlug Heinrici vor, mitzukommen.

Heinrici hatte keine Lust. Er wollte möglichst schnell zu seiner Heeresgruppe. Er müsse sich zuerst über die Lage informieren, meinte er; wenn er sich jetzt beim Führer melde, würde ihn dieser Protokollbesuch einen halben Tag kosten.

Guderian seufzte. Schade. Der pragmatische Heinrici hätte ihm in der Reichskanzlei zur Seite stehen können.

Heinrici fuhr zum Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel bei Prenzlau, 100 Kilometer nordöstlich von Berlin. Es war fast Nacht, als er Himmlers Gefechtsstand, eine Art hölzernen Bungalow, betrat. Eine halbe Stunde wartete er, dann verlangte er, sofort zum Reichsführer vorgelassen zu werden. Man führte ihn in ein grosses Zimmer, schlicht, aber geschmackvoll eingerichtet. Der Tür gegenüber hing eine riesige Fotografie Hitlers. Unter dem Bild sass an einem grossen Tisch Himmler.

Die beiden Männer waren sich noch nie begegnet. Himmler erhob sich höflich und gab Heinrici die Hand. Sie fühlte sich an, fand der General, wie die Hand eines kleinen Kindes.

Er werde jetzt berichten, was getan worden sei, um den Vormarsch der Russen aufzuhalten, begann der Reichsführer. Gleich werde ein Stenograf kommen, und die Karten würden auch gleich gebracht. Dann liess er General Eberhard Kinzel, den Chef des Stabes, und Oberst Hans-Georg Eismann, den Operationsoffizier, kommen.

Himmler begann seine Ruhmestaten aufzuzählen, verstrickte sich aber so in Einzelheiten, dass er den Faden verlor. Unruhig stand Kinzel auf; er habe nebenan etwas Wichtiges zu erledigen. Ein wenig später verschwand auch Eismann. Eine dreiviertel Stunde erzählte Himmler verworrenes Zeug, dann läutete das Telefon. Himmler lauschte einen Augenblick und gab wortlos Heinrici den Hörer. Heinrici hörte, wie am anderen Ende Busse sagte: «Die Russen sind durchgebrochen und haben ihren Brückenkopf unterhalb Küstrins erweitert.»

Heinrici blickte fragend den Reichsführer an, aber der zuckte nur die Schultern: «Sie sind der neue Oberbefehlshaber der Heeresgruppe. Geben Sie die entsprechenden Befehle.»

«Was schlagen Sie vor?» fragte Heinrici General Busse.

«Ich würde gern möglichst bald einen Gegenangriff unternehmen, um die Front um Küstrin wieder zu stabilisieren.»

«Gut. Sobald ich kann, komme ich zu Ihnen, und dann sehen wir uns beide die Front an.»

Nachdem Heinrici den Hörer aufgelegt hatte, sagte Himmler: «Ich möchte Ihnen noch etwas Persönliches sagen.» Er bat Heinrici, sich zu ihm aufs Sofa zu setzen. Und dann berichtete er im gedämpften Tonfall des Verschwörers von seinen Bemühungen, mit dem Westen Verbindung aufzunehmen.

In diesem Augenblick wurde Heinrici klar, was Guderian mit seiner dunklen Andeutung gemeint hatte.

«Gut, aber welche Möglichkeiten gibt es, und wie kommen wir an sie heran?»

«Über eine neutrale Macht», sagte Himmler hintergründig. Nervös blickte er sich um. Er beschwor Heinrici, nichts zu verraten.

Am nächsten Tag studierte Heinrici die Positionen seiner beiden Armeen und kam zu dem Schluss, dass Schukow seinen Hauptschlag im südlichen Abschnitt des Heeresgruppenbereichs führen werde. Deshalb ordnete er an, dass von Manteuffels 3. Panzerarmee drei Divisionen zur Verstärkung der 9. Armee abzuziehen seien. Bei der 9. führte Busse, Mansteins früherer Chef des Stabes, das Kommando. Busse war ein fähiger und zuverlässiger Offizier, der auch dann die Ruhe nicht verlor, wenn er im Druck war – und in Druck würde er bald kommen. Der sowjetische Angriff musste nach Heinricis Überzeugung in einem knapp 50 Kilometer breiten Streifen unmittelbar westlich von Frankfurt und Küstrin erfolgen. Die eigene Hauptverteidigungslinie würde auf einer Hügelkette rund 15 Kilometer westlich der Oder und parallel zum Strom verlaufen. Dahinter gab es keine natürlichen Verteidigungsstellungen mehr – bis nach Berlin.

Heinrici erliess seinen ersten Befehl; er schob sämtliche Divisionen, die aus Pommern entkommen waren – einschliesslich der 25. Panzer-, der 10. SS-Panzer-, der Grenadierdivision «Der Führer» und der 9. Fallschirmjägerdivision –, in den kritischen Abschnitt hinter Frankfurt und Küstrin. Sein zweiter Befehl zeugte von Phantasie, hatte jedoch mit der Verschiebung von Truppen nichts zu tun: den Neisse-Stausee bei Ottmachau (etwa 350 Kilometer südöstlich), der in die Oder abfließt, langsam abzulassen. Auf diese Weise würde der 15 Kilometer breite Streifen zwischen Oder und Hauptverteidigungslinie einen halben Meter hoch überflutet werden.

Hitler war überzeugt, dass man in den gegenwärtigen Verteidigungsstellungen den unmittelbar bevorstehenden russischen Angriff aufhalten könne. Dieser Optimismus wurde freilich nicht von allen seinen Mitarbeitern geteilt. Man hatte bereits mit den Vorbereitungen für die Errichtung einer Alpenfestung begonnen, in der der Nationalsozialismus seine letzte Zuflucht finden sollte. Es war eine Ironie, dass diese Idee eigentlich amerikanischen Gehirnen entstammte. Im Herbst 1944 hatte Dulles' Büro in der Schweiz gerücheweise erfahren, dass Deutschland in den österreichischen Alpen ein uneinnehmbares Verteidigungssystem aufbaue. Diese Gerüchte wurden routinemässig nach Washington weitergeleitet und verursachten dort eine solche Aufregung, dass auch die Presse davon erfuhr und in grosser Aufmachung davon berichtete. Goebbels erkannte sofort den propagandistischen Wert der Geschichte, und binnen kurzem waren auch die europäischen Zeitungen voll von Spekulationen über die gewaltige Alpenfestung.

Im Gegensatz zu den alliierten Befürchtungen waren indessen bis dahin keinerlei Verteidigungsanlagen gebaut worden; es gab auch niemanden, der offiziell damit beauftragt gewesen wäre. Inoffiziell machten freilich alle möglichen Prominenten in Deutschland diesbezügliche Pläne. Einer der am stärksten engagierten war der in Österreich geborene Kaltenbrunner, dem Himmler immer mehr Macht überlassen hatte. Mitte März wurde Wilhelm Höttl in Kaltenbrunners Hauptquartier in Altaussee bestellt. Der frühere Historiker Höttl war zu diesem Zeitpunkt mit der Aktion «Bernhard», der Massenfälschung britischer Banknoten, betraut*. Kaltenbrunner wusste von Höttls häufigen Reisen in die Schweiz. Ihn interessierte, ob die Alliierten tatsächlich die Errichtung einer Alpenfestung und einen Kampf bis zum letzten Mann fürchteten. Als Höttl bejahte, meinte Kaltenbrunner, das wäre gegebenenfalls ein Tauschobjekt, um das stillschweigende oder ausdrückliche Einverständnis der Westalliierten zur Weiterführung des Kampfes gegen die Sowjets nach einem Waffenstillstand im Westen einzuhandeln. Höttl wandte ein, die Alliierten würden eines Tages doch feststellen, dass es gar keine Alpenfestung gebe. Kaltenbrunner lächelte. Er läutete nach Dr. Meindl, dem Direktor der Steyr-Werke.

«Ich kann dafür garantieren, dass bis zum 1. Mai kleinere Mengen von Bewaffnung in Werkstätten produziert werden, die in den Bergen unterirdisch arbeiten», sagte Meindl. Kaltenbrunner nannte die Namen verschiedener anderer Industrieller, die mit ihm zusammenarbeiteten. Im Übrigen werde die Operation «Bernhard» jetzt hier in Österreich abgewickelt; aus den «Erträgen» könne man die Alpenfestung finanzieren. Die 160 Sachsenhausener Fachleute seien mitsamt ihrer Fälscherwerkstatt nach Redl-Zipf verlegt worden – nicht weit von der Stadt entfernt, die der Führer als seine Heimat bezeichnete: Linz**.

* 160 Insassen des Konzentrationslagers Sachsenhausen waren als Fälscher beschäftigt. Das Unternehmen «Bernhard» verfolgte einen doppelten Zweck: der britischen Wirtschaft Schaden zuzufügen und der SS zusätzliche Mittel zu beschaffen. Vermutlich wurden insgesamt 1-, 10- und 20-Pfund-Noten im Wert von rund 150 Millionen Pfund hergestellt.

** Anfang Mai 1945 wurden in Redl-Zipf zwei Lastwagen mit Kisten voll Falschgeld beladen. Aber beide Wagen blieben kurz nach der Abfahrt liegen. Der eine wurde von

Nur etwas war noch notwendig: Hitlers Einwilligung, den Kampf im Süden fortzusetzen, wenn Deutschland in zwei Hälften gespalten sein würde. Am 23. März fuhr Kaltenbrunner nach Berlin, um Hitler diese Genehmigung abzurufen. Er erwartete, ja er hoffte sogar, Hitler werde so unter dem Eindruck des unmittelbar bevorstehenden militärischen Zusammenbruchs stehen, dass er einem Verzweiflungsschritt wie der Errichtung der Alpenfestung zustimmen werde.

Hitler stand über ein grosses Modell der Stadt Linz gebeugt, als Kaltenbrunner eintrat. Er freute sich sichtlich über den Besuch seines ostmärkischen Landsmannes. Er werde Linz vollständig neu aufbauen und es zur Metropole Mitteleuropas machen, verriet er seinem Gast. Was Kaltenbrunner, der gebürtige Linzer, von diesem ehrgeizigen Plan halte?

Kaltenbrunner murmelte eine Antwort und hörte verblüfft zu, wie Hitler von seinem neuen Linz schwärmte. Dann sah Hitler auf und sagte mit einem leisen Lächeln: «Ich weiss genau, weshalb Sie hergekommen sind, Kaltenbrunner. Aber glauben Sie mir: Wäre ich nicht überzeugt, Linz mit Ihrer Hilfe so wieder aufzubauen, wie Sie es an diesem Modell hier sehen, würde ich mir noch heute eine Kugel in den Kopf jagen. Sie müssen Vertrauen haben. Ich verfüge immer noch über Mittel und Wege, den Krieg zu einem siegreichen Abschluss zu bringen.»

Wie so viele andere, verliess auch Kaltenbrunner das Zimmer des Führers voll neuer Hoffnung. Innerhalb von fünf Minuten hatte Hitler ihn überzeugt, dass der Sieg immer noch möglich sei.

3 Pattons Wunsch, die Kunde von seinem Rheinübergang vorerst geheimzuhalten, war zwar verständlich, aber natürlich unerfüllbar. Am Vormittag des 23. März erhielt sein Chef des Stabes, General «Hap» Gay, einen Anruf der 7. Armee: Es laufe das Gerücht um, dass Patton schon über den Rhein sei. Ob das stimme? «Ich bin nicht in der Lage, diese Frage zu beantworten», erwiderte Gay. Dann wandte er sich an Patton: Er solle Bradley sofort darüber informieren, dass die 3. Armee bereits sieben Bataillone über den Fluss gesetzt habe.

Bradley hatte im Speisezimmer des Chateau de Namur gerade seine zweite Tasse Kaffee getrunken, als er ans Telefon gerufen wurde.

«Brad», sagte Patton, «verraten Sie es niemandem, aber ich bin drüben!»

«Well, das finde ich grossartig! Über dem Rhein etwa?»

«Klar. In der vergangenen Nacht habe ich eine Division hinübergeschmuggelt. Aber in dieser Gegend sind die Deutschen so dünn gesät, dass sie es noch gar nicht gemerkt haben. Machen Sie also keine Meldung. Wir wollen es geheimhalten, bis wir sehen, wie es weitergeht.»

Bradley war begeistert: Die 3. Armee könne zehn Divisionen in den neuen

Wehrmachtsangehörigen wieder instandgesetzt. Die Ladung des anderen Lastwagens wurde in der Traun versenkt. Nach etwa zehn Tagen brachen die Kisten auseinander, und mehrere Hunderttausend Banknoten wurden in den Traunsee geschwemmt und dort von Einheimischen und amerikanischen Soldaten aufgefischt. Der sensationelle Fund führte amerikanische Untersuchungsbeamte auf die Spur des zweiten Lastwagens – und von Banknoten im Wert von mehr als 21 Millionen Pfund.

Brückenkopf bringen. Ausserdem versprach er, Hodges zu geben, was dieser von Anfang an verlangt hatte – zehn Divisionen für den Brückenkopf bei Remagen.

Montgomery steckte bis über die Ohren in den letzten Vorbereitungen für seine grosse Offensive *Plunder*, die laut Plan am späten Abend anlaufen sollte. Alles lief glatt; alle Verbände standen bereit. Auch Montgomerys Tagesbefehl an die ihm unterstellten Truppen war längst fertig:

... Der Feind denkt vielleicht, dass er hinter diesem Hindernis, dem grossen Strom, in Sicherheit ist. Wir alle stimmen darin überein, dass der Fluss ein schweres Hindernis ist; aber wir werden dem Feind zeigen, dass er dahinter alles andere als sicher ist. Diese grosse alliierte Kriegsmaschine, bestehend aus integrierten Land- und Luftstreitkräften, wird mit dem Problem fertigwerden.

Und wenn wir den Rhein überquert haben, werden wir in die Ebenen Norddeutschlands einbrechen und den Feind vor uns herjagen. Je schneller und energischer wir vorgehen, desto eher wird der Krieg vorbei sein. Wir alle wünschen unseren Auftrag zu erfüllen und den deutschen Krieg sobald wie möglich zu beenden.

Also dann auf, über den Rhein! Und gute Jagd für drüben. Möge der Schlachtengott uns den Sieg in diesem, unserem letzten Unternehmen zusprechen, wie er es in allen unseren Kämpfen getan hat, seit wir in der Normandie gelandet sind. Nachmittags um drei starteten Churchill und Brooke in Norfolk, Middlesex; rund zwei Stunden später landeten sie in Venlo an der deutschen Grenze.

Montgomery und Brooke hatten zwar widersprochen; aber der Premierminister hatte es sich nicht nehmen lassen, den Beginn von *Plunder* zu beobachten. Brooke hatte dem Feldmarschall geschrieben, dass Churchill zum Kommen entschlossen sei «und jetzt sogar davon redet, in einen Panzer zu steigen». Darauf hatte Montgomery geantwortet: «Hinsichtlich des PM: Wenn er entschlossen ist, zur Schlacht um den Rhein herzukommen, gibt es meiner Ansicht nach nur eine Möglichkeit – ihn zu bitten, bei mir in meinem Camp zu bleiben. Dann werde ich ihn im Auge behalten und dafür sorgen können, dass er nur hingeht, wo er nichts anstellen kann. Ich habe ihm einen Brief geschrieben; Thompson wird ihn Ihnen zeigen. Der Alte wird sich bestimmt darüber freuen!»

Churchill und seine Begleiter – sein Adjutant Commander C. R. Thompson, sein Diener und Brooke – fuhren zu Montgomerys Hauptquartier, wo es Tee gab. Montgomery trug seinen alten Pullover und Kordhosen. Er erläuterte seinen Angriffsplan: Nach Artillerievorbereitung würden zwei Korps der britischen 2. Armee und ein Korps der 9. US-Armee über den Fluss gehen. Am folgenden Morgen würden zwei Fallschirmdivisionen wenige Kilometer westlich des Rheins bei Wesel abgesetzt werden.

Seit Tagen hatte ein 120 Kilometer breiter Abschnitt am Fluss unter einer künstlichen Nebeldecke gelegen. Den Männern war davon so übel, dass viele meinten, es wäre ihnen lieber, wenn die Deutschen sie sehen würden. Aber unter der Tarnkappe aus Nebel hatte man eine riesige Menge von Soldaten, Sturmbooten, «Buffalos» (Amphibienfahrzeuge), Brückenmaterial und Artillerie sicher und unbemerkt in die Bereitstellungsräume gebracht.

In der Ferne hörte Churchill das Grollen des ersten Feuerschlags. Es kam von Norden, wo das xxx. Britische Korps unter Horrocks als erstes übersetzen sollte. Kurz vor neun stieg Horrocks zu seinem Beobachtungsposten auf einer Höhe, von der aus er den Rhein überblicken konnte. Es war eine warme, schöne Nacht. Zwar konnte er in der diesigen Dunkelheit nur das Aufblitzen der Artillerieeinschläge erkennen; aber er stellte sich vor, wie die ersten «Buffalos», beladen mit Infanteristen der 153. Und 154. Infanteriebrigade, auf markierten Pfaden schwerfällig zum Flussufer hinunterschaukelten, um dann langsam ins Wasser zu rollen. Im Süden, im Raum des xn. Korps, hörte er gleichfalls Geschützdonner; dort setzten die Schotten nach Wesel über.

Und dann begann die Artillerie im gesamten Abschnitt der 2. Armee zu schiessen – eine Demonstration unerhörter Feuerkraft. Weiter rückwärts, in Venlo, hatte sich Montgomery als alter Soldat, der den Wert des Schlafes kennt, nach dem Abendessen empfohlen und war in seinem Wohnwagen zu Bett gegangen; aber Brooke und Churchill liefen im Mondschein auf und ab und unterhielten sich über die Lage. Erinnerungen an frühere Schlachten tauchten auf; die beiden dachten an Kairo, an die Zeit, da Alexander und Montgomery ihre erste Chance erhalten hatten und Churchill sich auf Brookes Urteil verlassen hatte. Nach dem Spaziergang schrieb Brooke in sein Tagebuch:

«... Er (Churchill) war so liebenswürdig wie selten und zeigte seine Dankbarkeit für das, was ich für ihn getan hatte, in einer Weise, wie man es bei ihm kaum gewohnt ist.

Wir gingen dann in den Wagen und sahen nach, was in dem Aktenkoffer war, den man eben gebracht hatte. Er enthielt ein Telegramm Molotows, das ihm grossen Kummer bereitete: es betraf die russische Haltung zu den Friedensverhandlungen, die Wolff in Bern aufzunehmen versucht, und die Befürchtungen Moskaus, wir könnten an der Westfront einen Separatfrieden ohne die Russen abschliessen. Er diktierte eine Antwort, liess seinen Sekretär aus dem Wagen, rief ihn noch einmal zurück, überlegte, diktierte eine neue Antwort und verschob die Sache schliesslich klugerweise auf den folgenden Tag, um sorgfältig darüber nachdenken zu können.

Ich gehe jetzt ins Bett. Es ist schwer, sich vorzustellen, dass kaum fünfundzwanzig Kilometer entfernt in eben diesem Augenblick Hunderte von Männern an den Ufern auf Leben und Tod kämpfen und dass Hunderte sich auf eine der grössten Prüfungen ihres Lebens vorbereiten. Wenn einen solche Gedanken beschäftigen, ist es nicht leicht, sich hinzulegen und friedlich zu schlummern.»

Die 1. Commando-Brigade machte sich bereit, über den Fluss nach Wesel übersetzen. Am Ufer unterhielt sich der Kriegsberichter Richard MacMillan mit einem jungen, kahlköpfigen Oberst. «Wissen möchte ich, was die Deutschen drüben haben», sagte er, während er sich das Gesicht mit blauer Farbe beschmierte.

Um 22.00 Uhr fuhren die Kommandos – sie trugen grüne Baskenmützen anstelle von Helmen – in den grossen «Buffalos» los. Über sie hinweg heulten die Granaten. Wenig später kehrten die leeren «Buffalos» zurück, um neue Fracht an Bord zu nehmen. «Drüben ist es nicht so schlimm, wie wir erwartet hatten», berichteten die Fahrer MacMillan.

Um 22.30 Uhr begannen 201 Bomber der RAF, mehr als 1'000 Tonnen Sprengbomben auf Wesel abzuwerfen, und noch während sie in einer grossen Schleife in Richtung England abdrehten, drangen die Kommandos in die pulverisierte Stadt ein. Ein paar Kilometer südlich, bei Alpen, stiegen Simpson und Eisenhower auf einen Kirchturm, um das Trommelfeuer zu beobachten, das die 9. Armee auf die Deutschen legen sollte. Am 24. März, ein Uhr morgens, erhielten die 40'000 amerikanischen Artilleristen, die ihre Batterien in den flachen Ebenen westlich des Flusses in Stellung gebracht hatten, Feuerbefehl. Für mehr als eine Stunde rauschte Granate auf Granate aus 2'000 Geschützen. Dann hörte das Dröhnen auf; die erste Welle der 30. Division – drei Bataillone nebeneinander – ging in Sturmbooten über den Rhein. Weiter südlich, rechts von der 30., rückte die 79. Division zum Ufer vor – bereit, eine Stunde später überzusetzen. Die Gasmasken waren zu Hause geblieben. Simpson wusste zwar, dass das ein Risiko war. Aber er war zu dem Schluss gekommen, dass mit Gasmasken für die Männer die Gefahr des Ertrinkens noch grösser war als ohnehin.

Eisenhower wollte den Übergang an Ort und Stelle beobachten, und Simpson ging mit ihm zum Flussufer. Die beiden Generale schlossen sich Infanteristen der 30. Division an, die, offensichtlich bester Stimmung, unterwegs zu ihren Booten waren. Eisenhower fiel ein junger Soldat auf, weil er einen bedrückten Eindruck machte. «Wie geht es?» fragte er.

«General, ich bin schrecklich nervös. Vor zwei Monaten bin ich verwundet worden und gestern erst aus dem Lazarett zurückgekommen. So besonders fühle ich mich nicht.»

«Dann geht es uns beiden gleich. Ich bin auch nervös. Aber diesen Angriff haben wir seit langem geplant, und wir haben alles an Flugzeugen, Geschützen und Fallschirmjägern herangeholt, was wir brauchen, um die Deutschen zu schlagen. Wenn wir zusammen hinunter gehen, tut es uns vielleicht beiden gut.»

«Oh, ich *war* nur nervös. Jetzt bin ich es nicht mehr. Wahrscheinlich ist es gar nicht so schlimm.»

Ungefähr zu dem Zeitpunkt, da die Briten den Rhein überquerten, rief Patton Bradley an. «Brad», sagte Patton aufgeregt, «machen Sie um Himmels willen bekannt, dass wir schon drüben sind! Heute haben wir 33 Deutsche erwischt, die unsere Pontonbrücken angreifen wollten. Die Welt soll wissen, dass die 3. Armee es bereits geschafft hatte, bevor Monty überhaupt anfing.»

Die Deutschen reagierten verzweifelt auf Pattons Übergang bei Oppenheim. Kesselring war fassungslos. Er hatte den Oberbefehlshaber seiner 7. Armee vor einem möglichen Übersetzversuch in diesem Raum gewarnt, und trotzdem waren die Amerikaner ohne Schwierigkeiten herübergekommen. Jetzt hatte Patton die Chance, der deutschen 1. Armee, die immer noch westlich des Flusses stand, den Rückzug abzuschneiden und tief ins Reich hinein vorzustossen. Remagen war zum Grab der Heeresgruppe Model geworden; Kesselring fürchtete, dass Oppenheim das Grab der Heeresgruppe Hauser werden könnte.

3 Am gleichen Tag wurde Roosevelt in Washington die Direktive jcs (Joint Chiefs of Staff – Vereinigte Stabschefs) 1067 über die amerikanische Politik nach der Besetzung Deutschlands in ihrer endgültigen Form vorgelegt. Morgenthau ursprünglicher Vorschlag, Deutschland zu einem reinen Agrargebiet zu machen, war abgemildert worden; geblieben war lediglich die etwas verschwommene Feststellung, dass die deutsche Regierung und die deutsche Wirtschaft dezentralisiert werden sollten. Klar war jedoch, dass das deutsche Kriegspotential zerstört würde.

«... Als Teil des Programms, dieses Ziel zu erreichen, werden das gesamte Kriegsgerät und alle besonderen Einrichtungen beschlagnahmt oder zerstört. Die Unterhaltung und Herstellung von Flugzeugen jeglicher Art und von Kriegsgerät wird verboten.»

Aber das war nur ein Programm, und seine Wirksamkeit hing zu einem grossen Teil davon ab, wer es verwirklichen sollte.

Mittags sprach Roosevelt mit den fünf Kongressmitgliedern aus beiden Parteien, die die USA bei der bevorstehenden Konferenz der Vereinten Nationen in San Francisco vertreten sollten. Admiral Leahy, der amtierende Aussenminister Joseph Grew, James Dünne und «Chip» Bohlen vom Aussenministerium waren ebenfalls anwesend. «Dieses Gespräch ist geheim», begann der Präsident. Dann berichtete er von der Forderung, die Stalin in Jalta erhoben hatte, dass Russland in der Vollversammlung der Vereinten Nationen zwei zusätzliche Stimmen erhalten müsse, und erläuterte, warum er und Churchill übereingekommen waren, diese Forderung in San Francisco zu unterstützen. «Zu einem späteren Zeitpunkt würde ich es gern sehen», sagte er, «wenn die Vereinigten Staaten die gleiche Zahl von Stimmen erhielten.»

Keiner der Delegierten, ob Republikaner oder Demokrat, erhob gegen die Bevorzugung der Sowjetunion einen Einwand.

Am darauffolgenden Tag, dem 24. März, suchte Robert E. Sherwood, der Dramatiker, der gerade aus Manila zurückgekehrt war, den Präsidenten im Weissen Haus auf. Er berichtete, er habe sich drei Stunden lang mit MacArthur unterhalten, und der General habe dabei umfassende Kenntnisse hinsichtlich der Lage im Fernen Osten gezeigt. Er, Sherwood, glaube, dass MacArthur nach der Kapitulation einen ausgezeichneten Militärgouverneur für Japan abgeben würde. Nach der Unterhaltung mit dem General schein ihm der Sieg im Pazifik «erheblich näher, als ich mir vorgestellt hatte».

«Ich wünschte», sagte Roosevelt, «dass er über diese Dinge gelegentlich auch mit mir sprechen würde.»

Roosevelt überlegte, ob es klug wäre, wenn er selbst an der Konferenz von San Francisco teilnähme. «Steve (Early) findet, ich sollte diese Konferenz nicht eröffnen –für den Fall, dass sie fehlschlägt», meinte er lachend. «Seiner Ansicht nach sollte ich abwarten, wie die Sache läuft, und wenn es ein Erfolg ist, könnte ich immer noch hinfahren, die Schlussansprache halten und die Lorbeeren einheimsen. Aber ich werde dort sein, zum Anfang und zum Ende der Konferenz. Diese Leute aus aller Welt erweisen Amerika eine grosse Ehre dadurch, dass sie hierher kommen, und ich möchte ihnen sagen, wie sehr ich das anerkenne.»

Er bat Sherwood, ein paar Zitate von Thomas Jefferson über die Wissenschaft für seine, Roosevelts, Rede zum Jefferson-Tag herauszusuchen. «Viele Leute merkten es nicht, aber Jefferson war nicht nur Demokrat, sondern auch Wissenschaftler, und er hat einige Dinge gesagt, die heute wiederholt werden sollten, weil die Wissenschaft beim Aufbau der neuen Welt eine Rolle wie nie spielen wird.» Sherwood wusste natürlich nichts von der Atombombe, also erkannte er auch nicht die tiefere Bedeutung dieser Worte. Er wünschte Roosevelt einen schönen Urlaub in Warm Springs, wohin der Präsident nach einer einwöchigen Ruhepause in Hyde Park fahren wollte, und ging dann in den Kabinettsraum, um ein Memorandum über MacArthur aufzusetzen.

Mittags speiste Roosevelt an diesem Tag mit Anna Rosenberg, die zu seinen engsten Vertrauten gehörte, und zwar in dem kleinen Zimmer in der obersten Etage des Weissen Hauses. Sie unterhielten sich so ausgiebig, dass Mrs. Roosevelt schliesslich zum Aufbruch mahnte: man müsse zum Bahnhof, um den kanadischen Generalgouverneur, den Earl of Athlone, und dessen Frau, Prinzessin Alice, zu verabschieden.

Als der Präsident, geleitet von den beiden Damen, aus dem Zimmer gerollt wurde, überreichte ihm ein Beamter ein Kabel von Botschafter Harriman. Darin wurde der «arrogante» Brief zitiert, den Harriman von Molotow bekommen hatte. Harriman empfahl, Operation *Sunrise* unbeirrt fortzusetzen und sich den russischen Forderungen «endlich zu widersetzen».

Ärgerlich schlug Roosevelt auf die Lehne seines Rollstuhls. «Averell hat recht!» rief er. «Mit Stalin kann man keine Abmachungen treffen. Jedes Versprechen, das er in Jalta gegeben hat, hat er gebrochen!» Er war so aufgeregt, dass die beiden Damen kaum noch Zweifel hatten, dass er Stalin gegenüber von nun an einen neuen deutlichen Ton anschlagen werde.

Der Stein des Anstosses, Karl Wolff, war gerade in Berlin eingetroffen, empfangen von einem ärgerlichen Himmler, der eine Erklärung für Wolffs Verhalten verlangte. Die beiden trafen sich in der Wohnung Fegeleins. Himmler beschuldigte Wolff des Verrats; Kaltenbrunners Agenten in der Schweiz hätten alles über die Verhandlungen mit Dulles herausbekommen. Ausserdem sei Wolff dumm. Erst kürzlich sei der Führer ausser sich gewesen, als er erfahren habe, dass Ribbentrop auf so stümperhafte Weise versuchte, über Schweden Fäden zu spinnen. Wie könne er, Himmler, dem Führer sagen, dass Wolff genau dasselbe getan habe, ohne dazu befugt zu sein? «Vielleicht bringt er uns alle um!»

Wolff machte einen Vorschlag, der Himmler blass werden liess; gemeinsam sollten sie beide zum Führer gehen und ihm alles berichten. Für einen Augenblick verschlug es Himmler die Sprache. Schliesslich meinte er, Wolff könne auf keinen Fall weiter mit Dulles verhandeln. Mit den Fahrten in die Schweiz sei es aus. «Sie wissen nicht genug!»

4 «Heute war für uns ein vergnügter Tag»

1 Die Abendlage beim Führer vom Freitag, 23. März, begann erst am folgenden Tag um 02.26 Uhr früh. Es war eine Besprechung in kleinem Kreise. Ausser den drei Adjutanten Hitlers waren anwesend: Walter Hewel vom Aussenministerium, verschiedene rangniedrigere Offiziere und General Wilhelm Burgdorf, der rotgesichtige Chef des Heerespersonalamtes, der es sich angewöhnt hatte, gläubig alles nachzuplappern, was Hitler sagte, und sich auf diese Weise die Verachtung seiner Offizierskameraden zugezogen hatte.

Der Bericht über Pattons unerwartete Rhein-Überquerung ärgerte den Führer am meisten. «Die grösste Gefahr sehe ich tatsächlich in dem zweiten Brückenkopf, dem Brückenkopf von Oppenheim», sagte Hitler.

«Weil er auch so schnell das Brückengerät herangehabt hat», fügte Burgdorf hinzu.

Hitler wies auf die Karte. «Es braucht bei einer Strombarriere ja nur einer zu schlafen, und es kann ein furchtbares Unglück passieren. Der obere Brückenkopf (Remagen) ist wahrscheinlich überhaupt die Ursache der Rettung von einigen Verbänden unten. Wenn er nicht entstanden wäre und der Gegner mit der ganzen Kraft gleich den Rhein südwärts vorgestossen wäre, wäre niemand herausgekommen. In dem Moment, wo man aus dem Festungswerk sich einmal herausdrängen lässt, ist es vorbei. Hier hat absolut die Führung jämmerlich gehandelt. Sie hat in die Truppe von oben herunter den Gedanken hineingepumpt, dass man im freien Gelände besser kämpfen kann als hier drin.»

Burgdorf trug ein Anliegen Goebbels' vor: der Verteidigungskommissar für Berlin wollte die durch den Tiergarten führende Ost-West-Achse verbreitern. «Es wäre dazu notwendig», betonte Burgdorf leicht besorgt, «dass die Kandelaber an den Seiten weggenommen werden und auf jeder Seite noch zwanzig Meter vom Tiergarten freigeschlagen werden.»

Hitler wollte wissen, warum man so viel abholzen wolle. «Man landet doch nicht mit ‚Goliaths‘. Sie ist zweiundfünfzig Meter breit.»

«Wenn nachher die Ju 52 bei Dunkelheit landen müsste, ist es mit den Kandelabern schwierig», bemerkte von Below, der Luftwaffen-Adjutant.

«Die Kandelaber schon; aber zwanzig bis dreissig Meter rechts und links vom Tiergarten abzuholen ...» Die Idee, Bäume zu fällen, gefiel Hitler nicht.

«Das ist kaum notwendig», gab Below zu.

«Mehr als fünfzig Meter Breite braucht man gar nicht», fuhr der Führer fort. «Es nützt auch nichts, weil es rechts und links gar nicht befestigt werden kann. Das ist völlig zwecklos.»

«Es ist nur der Bürgersteig und dann die Böschung», sagte Johannmeier, der rundgesichtige Heeres-Adjutant.

«Die Abholzung von zwanzig Metern halte ich auch nicht für notwendig», bemerkte Below. «Aber die Beseitigung der Kandelaber.»

«Die Kandelaber kann er wegnehmen», bestätigte Hitler.

«Dann werde ich es durchgeben», schloss Burgdorf.

Aber Hitler war noch nicht fertig. «Es ist mir aber gerade aufgefallen: auf der Ost-West-Achse könnte man auch die Me 162 und Me 262 starten lassen.»

Below meinte, die Strecke reiche für beide Düsenmaschinen aus.

«Aber nicht mit der Siegessäule darin», wandte Hewel ein.

«Die müsste abgebaut werden», meinte Burgdorf.

«Es sind fast drei Kilometer bis zur Siegessäule», sagte Hitler, der keine Lust hatte, ein solches Denkmal zu demontieren. «Das ist lang genug.»

Damit war das Thema erschöpfend behandelt, und Burgdorf fragte den Führer, was hinsichtlich des Krankenurlaubs von Guderian geplant sei.

«Ich möchte endlich endgültig über Wenck das Urteil des Arztes haben», sagte Hitler gereizt, «und zwar verpflichtend. Er bürgt mit seinem Kopf: In der Zeit ist er gesund oder nicht... Sie reden sich dauernd aus, indem sie sagen: am sonndsovielten kann er das Lazarett verlassen. Nun wissen sie anscheinend noch gar nicht, ob er operiert werden muss.» Offensichtlich hoffte Hitler, Guderian, der ihm immer mehr auf die Nerven ging, durch Wenck ersetzen zu können.

«Der Arzt hat uns gesagt, bis 15. April hielt er es für notwendig», sagte Burgdorf, «wenn auch Wenck zur Zeit schon keine Ruhe mehr gibt.»

Below schaltete sich ein und brachte ein neues Thema aufs Tapet. «Darf in der Zeit, wo Sie, mein Führer, nicht auf dem Obersalzberg sind, mit der Vernebelung dort gespart werden? Es wird jetzt bei jedem Einflug genebelt, und das geht sehr stark auf die Nebelsäure.»

«Ja, aber dann ist natürlich alles weg, darüber muss man sich klare sein. Das ist eine der letzten Ausweichen, die wir haben.»

Man diskutierte über die Bunker des OKH in Zossen. Dann gab es eine lange Debatte darüber, welche Sondereinheiten in den Kampf geworfen werden sollten.

«Man weiss ja nicht, was alles herumflaniert», klagte Hitler. «Ich höre jetzt zum erstenmal zu meinem Erstaunen, dass eine ukrainische SS-Division plötzlich aufkreuzt.» Es sei Wahnsinn, einer ukrainischen Division Waffen zu geben, wenn man ihr nicht trauen könne. «Dann nehme ich lieber denen die Waffen weg und stelle eine deutsche Division auf.» Er teilte nicht die Ansicht vieler seiner Berater, man solle russische Kriegsgefangene an die Front schieben, die sich freiwillig zum Kampf gegen Stalin gemeldet hatten.

Beflissen erinnerte Burgdorf daran, dass die lettische und die estnische Division «zerplatzt» seien.

«Für was sollen die überhaupt noch kämpfen?» fragte Hitler sarkastisch. Man müsse die Frage der Freiwilligenverbände genau prüfen. «Zum Beispiel die Division Wlassow * taugt entweder etwas oder taugt nichts. Es gibt nur die zwei Möglichkeiten. Taugt sie etwas, muss sie als eine vollgültige Division angesprochen werden. Taugt sie nichts, dann ist es eine Idiotie, eine Division mit

* Der General der Roten Armee, Andrej Andrejewitsch Wlassow, hatte sich drei Wochen nach seiner Gefangennahme im Jahre 1942 von Stalin losgesagt und danach den Deutschen geholfen, eine Million russische Kriegsgefangene als Freiwillige zu mobilisieren. Da er aber in erster Linie an der Beseitigung des Kommunismus interessiert war und nicht daran, den Nationalsozialismus zu fördern, zeigte der Führer ihm gegenüber beträchtliches Misstrauen.

zehntausend oder elftausend Mann zu bewaffnen, während ich andere, deutsche Divisionen nicht aufstellen kann, weil ich keine Waffen habe. Dann gehe ich lieber her, stelle eine deutsche Division auf und gebe der die komplette Bewaffnung.»

«Die Indische Legion ...», sagte Burgdorf.

«Die Indische Legion ist ein Witz. Es gibt Inder, die können keine Laus umbringen, die lassen sich lieber auffressen ... Ich glaube, wenn man die Inder verwenden würde, um Gebetsmühlen zu drehen oder zu so irgend etwas, wären sie die unermüdlichsten Soldaten der Welt. Aber sie für einen wirklichen Blutkampf anzusetzen, ist lächerlich. Wie stark sind die Inder? Es ist ausserdem ein Quatsch. Wenn man einen Überfluss an Waffen hat, kann man sich solche Spässe aus propagandistischen Gründen erlauben. Aber wenn man keinen Überfluss an Waffen hat, sind diese Spässe propagandistischer Art einfach nicht zu verantworten.»

In diesem Ton redete er noch eine Weile weiter, dann stellte er fest: «Ich will nicht behaupten, dass man mit diesen Fremdländischen nichts machen kann. Damit kann man schon etwas machen. Aber man braucht Zeit dazu. Wenn man sie sechs Jahre oder zehn Jahre hat und die Gebiete selber in der eigenen Hand hat wie die alte Monarchie, dann werden das natürlich gute Soldaten.» Für die Inder habe er aber immer noch keine Verwendung gefunden. «Denen würde man den grössten Gefallen tun, wenn man ihnen sagt: Ihr braucht nicht mehr zu schiessen.»

Jemand warf ein, dass die 2300 indischen Freiwilligen über 1468 Karabiner, 550 Pistolen, 420 Maschinenpistolen und 200 leichte Maschinengewehre verfügten.

«Man stelle sich vor», sagte Hitler wütend, «die haben mehr Waffen, als sie überhaupt Leute haben! Da haben manche Leute zwei Waffen in der Hand!» Er wollte wissen, was mit der Indischen Legion geschehen solle, und erhielt die Antwort, sie werde aufgefrischt. Hitler machte eine wegwerfende Handbewegung. «Eure Verbände frischn sich dauernd auf und kämpfen nie.»

Ein Adjutant kam mit einer dringenden Meldung: «Die Heeresgruppe H meldet um 3.00 Uhr, dass der Feind 1,5 Kilometer südlich Wesel und bei Mehrum zum Angriff angetreten sei.» (Hier handelte es sich natürlich um Montgomerys *Plunder*.) «Über Stärke und Verlauf ist noch nichts gemeldet. Das war anzunehmen. Es lag seit 17.00 Uhr auffallend starkes Feuer sowohl hier auf der HKL wie bis ziemlich weit im Hintergelände.»

Man unterhielt sich über die deutschen Kräfte um Wesel und die Frage, welche Verstärkungen man an die Einbruchsstelle schicken könne. Ein Verbindungs-offizier erinnerte Hitler daran, dass die Verstärkungen bei Oppenheim nicht ausreichen, um Patton aufzuhalten: Verfügbar seien lediglich fünf Jagdpanzer, und auch die erst am nächsten Tag. «In den nächsten Tagen kommen noch zwei dazu, so dass der Verband auf sieben erhöht werden kann. Alles andere ist bereits eingesetzt, und es wird im Augenblick mehr nicht fertig.»

«Sie waren an sich für den oberen Brückenkopf bestimmt», sagte Hitler.

«Jawohl, für Remagen, für Abteilung 512.»

«Wann gehen die weg?»

«Die sind morgen oder heute fertig. Sie können wahrscheinlich morgen Abend abrollen.»

«Dann wollen wir es uns für morgen Vorbehalten», sagte Hitler. Er überlegte

laut, wie schnell eine Gruppe von 16 oder 17 Tigern instandgesetzt werden könne. «Das wäre das allerwichtigste!» Was konnte den Bankrott der militärischen Macht Deutschlands besser illustrieren als Hitlers Interesse für eine Handvoll Panzer?

5 Kurz vor der Morgendämmerung starteten in Ostengland die ersten der Maschinen, die die 4876 Soldaten der britischen 6. Luftlandedivision an ihren Einsatzort bringen sollten. Eine Stunde später befanden sich 247 C-47 des amerikanischen 9. Troop Carrier Command sowie 429 britische Flugzeuge und Lastensegler in der Luft; ihr Ziel war der Rhein, ihre Aufgabe die Operation *Varsity*.

In Frankreich verzehrten die Männer der 17. Luftlandedivision ihr Frühstück – bestehend aus Steak und Apfelkuchen –, überprüften noch einmal ihre Ausrüstung und kletterten in die Flugzeuge und Lastensegler. Um 07.17 Uhr startete der erste Transporter. Das 507. Fallschirmregiment sollte als erste Einheit abspringen und einen strategisch wichtigen Wald besetzen. Dann sollten das 513. Fallschirmregiment und vier Luftlandegruppen folgen, die unmittelbar östlich des 507. Regiments niedergehen sollten. Das letzte Regiment, die 194. Glider Infantry, sollte in der Nähe von Wesel landen und die Brücken über den Isselkanal nehmen.

Es war fast neun Uhr, als die letzte Maschine abhob. Es war ein unübersehbarer Verband – 226 C-47, 72 C-46 und 610 C-47 mit 906 Lastenseglern im Schlepp. Die Transporter mit den 9'387 amerikanischen Fallschirmjägern flogen in nordwestlicher Richtung zu einem Treffpunkt südöstlich von Brüssel, wo sie sich mit dem kleineren britischen Flugzeugverband vereinigten*. Nebeneinander, in einem gigantischen fliegenden Konvoi, nahmen die beiden Gruppen Kurs auf Wesel, begleitet und geschützt von 213 Jägern der RAF und 676 Jägern der 9. US-Luftflotte.

Die wenigsten der Soldaten, die in den Maschinen hockten, hatten vorher einen derartigen Einsatz erlebt. Sie empfanden alle dasselbe: einen Kloss in der Kehle, der immer grösser wurde, bis sie glaubten, daran ersticken zu müssen. Die in den Lastenseglern hatten besondere Ängste auszustehen: die gebrechlichen Gleiter wurden im Sog der Schleppflugzeuge hin und her geworfen.

In seinem Lastensegler bemühte sich Howard Cowan von der Associated Press, die Bilder zertrümmerter und zeretzter Gleiter zu vergessen, die er in der Normandie und in Holland gesehen hatte. Er blickte nach links; die rechte Tragflächenspitze des benachbarten Seglers, der von derselben C-47 geschleppt wurde, kam in gefährliche Nähe. Was würde passieren, wenn die Tragflächen sich berührten? Er knirschte mit den Zähnen und versuchte, nicht mehr hinzuschauen. Der Mann neben ihm nahm den Helm vors Gesicht und übergab sich. Oberstleutnant Allen C. Miller, Kommandeur des 2. Bataillons, sass in der ersten Maschine des 513. Regiments. Er war nur 1,60 Meter gross; der Helm rutschte

* Am «D-Day», dem Tag der Invasion, waren in der Normandie 17 255 britische und amerikanische Soldaten aus der Luft abgesetzt worden.

ihm dauernd über die Augen, und die Springstiefel reichten ihm fast bis zu den Knien. Seine Offizierskameraden nannten ihn «Ace», aber bei den Gis, die er durch die Ardennenschlacht geführt hatte, hiess er nur «Boots and Helmet»*. Seine Maschine war eine grosse C-46, schneller als die alte C-47. Miller trat an die offene Tür. Das war die gewaltigste Flugschau, die er je erlebt hatte: Lange, genau ausgerichtete Kolonnen von Transportern mit Fallschirmjägern, Gruppen von Lastenseglern, die hinter den Schleppmaschinen wie riesige Papierdrachen hin und her schwankten, Hunderte von Jägern, die gleich aufgestörten Bienen herumschwirrten. Miller kontrollierte noch einmal seine Männer, nahm eine Dramamin-Tablette, machte es sich bequem und schlief ein.

Um 9.30 Uhr geleitete Montgomerys Adjutant, Noel Chevasse, Churchill und Brooke zu einem Hügel hoch über dem Rhein, nicht weit von Xanten. Sie wollten die Luftlandung beobachten, aber es war zu dunstig; alles, was sie sahen, waren ein paar Boote, die Truppen über den Rhein brachten. Um sie herum dröhnten die Batterien, die auf deutsche Stellungen trommelten. Um 9.40 Uhr vernahmen sie noch ein anderes Geräusch: das immer stärker werdende Röhren der sich nähernden Luftarmada.

Die Fallschirmjäger wussten, dass sie fast am Ziel waren: Voraus sahen sie die riesigen Nebelwolken, die die Engländer auf mehr als 100 Kilometer Länge über den Rhein gelegt hatten.

Richard C. Hottel von CBS und *Collier's* beobachtete die Szene aus einer C-47. Schwarze Qualmwolken standen über dem Landungsraum, der eben von mittelschweren Bombern umgepflügt wurde. Nur eines beunruhigte Hottel: Er war überhaupt nicht unruhig.

Wing Leader Johnnie Johnson, kampferprobter Jagdflieger, schauderte, als er die scheinbar endlosen Reihen von Transportern und Lastenseglern auf den Fluss zufliegen sah. Genauso ging es dem Piloten in der Nachbarmaschine: «Greycap, jetzt sieht man, dass Onkel Sam heute am Ball ist!»

Um 9.46 Uhr näherten sich die ersten Maschinen des 507. Regiments dem Rhein. Innen begannen rote Lichtsignale zu flackern. Die Fallschirmjäger schnallten sich los und überprüften noch einmal ihre Ausrüstung. Das Flakfeuer wurde immer stärker; wer an den offenen Türen stand, konnte durch die Rauchwolken deutlich die deutschen Batterien erkennen. Manche da unten rannten wie Hühner, die vom Habicht gejagt werden; anderen sahen herauf oder schossen mit Karabinern, Maschinenpistolen und Pistolen.

Um 9.50 Uhr flammten die grünen Lampen auf, der Absprung begann. Das 1. Bataillon kam knapp zwei Kilometer von seinem Landeabschnitt entfernt zu Boden. Colonel Edson Raff, der Regimentskommandeur, sammelte seine Männer und räucherte ein deutsches Widerstandsnest im nahe gelegenen Wald aus. Fast eineinhalb Kilometer weiter stiess er auf eine feuernde 15-cm-Batterie. Er nahm die Feuerstellung, ehe die Geschütze unbrauchbar gemacht werden konnten. Dann ging er, den Wald durchkämmend, weiter nach Südosten vor.

513 näherte sich seinem Absprungsgebiet gegen 10.00 Uhr, und Miller wurde ge-

* «Stiefel und Helm».

weckt. «Aufstehen», brüllte er, «einhaken und Ausrüstung überprüfen.» Dann ging er zur Kanzel und klopfte dem Flugzeugführer auf den Rücken. Der machte, ohne sich umzudrehen, mit der rechten Hand das V-Zeichen. Miller ging zur Luke zurück. Rundherum detonierten Flakgranaten; durch die offene Tür sah er unten den majestätischen Strom. Der Himmel darüber war schwarz von Bombern und Jägern. Er schaute zurück. Die langsameren C-47 kamen in perfekter Formation heran. Aber wo steckten die übrigen C-46, und wo war der starke britische Verband?

Millers Maschine war jetzt weiter heruntergegangen; durch den Fussboden spritzten die Geschosse der Handfeuerwaffen. Es gab Verwundete. Der Kommandant der Maschine kam nach hinten gerannt und schrie, der Flugzeugführer sei schwer verletzt. Die C-46 kippte ab, fing sich aber wieder.

Auch andere Maschinen des 513. Regiments hatten Schwierigkeiten. Die C-46 des Leutnants Paul McGuire wurde von Flak getroffen; der Leutnant fand, dass es wie Hagel auf einem Blechdach klang. Aber er war zu beschäftigt, um zu erkennen, dass die Maschine schwer beschädigt war. Er merkte es erst, als die eine Fläche qualmte. Der Kommandant kam angerannt und schnallte sich einen Fallschirm um. Dann fragte er einen Fallschirmjäger: «Sag mal, wie heisst heute Abend die Losung?»

Vor sich konnte Miller eine Eisenbahnlinie erkennen. «Springen!» schrie er. Er blieb neben der Tür stehen und liess ein paar seiner Männer aussteigen, dann liess er sich selbst durch die Luke fallen. Als sein Schirm sich öffnete, sah er nach oben; die linke Tragfläche seiner C-46 stand in Flammen. Rund um ihn blähten sich Hunderte von Fallschirmen, eingesprenkelt die blauen, roten und gelben Schirme mit den Versorgungsbomben. Das Stakkato des Feuers, das ihnen entgegenschlug, erinnerte Miller an den Schiessplatz. Direkt unter ihm baumelte der Mann, der vor ihm gesprungen war, leblos in den Gurten. Der Kopf war nach hinten gekippt, und deutlich sah man Blut.

Miller trieb auf die Eisenbahnstrecke zu; dann landete er in einem kleinen eingezäunten Schweinepferch. Verzweifelt drehte er am Verschluss, um die Gurte loszuwerden – ohne Erfolg. Während er sich mit dem Mechanismus abplagte, schlugen Maschinengewehrgeschosse vor seiner Nase in den grünen Rasen. Er rollte sich zur Seite, zog das Messer und kappte die Gurte.

Das Feuer kam aus einem nahen Gehöft. Miller zog die Pistole und kroch auf einen fensterlosen Schuppen zu. Ein baumlanger Fallschirmjäger setzte über den eineinhalb Meter hohen Zaun und liess sich neben ihm fallen. Miller war verblüfft. Dem Mann sah die Angst aus den Augen. Der kleine Oberstleutnant trat dem riesigen Burschen mit aller Kraft ins Gesäss. Keiner sagte ein Wort.

Dann lugte Miller vorsichtig um die Ecke des Schuppens. Einen halben Meter vor sich sah er das Profil eines Deutschen, der über die Gleise hinweg das freie Feld unter Feuer nahm. Drei andere hockten neben ihm. Auf dem Plateau herrschte ein unbeschreibliches Durcheinander: Es war mit Fallschirmjägern und Fallschirmen übersät, und die nächste Welle purzelte in das Gewimmel hinein. Miller war sich klar, dass er wahrscheinlich bereits tot wäre, wäre er dort gelandet, wo er eigentlich hätte landen sollen – jenseits der Bahnlinie.

Ein guter Pistolenschütze war er eigentlich nie gewesen, aber auf so kurze Entfernung konnte Miller sein Ziel kaum verfehlen. Er zielte. Die Deutschen waren so beschäftigt, dass Miller drei von ihnen töten konnte, bevor der letzte herumfuhr. Er riss die Augen auf. Miller drückte ab.

Dann stand er vor einer betonierten Tür – der harmlose Schuppen war ein getarnter Bunker. Er gab dem Fallschirmjäger ein Zeichen, ihm zu folgen, dann sprang er in den Bunker. Hier war niemand. Aber weiter rückwärts führte eine Treppe abwärts in einen dunklen Gang. Vorsichtig tastete er sich weiter. Miller nahm an, dass der Fallschirmjäger ihm folgte; aber der war zurückgeblieben. Er kam in den Keller des Bauernhofs; im Halbdunkel sah er in der Ecke eine Gestalt. Er wollte schießen, aber irgend etwas hielt ihn zurück. Es war eine alte, totenblasse Frau. Regungslos blieb sie sitzen, während er die Stufen zur Küche hochlief. Oben kroch er von Zimmer zu Zimmer: überall standen an den Fenstern deutsche Soldaten hinter ihren Maschinengewehren, durch Brustwehren aus Sandsäcken geschützt. Das Haus war eine regelrechte Festung, die die ganze Umgebung beherrschte. Miller erinnerte sich an die Worte des deutschen Rundfunksprechers: «Wir sind vorbereitet.»

Durch die rückwärtige Tür huschte eine Gestalt. Blitzschnell liess Miller eine Eierhandgranate durch die Diele in die Küche rollen, eine zweite warf er ins Esszimmer. Dann rannte er aus dem Haus auf die Bahnlinie zu, vorbei an dem Bunker, durch den er eben gekommen war. Er stolperte fast über einen Körper – es war Captain Jack Lawler. Er hatte ihn gut gekannt. Lawler war tot. Miller verschnaupte; jetzt merkte er erst, dass der riesige Fallschirmjäger gar nicht bei ihm war. Er kroch über die Bahngleise. Überall auf dem freien Feld lagen Tote und Verwundete.

Captain Oscar Fodor, der zweite Bataillonsarzt, war über einen Verwundeten gebeugt. Er blickte auf und erkannte Miller. Mit der Hand deutete er auf ein Waldstück; ein paar Männer des 513. Regiments hatten sich dort gesammelt. Britische Lastensegler tauchten am Rand des Feldes auf und fegten in eine Gruppe Amerikaner, die eben zu Boden schwebte. Eine «Horsa», viel grösser als die amerikanischen Gleiter, machte eine Bruchlandung, genau zwischen den Fallschirmjägern, die gerade heruntergekommen waren. Der Lastensegler rutschte weiter, bis er in Millers Nähe liegen blieb; das Heck wurde abgesprengt, ein Panzerfahrzeug rollte heraus. Die Deutschen im Gehöft nahmen den Wagen unter Feuer; er fing an zu brennen. Der britische Kanonier schoss, bis die Flammen über ihm zusammenschlugen.

Im Wald fand Miller zwanzig Mann; auch ein paar Flugzeugführer und britische Fallschirmjäger waren darunter. Der Oberstleutnant führte sie zu einem Bauernhaus, wo Captain Fodor einen behelfsmässigen Verbandplatz eingerichtet hatte. An Fodors Bein lief Blut herunter. Der Arzt liess die Hose fallen und band eine Ader ab. «Ich habe eben einen Schuss in den Hintern bekommen», sagte er und rannte wieder hinaus.

Miller sah hoch. Mehrere B-24 zogen dicht über die Baumwipfel hinweg und warfen ersten Nachschub an Medikamenten und Munition ab. Die Maschinen flogen so niedrig, dass er die Gesichter der Piloten erkennen konnte, und das

erregte ihn. Die Männer unten schrien und winkten begeistert, und Miller war glücklich, Amerikaner zu sein.

Die erste der verwegenen «Liberators» stand plötzlich in Flammen, dann die zweite und die dritte. An Fallschirmen segelte der Nachschub langsam herunter. Einer der Transportbehälter riss sich von seinem Fallschirm los und kam wie eine Bombe genau auf Miller zugestürzt; vor seinen Füßen bohrte er sich in die weiche Erde. So nah wie in diesem Augenblick, erinnerte sich Miller später, war er in diesem Krieg dem Tod nie gewesen.

Kurz darauf tauchte der Kommandeur des 513. Regiments, Colonel James Coutts, mit einer Handvoll Männer auf. «Sie greifen sofort nach Süden an, mit der linken Flanke an der Bahnlinie», sagte er keuchend zu Miller und deutete auf das freie Feld. Immer wieder kam aus dieser Richtung M G-Feuer.

Der kleine Oberstleutnant stand auf. «Folgen!» schrie er. Keiner rührte sich. Miller verlor, was selten vorkam, die Beherrschung. «Verdammt noch mal! Los!» Er rannte von einem zum anderen und brüllte: «Los!» Widerwillig erhoben sich zwei Mann und zogen vorsichtig los; schliesslich kamen alle mit. Als die Deutschen Miller und seine Männer trotz ihres Feuers immer näherkommen sahen, drehten sie um und flohen.

Die dritte amerikanische Luftlandeeinheit, die 194. Glider Infantry, näherte sich ihrem Ziel, den Brücken des Isselkanals, um 10.20 Uhr.

«Gleich sind wir da», sagte ein Sergeant zu Howard Cowan, dem AP-Korrespondenten. Die beiden schüttelten sich die Hand und wünschten sich Glück. Cowan starrte unverwandt auf den Piloten, um zu sehen, wann dieser den Hebel zog, der die Schleppverbindung löste.

«Ich gehe ,runter!« schrie der Pilot. Die Nase des Seglers tauchte nach unten, und der Sergeant sagte: «Jetzt kann man nur noch beten.»

Die Leute haben seit dem Start ohnehin nichts anderes getan als gebetet, sagte sich Cowan. Der Lastensegler stiess durch eine riesige Wolke beissenden Rauchs; Cowan kam sich vor wie in einem brennenden Haus. Unten standen Dutzende von Lastenseglern in bizarren Figuren. Dann raste die Erde auf sie zu. Sie durchbrachen krachend einen Zaun und rutschten über einen Entwässerungskanal. Eine Tragflächenspitze rammte einen anderen Zaun, und plötzlich herrschte Stille. Sie standen auf einer Wiese – unversehrt. Cowan kletterte aus der Maschine und blickte sich um. Dann sah er, wie rings um ihn Erdreich hochspritzte – Geschosse. Er liess sich in einen flachen Graben fallen, in dem rötliches, schleimiges Wasser stand. Hier fühlte er sich sicher, also blieb er liegen. Über seinen Kopf hinweg rauschte ein Lastensegler; er kappte die Spitze eines Baumes und landete sicher – vielleicht 100 Meter entfernt. Cowan kroch aus dem Graben und sah sich vorsichtig um. Das Schiessen hatte aufgehört – wenigstens für den Augenblick. Er murmelte dankbar ein Gebet. Nie, nie wieder würde man ihn in einen Lastensegler bringen.

Viele der leichten Maschinen waren zusammengedrückt wie Streichholzschachteln, ihre Insassen tot oder verstümmelt; ein paar waren auch abgeschossen worden. Aber das Regiment war jedenfalls im angewiesenen Gebiet gelandet, und zwar auf engstem Raum. Bei den 194cm hatte alles geklappt – im Krieg wahrhaft

eine Seltenheit. Als das Regiment zum Isselkanal vorrückte, um die Brücken zu nehmen, ging schon die Artillerie in Stellung.

Von ihrem Feldhermhügel aus konnten Churchill und Brooke beobachten, wie die fliegende Armada über sie hinwegzog; aber bevor die Fallschirmjäger absprangen, verschwanden die Maschinen in Nebel und Rauch. Wenig später war der Konvoi schon wieder auf dem Rückflug. Die Türen der Maschinen waren geöffnet, und die Reissleinen flatterten im Wind.

Gegen Mittag brachte man Churchill und Brooke in gepanzerten Fahrzeugen etwa 15 Kilometer weiter nach Norden zu einer Anhöhe bei Kalkar, wo sie die 51. Highland Division beim Übersetzen beobachteten. Zu Chevassé, der die Gruppe führte, hatte Montgomery gesagt: «Sehen Sie zu, dass Sie sie nach dem Tee wieder loswerden, und sorgen Sie dafür, dass keiner umgebracht wird.» Aber nach dem Mittagessen äusserte der Premierminister unbekümmert, er wolle jetzt ebenfalls über den Rhein. Der besorgte Chevassé beriet sich mit Churchills Adjutanten, Commander Thompson, und der empfahl ihm, Montgomery zu fragen.

An diesem Abend schrieb Brooke amüsiert in sein Tagebuch: «Auch mit Winston gab es beträchtliche Schwierigkeiten, weil er unbedingt über den Rhein wollte, und es war nicht leicht für uns, ihn davon abzuhalten. Aber zum Schluss war er doch folgsam. Im gepanzerten Wagen fuhren wir dorthin zurück, wo wir unseren eigenen Wagen zurückgelassen hatten, und von dort zum Hauptquartier. Der Premierminister legte sich dann schlafen, was er offenbar auch dringend nötig hatte, denn schon fast während der ganzen Rückfahrt hatte er geschlummert und war dabei langsam auf meine Oberschenkel gerutscht.»

Beim Abendessen war Churchill so guter Laune, dass er Montgomery und die übrigen mit Rezitationen aus Maeterlincks *Leben der Biene* unterhielt.

Es war 13.04 Uhr, als der letzte Fallschirmjäger absprang – drei Stunden und vierzehn Minuten nach dem ersten. Kaum eine Stunde später hatten die Amerikaner bereits Verbindung mit der britischen 1. Commando Brigade, die sich in der vorangegangenen Nacht nach Wesel durchgekämpft hatte. Etwa um dieselbe Zeit vereinigte sich die britische 6. Fallschirmdivision mit der britischen 15. Division in Hamminkeln, einer Stadt etwa zwölf Kilometer östlich des Rheins. General Matthew Ridgway überquerte den Rhein in einem Schwimmpanzer, nachdem ihm gemeldet worden war, dass seine Männer mit den Bodentruppen Verbindung hatten. Während das unbeholfene Fahrzeug die Uferböschung hochkroch, feuerte es auf jeden Grasbüschel, aber niemand schoss zurück. Der Kommandeur des XVIII. Luftlandkorps und seine vier Begleiter stiegen aus und machten sich zu Fuss auf die Suche nach Generalmajor William («Bud») Miley, Kommandeur der 17. Fallschirmdivision. An Ridgways Gürtel baumelten wie üblich Handgranaten; in der Hand hielt er eine 1903 Springfield. Er ging als erster – seine Losung: «Angreifen und immer wieder angreifen» galt für ihn genauso wie für seine Männer. An einer Wegbiegung hockte ein deutscher Soldat in einem Schützenloch. Der General blieb wie angewurzelt stehen und starrte den Mann an. Der Deutsche hatte die Augen weit aufgerissen. Er war tot.

Die kleine Gruppe marschierte weiter; dann merkte Ridgway, dass etwas durchs Unterholz brach. Alles ging in Deckung. Ein kräftiger Bauerngaul kam angaloppiert, darauf ein amerikanischer Fallschirmjäger, das Gewehr umgehängt, einen Zylinder auf dem Kopf, ein glückliches Lächeln auf dem Gesicht. Ridgway stand auf. Als der Reiter die Generalsterne sah, fuhr ihm der Schreck in die Knochen; offensichtlich wusste er nicht, ob er salutieren, absteigen und präsentieren oder den Zylinder abnehmen sollte. Als er sah, dass Ridgway lachte, grinste er auch. Kurz darauf erreichte Ridgway den Gefechtsstand der 17. Division, und zusammen mit General Miley fuhr er im Jeep zum Gefechtsstand der 6. Fallschirmdivision, um mit General Eric Bois zu sprechen. In drei Jeeps ging es zurück zu Mileys Gefechtsstand. Bei einem ausgebrannten Lastwagen musste die kleine Kolonne das Tempo verringern. Ridgway sah in der Dunkelheit Gestalten; er sprang aus dem Wagen und schoss aus der Hüfte das Magazin seiner Springfield leer. Ein Aufschrei, einer der Schatten brach zusammen. Ridgway liess sich hinter den Jeep fallen, um einen neuen Patronenrahmen einzuschieben; im selben Augenblick detonierte knapp einen halben Meter von seinem Kopf unter dem Jeep eine Handgranate – glücklicherweise auf der anderen Seite des Rades. Der General spürte einen brennenden Schmerz in der Schulter.

Dann hörte Ridgway deutlich ein Keuchen, aber er schoss nicht, weil er nicht wusste, ob es Freund oder Feind war. In einer Buschgruppe bewegte sich etwas. «Hände hoch, du Hundesohn!» brüllte er.

«Ach, du kannst mich kreuzweise!» Kein Zweifel, das war gut amerikanisch.

Der General nahm den Finger vom Abzug.

Ridgway hatte den Eindruck, dass die Deutschen weg waren, und er rief zu Miley hinüber: «Wie geht es Ihnen, Bud? Einen habe ich, scheint es, erwischt.» Dass er selbst verwundet war, erwähnte er nicht.

In zwei Jeeps fuhr die Gruppe weiter. Miley sah, dass sich etwas auf der dunklen Strasse bewegte. Er schoss einmal, aber nichts passierte. Er stieg aus dem Jeep; da lag ein Fallschirmjäger der 17. Division hinter einem MG. «Verdammt», sagte Miley, «haben Sie nicht Befehl zu schiessen? Warum haben Sie mich nicht erschossen?» Der Soldat lächelte nur, und Miley wusste nicht, ob er ihn anschnauzen oder sich bedanken sollte. So liess er beides sein.

Gut 250 Kilometer weiter rheinaufwärts überquerten George Patton und seine beiden Adjutanten die Pontonbrücke bei Oppenheim. «Höchste Zeit für eine kurze Pause», sagte Patton und sah über das Geländer. Dann tat er, was Churchill bei den «Drachenzähnen» getan hatte. «Darauf habe ich mich schon lange gefreut», sagte er zufrieden, während er die Hose zuknöpfte. Man fuhr weiter zum Ostufer. Als Patton über den weichen Boden stapfte, tat er, als ob er stolperte. Er nahm eine Handvoll Erde und stand wieder auf. Dann liess er die Erde langsam durch die Finger rieseln und sagte: «Wie Wilhelm der Eroberer*.»

* Wilhelm der Eroberer soll, als er nach der Landung aus dem Boot stieg und lang hinschlug, gesagt haben: «Seht, ich habe England mit beiden Händen ergriffen.»

6 In der Ortschaft Selow, auf dem Kamm der Hügellkette, die Heinrich zu seiner Hauptkampflinie westlich der Oder bestimmt hatte, traf sich der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel am Morgen des 24. März, eines Samstags, zum erstenmal mit Theodor Busse, dem Befehlshaber der 9. Armee. Busse berichtete, der überstürzt vorbereitete, vor zwei Tagen eingeleitete Angriff sei, wie er vorausgesagt habe, fehlgeschlagen. Seine Panzer hätten die sowjetischen Linien zwar überrollt, aber seine unerfahrenen Infanteristen hätten nicht gewusst, was sie mit den Geländegewinnen anfangen sollten, und so sei er gezwungen gewesen, die Panzer wieder zurückzuziehen.

Widerstrebend gab Heinrich Befehl, sofort einen neuen Angriff einzuleiten: mit einem Erfolg sei zwar kaum zu rechnen, aber die Lage sei verzweifelt. Das kurze Gespräch mit Busse beschloss die Inspektionsfahrt; anschliessend reiste Heinrich nach Berlin, um zum erstenmal Hitler zu treffen.

Als er die Reichskanzlei betrat, war es schon Nachmittag. Die Teilnehmer der Lagebesprechung promenierten im Gang auf und ab – an die dreissig Männer, darunter Keitel, Jodl, Guderian und Burgdorf. Belegte Brote und Kaffee wurden angeboten; dann hiess es: «Der Führer kommt.» Alles marschierte eilig in das kleine Konferenzzimmer. Die Vorhänge waren vorgezogen, das Licht war gedämpft. Eine Tür wurde aufgerissen, und Hitler erschien mit gebeugten Schultern, in sich zusammengesunken.

Heinrich wurde vorgestellt. Er war enttäuscht, wie schwach der Händedruck des Führers war. Hitler blieb hinter dem grossen Tisch stehen, bis ihm ein Adjutant einen Stuhl unterschob. Er liess sich hineinfallen; dann legte er seinen gelähmten linken Arm mit der rechten Hand auf die Tischplatte. Ein anderer Adjutant reichte ihm eine Brille mit dunkelgrünen Gläsern.

Jemand flüsterte Heinrich zu, er solle sich links neben den Führer setzen; auf dem rechten Ohr höre der Führer nicht mehr gut. Ohne Einleitung begann Heinrich, über die Lage im Osten zu referieren – er nahm kein Blatt vor den Mund. Während er sprach, wurde ihm eine Meldung Busses gereicht: Auch der zweite Angriff war fehlgeschlagen.

Hitler runzelte die Stirn und richtete sich mühsam auf. Es müsse sofort und mit allen Kräften ein neuer Vorstoss geführt werden, um wieder Verbindung mit Küstrin zu bekommen. Dann wollte er wissen, warum die beiden ersten Angriffe fehlgeschlagen waren. Ob nicht genügend Artillerie eingesetzt gewesen sei? Heinrich erwiderte, er habe Eisen auf beiden Seiten fliegen sehen. Auch die Russen hätten Artillerie. Hitler überhörte es. Er wiederholte, Küstrin sei vordringlich.

In diesem Fall sei er nicht in der Lage, aus dem Raum Frankfurt heraus vorzustoßen, sagte Heinrich. Ein Angriff aus dieser Festung heraus war seiner Ansicht nach noch idiotischer.

«Vor allem müssen wir Küstrin wiederhaben», verlangte Hitler.

7 Als der Sonntagmorgen dämmerte, hatte Ridgway zwei starke deutsche Gegenangriffe abgeschlagen. Die Operation *Varsity* war schon jetzt ein Erfolg. Der Preis freilich war hoch: Die Amerikaner hatten rund zehn Prozent, die Briten

mindestens dreissig Prozent ihrer Stärke verloren, aber zusammen hatten sie im Landegebiet drei deutsche Divisionen – die 84. Infanterie- sowie die 7. Und 8. Fallschirmjägerdivision – und ausserdem zahlreiche Artillerie- und Flakseinheiten weitgehend ausgeschaltet. Noch wichtiger war, dass der Erfolg von Montgomerys Hauptoperation *Plunder* sichergestellt war.

Nach dem Gottesdienst am Palmsonntag fuhren Churchill, Montgomery und Brooke zu einem Treffen mit Eisenhower, Bradley und Simpson in einem Schloss bei Rheinberg, hoch über dem Strom. Man unterhielt sich angeregt: jeder freute sich über das Gelingen des Unternehmens. Ein paarmal hintereinander sagte Churchill zu Eisenhower: «Mein lieber General, die Deutschen sind fertig! Jetzt haben wir sie! Sie sind erledigt.»

«Gott sei gedankt, Ike, dass Sie an Ihrem Plan festgehalten haben», erklärte Brooke. «Sie waren völlig im Recht, und es tut mir leid, dass meine Angst, wir könnten uns verzetteln, Ihre Aufgabe noch erschwert hat. Die Deutschen sind geschlagen. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann sie aufgeben werden. Gott sei Dank haben Sie sich nicht irremachen lassen.»

Das wenigstens sind die Worte, an die Eisenhower sich später erinnerte. Brooke selbst berichtete, er habe Eisenhower höflich zu seinem Erfolg gratuliert und ihm gesagt, sein Vorgehen habe sich als richtig erwiesen. Dass Eisenhower «völlig im Recht» gewesen wäre, schrieb Brooke, könne er gar nicht zugegeben haben, da er noch jetzt überzeugt sei, dass der Oberkommandierende «völlig im Unrecht» gewesen sei.

Nach einem opulenten Mittagessen im Park schlug Eisenhower vor, zu einer Villa am Rheinufer hinunterzufahren, von wo aus man die Kampfhandlungen beobachten könne. Sie standen auf einer sandsackbewehrten Veranda, die auf den Fluss hinaus ging, und sahen zu, wie ein Landungsfahrzeug hinüber und herüber pendelte. «Am liebsten würde ich einmal ‚rüberfahren‘», bemerkte Churchill.

«Nein, Herr Premierminister», sagte Eisenhower. «Ich bin der Oberkommandierende. Und ich weigere mich, Sie hinüber zu lassen. Es könnte Ihnen etwas zustossen.»

Aber Eisenhower musste noch zu einer anderen Konferenz, und als er abgefahren war, machte Churchill Montgomery auf ein kleines Boot aufmerksam, das gerade angelegt hatte. «Warum fahren wir nicht ‚rüber und schauen uns die andere Seite an?«

«Ja, warum eigentlich nicht?» Der Feldmarschall war sofort einverstanden, was den Premierminister einigermaßen überraschte.

Simpson, der Eisenhower zum Flugzeug gebracht hatte, kam gerade zurück, als Churchill, Montgomery und mehrere Offiziere in ein kleines Landungsfahrzeug der amerikanischen Marine stiegen. «Nachdem General Eisenhower weg ist», grinste Churchill, «fahre ich hinüber!»

Die Sonne schien strahlend, als sie das Ostufer betraten. Ab und zu detonierte eine deutsche Granate. Bevor ihn jemand aufhalten konnte, marschierte Churchill mit schnellen Schritten in Richtung Schlachtfeld, wobei er heftig an seiner Zigarre zog. «Das ist nicht der richtige Platz für den PM», meinte Simpson zu Montgomery. «Der Gedanke, dass ihm ausgerechnet in meinem Abschnitt etwas zustossen könnte,

ist mir unsympathisch.» Er ging schneller, um den Premierminister einzuholen, der gar keine Anstalten machte, anzuhalten. «Wenn wir so weiterlaufen», rief Simpson, «sind wir bald an der Front.»

Montgomery war offensichtlich von Churchills Unternehmungsgeist angesteckt. Bei der Rückfahrt fragte er den Führer des Landungsbootes: «Können wir nicht flussabwärts fahren, auf Wesel zu, wo noch etwas los ist?»

An einer Kette, die zum Schutz gegen Treibminen quer über den Rhein gespannt war, endete die Reise; aber kaum war man wieder am Westufer, da beugte sich der Feldmarschall zu Churchill und flüsterte: «Wollen wir nicht zur Eisenbahnbrücke bei Wesel fahren? Dort können wir etwas sehen.»

Die grosse Stahlbrücke, teilweise zerstört, lag immer noch unter feindlichem Feuer. Auch hier war Churchill der erste; fix kletterte er nach oben. Die Einschläge warfen hohe Wasserfontänen auf; sie kamen immer näher. Schliesslich sass eine Salve auf dem östlichen Brückeneende. Man hätte meinen können, die Deutschen wussten, dass Churchill da war.

Ein jüngerer Offizier trat auf Simpson zu. Er war besorgt: Der Beobachter einer deutschen Granatwerfergruppe könne hier einsehen. «Sie haben sich schon eingeschossen», sagte er. «Noch zwei oder drei Salven, und Sie sind dran!»

Simpson holte Churchill ein. «Prime Minister», sagte er förmlich, «Ihnen gegenüber sitzen Scharfschützen. Sie beschiessen beide Auffahrten der Brücke und inzwischen auch die Strasse hinter Ihnen. Ich kann die Verantwortung für Ihren Aufenthalt hier nicht übernehmen und muss Sie bitten, die Brücke sofort zu verlassen.»

Churchill machte ein Gesicht wie ein kleiner Junge, den man am Strand von seiner Sandburg wegholt. Er hielt sich mit beiden Armen an einem Stahlträger fest und sah über die Schulter zu Simpson hinüber, als wollte er sagen: Hol mich doch, wenn du kannst!

Schliesslich liess er den Träger los und ging unwillig, mit langsamen Schritten, zum Ufer zurück. Schon wiederholt hatte Churchill zu Brooke gesagt: «Die richtige Art, zu sterben, ist der Kampf, wenn das Blut kocht und man nichts spürt.» Jetzt hatte Brooke fast den Eindruck, als ob der Premierminister die Todesgefahr geradezu suchte, vielleicht weil ein schneller Soldatentod der rechte Abschluss seines Lebens gewesen wäre und ihm die Sorgen abgenommen hätte, die er sich über die Sowjetunion machte.

Für den Premierminister war es ein erlebnisreicher Tag gewesen, aber selbst hier an der Front verfolgten ihn die russischen Probleme. In Montgomerys Hauptquartier lag für ihn eine Botschaft aus London. Eden wollte wissen, ob es angesichts der sowjetischen Arroganz dabei bliebe, dass England an der Konferenz von San Francisco teilnehme. «Wie können wir die Grundlagen einer neuen Weltordnung legen, wenn unseren Beziehungen zu Russland jegliches Vertrauen fehlt?»

Churchill kabelte sofort zurück, dass auch seiner Ansicht nach das ganze Problem der Konferenz von San Francisco noch in der Schwebe sei. Und er fügte hinzu: «Heute war für uns ein vergnügter Tag, wir haben den Rhein überquert.» Abends schrieb Churchill noch einmal an Eden. Stalins abrupte Entscheidung, Gromyko an

Stelle Molotows nach San Francisco zu schicken, sei, schrieb er, «Ausdruck des sowjetischen Missvergnügens» über die Operation *Sunrise*. Ein entschiedenes gemeinsames Vorgehen Englands und der Vereinigten Staaten gegen jeden Bruch der Abmachungen von Jalta sei jetzt notwendig, wenn ein solches Treffen überhaupt einen Wert haben solle.

Aber Churchill fürchtete immer noch, Roosevelt werde nicht mitmachen, wenn es darum ging, den Sowjets gemeinsam nachdrücklich Widerpart zu bieten. Die beiden Botschaften, die Roosevelt am selben Tag nach Moskau geschickt hatte, hatten Churchills Bedenken nicht zerstreuen können. Im ersten Schreiben hatte Roosevelt in höflichen Worten Molotows Nichterscheinen zur Konferenz von San Francisco bedauert; im zweiten hatte er die Operation *Sunrise* verteidigt – in versöhnlichen Worten. Wie verärgert Roosevelt tatsächlich über Molotows groben Brief war, war aus diesen offiziellen Mitteilungen nicht zu erkennen. Auch Churchill ahnte nicht, dass der Präsident sich jetzt endlich entschlossen hatte, Stalin gegenüber unnachgiebiger zu sein.

17 *Task Force Baum*

1 Am 24. März warf Patton seine 4. Panzerdivision, jetzt unter dem Befehl von General William Hoge, der die Brücke bei Remagen erobert hatte, über den Rhein. Die Division stiess schnell bis zur nächsten natürlichen Barriere vor, zum Main. Laut Plan sollte Combat Command A östlich von Frankfurt bei Hanau, Combat Command B knapp 40 Kilometer südöstlich bei Aschaffenburg übersetzen.

Der Kommandierende General des XII. Korps, Manton Eddy, rief Hoge an. Er hatte einen merkwürdigen Auftrag: Auf Wunsch Pattons solle eine Sonderabteilung rund 100 Kilometer hinter die feindlichen Linien Vordringen, um 900 amerikanische Gefangene aus einem Lager bei Hammelburg zu befreien. Ein eigenartiges Unternehmen, fand Hoge; aber er sagte nichts.

Später am Tage rief Patton selbst bei Hoge an. Seine Stimme klang womöglich noch heller als sonst: «Es ist dasselbe wie MacArthurs Angriff auf die Japs in Cabanatuan!»* Patton gegenüber sagte Hoge nichts, aber Eddy gestand er, dass ihm die Geschichte gar nicht gefalle. Wenn er eine Kampfgruppe nach Osten schicken müsse, werde seine Division noch weiter geschwächt, und dabei sei ihr Abschnitt ohnehin schon mehr als dreissig Kilometer breit. Und ausserdem solle er

* Ein Gefangenenlager auf den Philippinen, das MacArthur kurz zuvor befreit hatte.

nach Überquerung des Mains nordwärts vorstossen. Warum in diesem Stadium des Krieges noch ein derartiges Risiko? Es gebe viele Kriegsgefangenenlager – was an Hammelburg so wichtig sei? Eddy versprach, die Sache noch einmal mit Patton zu besprechen.

Das OFLAG (Offizierslager) xm B lag auf der tellerförmigen Kuppe eines steilen Hügels etwa fünf Kilometer südlich von Hammelburg. In einem Lagerblock hausten rund 3'000 Offiziere der königlich jugoslawischen Armee, die nach dem kurzen Feldzug von 1941 in Gefangenschaft geraten waren. Die Jugoslawen – sie selbst nannten sich lieber Serben – waren stolze Krieger in abgetragenen, aber dennoch schmucken Uniformen. Den 800 amerikanischen Offizieren gegenüber, die im Januar 1945 eingetroffen waren, hatten sie sich kameradschaftlich und grosszügig benommen; sie hatten nach einer Art «Volksbefragung» den Neuankömmlingen sogar 150 ihrer eigenen Lebensmittelpakete geschenkt.

Was die Amerikaner betraf, so waren die meisten zu Beginn der Ardennen-Offensive in Gefangenschaft geraten: Folglich waren sie weder auf ihre Einheiten besonders stolz, noch hatten sie grossen Respekt den höheren Rängen gegenüber. Mit Ausnahme des sonntäglichen Gottesdienstes gab es im Lager praktisch keine organisierte Beschäftigung. Anders als in Sagan wurde nicht Sport getrieben, nicht Musik gemacht, nicht Theater gespielt. Kaum einer dachte an Flucht – der Krieg konnte ja nur noch Monate dauern. Rot-Kreuz-Pakete gab es nur einmal im Monat; obwohl hin und wieder Zusatzverpflegung verteilt wurde, litten die Gefangenen Hunger. Die Folge war eine imgewöhnliche Anfälligkeit für Grippe und Lungenentzündung. An Ruhr litten fast alle. Der gesamte Lagerblock war, kurz gesagt, in einem miserablen Zustand. Das blieb so bis zum 8. März, als etwa 430 amerikanische Kriegsgefangene unter dem Kommando von Colonel Paul («Pop») Goode aus Szubin eintrafen. Der Colonel, ein Mann mittleren Alters, ehemals Instrukteur in West Point, war nach dem anstrengenden Marsch krank und zu Tode erschöpft. Aber als er, seinen geliebten Dudelsack unter dem Arm, ins Lager schlurfte, hatte sein hageres Gesicht einen so selbstbewussten Ausdruck, dass die Gefangenen plötzlich so etwas wie Stolz empfanden.

Über Nacht hatten Goode und sein tüchtiger Stellvertreter, Oberstleutnant John Knight Waters, Disziplin und Ordnung wiederhergestellt, und die jungen Offiziere, die die früheren Zustände ohnehin angewidert hatten, waren begeistert. Man säuberte die Uniformen, putzte die Schuhe, rasierte sich und schnitt sich die Haare. Dann befasste sich Goode mit dem deutschen Lagerkommandanten, Generalleutnant Günther von Goeckel: Die Verpflegung besserte sich, die Gefangenen brauchten bei schlechtem Wetter nicht mehr im Freien anzutreten, und die Möglichkeiten, die das Lager bot, wurden besser genutzt. Mit Ausnahme einiger weniger, denen die autokratische Art des Colonels nicht passte, mochten die Gefangenen «Pop» Goode sehr gerne.

Am 25. März traf Major Alexander Stiller, einer von Pattons Adjutanten, unerwartet auf Hoges Gefechtsstand ein. Stiller, ein schweigsamer Mann mit hartem Ledergesicht, ehemaliger Texas-Ranger, hatte während des Ersten Weltkrieges als

Sergeant unter Patton gedient. Kurz und bündig liess Stiller wissen, dass er das Unternehmen Hammelburg mitmachen solle. Hoge war überrascht; er hatte geglaubt, die Sache sei vorerst auf Eis gelegt. Er protestierte bei Eddy. Eddy meinte, Hoge solle sich keine Gedanken machen; er werde mit Georgie (Patton) sprechen.

Am folgenden Vormittag kam Patton zu Eddy geflogen. Brigadegeneral Ralph Canine, der Stabschef, meldete, dass Eddy nicht da sei. «Dann rufen Sie sofort Bill Hoge an», sagte Patton ungeduldig. «Sagen Sie ihm, er soll über den Main gehen und nach Hammelburg vorstossen.»

«General, bevor Matt wegging, sagte er mir ausdrücklich, wenn Sie hier auftauchen und diesen Befehl geben sollten, solle ich Ihnen sagen, dass ich ihn nicht ausführe.»

Patton war keine Spur verärgert. «Verbinden Sie mich mit Hoge», sagte er ruhig, «ich werde selbst mit ihm sprechen.» Als Hoge am Apparat war, befahl Patton, das Unternehmen Hammelburg durchzuführen. Hoge erwiderte, er habe keinen einzigen Mann und keinen einzigen Panzer übrig.

«Für den Fall, dass Sie Verluste haben sollten, verspreche ich Ihnen, dass jeder Mann und jedes Fahrzeug ersetzt wird!» sagte Patton.

Ein fast flehender Ton war in Pattons Stimme, und das irritierte Hoge. Verblüfft drehte er sich zu Stiller um, der das Gespräch mitgehört hatte. Der Major meinte, der «Alte» sei fest entschlossen, die Gefangenen aus Hammelburg herauszuholen. Unter den Gefangenen sei auch John Waters, Pattons Schwiegersohn*.

Patton hatte einen direkten Befehl gegeben, und Hoge musste ihn ausführen. Er schickte seinen Stellvertreter, Brigadegeneral W. L. Roberts, zu Colonel Creighton Abrams, dessen Combat Command B gerade eine Eisenbahnbrücke über den Main genommen hatte. Abrams war nicht beglückt, dass ausgerechnet er eine Kampfgruppe nach Hammelburg schicken sollte. Er rief sofort Hoge an: wenn man nur eine verstärkte Kompanie losschicke, werde diese sofort aufgerieben werden. Sofern der Befehl wirklich ausgeführt werden müsse, solle das ganze Combat Command teilnehmen. Hoge erklärte ihm, dass Eddy sich geweigert habe, eine Kampfgruppe für eine solche Aufgabe abzustellen. Der Befehl sei weiterhin gültig.

2 Captain Abraham Baum aus Bronx hatte am Nachmittag des 26. März auf der Motorhaube eines Halbkettenfahrzeugs ein Schläfchen gemacht, als er den Befehl erhielt, sich sofort im Gefechtsstand des Combat Command B zu melden. Baum, ehemals Zuschneider in einer Hemdenfabrik, Nachrichtenoffizier des 10. Panzerinfanterie-Bataillons, war 1,85 Meter gross, schlank und – wie sein

* Etwa einen Monat zuvor hatten drei amerikanische Offiziere, die durch Polen und Westrussland gefahren waren, Generalmajor John Dean, dem Leiter der amerikanischen Militärmission in Moskau, berichtet, dass Waters und andere Amerikaner von den Deutschen nach Westen gebracht würden. Dean hatte diese Information an Eisenhower weitergeleitet, der wiederum Patton benachrichtigt hatte.

Kommandeur – für jedes gewagte Unternehmen zu haben. Mit seinem kurzgeschorenen Haar, dem Schnurrbart und dem unbekümmerten Grinsen war er das personifizierte Selbstbewusstsein.

Baum gähnte noch immer, als er den Gefechtsstand betrat. Aber er war ganz bei der Sache, als ihm Abrams sagte, was er zu tun habe: mit einer Kampfgruppe weit hinter die feindlichen Linien vorzustossen und 900 amerikanische Gefangene herauszuholen. Eine Begründung wurde nicht gegeben, und Baum erwartete auch keine. Er drehte sich nur zu seinem Bataillonskommandeur, Oberstleutnant Harold Cohen, um und sagte: «So werden Sie mich nicht los; ich komme schon zurück.» Um 19.00 Uhr marschierte Task Force Baum ab: 307 Männer, kampferprobt und kampfbereit, wenn auch hundemüde, zehn «Sherman» und sechs leichte Panzer, drei 10,5-cm-Geschütze, 27 Elalbkettenfahrzeuge (für die Gefangenen), sieben Jeeps und ein Sanitätswagen.

Noch einmal überdachte Baum seinen Auftrag. Rund 100 Kilometer tief hatte er mit einer Aufklärungsgruppe ins feindliche Hinterland vorzustossen. Er war nicht stark genug, um einem schweren Angriff standzuhalten; also musste er das Überraschungsmoment nutzen. Er musste durch ein Gebiet, das ihm völlig unbekannt war – er wusste nicht einmal, wo der Feind Stützpunkte hatte. Er sollte in ein völlig fremdes Land eindringen, gegen Gott weiss wen kämpfen und dann mit 900 zusätzlichen Fahrgästen zurückkehren.

Er fühlte sich gar nicht sehr behaglich. Und dann sagte ihm Abrams auch noch, dass ein Major Stiller mit von der Partie sein werde. «Was soll das?» fragte Baum misstrauisch. Abrams versicherte, dass Stiller lediglich als Beobachter mitführe und keine Befehlsgewalt habe. Adams deutete an, Stiller solle sich – auf Wunsch Pattons – «Kampferfahrung» aneignen. Aber ein Blick genügte, um zu wissen, dass dieser Mann keine Kampferfahrung mehr zu sammeln brauchte.

Wie Hoge kannte auch Abrams den eigentlichen Zweck des Unternehmens. Zwar hatte Stiller Cohen und anderen gegenüber geäußert, er fahre «nur zum Spass» mit nach Hammelburg. Aber zu Abrams hatte er – im Vertrauen – gesagt: «Ich glaube, Pattons Schwiegersohn sitzt dort.» Baums Männer ahnten von alledem natürlich nichts. Teilweise wussten sie nicht einmal, dass sie durch die feindlichen Linien stossen sollten, um Gefangene zu befreien.

Abrams' Plan, Baum und seine Leute durch die dünne deutsche Verteidigungslinie zu schleusen, war einfach. Combat Command B würde über die eben erst eroberte Eisenbahnbrücke in die kleine Stadt am anderen Ufer vorstossen und diese vom Feind säubern. Dann sollte Baum durch das so entstandene Loch auf das 100 Kilometer entfernte Hammelburg vorrücken. Am frühen Nachmittag des 27. März sollte er dort eintreffen, und mit etwas Glück konnte er in der folgenden Nacht wieder zurück sein.

Am 26. März, um 21.00 Uhr, überquerte Combat Command B den Main. Obgleich der Geheimdienst vorausgesagt hatte, es werde nur geringen Widerstand geben, bekam Abrams Schwierigkeiten; er musste alles nach vorn werfen, um Baum den Weg freizumachen. Erst um Mitternacht, mit mehrstündiger Verspätung, rumpelte Baums Einheit über die Brücke: die Infanterie auf den Panzern, zusätzliche Munition und ausreichend Treibstoff in den Halbkettenfahrzeugen. Drüben drehte die

Kolonne nach Osten. Es war trocken und warm, die Wolken standen hoch. Kein Mond. In den ersten Ortschaften, die die Kolonne in rasender Fahrt passierte, gab es kaum Widerstand. Die Panzer schossen auf alles, was ihnen vor die Rohre kam; die Infanteristen warfen Handgranaten in Türen und Fenster, um Scharfschützen niederzuhalten.

Bei der deutschen 7. Armee hatte man inzwischen erfahren, dass eine Panzereinheit –man nahm an, eine ganze Division – durchgebrochen war, und glaubte, es handele sich um Patton. Vor dem tollkühnen Patton hatten die meisten Deutschen grösseren Respekt als vor irgendeinem amerikanischen General. Die Dörfer und Städte an Baums Weg wurden alarmiert; aber die Amerikaner stiessen so schnell vor, dass ihre Verluste nur gering waren, obgleich sie in jeder verdunkelten Ortschaft mit Handfeuerwaffen und Panzerfäusten beschossen wurden.

Kurz vor der Morgendämmerung erreichte die Kampfgruppe Lohr. Die leichten Panzer stiessen auf eine Sperre; ein «Sherman» walzte das Hindernis nieder. Eine auf kurze Distanz abgefeuerte Panzerfaust machte einen «Sherman» bewegungsunfähig; die Besatzung stieg auf einen Schützenpanzer um, und die Einheit rollte weiter. In Lohr geriet sie in eine deutsche Lastwagenkolonne, die ahnungslos von Osten in die Stadt fuhr. Die Amerikaner nahmen die Deutschen mit ihren Maschinengewehren unter Feuer. Ein junger Offizier sah, dass unter den Toten Mädchen in Uniform waren, und musste sich übergeben.

Die Kampfgruppe wendete sich nach Nordosten und folgte dem linken Mainufer. Sie begegnete einem Flak-Zug, der am Fluss entlangrollte; die Lokomotive wurde zerschossen, Handgranaten flogen auf die Wagen mit den Lafetten. Es war schon hell, als sich Task Force Baum Gemünden näherte. Baum befürchtete einen Hinterhalt; er liess durchgeben, dass die Funkgeräte nicht benutzt werden dürften und dass auch nicht gesprochen werden dürfe.

Um 6.30 Uhr rollte die Kolonne nach Gemünden hinein. Sergeant Donald Yoerk wunderte sich, dass hier deutsche Soldaten ahnungslos durch die Strassen liefen, manche mit Aktenmappen unterm Arm. Hier schien man, im Gegensatz zu den anderen Städten, durch die sie gefahren waren, keine Ahnung zu haben, dass sich in der Gegend eine amerikanische Kampfgruppe herumtrieb. Rechts der Strasse sah Yoerk einen Zug den Rangierbahnhof verlassen; er kam der Kolonne direkt entgegen. Frank Malinski im nächsten Panzer traf die Lokomotive mit dem ersten Schuss; dann nahm er die Wagen unter Feuer. Ein Munitionswagen flog in die Luft. Als der Qualm sich verzog, standen nur noch die beiden Achsen mit den vier Rädern auf den Gleisen. Die leichten Panzer weiter vorne hatten auf dem Fluss mehrere Schleppkähne in Brand geschossen und einen Personen-Güterzug angegriffen. Die «Shermans» schlossen wieder auf und nahmen sich die Waggons aufs Korn, die zusammengekoppelt im Verschiebebahnhof standen. Eben wurde eine deutsche Einheit ausgeladen; das Durcheinander war beträchtlich.

Baum befahl Leutnant William Nutto, seine «Shermans» durch die Stadt zu schicken; die Panzer sollten beide Strassenseiten unter Feuer halten. Zwei Züge Infanterie begleiteten sie zu Fuss, aber als die ersten eine Brücke im Zentrum betraten, flog diese in die Luft; zwei Soldaten kamen dabei um. Die «Shermans» wendeten, waren jedoch von der übrigen Kolonne abgeschnitten, und aus Fenstern

und von Dächern wurden sie mit Panzerfäusten beschossen. Baum und Nutto waren mehrere hundert Meter zurückgeblieben. Als sie den Kampflärm hörten, stürmten sie zu der gesprengten Brücke; sie sahen, dass einer der «Shermans» von Deutschen umringt war und den Turm schwenkte, als versuchte er, die Angreifer zu vertreiben. Eine Panzerfaust detonierte; Baum und Nutto wurden auf das Kopfsteinpflaster geschleudert. Nutto konnte nichts mehr sehen. Er drückte beide Hände auf den Brustkorb; auch an den Beinen war er verletzt. Baum spürte einen Schmerz in der rechten Hand und im rechten Knie, und durch das Hosenbein drang Blut. «Macht, dass ihr hier wegkommt!» brüllte er und zog die Kolonne zurück.

Die Hauptstrasse nach Hammelburg war unterbrochen, und Baum legte eine neue Route fest*. Auf der Suche nach einem Übergang fuhr er am Westufer der Sinn nach Norden. Um 8.30 Uhr gab er seine erste Meldung durch: Man solle einen Luftangriff gegen den Verschiebehnhof von Gemünden führen.

Die deutsche 7. Armee hatte inzwischen erfahren, was in Lohr und Gemünden passiert war, und angeordnet, die Amerikaner mit allen verfügbaren Kräften aufzuhalten. Andererseits war es auch wieder ein Deutscher, der Baum half, sein dringendstes Problem zu lösen: Ein Fallschirmjäger, der auf Genesungsurlaub zu Hause war und vom Krieg nichts mehr wissen wollte, erklärte Baum bereitwillig, dass er die Sinn am besten bei Burgsinn, 13 Kilometer nördlich von Gemünden, überschreiten könne.

Knapp zwei Kilometer weiter nahmen die Amerikaner einen anderen Deutschen gefangen, der im Rang zwar höher, sonst im Übrigen jedoch weit weniger nützlich war: einen General im Ledermantel, der sich mit seinem Volkswagen in die Kolonne verirrt hatte. «Wer, verdammt noch mal, sind Sie?» fragte Baum, als der General hoch aufgerichtet auf ihn zutrat und sich dabei die Handschuhe anzog. Der General wollte auf deutsch etwas erklären, aber Baum unterbrach ihn. «Setzt diesen Hundesohn auf einen Wagen, damit wir weiterkommen.»

Die Kolonne ging über die Sinn und bog dann nach Südosten in einen Feldweg ein. Das Gelände war hügelig und dicht bewaldet, aber der Boden dennoch für die Panzer und anderen schweren Fahrzeuge fest genug. Nach wenigen Minuten stiessen sie auf eine Kolonne von rund 700 sowjetischen Gefangenen, die, als sie die amerikanischen Panzer erkannten, ihre Wachen überwältigten und deren Waffen an sich nahmen. Yoerk sah, wie ein Russe einen Posten mit geschwungenem Bajonett in den Wald jagte. Baum übergab den Russen die 200 Gefangenen, die er bereits gemacht hatte; die Russen versicherten, sie würden in diesem Gebiet so lange Partisanenkrieg führen, bis die Amerikaner da wären.

* Wenige Minuten, nachdem Baum Gemünden verlassen hatte, traf dort eine dreiköpfige Propagandagruppe unter Führung von T/3 Ernest Langendorf ein. Langendorf hatte den Befehl bekommen, Baum bei der Durchfahrt durch die Stadt zu helfen, und keine Ahnung, dass er sich bereits 45 Kilometer hinter den feindlichen Linien befand. In deutscher Sprache wandte sich die Gruppe Langendorf über Lautsprecher an die Bevölkerung, und sofort ergaben sich mehr als 300 Soldaten. Langendorf befahl ihnen, auf die nächste amerikanische Einheit zu warten, und fuhr dann zurück, ohne dass man auf diesen Trupp auch nur einen Schuss abgegeben hatte.

Dann überquerte die Kampfgruppe die Saale. Sie war nur noch knapp zehn Kilometer von ihrem Ziel entfernt, als sie von einem deutschen Verbindungsflugzeug ausgemacht wurde. Baum liess die Kolonne halten. Irgendwo in der Nähe hörte er Kettengeräusche. Es hatte keinen Sinn, sich verstecken zu wollen; also beschloss er, nach Nordosten direkt auf Hammelburg vorzustossen. Wenig später sah er zum ersten Male deutsche Panzer – nur zwei, und die zogen sich nach einigen Schüssen zurück. Aber Baum wusste, dass noch andere in der Nähe sein mussten. Um 14.30 Uhr kam Hammelburg in Sicht. Knapp einen Kilometer vor den ersten Häusern bog Baums Kolonne von der Strasse ab und rollte den steilen Hang zum Gefangenenlager hoch.

Ein deutscher Panzer tauchte auf und danach ein zweiter und ein dritter; Baum gab den sechs «Shermans», die ihm noch geblieben waren, und den drei Selbstfahrlafetten Befehl, anzugreifen. Der Kampf um OFLAG XIII B hatte begonnen.

3 Die Gefangenen hörten das Bellen der Panzerkanonen, und mit den anderen rannte Colonel Goode zum Stacheldrahtzaun. Father Paul Cavanaugh von der 106. Division sah, wie jenseits der Wiesen, auf denen noch Schafe weideten, zwei Züge deutscher Wachmannschaften Stellungen oben am Rand des Plateaus bezogen und wie eine ganze Kompanie eilig vorbereitete Stellungen besetzte, die die Strasse nach Hammelburg deckten. An den Strassenrändern fuhren zwei Pak-Geschütze auf. Dreissig Minuten lang war es still, dann begann plötzlich ein Höllenlärm: Maschinengewehre, Panzerfäuste, Karabiner, Geschütze und Granatwerfer begannen zu feuern. «So beginnt gewöhnlich ein Panzergefecht, Padre», sagte Colonel Goode. «Ich hab' so viele miterlebt, dass ich Bescheid weiss. General Pattons Leute kommen – und die Deutschen wollen uns hier wegschaffen.» Er sagte, er habe Goeckel zweimal im Lauf des Vormittags gesprochen und hoffe, ihn hinhalten zu können, bis die Amerikaner da seien.

Der Kampflärm wurde lauter, und ein paar Männer trabten hinüber in Richtung Küche, um dort die Notvorräte aufzubrechen. An die hundert gingen zu Father Cavanaughs Baracke, wo der Priester vor der Messe die Beichte abnehmen wollte. Um 15.30 Uhr heulte die Lagersirene, und überall erscholl der Befehl: «Alles in den Baracken bleiben!» Ein paar Nachzügler eilten noch zur Messe.

«Da jetzt niemand mehr kommen kann», sagte Father Cavanaugh, «fange ich mit der Messe an und erteile euch vor der Kommunion die Generalabsolution.» Während er das Messgewand anlegte, das er sonst im Lagerraum in einem Karton versteckt hielt, schlugen in der Nähe amerikanische Granaten ein. Cavanaugh begann zu beten. Er hatte Angst, aber er hoffte, es würde niemand merken.

Als er beim Evangelium war, krachte wieder eine Granate ins Lager, und alle warfen sich zu Boden. Cavanaugh wartete einen Augenblick, dann kroch er wieder unter dem Altartisch hervor. Er hatte das Gefühl, keine besonders gute Figur zu machen, aber er bat die Männer, ruhig zu bleiben und niederzuknien. «Sollte etwas geschehen, braucht ihr euch nur lang hinzulegen. Ich werde euch jetzt die Generalabsolution erteilen.» Mit zitternden Händen schlug er das Kreuz über seiner knienden Gemeinde. «Männer, bleibt ruhig, ich werde es so kurz machen,

wie ich kann, damit jeder die heilige Kommunion erhält.» Mit dem Gesicht zum Altar las er das «Hanc igitur». Noch nie hatten diese Worte so bedeutungsvoll geklungen. «So nimm denn, Herr, wir bitten Dich, diese Opfergabe huldvoll an, die wir, Deine Diener und Deine ganze Gemeinschaft, Dir darbringen. Leite unsre Tage in Deinem Frieden, bewahre uns gütig vor der ewigen Verdammnis und reihe uns ein in die Schar Deiner Auserwählten. Durch Christus, unsern Herrn, Amen.» Norman Smolka war zwar kein Katholik, aber er war dabei, weil er zufällig in dieser Baracke wohnte. Als er aufblickte, brachen Sonnenstrahlen durch das Fenster und fielen auf den Priester. Der Padre, fand er, sah aus, «als wäre er Gott». Der Mann, um den es ging, John Waters, beobachtete das Gefecht von der Baracke aus, in der Goode seinen Befehlsstand eingerichtet hatte. Waters war ein gutaussehender Mann von 39 Jahren; er stammte aus Baltimore. Zwei Jahre hatte er die John Hopkins University besucht, sich dabei auf Kunst und Naturwissenschaften spezialisiert, und danach war er nach West Point gegangen. Im Jahre 1931 war er dort als Leutnant der Kavallerie abgegangen. Er war ein stiller, aber sehr tüchtiger Offizier. Als Angehöriger des 1. Panzerregiments war er im Februar 1943 in Nordafrika in Gefangenschaft geraten.

Waters sah, dass amerikanische Panzer über die Wiesen rollten und die Baracken der Serben unter Feuer nahmen. General von Goeckel kam hereingestürzt. Er sei jetzt Goodes Gefangener, sagte er, und für ihn sei der Krieg vorüber. Dann fragte er, ob nicht ein amerikanischer Freiwilliger hinausgehen könnte, um die Einstellung des Feuers zu erreichen. Offenbar hielten die Angreifer die Jugoslawen wegen ihrer Uniformen für Deutsche.

«Okay, ich gehe», sagte Waters. «Aber wir sollten eine amerikanische und eine weiße Fahne mitnehmen, damit wir nicht erschossen werden.» Dann marschierte er, an dem imposanten Wachgebäude vorbei, durchs Haupttor. Mit ihm ging Hauptmann Fuchs, ein deutscher Dolmetscher, und einen Schritt hinter ihm kamen zwei Amerikaner, von denen der eine die amerikanische Flagge, der andere ein weißes Laken an einem Stock trug. Sie wollten am Rand des Gefechtsfeldes entlanggehen und von dort aus Verbindung mit Baums Einheit aufnehmen. Diese kam eben den Hang herauf zur Hügelkuppe, wo die Deutschen in ihren Stellungen sassen. Das Panzergefecht auf dem Hügel war kurz, aber erbittert. Baum verlor fünf Halbkettenfahrzeuge und drei Jeeps, während seine sechs «Shermans» drei deutsche Panzer und drei oder vier Munitionswagen abschossen.

Rauchwolken standen über dem Hügel, als Waters mit seinen drei Begleitern den Angreifern entgegenging. Nach gut fünfhundert Metern kamen sie zu einer von einem Bretterzaun umgebenen Scheune. Fünfzig Schritte weiter tauchte ein Soldat im Tarnanzug eines Fallschirmjägers auf, und Waters, der nicht genau wusste, ob es ein Deutscher oder ein Amerikaner war, schrie: «Amerikanisch!»

Aber es war ein Deutscher. Er rannte zum Zaun, schob den Lauf seines Gewehres hindurch und schoss, bevor Fuchs etwas sagen konnte. Waters spürte einen Schlag, wie wenn ihn ein Baseballschläger getroffen hätte, aber seltsamerweise keinen Schmerz. Er stürzte in einen Graben und dachte: «Verdammt, jetzt ist es aus mit Jagen und Fischen.»

Der Deutsche setzte über den Zaun und drängte Fuchs gegen den Schuppen. Für

den Hauptmann waren es qualvolle Minuten, bis er dem Mann klargemacht hatte, dass sie Parlamentäre seien. Pattons Schwiegersohn wurde in eine Decke gelegt und zum Lager zurückgetragen.

In den Baracken standen die Amerikaner dicht gedrängt an den Fenstern und schrien, als wären sie Zuschauer bei einem Baseballspiel. Ein Querschläger zertrümmerte eine Scheibe, und alles warf sich zu Boden; aber im nächsten Augenblick drängten sie sich wieder an den Fenstern. Vom zweiten Stock des Krankenhauses beobachtete der Lagerarzt, Major Albert Berndt von der 28. Division, wie «Sherman»-Panzer über das flache Gelände rollten. Geschosse schwerer Maschinengewehre schlugen ins Dach. Berndt fürchtete einen Angriff auf das Krankenhaus, das nicht gekennzeichnet war, und rannte in Goodes Büro hinunter. Man solle, schlug er vor, am anderen Ende des Gebäudes einen zweiten Verbandplatz einrichten. Da die Baracke durch eine feste Brandmauer unterteilt war, musste man, um vom einen Ende zum anderen zu kommen, nach draussen gehen. Goode war mit Berndts Vorschlag einverstanden, entschied jedoch, dass gewartet werden solle, bis das schwere Feuer aufgehört hatte. Nach einer halben Stunde war der zweite Verbandplatz immer noch nicht eingerichtet, und Goode liess Berndt holen. Der Arzt erklärte, er halte es für nicht ratsam, seine Männer bei solchem Feuer nach draussen zu schicken. Goode sah darin offene Befehlsverweigerung, und verkündete: «Hiermit entbinde ich Sie von Ihren Pflichten als Lagerarzt.»

In diesem Augenblick wurde die Tür aufgerissen und Waters hereingetragen.

Father Cavanaugh teilte die Kommunion aus. Seine Hände zitterten so, dass er fürchtete, die geweihte Hostie fallen zu lassen. Als er an der letzten Reihe von Kommunikanten vorbei war, kamen von draussen wilde Freudenschreie.

Der Priester ging wieder zum Altar, die Messe war zu Ende. «Was ist los?» «Father, wir sind frei! Wir sind befreit!» General von Goeckel hatte sich Goode ergeben.

«Das ist wunderbar!» rief Major Fred Oseth. «Während der Messe hat man uns befreit. Sie sind kein Gefangener mehr, Father.»

Cavanaugh hatte immer noch das Messgewand an. Er sah aus dem Fenster; draussen hielt eben ein amerikanischer Panzer mit knirschenden Ketten. Um den Wagen drängten sich die Gefangenen. Dem Priester fiel auf, wie viel besser doch die Befreier aussahen als seine ausgemergelten Leidensgenossen. Langsam legte der Priester seine Gewänder ab und packte sie in die Pappschachtel – zum letztenmal, glaubte er. Als er nach draussen trat, sah er, dass aus allen Fenstern weisse Laken hingen. Amerikaner und Serben jubelten vor Freude und umarmten sich.

Während die Gefangenen noch die üppigste Mahlzeit verzehrten, die es im OFLAG XIII B jemals gegeben hatte, kam von Goode der Befehl: Packen. Bei Anbruch der Dunkelheit traten die Amerikaner auf der Hermann-Göring-Strasse in Marschkolonnen an, fünf Mann in jeder Reihe, Decken auf dem Rücken und Souvenirs in Beuteln und Taschen. Father Cavanaugh steckte Strümpfe, wollenes Hemd, Badehandtuch, Brevier und ein paar Pfund Lebensmittel in einen Mehlsack, den ihm einmal ein Serbe als Handtuch geschenkt hatte. Manche nahmen auch die kleinen Kocher mit, die sie aus Konservenbüchsen gebastelt hatten.

Im flackernden Licht, das eine brennende Baracke warf, marschierten die Amerikaner triumphierend an den jubelnden Serben vorbei, passierten ein grosses Loch im Drahtzaun, das einer von Baums Panzern gewalzt hatte, und zogen an den leeren Wachtürmen vorüber auf das Feld hinaus. Knapp zwei Kilometer vom Lager entfernt stiessen sie oben auf dem Plateau auf das Gros der Task Force Baum, deren Panzer sich wie riesige Enten vom Himmel abhoben.

Der Tag war aufregend gewesen, und der Anstieg zur Hügelkuppe hatte die Gefangenen mitgenommen; aber jetzt waren sie freie Menschen. Sie hockten sich auf die kalte, feuchte Erde, lachten und machten Witze. Plötzlich peitschten Gewehrscüsse, und die Spannung kehrte zurück. Flüsternd wurde der Befehl durchgegeben: «Zigaretten aus! Kein Licht!» Fast zwei Stunden lang sassen sie zitternd vor Kälte da, während der Mond immer wieder zwischen den ziehenden Wolken auftauchte. Baum besprach sich mit Goode und erfuhr, dass das Lager nicht mit 900, sondern mit 1291 amerikanischen Kriegsgefangenen belegt gewesen sei – also mit weit mehr, als er mitnehmen konnte. Er drehte sich um und sah zu den Männern hinüber, die dort sassen und warteten, endlich nach Hause zu können. Er erklärte Goode, dass er nur diejenigen mitnehmen könne, die die Strapazen einer Fahrt auf Panzern und Kettenfahrzeugen durchstehen könnten.

Goode ging zu den Gefangenen und sagte, sie würden jetzt in drei Gruppen geteilt: solche, die allein die Flucht versuchen wollten, solche, die auf den Fahrzeugen mitfahren und sich so den Rückweg erkämpfen würden, und schliesslich diejenigen, die wegen ihrer schlechten körperlichen Verfassung lieber ins Lager zurückgehen sollten. «Wir sind befreit worden und sind jetzt frei», sagte er. «Aber bis wir die amerikanischen Linien erreicht haben, ist jeder auf sich selbst gestellt. Wir haben rund hundert Kilometer vor uns – wir werden keine Lebensmittel bekommen, und wir sind geschwächt. Jeder kann tun, was er für richtig hält.» Für die Männer war es ein schwerer Schlag, dass die Einheit Baum nicht die Vorhut von Pattons Armee, sondern nur ein winziger, ausgebluteter gepanzerter Verband war, der sich tief hinter die feindlichen Linien gewagt hatte und jetzt versuchen wollte, sich wieder zurückzukämpfen. Aber zumindest gab es jetzt die Möglichkeit, zu fliehen. An die 700 Gefangene rannten an der Kolonne entlang, suchten nach freien Plätzen auf den Fahrzeugen und prügeln sich sogar darum. Persönliche Habseligkeiten und überflüssiges Gerät wurden aus den Fahrzeugen geworfen, um Platz zu schaffen. Die Männer kletterten auf die Panzer und erhielten Waffen. Einer der Panzer wurde von einer Panzerfaust getroffen, die aus der Dunkelheit heraus abgeschossen worden war, und fing an zu brennen. Daraufhin zog Baum die weitverstreute Einheit enger zusammen und stellte die Kolonne auf der schlammigen Strasse neu zusammen.

Manche Gefangenen wussten noch nicht, was sie machen wollten; sie gingen auf und ab und beratschlagten. Bruce Matthews, Kaplan der Discipels of Christ, fragte seinen ehemaligen Regimentskommandeur, Colonel Theodore Seely, ob er Befehle für ihn habe.

«Keinen, Chaplain – jeder ist auf sich selbst gestellt.»

«Können Sie mir dann vielleicht einen Rat geben?»

«Nein, Chaplain.»

«Würden Sie mir sagen, was Sie Vorhaben, Sir?»

«Ich gehe wieder zurück, Chaplain», erwiderte Seely und machte sich auf den Weg zum Lager. «Danke, Sir», sagte Matthews und kletterte auf die Haube eines Schützenpanzers. Die Wärme, die der Motor ausstrahlte, tat gut in dieser kühlen Nacht.

Leutnant Alan Jones jr., Sohn des Kommandeurs der 106. Division, hockte auf einem Panzer. Er war froh, dass er fahren konnte; er hatte sich in den eisigen Viehwaggons, in denen sie von den Ardennen hierher gebracht worden waren, die Füße erfroren. Doch dann entschied der Panzerkommandant, dass die Männer, die im Schwenkbereich des Geschützes sassen, wieder herunter müssten. Allein humpelte Jones davon, von den Sternen nach Westen geführt.

Hunderte hatten sich in kleinen Fluchtgruppen zusammengeschlossen und verschwanden ebenfalls in der Dunkelheit. Jones' Freund Leutnant Alexander («Bud») Bölling jr., Sohn des Generalmajors Alexander R. Bölling, des Kommandeurs der 84. Division, tat sich mit drei anderen zusammen und brach ebenfalls in Richtung Westen auf. Sie hörten Hundegebell. Die Jagd hatte schon begonnen. Mehr als ein Drittel der Männer waren zu schwach, um zu marschieren oder zu kämpfen; niedergeschlagen zogen sie zum Lager zurück. Auch Father Cavanaugh hatte sich ihnen angeschlossen. Kurz nach Mitternacht passierten die Heimkehrer das Loch im Stacheldraht. Die Serben standen stumm am Strassenrand.

Als Cavanaugh seine Baracke betrat, sagte jemand: «Wir sind noch nicht frei, Father.»

«Dann wollen wir wenigstens schlafen.» Der Geistliche legte sich auf seine Pritsche und rollte sich zusammen. Minuten später schrie jemand: «Die Deutschen haben das Lager wieder übernommen. Sie bringen uns weg! In fünfzehn Minuten geht es los.»

Um 1.30 Uhr am 28. März traten die 500 Amerikaner, die ins Lager zurückgekehrt waren, auf der Hermann-Göring-Strasse an. Wenig später wurden sie von 40 Posten durch das Haupttor getrieben. In die Taschen hatten sie das einzig Essbare gestopft, das sie im Lager noch hatten finden können: Kartoffeln. Als die Kolonne schweigend die kurvenreiche Strasse nach Hammelburg hinunterzog, war die Luft neblig, kühl und feucht. In der Dunkelheit sah man Gruppen deutscher Soldaten am Strassenrand stehen. Eine motorisierte Kolonne tauchte auf, und die Gefangenen wurden an den Strassenrand getrieben. Ein paar Wagen hielten an, und Father Cavanaugh konnte hören, dass die Fahrer sich aufgeregt mit den Wachmannschaften unterhielten.

4 Die Einheit Baum rollte über einen tief ausgefahrenen Feldweg auf der anderen Seite des Hügels langsam talwärts. Seit fast 28 Stunden waren Baums Männer unterwegs, sie waren gefahren und hatten gekämpft, und jetzt stand ihnen ein noch gefahrvollerer Rückweg zu den eigenen Linien bevor. Der Weg verengte sich. Schliesslich konnten die drei mittelschweren Panzer, die die Spitze bildeten, nicht mehr weiter und mussten fast zwei Kilometer zurücksetzen, bis ein anderer Weg nach Westen gefunden war. Spuren auf dem felsigen Unter-

grund zeigten, dass die leichten Panzer, die die Aufklärung übernommen hatten, ebenfalls diese Route gewählt hatten.

Während sich das Gros der Kampfgruppe noch vorsichtig durch die Dunkelheit tastete, kamen die leichten Panzer zurück. Der Führer der Aufklärungsgruppe brachte gute Nachricht: Die kleine Strasse führte fast bis nach Hessdorf, einer kleinen Stadt an der Strasse Hammelburg-Würzburg. Task Force Baum rumpelte weiter, und obwohl häufig gehalten werden musste, um die Fahrzeuge aufschliessen zu lassen, kam sie gut voran. Es war fast zwei Uhr, als die Kolonne Hessdorf erreichte. In der Nähe des Rathausplatzes versperrten zwei Lastwagen den Weg; sie wurden beiseite geschoben, dann rollte die Kampfgruppe weiter. Das Rasseln der Ketten hatte die Leute auf geschreckt; an Fenstern und Türen erschienen weisse Tücher. In der Dunkelheit fuhr die Kolonne im Kreise und war schliesslich wieder auf der Strasse nach Hammelburg. Immerhin hatte Baum wieder die Hauptverkehrsstrasse erreicht. Er überlegte, dass er auf dem Weg zurückkehren konnte, den er gekommen war, dass er dann aber sicher in ein Hornissennest stossen würde. Also entschied er sich, Richtung Nordwest einzuschlagen, um Verbindung mit der amerikanischen 4. Panzerdivision zu bekommen.

Der Gedanke war gut; aber die Deutschen erwarteten ihn schon im nächsten Ort, eineinhalb Kilometer entfernt. Am Rand von Höllrich musste der Spitzenpanzer mit knirschenden Ketten bremsen, um nicht auf eine Strassensperre aufzufahren. Links und rechts der Strasse flammte Feuerschein auf. Panzerfäuste trafen den stehenden Panzer. Der Kommandant und ein mitfahrender Kriegsgefangener wurden getötet. Mit seinem schweren MG beharkte der Schütze, ohne etwas sehen zu können, die Strasse. Einer der Gefangenen, der sich am Turm des Panzers festgeklammert hatte, wurde von einer Handgranate getötet, andere, die auf dem Heck lagen, wurden verwundet. Es dauerte eine Weile, bis die übermüdeten Männer merkten, was los war. Dann sprangen die Gefangenen in den Strassengraben, und die Panzerleute nahmen die Strassensperre und die Felder links und rechts mit ihren MG's unter Feuer.

Eine Zeitlang herrschte ein wildes Chaos. Dann stiegen rote und gelbe Leucht-kugeln in den Himmel, und der Spuk war so schnell vorbei, wie er begonnen hatte. Zu hören waren nur die leerlaufenden Motoren und die Schreie der Verwundeten. Baum hielt es für glatten Selbstmord, jetzt durch die völlig verdunkelte Ortschaft zu fahren. Die Panzer und Kettenfahrzeuge setzten auf der schmalen Strasse zurück, bis sie gefahrlos umkehren konnten. Wenige Minuten später verliess die Kolonne die Strasse, um sich auf der Kuppe eines Hügels neu zu formieren. Das Gefecht hatte bei den Ex-Gefangenen die Lebensgeister geweckt; sie überschütteten die Panzerbesetzungen mit gutgemeinten Ratschlägen. Aber Baums erschöpfte Männer waren nicht in Stimmung; sie fanden, ihre Fahrgäste sollten endlich die Klappe halten.

Zunächst stellte Baum fest, was von seiner Kampfgruppe noch übrig war. Losgefahren war er mit 307 Mann, jetzt hatte er noch 100 kampffähige Soldaten. Er selbst war an Hand und Knie verwundet. Ausserdem verfügte er noch über sechs leichte und drei mittelschwere Panzer, drei Selbstfahrlafetten und 22 Halbkettenfahrzeuge. Er befahl, den Treibstoff von acht Halbkettenfahrzeugen in die

Panzer umzufüllen; dann gab er über Funk die schlichte Meldung durch, dass er seinen Auftrag ausgeführt habe und sich auf dem Rückmarsch befände.

Die überflüssigen Halbkettenfahrzeuge wurden angezündet, die Schwerverwundeten in eine Scheune gebracht, vor das eine Rote-Kreuz-Flagge gehängt wurde. Dann versammelte Baum seine restlichen Männer um sich, um sie auf das vorzubereiten, was jetzt kommen musste. Die Einheit werde quer durch das Gelände zurückfahren, und im Notfall würden, sollte man Flüsse anders nicht überqueren können, die Halbkettenfahrzeuge als Brücke dienen müssen. In der Ferne konnte man das Dröhnen von Panzermotoren hören. Baum befahl: «Aufsitzen!» Task Force Baum war so gut wie eingeschlossen. Von Süden und Nordosten näherten sich deutsche Sturmgeschütze; zwei Kompanien Infanterie und sechs Panzer rückten aus Südosten an, sechs «Tiger» aus Norden und eine ganze Kolonne gepanzerter Fahrzeuge von Nordwesten.

Baum kletterte gerade in seinen Jeep, als ein Feuerüberfall begann, wie er ihn noch nie erlebt hatte. Die in Brand geschossenen Fahrzeuge erhellten die Szene, so dass die Kampfgruppe wie auf dem Präsentierteller stand. Schweres Gewehrfeuer kam aus der Dunkelheit. Baums Selbstfahrlafetten verschossen Nebelgranaten, um die Einheit unsichtbar zu machen, aber es half nichts; die Deutschen feuerten mit tödlicher Genauigkeit. Zwei Selbstfahrlafetten, ein leichter Panzer und mehrere Schützenpanzer erhielten Treffer und fingen zu brennen an, und im Feuerschein boten die Reste der Kampfgruppe ein leichtes Ziel.

Major Don Boyer von der 7. Panzerdivision hockte hinter dem schweren Maschinengewehr eines Panzers. Er fluchte Ununterbrochen, aber zum erstenmal seit seiner Gefangennahme in den Ardennen fühlte er sich wieder wohl. Aber Tapferkeit allein genügte nicht. Die Einheit Baum wurde von einem unsichtbaren Feind aufgerieben. Binnen fünfzehn Minuten brannten sämtliche amerikanischen Fahrzeuge. Die deutschen Panzer und die Infanterie kamen langsam näher. Da Baum keinen Panzer mehr hatte, zog er sich in den Wald zurück, um die Reste seiner Truppe zu sammeln. Ein paarmal versuchte er, sich wieder zu seinen Fahrzeugen vorzuarbeiten, um zu sehen, was aus den Trümmern noch zu retten war, aber jedesmal wurde die Handvoll Amerikaner zurückgetrieben.

«Seht zu, dass ihr in Gruppen zu viert durchkommt!» schrie Baum. Er selbst tat sich mit einem Kriegsgefangenen und Major Stiller zusammen, der sich als ruhiger, aber tapferer Soldat erwiesen hatte. Die drei versteckten sich in einem Tannendickicht, wurden aber schon nach wenigen Minuten von Hunden aufgespürt. Es gab ein Handgemenge, bei dem Baum einen Schuss ins Bein erhielt – seine dritte Verwundung in zwei Tagen.

Alles geschah so schnell, dass Baum kaum noch Zeit fand, sein Soldbuch wegzwerfen; die Deutschen durften nicht merken, dass er Jude war. Er und sechs andere Amerikaner wurden von einem Posten zu einem Schuppen getrieben. Baum nahm seinen Stahlhelm ab, um dem ahnungslosen Deutschen den Schädel einzuschlagen, aber Stiller fiel ihm in den Arm.

Baums Männer wurden von den geflüchteten Gefangenen abgesondert und sofort verhört; aber da mehrere der Gefangenen steif und fest behaupteten, dass Baum einer der ihren sei, durfte er bei der Gruppe bleiben, die ins Lager zurückmar-

schiene. Auf Stiller und einen anderen Kameraden gestützt, humpelte er die Strasse entlang.

Das erste Morgenlicht fiel auf einen Hügel, der mit zerschossenen, qualmenden Panzern und Kettenfahrzeugen bedeckt war. Die Bäume waren abrasiert oder von Granaten zerfetzt; die mit dem Roten Kreuz gekennzeichnete Scheune war nur noch ein Trümmerhaufen. Das war das Ende der Kampfgruppe Baum.

Die Aktion Hammelburg war ein totaler Fehlschlag, aber die tapfere Kampfgruppe hatte etwas erreicht, was Patton ursprünglich gar nicht beabsichtigt hatte. Task Force Baum hatte eine Spur der Vernichtung zurückgelassen: In jeder Stadt, in jeder Ortschaft, die sie passiert hatte, herrschten Chaos und Hysterie. Bei der deutschen 7. Armee wusste man immer noch nicht, was eigentlich geschehen war; man hatte bereits starke Verbände in Marsch gesetzt, um strategische Strassenkreuzungen und Brücken schützen zu lassen. Eine Einheit durchkämmte mit Hunden die Gegend, um rund tausend amerikanische und russische Gefangene wieder dingfest zu machen.

Der Preis war hoch. Abgesehen von Baums eigenen Verlusten lag John Waters, der Gentleman und Kavallerist aus Baltimore, Ehemann von Pattons Tochter «Little B», im Krankenhaus von Hammelburg – schwer verwundet. Die Kugel war in Waters' rechte Hüfte gedrungen und auf der linken Gesässseite wieder ausgetreten. Ein jugoslawischer Arzt, Oberst Radowan Danitsch, hatte ihn mit einem Tismesser operiert und die Wunde mit Papierbinden versorgt.

Der Presseoffizier der amerikanischen 3. Armee teilte den Korrespondenten lediglich den Verlust einer Kampfgruppe mit, ohne in Einzelheiten zu gehen. Einige Zeit später wurde jedoch in Bruchstücken bekannt, was geschehen war, und Patton berief eine Pressekonferenz ein. Kategorisch erklärte er, er habe erst neun Tage, nachdem Baum Hammelburg erreicht hatte, erfahren, dass sein Schwiegersohn dort im Lager war. Um diese Erklärung zu erhärten, verwies er auf seine offiziellen und seine privaten Aufzeichnungen. Patton stellte fest: «Wir haben versucht, das Gefangenenlager zu befreien, weil wir befürchteten, dass die amerikanischen Gefangenen von den zurückgehenden Deutschen ermordet werden könnten.»

Hoge, Abrams und Stiller wussten, dass es anders war, aber als gute Soldaten schwiegen sie. Stiller starb, ohne den wahren Sachverhalt enthüllt zu haben, und die beiden anderen warteten fast zwanzig Jahre, bis sie sprachen.

18 *Entscheidung in Reims*

1 Jahrelang hatte Danzig für Osteuropa eine wichtige Rolle gespielt. Es war nicht nur Polens wichtigstes Tor zum Meer, es war der bedeutendste Ostseehafen überhaupt gewesen. Jetzt, in diesen Frühlingstagen des Jahres 1945, war Danzig die einzige Hoffnung für die Deutschen, die durch die russische Offensive vom Westen abgeschnitten waren. Und es war eine der letzten deutschen «Festungen» im Osten – von solcher Bedeutung, dass Hitler Befehl gegeben hatte, sie bis zum letzten Mann zu verteidigen. In der Luftlinie gute 350 Kilometer nordöstlich von Schukows grösstem Oder-Brückenkopf gelegen, war die «Festung» zum Zufluchtsort der Flüchtlinge aus Ostpreussen geworden. Fast eine Million Menschen war in Danzig und dem Schwesterhafen Gotenhafen, 25 Kilometer weiter nördlich, zusammengepfercht.

Anfang März hatte Marschall Rokossowskij seine 2. Weissrussische Front hinter Danzig abdrehen lassen und damit jeden Fluchtweg ins Reich abgeschnitten – ausgenommen den Weg über See. Am 22. März hatte er einen Keil zwischen Danzig und Gotenhafen – die Polen nannten es «Gdingen» – getrieben. Zwei Tage später wurden von russischen Maschinen Flugblätter mit der Unterschrift des Marschalls abgeworfen, in denen die Verteidiger zur Kapitulation aufgefordert wurden. Rokossowskij kündigte an, er werde die beiden Häfen durch seine Artillerie pulverisieren lassen. Widerstand sei angesichts der Lage sinnlos und werde nur zur Vernichtung der Verteidiger und unzähliger Frauen, Kinder und Greise führen. Jedem, der sich ergebe, erklärte der Marschall, werde sein Leben und sein persönlicher Besitz garantiert. Wer nicht aufgeben werde, werde im Kampf umkommen. Die Antwort kam noch am selben Abend aus dem Führerhauptquartier: Jeder Quadratmeter des Gebietes von Danzig-Gotenhafen müsse bis zum Ende verteidigt werden. Das war das Todesurteil für zwei Städte, die bereits zu verhungern drohten. Flugzeuge der Roten Armee begannen, Brand- und Sprengbomben abzuwerfen, und schwere Artillerie pflügte das Gebiet systematisch um. Innerhalb weniger Stunden hüllte eine fast fünf Kilometer hohe Wand aus Rauch und Feuer Danzig ein.

Aber auch in der Stadt wütete der Terror. Um den Widerstandsgeist zu stärken, hängten SS-Männer Dutzende von Soldaten an die Bäume, um den Hals Schilder wie «Ich bin ein Verräter», «Ich war ein Dummkopf», «Ich bin ein Deserteur» oder «Ich habe meinem Vorgesetzten nicht gehorcht». Und wenn Flüchtlingswagen den Verkehr blockierten, holte man in vielen Fällen die Fahrer vom Bock und hängte sie auf – als Abschreckung für andere «Verbrecher». Wehrmachtsoffiziere lehnten sich erbittert gegen solche Massnahmen auf, so dass die Gefahr bestand, dass es zu Auseinandersetzungen zwischen den Verteidigern kommen werde.

Am Abend des Palmsonntags, des 25. März, hockte die Witwe Seidler mit Freunden in einem Keller im Zentrum von Danzig, als das Mietshaus über ihnen zu schlingern anfang wie ein Schiff auf hoher See. Das Licht ging aus, Trümmer kamen herunter. Dann eine Explosion wie ein Donnerschlag: Die Tür wurde aufgedrückt, Flammen schlugen hoch. Die Leute drückten feuchte Tücher vor die

Gesichter, nahmen, so viel sie tragen konnten, und bahnten sich einen Weg ins Freie. Sie rannten durch dunkle, verqualmte Strassen und suchten einen Platz, wo sie vor den herabregnenden Bomben und Granaten sicher wären. Die Johannis-kirche war überfüllt; als sie zur Langenbrücke kamen, mussten sie feststellen, dass die Brücke brannte. Sie kehrten um und flüchteten in einen Hausflur. Vor dem Eingang detonierte eine Granate. Panische Angst packte sie, und wieder stürzten sie auf die Strasse. Sie versuchten, sich in den riesigen Bunker am Damm zu drängen, aber das war unmöglich; die Leute standen bis zum Ausgang.

Wenige Minuten später war der Bunker ein Flammenmeer. Schreiend, mit brennenden Kleidern und Haaren, kamen die Menschen herausgetaumelt. Die Leute aus Frau Seidlers Keller warfen weg, was sie mit sich schleppten; nur ihre Koffer nahmen sie mit. Sie rannten die Strasse hinunter, die mit Gepäckstücken und Toten und Sterbenden übersät war, und mit 2'000 anderen fanden sie schliesslich Unterschlupf im Keller der Gaswerke. Hier hockten sie die ganze Nacht, während oben die Granaten mit tödlicher Monotonie einschlugen.

Wer noch laufen konnte, sah, dass er bis zum Morgen wieder aus dem Keller war; aber Frau Seidler und ihre Leidensgenossen blieben noch den ganzen Tag unten. Um Mitternacht trat unvermittelt Stille ein, und dann hörten sie aus einem Lautsprecher Militärmusik. Am 27. März, um zwei Uhr morgens, rief jemand von oben: «Ergebt ihr euch da unten?» Schnell wurde ein weisses Tuch aus dem Kellereingang geschoben. Nach einer halben Stunde kamen ein paar Dutzend Russen herunter; sie sahen gut aus und trugen neue Uniformen. Alle sollten nach Hause gehen, sagten sie höflich, niemand brauche mehr Angst vor Granaten oder Bomben zu haben; es sei alles vorüber.

Vor Frau Seidlers Wohnung fuhr ein mit Teppichen drapierter Wagen vor, vier Offiziere stiegen aus und baten um Wasser. Kaffee oder Tee wollten sie nicht; sie hatten Angst, vergiftet zu werden. Auch sie benahmen sich korrekt; sogar Zigaretten boten sie den verschüchterten Zivilisten an. Einer der Hausbewohner setzte sich an das Klavier und spielte alle russischen Lieder, die ihm einfielen, und die Frauen nähten den Offizieren die Knöpfe an den Uniformen fest.

Durch ganz Danzig zogen plündernd und schändend die Rotarmisten, aber die Leute um Frau Seidler waren in Sicherheit – bis ihre Beschützer bei Einbruch der Dunkelheit abzogen.

Eine Horde von Soldaten kam hereingestürzt: «Uri, Uri», «Frau, komm!» Frau Seidler nahm eine 13jährige auf den Schoss, als wäre sie ein kleines Kind. Den beiden geschah nichts. Aber viele andere Frauen, wie alt sie auch waren, wurden aus der Wohnung gezerrt und vergewaltigt.

Es kam noch schlimmer. Gegen Mittag fing die Artillerie wieder an, in die Stadt zu schiessen. In panischer Angst packten die Leute, was ihnen gerade unter die Hände kam – diesmal waren es Butter und Zucker –, und rannten auf die Strasse hinaus; dabei mussten sie aufpassen, nicht von einstürzenden Mauern erschlagen zu werden. Einem der Männer fiel ein, dass er seinen Vogelkäfig mitnehmen müsse. Er kehrte um. In seiner Wohnung grölten betrunkene Russen. Sie zertrümmerten die Möbel; ein paar sassen oben auf dem Klavier und bearbeiteten die Tasten mit ihren Füßen. Der Vogel war bereits tot.

Der Mann lief aus der Wohnung zurück zu den anderen. Schliesslich fanden sie ein Haus, das nicht brannte, und suchten dort Schutz. Das Schiessen hörte auf, und sie traten wieder auf die Strasse. Ein junger Soldat, eine Flasche Wein in der Hand, drängte Frau Seidler in eine Telefonzelle.

«Grossmutter ist zu alt», sagte sie flehend.

«Grossmutter muss!» schrie der Soldat immer wieder.

In der Nähe versuchte eine junge Mutter mit ihren drei kleinen Kindern unbemerkt in einem Keller zu verschwinden. Ein paar Russen stürzten sich auf die Frau, und die Kinder schrien: «Mama, Mama!» Ein Soldat, gross wie ein Schrank, packte eines der Kinder und schmetterte es mit dem Kopf gegen die Mauer, dann auch das zweite und dritte. Das Zersplittern der kleinen Schädel war das furchtbarste Geräusch, das Frau Seidler je gehört hatte. Als die Russen weitergezogen waren, half Frau Seidler der Mutter auf die Füsse, aber die Frau war kaum noch bei Sinnen; ihre Beine trugen sie nicht mehr, und sie musste auf allen vieren kriechen. Als sich wieder russische Soldaten näherten, stellten sich die Leute so vor die Frau, dass die Rotarmisten sie nicht sehen sollten, aber es half nichts. Die Soldaten rissen die Frau zu Boden, und einer nach dem anderen stürzte sich auf sie.

Auch für Frau Seidler war die Prüfung noch nicht vorbei. Ein Pole und dessen Freundin entdeckten den Ehering an ihrer Hand, und als er sich nicht abziehen liess, zog der Mann sein Messer, um den Finger abzuschneiden. Irgendwie schaffte es Frau Seidler aber doch, den Ring vom Finger zu bekommen.

Am darauffolgenden Abend fanden die Leute eine neue Unterkunft, aber sie waren nicht sicherer als zuvor. Mit den Gesichtern nach unten lagen sie regungslos da, während die Russen auf der Suche nach Frauen über sie hinwegtrampelten. Als der Morgen dämmerte, brannte die Stadt lichterloh. Der Qualm war unerträglich; überall stürzten Häuser ein. Die kleine Gruppe fand einen herrenlosen Lieferwagen. Man beschloss, damit in die Vorstadt zu fliehen. Sie suchten sich einen Weg zwischen den brennenden und qualmenden Ruinen. Nur langsam kamen sie voran; ihre Kehlen waren von Hitze und Qualm ausgedörrt. Die Augen schmerzten sie so, dass sie sie kaum offenhalten konnten.

Gegen Abend erreichten sie den Stadtrand. Sie legten sich zum Schlafen auf die blanke Erde, obgleich es regnete und später sogar schneite. Aber wieder schlugen Granaten ein. Sie rannten zu einem halbzerstörten Haus, das bereits mit Flüchtlingen vollgestopft war. Aber bald erschienen die Russen, und der Ruf «Frau, komm!» ertönte auch hier. Die Frauen, darunter eine 67jährige, wurden mitgenommen und beim Krachen der Artillerie-Einschläge und beim Rattern der Maschinengewehre vergewaltigt. Frau Seidler war in ein Kinderbett gekrochen und hatte Bücher und Schutt über sich aufgetürmt. Aber selbst in diesem Versteck wurde sie von einem Russen aufgestöbert. Der Mann fragte sie, ob sie krank sei, und als sie nickte, verschwand er. Sie beschloss, es mit dieser Ausrede auch weiterhin zu versuchen.

2 Im selben Mass, in dem sich die Lage im Osten verschlechterte, verschlechterte sich auch das Verhältnis zwischen Hitler und dem Oberbefehlshaber der Ostfront. Als Major Freytag von Loringhoven am Vormittag des 28. März mit seinem Chef Guderian von Zossen nach Berlin fuhr, ahnte der Adjutant schon, dass es bei der bevorstehenden Besprechung heiss hergehen würde. Es war offensichtlich, dass Guderian es satt hatte bis obenhin. Ein Verbrechen, überlegte Loringhoven, dass einer der besten Truppenführer seine Kräfte in fruchtlosen Debatten mit dem Führer vergeuden musste.

Heute werde er dem Führer die Meinung sagen, platzte Guderian heraus. Was ihn besonders aufregte, war, dass 200'000 Soldaten mehrere hundert Kilometer hinter den russischen Linien abgeschnitten in Kurland standen, obwohl man sie hier so dringend gebraucht hätte.

Der Wagen fuhr langsam durch die mit Schutt übersäten Strassen Berlins, an Reihen ausgebrannter oder noch qualmender Häuser vorbei. Zivilisten suchten in den Trümmern nach Lebensmitteln. Bei der teilweise zerstörten Reichskanzlei stiegen die beiden aus. Sie wanderten durch endlose Korridore. Schliesslich brachte eine Ordonnanz sie über eine Treppe zu einer Stahltür, vor der zwei SS-Posten standen. Das war der Eingang zu Hitlers neuem Quartier: dem riesigen Bunker tief unter dem Garten der Reichskanzlei.

Sie stiegen weiter abwärts, bis sie an einen schmalen Gang kamen, in dem fusshoch das Wasser stand. Dieser Durchgang war ursprünglich eine Anrichte gewesen, und nach Artur Kannenberg, Hitlers Diener, wurde er allgemein Kannenberg-Allee genannt. Die beiden Offiziere balancierten über Laufbretter zu einer Tür, hinter der eine weitere kurze Treppe hinunter in die oberste Bunker-Etage führte. Zwölf kleine Zimmer lagen hier um ein Vestibül, das den Bewohnern des Bunkers zugleich als Essraum diente.

Guderian und sein Adjutant passierten auch diesen Durchgang, stiegen dann eine geschwungene Treppe und schliesslich noch ein Dutzend Stufen hinab und gelangten in die untere Etage, den Führerbunker. Hier mündeten achtzehn Kabinen, durch eine Art Diele voneinander getrennt, die wiederum in ein Wartezimmer und das Besprechungszimmer unterteilt war. Dahinter, in einem kleinen Gang, befand sich der Notausgang, durch den man über vier steile Betontreppen den Garten der Reichskanzlei erreichen konnte. Links vom Besprechungszimmer befanden sich ein kleines Kartenzimmer, ein Aufenthaltsraum für die Leibwache des Führers und die aus sechs Kabinen bestehende Wohnung Hitlers und Eva Brauns. Rechts lagen die Unterkünfte für Dr. Theodor Morell und Dr. Ludwig Stumpfegger, den Nachfolgern von Dr. Karl Brandt, und ein Sanitätsraum. Der ganze Bunker war geschützt durch eine dreieinhalb Meter dicke, verstärkte Decke und eine darüberliegende Schicht von drei Metern Beton. Das hier war entweder Hitlers Mausoleum oder die Bastion seines Sieges.

Wieder wurden die beiden Offiziere durchsucht; dann liess man sie in das Besprechungszimmer. Die Prominenz hatte sich zum Teil schon versammelt. Trotz der Ventilation, deren schrilles, monotones Heulen überall im Bunker zu hören war, war die Luft stickig.

Dann kam Hitler aus seiner angrenzenden Wohnung geschlurft. Die Mittagskon-

ferenz begann mit einem Bericht General Busses über seine erfolglosen Versuche, Küstrin zu entsetzen. Als Busse zu erklären versuchte, warum die drei Gegenangriffe fehlgeschlagen waren, unterbrach Hitler ihn scharf: Er sei der Oberste Befehlshaber, und die Befehlsgewalt liege bei ihm.

Dieser Einwurf brachte Busse keineswegs aus dem Konzept, er hatte ja mit Manstein an vielen derartigen Besprechungen teilgenommen. Aber Guderian konnte sich nicht mehr beherrschen. «Gestatten Sie, dass ich unterbreche», sagte er. «Ich habe Ihnen gestern mündlich und schriftlich eingehend vorgetragen, dass der General Busse am Misserfolg des Angriffs bei Küstrin nicht schuld ist.» Mit jedem Wort schien er sich in grössere Wut hineinzusteigern; seine Stimme wurde heller, seine Gebärden wurden heftiger. «Die 9. Armee hat bei dem Angriff die Munition eingesetzt, die ihr zugewiesen war. Die Truppe hat ihre Pflicht getan. Das beweisen ihre ungewöhnlich hohen Verluste. Ich bitte also, dem General Busse keine Vorwürfe zu machen.»

Hitler war empört über diesen direkten Angriff. Mühsam stand er auf. Aber Guderian liess sich nicht einschüchtern. Er brachte das Thema aufs Tapet, über das er sich mit Hitler seit Wochen erbittert stritt. Ob der Führer endlich bereit sei, die Kurland-Armee zurückzuholen, fragte er vorwurfsvoll.

Niemals, bellte Hitler und fuchtelte mit der rechten Hand. Er war totenblass, während Guderians Gesicht sich rötete. Drohend ging der General auf Hitler zu. General August Winter, Jodls Stellvertreter, hielt Guderian von hinten fest, während Burgdorf versuchte, Hitler wieder zu seinem Stuhl zu führen.

Winter und Jodl drängten Guderian von Hitler weg und gaben sich Mühe, den wütenden General zu besänftigen, aber Guderian brüllte weiter auf den Führer ein. Frey tag von Loringhofen befürchtete das Schlimmste; deshalb lief er in den Vorraum und rief Guderians Chef des Stabes an. Hastig berichtete er General Krebs, was gerade geschah, und bat ihn, am Apparat zu bleiben. Dann lief er wieder ins Konferenzzimmer und sagte zu Guderian, er werde dringend am Telefon verlangt. Zwanzig Minuten lang sprach Krebs auf Guderian ein. Als der General zu der Besprechung zurückkehrte, hatte er sich wieder in der Gewalt.

Hitler sass in seinem Sessel mit verkniffenem Gesicht und zitternden Händen, aber er hatte seine Fassung zurückgewonnen. «Ich bitte alle Herren, den Vortragsraum zu verlassen», sagte er ruhig, «ausser dem Feldmarschall und dem Generaloberst!»

Als Keitel, Guderian und Hitler allein waren, erklärte der Führer: «Generaloberst Guderian! Ihr Gesundheitszustand macht einen sofortigen Erholungsurlaub von sechs Wochen erforderlich.»

Guderian grüsste mit erhobenem rechten Arm. «Ich melde mich ab», sagte er und wollte hinausgehen.

«Bitte bleiben Sie doch bis zum Ende des Vortrags», entgegnete Hitler unbewegt. Guderian nahm wieder Platz, und die Besprechung ging weiter, als wäre nichts geschehen. Nach mehreren Stunden, die Guderian endlos vorkamen, war die Konferenz zu Ende. Aber immer noch durfte er nicht weg; der Führer bat ihn zu bleiben. «Bitte sorgen Sie für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit», sagte er

besorgt. «In sechs Wochen wird die Lage sehr kritisch sein. Dann werde ich Sie dringend gebrauchen. Wohin wollen Sie gehen?»

Keitel schlug Bad Liebenstein vor, aber Guderian machte den Feldmarschall sarkastisch darauf aufmerksam, dass dort bereits die Amerikaner seien. «Na, dann nach Bad Sachsa im Harz», empfahl Keitel fürsorglich.

Guderian erwiderte, er werde sich einen Ort aussuchen, der nicht in den nächsten 48 Stunden vom Gegner überrannt würde. Dann salutierte er wieder mit erhobenen Arm und ging, geleitet von Keitel, durch die langen Korridore zu seinem Wagen. Keitel meinte, er sei froh, dass Guderian Hitlers Vorschlag, Urlaub zu nehmen, nicht widersprochen hatte; dann trennten sich die beiden.

Gegen Abend war Guderian zu Hause, in Zossen.

«Es ist ja furchtbar spät geworden heute», bemerkte Frau Guderian. «Ja», sagte der General erschöpft, «dafür war es aber auch das letztemal. Ich bin entlassen.» Sie umarmten sich.

3 Inzwischen kursierten Friedensgerüchte in allen neutralen Hauptstädten Europas, besonders in Stockholm, und manche waren so phantastisch, dass man sie kaum ernst nahm. Am phantastischsten war wohl die Behauptung, dass Deutschland Frieden mit Russland suche. Zu den wenigen, die ihr Glauben schenkten, gehörten vor allem diejenigen, die aktiv an diesen Sondierungen beteiligt waren. Begonnen hatten die Kontakte Mitte März, als Reichsaussenminister von Ribbentrop den japanischen Botschafter in Deutschland, General Hiroshi Oshima, zu sich gebeten hatte. Als Politiker könne er für sein Land jetzt nur noch eines tun – versuchen, Frieden mit der Sowjetunion zu schliessen, hatte Ribbentrop erklärt, ohne zu erwähnen, dass Hitler von seiner Initiative überhaupt nichts wusste. Denn damit, so fuhr Ribbentrop fort, erhalte Deutschland die Möglichkeit, seine jetzt an der Ostfront stehenden Streitkräfte für ein grosses konzentrisches Unternehmen gegen Briten und Amerikaner einzusetzen.

«Kontakte könnten über japanische diplomatische Kreise in Tokio oder Moskau aufgenommen werden», fuhr Ribbentrop fort. Ihm allerdings wäre es lieber, wenn man nicht gerade Tokio oder Moskau wählen würde. Am besten wäre es, meinte er, wenn General Makoto Onodera, der japanische Militärattaché in Stockholm, irgendwo ein Treffen mit Aussenkommissar Molotow arrangieren könnte. Dann könne die Angelegenheit auf einen Schlag geregelt werden. Oshima war zwar auch jetzt nicht überzeugt, versprach jedoch, bei Onodera anzufragen.

Am 25. März gab Generalleutnant Mitsuiko Komatsu, der Militärattaché in Berlin, einen Funkspruch an Onodera durch:

Botschafter Oshima möchte sich mit Ihnen unterhalten. Bitte kommen Sie sofort nach Berlin. Die deutsche Luftwaffe garantiert Ihnen für den Flug sicheres Geleit ... Die Aufforderung Botschafter Oshimas behandeln Sie gegenüber unserem Vertreter in Stockholm wie auch gegenüber Tokio streng vertraulich.

Drei Tage später, am 28. März, landete Onodera mit einer schwedischen Maschine in Tempelhof und wurde sofort in die japanische Botschaft gebracht. Hier fand

eine Konferenz mit Botschafter Oshima und General Komatsu statt, an der noch drei Botschaftsangehörige teilnahmen.

«Wie Sie wissen, wird Deutschland von Osten wie von Westen hart bedrängt. Die Lage wird immer verzweifelter», begann Oshima. Dann schilderte er sein Gespräch mit Ribbentrop. Alle waren sich einig, dass das Unternehmen kaum Aussicht auf Erfolg hatte. Aber bei Stalin war auch das Unmögliche möglich. Jedenfalls, fand man, lohne es, einen Versuch zu unternehmen. Man beschloss, Onodera solle nach Stockholm zurückkehren und Verbindung mit dem sowjetischen Botschafter in Schweden aufnehmen.

Am darauffolgenden Tag unterrichtete Oshima den deutschen Aussenminister, dass Onodera bereit sei, an die Sowjets heranzutreten. Erst bei dieser Gelegenheit verriet Ribbentrop, dass Hitler von der Aktion keine Ahnung habe; er bat den Botschafter, nichts zu unternehmen, bis der Führer seine Einwilligung gegeben habe. Oshima kehrte in die japanische Botschaft zurück und wartete. Gegen Mitternacht wurde er gebeten, sofort zu Ribbentrop zu kommen. Ribbentrop empfing den Japaner mit der Mitteilung, Hitler habe den Plan kategorisch abgelehnt. Der Führer sei absolut vom Endsieg in Ost und West überzeugt. Ribbentrop fügte hinzu, dass sich vielleicht später eine Verhandlungsmöglichkeit ergeben werde. Oshima möge dafür sorgen, dass General Onodera die Sache im Auge behalte.

Als Oshima durch die dunklen Strassen der zerstörten Stadt ging, überlegte er, wie Ribbentrop überhaupt auf eine so lächerliche Idee hatte kommen können. Was ihm zu denken gab, war Hitlers offenbar ungetrübte Siegeszuversicht. Oshima war von des Führers Optimismus so beeindruckt, dass er beschloss, Tokio über die ganze Angelegenheit zu berichten*.

4 Am 28. März, dem Tag, an dem Guderian seines Postens enthoben wurde, bereitete sich Dwight Eisenhower darauf vor, eine Entscheidung zu fällen –eine der verhängnisvollsten Entscheidungen des ganzen Krieges. Die unerhörten militärischen Entwicklungen der letzten beiden Monate hatten den Oberkommandierenden veranlasst, seine Pläne für den Vorstoss ins Herz Deutschlands noch einmal zu überprüfen. Wer hätte sich vor sechs Monaten auch vorstellen können, dass Schukow Brückenköpfe diesseits der Oder besitzen würde, nur 65 Kilometer Luftlinie von Berlin entfernt, oder dass es Hoge gelingen würde, eine Rheinbrücke unbeschädigt in seine Hand zu bringen? Wer hatte mit Pattons dramatischem Vormarsch durch die Pfalz und seinem Rheinübergang bei Oppenheim gerechnet?

Eisenhower war sich klar, dass die Deutschen Berlin nur noch wenige Wochen halten konnten. Wie sollte er als erster die Hauptstadt erreichen, wenn Simpsons bei Dorsten stehende Angriffsspitze immer noch 450 Kilometer von Berlin entfernt war und erst noch den Harz und die Elbe überwinden musste? Ausserdem:

* Obgleich Oshima sein Land über diesen Friedensfühler informierte, wird diese Episode nirgends erwähnt. Der hier zum erstenmal veröffentlichte Tatbestand wurde durch General Onodera bestätigt.

Wenn er, Eisenhower, seinen Hauptstoss weiterhin in Richtung Berlin führte, wie es seine Generale erwarteten – mussten seine Einheiten da nicht an der übrigen Front bewegungslos hängenbleiben?

Ein Angriff auf Berlin kam also nicht in Frage. Stattdessen wollte er das Ruhrgebiet umgehen und den Hauptangriff in südöstlicher Richtung gegen München und Leipzig führen. Die Truppen, deren Ziel Leipzig sein würde, sollten möglichst schnell die Verbindung mit den Russen hersteilen. Die gegen das südliche Bayern und Österreich marschierenden Verbände sollten das Gebiet besetzen, in dem Hitler, wie die Gerüchte behaupteten, seine Alpenfestung aufbauen wollte. Und statt nach Berlin vorzustossen, sollte Montgomery nach Nordwesten abdrehen und Lübeck, den wichtigen Ostseehafen, besetzen – denn damit würden auch die deutschen Gruppen in Dänemark und Norwegen abgeschnitten.

Dies waren die offiziellen Gründe des Eisenhower'schen Entschlusses, Berlin nicht zu nehmen; aber auch Motive persönlicher Art mögen eine Rolle gespielt haben. Er wusste, dass manche seiner amerikanischen Generale – besonders Bradley, Patton, Simpson und Hodges – seit der Ardennenschlacht das Gefühl hatten, etwas aufs Abstellgleis geschoben zu sein. Der neue Plan würde ihm, Eisenhower, einen Vorwand liefern, die Initiative wieder auf die Amerikaner übergehen zu lassen. Bei einem Vorstoss auf Leipzig und München würde Bradley die Führung übernehmen, und zwangsläufig würde ihm Simpsons 9. Armee wieder unterstellt, sobald die Ruhr eingekesselt war.

Vielleicht beeinflusste noch ein weiterer Faktor Eisenhowers Überlegungen. Vor kurzem erst hatte Churchill ihm den verbitterten Brief gezeigt, den Molotow zum Thema *Sunrise* geschrieben hatte. Konnte Aufrichtigkeit besser demonstriert werden als dadurch, dass er Stalin über seinen neuen Plan unterrichtete? Das war doch der Beweis, dass man den Amerikanern trauen konnte!

Was immer auch der Grund gewesen sein mag: Eisenhower hielt die Angelegenheit für so wichtig, dass er Stalin – ohne sich mit den Stabschefs abzusprechen – am Nachmittag des 28. März eine persönliche Botschaft schickte; ihr Überbringer sollte General Deane in Moskau sein, der auch eine umfassende Antwort Stalins mit zurückbringen sollte.

Eisenhower erläuterte in seinem Brief an Stalin seinen Entschluss, den Hauptangriff südlich von Berlin zu führen – und die Hauptstadt den Russen zu überlassen:

... Bevor ich endgültig über meine Pläne entscheide, ist es meiner Ansicht nach höchst wichtig, dass Sie so eng wie möglich mit den Ihren in Richtung und Zeitpunkt abgestimmt werden. Könnten Sie mich daher über Ihre Absichten unterrichten und mir mitteilen, wieweit die in diesem Schreiben aufgeführten Vorschläge mit Ihrem möglichen Vorgehen übereinstimmend

Wenn wir die Vernichtung der deutschen Armeen unverzüglich zum Abschluss bringen wollen, halte ich es für wesentlich, dass wir unser Vorgehen koordinieren und alle Anstrengungen unternehmen, den Kontakt zwischen unseren vorrückenden Streitkräften zu vervollkommen. Zu diesem Zweck bin ich bereit, Ihnen Offiziere zur Verfügung zu stellen.

Sechs Monate zuvor hatte Eisenhower in einem Brief an Montgomery geschrieben,

dass Berlin am wichtigsten sei. «Meiner Ansicht nach gibt es nicht den geringsten Zweifel, dass wir unsere gesamten Kräfte und Möglichkeiten auf einen schnellen Vorstoss nach Berlin konzentrieren sollten.» Und bis zum Abend des 28. März hatte Montgomery geglaubt, dass Eisenhower dieser Ansicht sei. Dann erhielt er die Mitteilung, dass Simpsons Armee wieder Bradley unterstellt würde, sobald das Ruhrgebiet eingekreist sei, und dass Bradley den Hauptangriff in Richtung Leipzig führen würde. Seine, Montgomerys, Rolle würde im Wesentlichen darin bestehen, Bradleys Nordflanke zu schützen. Eisenhowers Mitteilung war natürlich ein schwerer Schlag für den Mann, der ganz darauf eingestellt war, mit dem Gros der alliierten Streitkräfte auf Berlin vorzustossen. Und Eisenhowers optimistische Feststellung: «Wie Sie sagen, sieht die Lage gut aus ...» war für ihn kaum ein Trost.

Zwei amerikanische Armeen bildeten die Zangenbacken, mit denen das Industriegebiet an der Ruhr gepackt werden sollte: Simpsons Armee im Norden und die Hodges' im Süden. Keiner der beiden Generale wusste, dass sich in dem Moment, da sie Verbindung miteinander hatten und Models Heeresgruppe in der Falle sass, ihr Wunsch erfüllen würde: Simpson würde wieder Bradleys Befehl unterstellt, und die Amerikaner würden wieder den Hauptpart bei den alliierten Operationen übernehmen.

Hodges' Spitze bildete die 3. Panzerdivision, und die Spitze der Division bildete die Kampfgruppe Richardson. Am späten Abend des 28. März erhielt Oberstleutnant Walter Richardson den Befehl, sich bei Oberst Robert Howze, Kommandeur der Combat Command Reserve, 3. Panzerdivision, zu melden. Richardson war ungehalten. Seit einer Woche war er im Einsatz und hatte kaum Zeit gehabt zu schlafen. Und das sollte offenbar so weitergehen! Auf Howzes Gefechtsstand traf er seinen alten Freund, den Oberstleutnant Sam Hogan, wie er selbst Texaner. Seite an Seite hatten sie in Frankreich, in den Ardennen und im Rheinland gekämpft.

Howze, sonst die Ruhe selbst, war aufgeregt. «Wir rücken vor», erklärte er den beiden Oberstleutnanten. «Es geht tatsächlich los!» Er deutete auf die Karte und sah Richardson vielsagend an. Paderborn lag mehr als 150 Kilometer nordnord-östlich.

Richardson traute seinen Augen nicht: «Wollen Sie damit sagen, dass wir in einem Tag nach Paderborn sollen?»

Howze nickte. «Morgen früh brechen Sie nach Paderborn auf. Fahren Sie wie der Teufel! Besetzen Sie das Plateau um den Flugplatz.» Dann wandte er sich an Hogan: er solle, leicht nach links gestaffelt, Richardsons Flanke schützen. Task Force Welborn, von einer anderen Kampfgruppe, würde rechts von Richardson bleiben, der Rest der Division so schnell wie möglich folgen. «Sehen Sie zu, dass Sie nach Paderborn kommen – ohne Aufenthalt.»

Simpsons 2. Panzerdivision werde, sagte Howze, dort Verbindung mit Richardson aufnehmen. Damit würde das gesamte Ruhrgebiet eingekesselt sein.

Es war ein Auftrag von der Art, die Richardson gefiel, und so vergass er alle Müdigkeit. Er fuhr zu seinem Gefechtsstand zurück und erklärte den Kommandeuren, dass am folgenden Morgen sechs Uhr abgerückt werde. Howze habe nur



Dresden nach den drei Bombenangriffen vom 13./14. Februar 1945. (sovfoto)



Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945). Bei einer Plenarsitzung im Palais Liwadia (von links im Uhrzeigersinn): Wischinskij, Molotow, Stalin, Maiskij, Gromyko, Leahy, Matthews, Stettinius, Alger Hiss, Roosevelt, Bohlen, Byrnes, Cadogan, Eden, Churchill. Hinter Roosevelt beugt Hopkins sich gerade nach vorne, (US Army)



Händedruck im Vorübergehen. Als Stalin die Versprechungen nicht einhielt, die er in Jalta gegeben hatte, forderte Harriman eine härtere Politik gegenüber der Sowjetunion. (US Army)



Die Grossen Drei im Garten des Palais Liwadia, 10. Februar, (US Army)

Stettinius bringt einen Trinkspruch auf die zu Ende gehende Konferenz aus. (US Army)





Der Führer und sein Fahrer Erich Kempka. Diese Aufnahme, die 1942 in Rastenburg gemacht wurde, ist bisher nicht veröffentlicht worden. (KEMPKA)

(Unten) Der Mann, der während der letzten hundert Tage den meisten Einfluss auf Hitler hatte: Martin Bormann (rechts). Selbst in Deutschland wusste man kaum, wie er aussah; es gab nur wenige Aufnahmen von ihm. Links Reichsaussenminister Joachim von Ribbentrop. (US Army)



Reichsführer-SS Heinrich Himmler, nach Hitler der mächtigste Mann in Deutschland. (ULLSTEIN)

(Unten) Viermal traf Himmler sich heimlich mit Graf Bernadotte. Die Absichten des Grafen waren rein humanitärer, die Himmlers persönlicher und politischer Art.

Die Rolle Kaltenbrunners bei diesen und ähnlichen Verhandlungen ist bis heute vom Geheimnis umwittert.



Graf Folke Bernadotte, Vizepräsident des schwedischen Roten Kreuzes. (SÜDD. VERLAG)



Ernst Kaltenbrunner, der Chef des Sicherheitsdienstes (SD). (AP)



General Theodor Busse, 9. Armee (rechts) und Oberst Ernst Biehler, Festungskommandeur von Frankfurt/Oder.

Die Befehlshaber an der Ostfront. Sie hatten den schweren Auftrag, sich den Vorstößen der Roten Armee auf Berlin und Dresden entgegenzustemmen.

General Gotthard Heinrici, Heeresgruppe Weichsel, (NEHRING)



Generalfieldmarschall Ferdinand Schörner, Heeresgruppe Mitte.



Baron Hasso von Manteuffel, 3. Panzerarmee.



General Walther Wenck, 12. Armee.

Am 29. April verfasste Hitler sein politisches Testament und benannte Grossadmiral Karl Dönitz als seinen Nachfolger.



Besonders von Hitler geschätzt:
Der legendäre Otto Skorzeny,
der Befreier Mussolinis.

(US Army)





Vier amerikanische Generale besprechen die Operationen im Rheinland. Obgleich der Rangniedrigste, beherrscht George S. Patton jun. (links) die Unterhaltung. Neben ihm (von links nach rechts) Omar Bradley, Courtney Hodges und Dwight Eisenhower.

(US Army)



Die Eisenbahnbrücke bei Remagen, nach ihrem Einsturz am 17. März. General William Hoge (links) liess die Brücke trotz eines anders lautenden Befehls besetzen. Am jenseitigen Ufer die beiden von amerikanischen Soldaten erstürmten Türme und der steile Erpeler Ley. (US Army)

Trotz der Einwendungen Eisenhowers liess sich Churchill unmittelbar nach Montgomerys Angriff über den Rhein setzen. Der Premierminister, Montgomery und General William Simpson (drei Sterne) waren ausgezeichnete Stimmung, im Gegensatz zu Feldmarschall Alan Brooke (rechts aussen), dem Churchills Ausflug Sorgen machte. Am Ostufer wollte Churchill gleich weitermarschieren und musste von Simpson zurückgehalten werden. (US Army)





Die drei Schlüsselfiguren des Unternehmens *Sunrise*, des Plans für die Kapitulation aller deutschen Streitkräfte in Italien:

Links SS-Obergruppenführer Karl Wolff, oben Allen Dulles, Leiter des OSS in der Schweiz (rechts) und sein Mitarbeiter Gero von S. Gaevernitz. (WIDE WORLD – KEYSTONE)

Graf Pier Luigi Bellini, der italienische Partisanenführer, dessen Männer am Comer See Mussolini und dessen Minister sowie Claretta Petacci, Mussolinis Geliebte, gefangennahmen.
(WIDE WORLD)



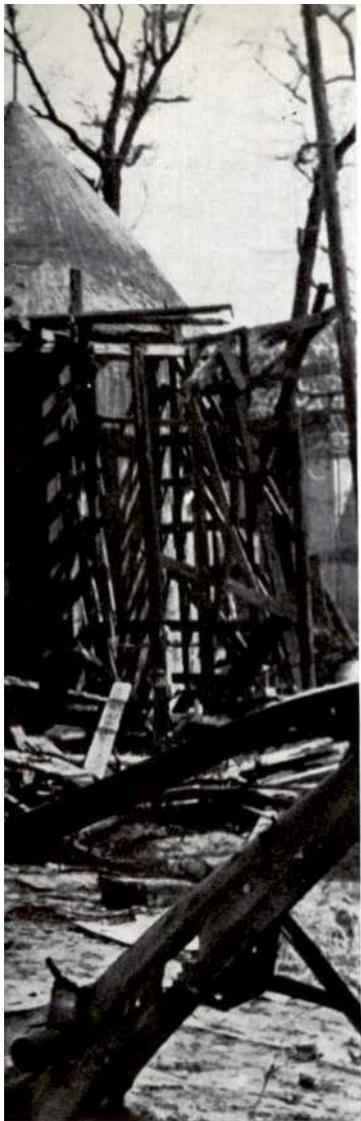
Mussolini, die ihn begleitenden faschistischen Führer und Claretta Petacci wurden trotz der Proteste Bellinis durch kommunistische Partisanen erschossen. Die Leichen wurden nach Mailand gebracht und an den Trägern einer halbfertigen Tankstelle aufgehängt. (AP)





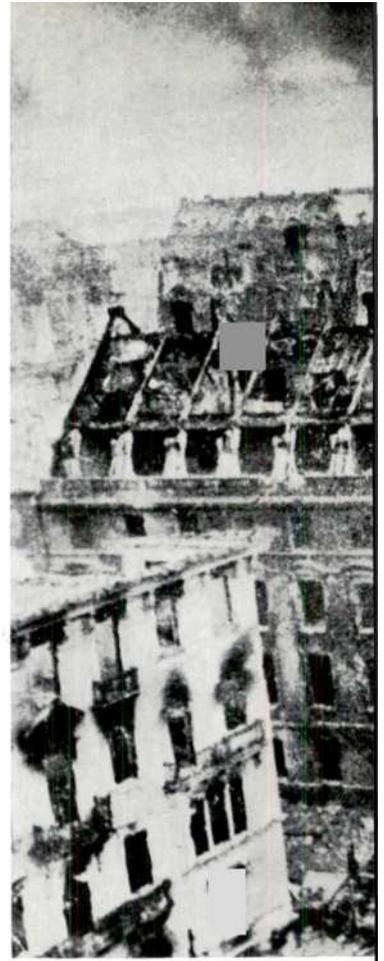
Ein sowjetischer Offizier vor dem Notausgang des Führerbunkers. Hier, im verwüsteten Garten der Reichskanzlei, wurden die Leichen des Führers und Eva Brauns am Nachmittag des 30. April mit Benzin übergossen und verbrannt, (SOVFOTO)

Am darauffolgenden Tag liess sich Goebbels mit seiner Frau von einem SS-Mann erschiessen. Auch ihre Leichen wurden mit Benzin übergossen und angezündet. Wenige Tage später fanden Russen die verkohlten Überreste (rechts), (SOVFOTO)



Hitler und Eva Braun im Teehaus auf dem Kehlstein. (US ARMY)





Reichsmarschall Hermann Göring. (US ARMY)





(Oben) Das Ende des Tausendjährigen Reiches. Ein Soldat der Roten Armee pflanzt eine Fahne auf der Ruine des Reichstags auf. (sovfoto)

(Links) Eine der letzten Aufnahmen Hitlers. Vor dem Bunker zeichnet er einen Hitlerjungen aus. (WIDE WORLD)

(Rechts) Die Marschälle Gregorij Schukow (links) und Konstantin Rokossowskij, die zusammen mit Iwan Konjew die Rote Armee nach Berlin führten. (sovfoto)





SIEG . . . Eisenhower wenige Augenblicke nach der Unterzeichnung der deutschen Kapitulation am 7. Mai in Reims. Von links nach rechts: General Walter Bedell Smith, Lieutenant Kay Summersby (Eisenhowers Sekretärin), Captain Harry Butcher, General Eisenhower und Luftmarschall Sir Arthur Tedder. (US Army)

... UND NIEDERLAGE: Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel nach der zweiten Kapitulationszeremonie in Berlin am 8. Mai. Rechts (halb verdeckt) Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg, links Generaloberst Hans Jürgen Stumpff. (US Army)



befohlen: «Fahren Sie!» Und sie könnten fahren, wo sie wollten: quer durch das Gelände, über Feldwege oder auf festen Strassen – Hauptsache, sie erreichten Paderborn in einem Tag. Richardson selbst stand, was bezeichnend für ihn war, bereits um vier Uhr auf und erkundete mit dem Jeep das Gelände in einer Tiefe von fünf Kilometern, damit seine Gruppe auch mit dem richtigen Schwung losfahren konnte. Dann kehrte er um und kümmerte sich darum, dass genügend Benzin in den Fahrzeugen war.

Um sechs Uhr startete Task Force Richardson. Sie hatte jede stärkere Strassensperre zu umgehen und notfalls über freies Gelände auszuweichen. An der Spitze führen ein Halbkettenfahrzeug und mehrere Jeeps. Dann folgten Richardson in seinem Jeep und drei «Shermans». Hinter ihnen kamen 17 «Shermans» mit aufgesessener Infanterie und drei schwere «Pershings» mit 9-cm-Kanonen. Dann: Richardsons Stab, eine Batterie Selbstfahrlafetten, 17 weitere «Shermans», leichte Panzer und eine lange Kolonne von Lastwagen mit Soldaten, Munition und Lebensmitteln. Eine sehr bewegliche und kampferprobte Truppe. Alle waren erschöpft, aber von ihrer Aufgabe waren die Männer so begeistert wie Richardson. Den Vormittag über passierte wenig. Gegen Mittag zerschoss Richardsons Einheit einen Personenzug, ohne anzuhalten, und passierte einige Kasernen, die einen absolut friedlichen Eindruck machten. Dann stiess die Kolonne auf eine Strassensperre; Richardson bahnte sich seinen Weg, indem er seine Panzer als Rammböcke einsetzte.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit hatte Richardson 120 Kilometer zurückgelegt. Aber es wurde neblig, und sein Funker konnte keine Verbindung mit rückwärts bekommen. Also gab es nur eines: weiterfahren. Als Richardson wenige Minuten später nach Brilon kam, erhielt er von seinem Divisionskommandeur, Generalmajor Maurice Rose, über Funk den Befehl, Brilon zu säubern. Richardson bestätigte zwar den Empfang der Order, da er aber weiterhin allein die Befehle Howzes auszuführen gedachte, fuhr er weiter. Bis Paderborn waren es noch gute 50 Kilometer, und er wusste noch nicht, welchen Weg er wählen sollte. So fuhr er mit ein paar Fahrzeugen voraus, um die beste Strasse zu erkunden, und schickte das Gros des Verbands nach Brilon, um die Ortschaft wenigstens flüchtig zu durchkämmen.

Ungefähr eine Stunde zuvor hatte Richardson von einem Zivilisten erfahren, dass unmittelbar vor ihm eine gute, direkt nach Paderborn führende Strasse abzweige, aber inzwischen war es so dunkel und neblig geworden, dass jemand vorausgehen und die Kolonne führen musste. Er wollte eben aus seinem Jeep steigen, um diese Aufgabe selbst zu übernehmen, als er hörte, dass das Gros seiner Gruppe wieder auf schloss; er überlegte, warum es in Brilon so lange gedauert haben könnte. Ein Zugführer, ein junger Leutnant, sprang vom ersten Panzer und rannte durch die Dunkelheit zu Richardson. «Folgen Sie mir», sagte der Oberstleutnant, und gemeinsam gingen sie die Strasse entlang. Richardson schien es, als habe der Leutnant Angst, denn in der Dunkelheit wirkte das Gesicht des jungen Offiziers kalkweiss. Uebelnehmen konnte er es ihm nicht.

Die Panzer rumpelten, die Scheinwerfer mit blauen Tüchern verdunkelt, hinter ihnen her und kamen immer näher. Richardson ging schneller, aber der erste

Panzer holte ihn doch ein. Richardson spürte einen Stoss im Rücken, er sprang zur Seite und in den Graben, aber wie ein treuer Hund folgte der Panzer ihm sogar dorthin. Richardson krabbelte auf die Strasse zurück und gab wie wild Zeichen mit seiner Taschenlampe, aber der Panzer liess sich nicht abschütteln. Richardson sah auch den zweiten und den dritten Panzer heranschaukeln, genau hinter dem führenden Panzer her. Und dann erspähte er plötzlich auf weissem Grund ein Rotes Kreuz. Was, zum Teufel, hatten seine Krankenwagen hier vorn zu suchen? Schliesslich reagierte der erste Panzer auf seine Zeichen und hielt mit einem Ruck an. Dann krachte es, der zweite Panzer war auf den ersten aufgefahren. Einen Augenblick später krachte es noch einmal.

Richardson fluchte, dann wandte er sich an den jungen Zugführer. «Was, zum Teufel, ist mit dem Kommandanten los?»

Der Leutnant stieg zitternd zum Turm des Panzers hoch und blickte hinein. «Irgend etwas stimmt hier nicht!» rief er. «Der ganze Fussboden ist mit Sekt bedeckt.»

Jetzt kletterte Richardson hoch. Der Panzerkommandant sass mit glasigen Augen am Boden des Turms und umklammerte zwei Flaschen Sekt. Der Oberleutnant sprang wieder herunter. «Bringen Sie die Panzer auf die Strasse», befahl er dem Leutnant, «und sorgen Sie dafür, dass sie da auch bleiben. Schmeissen Sie die Flaschen 'raus und lassen Sie sämtliche Luken öffnen.» Er war sicher, dass in der kalten und nebligen Luft seine volltrunkene Kolonne bald wieder nüchtern sein würde. Er ging zum ersten Krankenwagen; eine vertraute Gestalt, warm eingepackt, kam ihm entgegenschlurft: Dr. «Scattergood». «Am besten, wir fahren nach Brilon zurück», sagte der Doktor und grinste.

«Scat, was ist, verdammt noch mal, eigentlich los?» fragte Richardson misstrauisch. «Colonel, ich muss Ihnen die Wahrheit beichten.» Er gestand, in Brilon eine Sekt-kellerei entdeckt zu haben.

Über Funk gab Richardson seinem Stellvertreter den Befehl, den Rest der Einheit sofort aus Brilon herauszuholen, notfalls mit Waffengewalt. Dann ging er auf der Strasse weiter. Nach einigen Kilometern wurde der Nebel dünner, und der Oberleutnant kehrte zur Kolonne zurück.

Um Mitternacht sah er wieder auf den Tachometer und stellte fest, dass er 157 Kilometer geschafft hatte, und das ohne Ausfälle, wenn man von den Betrunkenen absah. Aber knapp zehn Kilometer weiter lag Paderborn, Standort einer Panzerschule und eines SS-Ersatz-Regiments. Er hielt an, liess die Fahrzeuge auftanken und schaltete eine Ruhepause von ein paar Stunden ein. Am Morgen würde den Männern einiges bevorstehen.

5 Dass die britischen Stabschefs auf Eisenhowers Entscheidung sauer reagieren würden, war vorauszusehen. «Es fängt schon damit an», schrieb Brooke am Abend des 29. März in sein Tagebuch, «dass er nicht befugt ist, sich direkt an Stalin zu wenden; das muss über die Vereinigten Stabschefs gehen. Zweitens hat er ein Kabel fabriziert, das unverständlich war. Und schliesslich: Was er meinte, bedeutete ein Abrücken von den bisherigen Vereinbarungen.»

In sehr ungnädiger Stimmung schickten die britischen Stabschefs, ohne Churchill zu konsultieren, ein ausführliches Telegramm an die amerikanischen Kollegen. Eisenhower, behaupteten sie, habe seine Befugnisse überschritten, als er Stalin direkt schrieb. Noch schlimmer: Die Entscheidung, die Angriffsrichtung zu ändern, sei ein schwerwiegender politischer und militärischer Fehler. Im Übrigen sei der britische Geheimdienst keineswegs alarmiert durch die Gerüchte über die sogenannte Alpenfestung, und ergo solle man endlich aufhören, durch diese Gerüchte die alliierte Strategie bestimmen zu lassen.

Marshall reagierte, indem er Eisenhower einen persönlichen Funkspruch übermittelte, in dem die wichtigsten britischen Einwände aufgeführt waren und der General um Rückäusserung gebeten wurde. Daraufhin liess Eisenhower sich die Sache noch einmal durch den Kopf gehen. Er telegraphierte an Deane in Moskau und bat, die Botschaft an Stalin zurückzuhalten, falls es noch nicht zu spät sei. Er muss sehr erleichtert gewesen sein, als Deane antwortete, die Botschaft sei noch nicht zugestellt und würde zurückgehalten, bis neue Anweisungen einträfen.

Wie seine führenden Militärs hatte auch Churchill das Gefühl, dass Eisenhower einen gewaltigen Fehler begangen hatte. In den ersten Kriegsjahren war es ihm, wie Roosevelt, vor allem darum gegangen, Hitler zu vernichten, und diesem Ziel zuliebe hatte er mehr als einmal politische Bedenken beiseite geschoben. Aber seit Jalta war er überzeugt, dass die aktuellen Probleme im Osten nur die Vorboten künftiger Gefahren waren und dass die politischen Probleme um so gewichtiger wurden, je näher der Sieg kam. Ihm war völlig klar, dass Russland für die freie Welt eine tödliche Gefahr geworden war, dass sofort ein neuer Damm gegen die anbrandende russische Flut errichtet werden musste, dass diese Front in Europa so weit wie möglich im Osten liegen musste und dass die Eroberung Berlins das wichtigste und eigentliche Ziel der britisch-amerikanischen Armeen war.

Ausserdem war er der Meinung, dass Prag von den Amerikanern befreit werden solle, dass hinsichtlich Österreichs der Westen mit den Sowjets auf gleicher Stufe zu stehen habe und dass der ehrgeizige Tito an die Kandare genommen werden müsse. Vor allem aber war Churchill der Ansicht, dass die grossen Probleme zwischen Russland und dem Westen geregelt sein müssten, ehe der Westen einen Teil des von ihm besetzten deutschen Territoriums räumen oder seine Armeen demobilisieren könne.

Churchill, diese bemerkenswerte Mischung aus Sentimentalität und Zynismus, dieser aristokratische Konservative mit einem Anflug von Gewöhnlichkeit, erwies sich, ungeachtet seiner Fehler, als der westliche Führer, der zu einem realistischen Urteil am ehesten befähigt war. Seit mehr als einem Monat hatte er immer wieder versucht, Roosevelt davon zu überzeugen, dass man sich gegen Stalins Aggressionspolitik entschlossen zur Wehr setzen müsse.

«Gegenüber dem Eingeständnis unseres völligen Versagens scheint es nur eine mögliche Alternative zu geben», erklärte er in einer seiner Botschaften an Roosevelt. «Diese Alternative ist, an unserer Auslegung der Deklaration von Jalta festzuhalten ... Ist angesichts dessen jetzt nicht der Augenblick gekommen, dass wir beide Stalin eine Botschaft zum Thema Polen schicken?»

Churchills wiederholte Mahnungen taten ihre Wirkung. Der über Molotows be-

leidigenden Brief erzürnte Roosevelt kabela schließlich am 29. März dem Premierminister, dass der Zeitpunkt gekommen sei, «mit Stalin direkt über die breiteren Aspekte der sowjetischen Haltung zu sprechen ...» Ausserdem telegraphierte er den Text der Botschaft, die er Stalin schicken wollte:

«Ich kann Ihnen nicht die Sorge verhehlen, mit der ich die Entwicklung der Ereignisse von gegenseitigem Interesse seit unserer fruchtbaren Begegnung in Jalta betrachte. Die Beschlüsse, die wir dort fassten, waren gut und sind von den Völkern der Welt zum grössten Teil mit Begeisterung begrüsst worden ...

Wir haben nicht das Recht, sie zu enttäuschen. Bisher zeigte sich jedoch ein bestürzender Mangel an Fortschritten bei der von der Welt erwarteten Durchführung der politischen Entscheidungen, die wir bei der Konferenz trafen, besonders hinsichtlich der polnischen Frage. Ich bin, offen gesagt, erstaunt darüber, und muss Ihnen mitteilen, dass ich in vieler Hinsicht die offensichtlich gleichgültige Haltung Ihrer Regierung keineswegs verstehe ...

Ich wünschte, ich könnte Sie davon überzeugen, wie wichtig es für die erfolgreiche Entwicklung unseres Programms internationaler Zusammenarbeit ist, dass diese polnische Frage gerecht und schnell beigelegt wird. Wenn dies nicht geschieht, werden uns die Schwierigkeiten und Gefahren für die alliierte Einheit, an die wir so sehr dachten, als wir auf der Krim unsere Beschlüsse fassten, in noch akuterer Form entgegentreten ...

Obgleich diese Botschaft nicht so scharf war, wie Churchill es sich vielleicht gewünscht hatte, war sie doch ein Schritt vorwärts, und Eisenhowers Brief an Stalin wirkte vor diesem Hintergrund noch unpassender. Jetzt war es an der Zeit, fest zu bleiben.

Roosevelt schickte seine Botschaft an demselben Tag ab, an dem er zum Urlaub nach Warm Springs fahren wollte. Er sprach noch kurz mit jedem Kabinettsmitglied. Zu Frances Perkins sagte er: «Ich werde nach San Francisco fahren, um die Konferenz zu eröffnen, werde meine Rede halten und die Delegierten persönlich empfangen.» Dann senkte er, obgleich niemand sonst zugegen war, die Stimme. «Anschliessend fahren wir nach England. Eleanor und ich werden dort einen Staatsbesuch machen.» Er freute sich sichtlich darauf. «Das habe ich mir schon lange gewünscht. Ich möchte das britische Volk selbst kennenlernen ... Ich habe Eleanor schon gesagt, sie solle ihre Garderobe auf Hochglanz bringen und sich noch ein paar schöne Sachen anschaffen, damit sie wirklich hübsch aussieht.»

«Aber der Krieg!» sagte Miss Perkins protestierend. «Ich finde, Sie sollten nicht fahren. Die Deutschen werden hinter Ihnen her sein.»

Roosevelt hielt die Hand vor den Mund und flüsterte: «In Europa wird der Krieg Ende Mai zu Ende sein.»

Der Präsident unterhielt sich auch mit Byrnes und General Lucius D. Clay, der eben seine Bestallung als künftiger stellvertretender Militärgouverneur für Deutschland erhalten hatte. Clay war unglücklich über diese Ernennung, denn er hatte mit einem Kampfkommando im Pazifischen Ozean gerechnet, und stand stumm vor dem Präsidenten. Roosevelt sagte, er sei froh, dass ein General nach Deutschland gehe, der auch Techniker sei. Was Clay von dem Gedanken halte, in Mitteleuropa eine überstaatliche Energiebehörde aufzubauen, um die chronische

Kohlenknappheit zu beseitigen? Bevor der General antworten konnte, erzählte Roosevelt von seiner Schulzeit in Deutschland. Er habe damals schon «Widerwillen gegenüber deutscher Arroganz und deutschem Provinzialismus» empfunden. Nach der Besprechung meinte Byrnes scherzhaft: «General, Sie reden zuviel.» «Mr. Justice, selbst wenn der Präsident mir die Möglichkeit dazu gegeben hätte, bezweifle ich, ob ich auch nur ein Wort gesagt hätte, so entsetzt war ich über sein Aussehen.»

«Ihre Worte betrüben mich», sagte Byrnes. Er sah den Präsidenten häufig, und eben war ihm wieder aufgefallen, wie schnell der körperliche Verfall Roosevelts voranschritt.

Als Roosevelt sein Büro verliess, um nach Georgia zu fahren, begleitete ihn Admiral Leahy, neben seinem Rollstuhl hergehend, zum Südportal des Weissen Hauses. «Mr. President, es ist sehr schön, dass Sie auf Urlaub fahren», sagte er. «Auch für uns ist es schön, weil wir weniger zu tun haben, wenn Sie weg sind.» Roosevelt lachte. «In Ordnung, Bill. Geniessen Sie die Zeit, die ich weg bin. Wenn ich zurückkomme, werde ich Sie schon mit Arbeit eindecken. Dann haben Sie mehr als genug zu tun.»

Auf dem Warschauer Flugplatz Okecie bestiegen zwölf Führer der polnischen Untergrundbewegung ein sowjetisches Militärflugzeug. Ihre Garderobe hatten sie sich ausgeborgt, und sie war nicht unbedingt modisch: Streifenhosen zu Jagd- oder Hausjoppen. Die Männer sollten – das hatte man ihnen wenigstens versichert – zu einer Konferenz mit Marschall Schukow in dessen Hauptquartier gebracht werden. Ursprünglich hatten einige ihre Verstecke nicht verlassen wollen; aber die Mehrheit hatte die Ansicht vertreten, dass Schukows Einladung auf ein Einlenken der Sowjetunion hindeute und dass man Garantien nur erlangen werde, wenn man an der Konferenz teilnehme. Als Zeichen des guten Willens hatten die Sowjets sogar die Freilassung gefangener Untergrundführer wie Alexander Zwierzynskis, des Vorsitzenden der rechtsstehenden Nationaldemokraten, in Aussicht gestellt. Und darüber hinaus hatten sie versprochen, die acht führenden Delegierten des Untergrunds von Schukows Hauptquartier direkt nach England zu fliegen, damit sie der Londoner Exilregierung berichten könnten. Die übrigen Polen würden natürlich sicher nach Hause gebracht.

Voller Hoffnungen bestiegen also die zwölf ahnungslos die sowjetische «Liberator» in Okecie*. Dort stiessen sie zu ihrer Überraschung auf Zwierzynski. Er war ziemlich fassungslos und erzählte, man habe ihn zunächst in einem Keller gefangengehalten, wobei er brutal geschlagen worden sei; dann plötzlich habe man ihn zum Flugplatz gebracht. Was denn eigentlich los sei?

Das Flugzeug startete, und schon bald merkten die Passagiere, dass es genau nach Osten ging. Das war bedenklich. Ein sympathischer junger Sowjet-Hauptmann bestätigte, dass die Reise nach Moskau gehe. Schukow, sagte er, sei unerwartet dort hinbestellt worden.

* Stunden zuvor waren drei andere Führer der polnischen Widerstandsbewegung von den Sowjets entführt und nach Moskau geflogen worden.

Die einen waren überzeugt, dass man sie entführt habe, die anderen fanden eine Besprechung in Moskau logisch, denn nur dort könne man mit den höchsten sowjetischen Funktionären verhandeln. Und hatten die Russen nicht auch ihr Versprechen gehalten, Zwierzynski freizulassen?

Stundenlang dröhnten monoton die Motoren. Dann plötzlich liefen sie unregelmässig, spuckten und knallten, und weich landete das Flugzeug in einer Schneewehe. Verletzt war niemand, aber ringsum war weisse Wildnis. Mehrere hundert Zivilisten begannen, eine Strasse vom Schnee freizuschaukeln, was Stunden dauerte. Dann wurde die Gruppe zu einem Bahnhof gebracht, um das letzte Stück im Zug zu fahren. Erschöpft und hungrig kamen sie nach Moskau.

Zbigniew Stypulkowski, ein Nationaldemokrat, und zwei andere Delegierte wurden in den ersten Wagen verfrachtet. Am Aussenministerium, wo die Polen angeblich untergebracht werden sollten, fuhr man vorbei, schliesslich hielt man vor der stattlichen Marmorfront eines Gebäudes, das von zwei NKWD-Posten bewacht wurde.

«In welches Grandhotel man uns da wohl gebracht hat?» fragte ein Delegierter. Er war von der prachtvollen Fassade beeindruckt.

«Das ist ein Gefängnis», erklärte Stypulkowski. Die Tore wurde geöffnet. Der Wagen rollte in einen Hof; die Fenster in den hohen Mauern waren vergittert.

«Aber das gibt es doch nicht!»

Die Polen stiegen aus und wurden in Einzelzellen gesperrt. Stypulkowski zerriss das Schreiben, das ihn ermächtigte, Gespräche mit der Exilregierung in London und den Briten und Amerikanern zu führen; die Fetzen steckte er in den Mund, um sie hinunterzuwürgen. Sein Hals war ausgedörrt, aber er schaffte es. Eine hübsche junge Frau kam herein und befahl grimmig: «Ausziehen!» Stypulkowski nahm den Hut vom Kopf und legte den Mantel ab. Die Russin stampfte mit dem Fuss auf: «Ausziehen – habe ich gesagt.» Er zog sein Hemd aus. Wieder schrie sie ihn an, und er liess auch die Hose fallen. Nach sorgfältiger Durchsuchung, bei der kein Körperteil ausgelassen wurde, fragte sie: «Haben Sie Syphilis?» Dann verschwand sie.

Ein NKWD-Mann kam herein, schnitt sämtliche Knöpfe von Stypulkowskis Anzug ab, zerfetzte den Hut, trennte die Nähte des Mantels auf, riss die Sohlen von den Schuhen und nahm Stypulkowski Ring, Uhr und Brieftasche ab. Dann musste der Pole sich wieder anziehen. Durch lange Korridore brachte man ihn in eine andere Zelle, wo er erneut durchsucht wurde, und schliesslich ins oberste Stockwerk. Man sperrte ihn in Zelle 99, einen dunkelgrün ausgemalten Raum mit einem kleinen Fenster, das auf einen Hof hinausging: auf den Hof des Lubjanka-Gefängnisses.

«Hier wohnen Sie jetzt», sagte der Posten und verriegelte die Tür.

6 Eisenhower hatte sich entschieden, der Roten Armee Berlin zu überlassen, weil er geglaubt hatte, auf diese Weise politischen Komplikationen aus dem Weg zu gehen. Auch später – sogar als er Pattons Prophezeiung wahr gemacht und das höchst politische Amt der Vereinigten Staaten übernommen hatte – blieb

er dabei, dass für ihn nur «rein militärische Faktoren» eine Rolle gespielt hätten. Tatsächlich traf genau das Gegenteil zu. Im Frühjahr 1945 bestand die militärische Problematik in mehr als nur der Niederwerfung Deutschlands, die ohnehin schon fast eine vollendete Tatsache war.

Eisenhowers Handlungsweise erklärt sich aus der einmaligen Entwicklung, die die amerikanischen Streitkräfte erlebt hatten. Vor dem Krieg waren sie eine kleine, hoch spezialisierte Truppe gewesen, einzig und allein dazu bestimmt, eine militärische Bedrohung der Vereinigten Staaten abzuwenden – ungeachtet politischer Bündnisse und Freundschaften. Das amerikanische Militär hatte nur ein einziges Ziel: die militärische Sicherheit der Nation zu gewährleisten. Seine Aufgabe war es, die Verteidigung sowohl gegen potentielle wie gegen tatsächliche Feinde vorzubereiten. Was die Aussenpolitik betraf, fragte die Armee nur: Nutzt oder schadet sie der militärischen Sicherheit? Und so übte sie ihre Funktion im klassischen Sinn aus, ohne Rücksicht auf öffentliche Meinung oder spezielle politische Situationen.

In den Monaten vor Pearl Harbor vertrat die Armee insofern ein auf konservative Art realistisches Konzept, als sie sich darum bemühte, in Europa und Asien auf lange Sicht ein Gleichgewicht der Kräfte herzustellen. Nachdrücklich rieten die Militärs dem Präsidenten zur Vorsicht; jeder Bruch mit Japan oder Deutschland solle vermieden werden. Gleichzeitig wurde Roosevelt freilich von Hopkins, Ickes, Morgenthau und Kriegsminister Henry Stimson gedrängt, England zu Hilfe zu eilen. Die Armee hielt nichts von Handelsbeschränkungen oder anderen aggressiven Schritten, die zu einem Zweifrontenkrieg führen konnten. Aber Roosevelt liess sich schliesslich überzeugen, dass die Welt nur durch sein Eingreifen gerettet werden könne. Im Herbst 1941 hatten die Militärs dem Präsidenten dringend nahegelegt, sich jeder vorschnellen militärischen Aktion zu enthalten. Wenig später befand sich Amerika mit Japan im Krieg.

Generale und Admirale erhielten eine Machtfülle, die sie sich nie hatten träumen lassen – die führenden Zivilisten überliessen ihnen bereitwillig die Verantwortung. Aussenminister Cordell Hull erklärte Stimson: «Ich wasche meine Hände in Unschuld; jetzt liegt alles bei Ihnen und Knox – bei der Armee und der Marine.» Und Stimson meinte, seine Aufgabe bestehe jetzt darin, «die Generale zu unterstützen, zu schützen und zu verteidigen».

Schon bei der ersten britisch-amerikanischen Kriegskonferenz in Washington, bald nach Pearl Harbor, kam man überein, ein vereinigt Kommando zu schaffen. So kreierte man die «Combined Chiefs of Staff», das Gremium, dem die britischen und die amerikanischen Stabschefs angehörten. Die Briten hatten bereits einen Generalstab, und die Amerikaner merkten, dass sie ihrerseits auch geschlossen auftreten mussten, wenn sie von ihren Alliierten nicht überspielt werden wollten. So schufen sie «Joint Chiefs of Staff», die Vereinigten Stabschefs, bestehend aus dem Stabschef der Armee, dem Befehlshaber der Heeresluftwaffe und dem Operationschef der Flotte. Wenige Monate später kam noch ein viertes Mitglied hinzu: Admiral Leahy, Stabschef beim Präsidenten, der als Kriegskamerad aus dem Ersten Weltkrieg mit Roosevelt wahrscheinlich engeren persönlichen Kontakt hatte als jeder andere, ausgenommen Hopkins. Je länger der Krieg dauerte, um so

mehr interessierten sich die Vereinigten Stabschefs auf Grund ihres engen Verhältnisses zu Roosevelt auch für politische Dinge. Als Oberster Befehlshaber genoss der Präsident, wie Churchill, die enge Verbindung zu seinen führenden Militärs.

Harry Hopkins war es, der Marshall entdeckte und ihn als Heeresstabschef empfahl. In der ersten Zeit fungierte er als Verbindungsmann zwischen Marshall und dem Präsidenten, aber 1943 hatte der Stabschef Roosevelts Vertrauen endgültig gewonnen; ein Mittelsmann war nicht mehr nötig.

In einer solchen Position hatten Leahy und Marshall praktisch alle militärischen Angelegenheiten unter Kontrolle. Stimson und Frank Knox, die beiden Republikaner, die das Kriegs- bzw. Marineministerium leiteten, hatten kaum noch Kontakt mit den Vereinigten Stabschefs und mit Roosevelt. Ihr Einfluss wurde immer geringer, bis schliesslich auch die Verantwortung für Beschaffung und Nachschub an ihre Staatssekretäre Patterson und Forrestal übergingen.

Auch die Stimme des Aussenministeriums klang nur noch gedämpft. Natürlich war sein Mittel die Diplomatie und nicht die Gewalt, aber solange der Krieg dauerte, richtete es seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Neutralen, auf die kleineren Verbündeten und auf die Pläne für die Errichtung einer neuen Weltorganisation. Roosevelt erlaubte seinem Aussenminister Hull nicht einmal, an den grossen Kriegskonferenzen teilzunehmen. «Nach Pearl Harbor nahm ich an keiner Besprechung mehr teil, die sich mit militärischen Dingen beschäftigte», schrieb Hull gekränkt. «Der Präsident lud mich zu derartigen Besprechungen nicht ein. Mehrmals brachte ich dieses Problem zur Sprache ... Die Frage, wo die Armeen landen und welchen Weg sie bei ihren umfassenden militärischen Operationen auf dem Kontinent einschlagen würden, um Hitler zu besiegen, war ein Thema, über das sich weder der Präsident noch einer seiner höchsten militärischen Berater mit mir unterhielt, wenngleich ich frühzeitig informiert wurde, welche Entscheidung gefallen war. Auch über die Atombombe wurde mir nichts gesagt.»

Andererseits wuchs der Einfluss Marshalls und Leahys derart, dass ihr Rat nur in seltenen Fällen nicht befolgt wurde: einmal 1942, als es sich um die Invasion in Nordafrika, und dann 1943, als es sich um die Offensive im Indischen Ozean handelte. Beide Male billigte Roosevelt zwar die Empfehlung der Vereinigten Stabschefs, entschloss sich dann jedoch anders – und zwar hauptsächlich auf britischen Druck. Kurz gesagt: Alle wichtigen Entscheidungen des Krieges wurden von Roosevelt, Hopkins und den Vereinigten Stabschefs getroffen. Das hatte zur Folge, dass das Militär in immer stärkerem Mass mit politischen Problemen befasst wurde.

Die amerikanischen Stabschefs, mächtig und einflussreich, unterstützten die Durchführung einer Politik, an deren Formulierung sie mitgewirkt hatten. Die britischen Stabschefs dagegen dachten und argumentierten weiterhin in militärischen Kategorien, was sie häufig in Gegensatz zur Regierung brachte. Wenn aber eine Entscheidung getroffen war, dann – und nur dann – unterstützten sie Churchill nachdrücklich.

Die amerikanischen Stabschefs hatten im Wesentlichen Roosevelts Konzept für die

Führung des Kriegs übernommen*. Sie waren nicht mehr nur einfach Soldaten, sondern Politiker in Uniform; häufig vertraten sie dieselben Ansichten wie informierte Zivilisten – gerade so, als wären bissige Wachhunde kastriert worden. Auf Opposition stiess Roosevelt bei ihnen nur selten; die Stabschefs standen mit ihm in so enger Fühlung, dass sie instinktiv erfassten, was er wollte, und ihre Anregungen darauf abstimmten, bevor sie sie vorlegten. Mit anderen Worten: Das Gleichgewicht von militärischen und zivilen Argumenten war aufgehoben, weil niemand mehr den rein militärischen Standpunkt vertrat.

«Es mag zutreffen, dass der Präsident sie nur in seltenen Fällen überstimmte», schreibt der Kriegsgeschichtler Captain T. Kittredge, «aber das kam allein daher, dass Leahy, Marshall, King und Arnold normalerweise vorher in zwangloser Unterhaltung die Ansicht des Präsidenten erforscht hatten. Zweifellos erkannten sie häufig, dass es für sie von grösserem Vorteil war, ihre eigenen Vorstellungen mit den Anregungen des Präsidenten in Einklang zu bringen, als Gefahr zu laufen, überstimmt zu werden, wenn sie Vorschläge vorlegten, von denen sie wussten, dass sie nicht angenommen würden.»

Auf diese Weise vernachlässigten die Vereinigten Stabschefs im Namen der Zweckmässigkeit und der Harmonie – einer höchst gefährlichen Harmonie – ihre eigentliche Aufgabe, den Präsidenten vom streng militärischen Standpunkt aus zu beraten. Sie reagierten selbst so empfindlich auf die öffentliche Meinung, dass sie einen Sieg mit möglichst geringen amerikanischen Verlusten anstrebten. Ein Vorstoss auf Berlin beispielsweise musste zu Ausfällen führen, die für den Sieg nicht erforderlich waren. Dass die im Kampf um Berlin erlittenen Verluste sich zugunsten der künftigen militärischen Sicherheit Amerikas auswirken könnten, kam ihnen offenbar nicht in den Sinn.

Die Vereinigten Stabschefs erkannten natürlich, dass Russland in Europa zur vorherrschenden Macht werden würde, aber bei der Konferenz von Quebec 1940 waren sie selbst dafür gewesen, den Sowjets nicht nur zu helfen, sondern alles zu tun, um deren Freundschaft zu gewinnen. Und ein Jahr später hatten sie Roosevelts Ansicht geteilt, dass eine Zusammenarbeit der Grossen Drei das Gleichgewicht der Kräfte in Europa ersetzen könne. Sie hatten erklärt, dass es ein Hauptanliegen der amerikanischen Politik sein solle, die Solidarität der drei Grossmächte zu erhalten, so dass möglicherweise Abkommen zur Verhinderung künftiger Weltkonflikte geschlossen werden könnten.

Zum Teil gründete sich dieser Wunsch nach Harmonie mit den Russen auf das Bestreben, Russlands Hilfe für den Sieg über Japan zu gewinnen. Aber fünf Jahre früher hätten dieselben Männer über eine solche idealistische Begründung noch gelacht. Die Stabschefs erfüllten ihre vornehmste Pflicht als Militärs nicht mehr: vor allem die künftige Sicherheit der Nation zu gewährleisten.

Solches quasi-militärische Denken führte schliesslich nicht zum endgültigen Sieg, sondern zu einem bewaffneten, unsicheren Frieden. Die Stabschefs hätten ihren Präsidenten warnend darauf hinweisen müssen, dass es in der Welt der Realitäten

* Im März 1944 allerdings hatten Marshall und die anderen amerikanischen Stabschefs Roosevelt – erfolglos – gedrängt, von der Forderung nach bedingungsloser Kapitulation abzurücken.

immer Machtkämpfe geben wird, dass Allianzen nicht für die Ewigkeit sind, dass der Gegner von heute der Freund von morgen sein kann und umgekehrt und dass in Europa und Asien, so bedauerlich das vom philosophischen und moralischen Standpunkt aus auch sein mochte, Machtpolitik unvermeidlich auch in den folgenden Jahren getrieben werden würde.

Allerdings sollte man den Vereinigten Stabschefs nicht die ganze Schuld geben. Das amerikanische Volk hatte sie gezwungen, die Dinge neu zu sehen. Hätten sie ihr Urteil nur als Militärs gefällt, hätten sie sich gegen die Verfolgung politischer Ziele wie bedingungslose Kapitulation und Zusammenarbeit mit Russland gewandt, dann hätte die Gefahr bestanden, dass man sie ihrer Ämter enthob. Amerika wollte den totalen Sieg und eine tapfere neue Welt; und die grosse Mehrheit der Nation stand begeistert hinter Roosevelt.

19 *Der grosse Kessel*

1 Die gesamte deutsche Westfront stand vor dem Zusammenbruch. Im Süden hatte Bradley Haussers Heeresgruppe G aufgespalten, während im Norden die Heeresgruppe H unter Generaloberst Johannes Blaskowitz von Montgomery zerschlagen wurde. Das bedeutete, dass drei Armeen Eisenhowers – Simpson, Hodges und Patton – sich auf die Vernichtung der Heeresgruppe konzentrieren konnten, die die Mitte hielt: der Heeresgruppe B unter Generalfeldmarschall Model.

Angesichts der drohenden Katastrophe baten die Befehlshaber der drei Heeresgruppen den Oberbefehlshaber West, Kesselring, um die Erlaubnis zum Rückzug. Aber Kesselring war an das hoffnungslose Rezept gebunden, das Hitler ihm aufgezwungen hatte – Halten um jeden Preis. Er beschwor sie, dass jeder Tag, den sie am Rhein hielten, der ganzen Front zugute käme. Aber für seine Kommandeure bedeutete jeder Tag Verzögerung unweigerlich den Verlust von Truppen und Material. Der Mann in der Mitte, Model, forderte den Rückzug ohne Unterlass, aber Kesselring gab nicht nach: Model habe das lebenswichtige Ruhrgebiet zu halten.

Am 29. März verfasste Model ein Memorandum über die Gesamtlage und gab es über Fernschreiber an Kesselring durch. Sein Auftrag, den Feind im Brückenkopf bei Remagen festzuhalten und weitere Übergänge über den Rhein zu verhindern, habe sich nicht durchführen lassen. Eine Fortsetzung dieser Taktik sei sinnlos; durch sie könnten nicht einmal feindliche Kräfte gebunden werden. Ein neues Konzept sei schon deshalb erforderlich, weil eine amerikanische gepanzerte Ein-

heit – es handelte sich um Richardsons Verband – plötzlich aus dem Nichts heraus aufgetaucht und bis an den Stadtrand von Paderborn vorgestossen sei. Wenn es nicht gelinge, diese Einheit abzuschneiden, werde die gesamte Heeresgruppe B eingeschlossen. Model bat um Erlaubnis, mit dem LIII. Infanteriekorps nach Osten angreifen zu dürfen, und zwar von einem Punkt 65 Kilometer westlich von Paderborn aus. Dieser Stoss würde die amerikanischen Vorhuten von ihren rückwärtigen Verbindungen abschneiden und ihre Versorgung und Verstärkung unmöglich machen. Kesselring sagte ja, und Model befahl dem Kommandeur des LIII. Korps, am darauffolgenden Tag, dem 30. März, morgens anzugreifen*.

Weit vorne bereitete Richardson seinen Angriff auf Paderborn vor, ohne zu ahnen, dass die Deutschen rund 65 Kilometer hinter ihm angreifen und ihn vom Gros der 3. Panzerdivision abschneiden wollten. Im ersten Morgenlicht fuhr die Kampfgruppe los. Es war trübe und wolkig. An einer Strassenkreuzung wurden die ersten beiden Panzer Richardsons von deutschen «Panthern» abgeschossen, und drei Kilometer weiter, nur zehn Kilometer von Paderborn entfernt, tauchte ein ansehnlicher Verband von «Panthern» und «Tigern» auf, der sofort wütend angriff. Nach kurzem und erbittertem Gefecht zogen sich beide Parteien zurück. Die Partie stand unentschieden: Keiner konnte sich bewegen, ohne Gefahr zu laufen, vernichtet zu werden. Richardson bat über Funk, «Thunderbolts», gegen die Deutschen einzusetzen, die sich hinter einer Anhöhe versteckt hielten, aber die Wolken machten Luftunterstützung unmöglich. Richardson benötigte dringend Munition und Treibstoff, und er bat über Funk, das Gewünschte abzuwerfen. «Maschinen stehen nicht zur Verfügung», lautete die lakonische Antwort. Wenige Minuten später erhielt er noch schlechtere Nachrichten: 65 Kilometer hinter ihm hatten die Deutschen überraschend angegriffen, und er war in Gefahr, abgeschnitten zu werden.

So blieb Richardson nichts anderes übrig, als sich einzugraben und zu hoffen, dass die vorne auf der Lauer liegenden Deutschen auch ruhig blieben. Die Deutschen hofften dasselbe von den Amerikanern und unternahmen nichts. Aber als es dunkel wurde, sah Richardson sich einem neuen Problem gegenüber: «Big Six» – General Maurice Rose, Kommandeur der 3. Panzerdivision – wollte Richardsons Kampfgruppe inspizieren und äusserte den Wunsch, dass ihm jemand entgegenkäme. Richardson antwortete, er könne nicht einmal einen einzigen Jeep entbehren. «Lasst Big Six ja nicht hierher!» Dann schaltete er ab.

Rose war zu diesem Zeitpunkt etwa 10 Kilometer rechts von Richardson bei der Task Force Welborn. Oberst John Welborn hatte eben von der Luftwaffe die Mel-

* Kurioserweise wurde General von Zangen mit seinem Stab am Abend des 29. März von seiner eigenen 15. Armee, die zu Models Heeresgruppe gehörte, abgeschnitten. Zwischen Zangen und seinen Truppen operierte das Gros der amerikanischen 3. Panzerdivision des Generals Rose, die Richardson, Hogan und Welborn folgte. Mit mehr als 200 Fahrzeugen versteckte sich Zangen in einem Wald, bis eine amerikanische Kolonne vorbeigerumpelt war. Dann wartete er noch eine Minute, und abgeblendet wie die der Amerikaner, fädelten sich seine Fahrzeuge einfach in die feindliche Kolonne ein. Zwischen amerikanischen Einheiten eingeklemmt, fuhr Zangen mehrere Stunden lang mit der 3. Panzerdivision mit. In der Nähe von Brilon bog er unvermittelt in einen Feldweg ein und meldete sich wenig später bei Model, der ungläubig ausrief: «Sie sind hier?»

düng bekommen, dass vor ihm vier «Tiger» abgeschossen worden seien, und marschierte zuversichtlich weiter. Einige Kilometer passierte tatsächlich nichts; aber als die Amerikaner dann an einer kahlen Anhöhe entlangrollten, bekamen sie schweres und präzises 8,8-Feuer. Die vier angeblich vernichteten «Tiger» waren noch quicklebendig. Die Flugzeuge hatten sie nur mit Napalmbomben und nicht mit den üblichen 250-Kilo-Sprengbomben angegriffen. Welborn und seine ersten drei Panzer rumpelten in ein Bachbett, aber die folgenden sieben Kampfswagen wurden nacheinander wie schwimmende Enten abgeschossen.

General Rose, Sohn eines Rabbis, war ein angriffslustiger Kommandeur. Er hatte ein strenges, gut geschnittenes Gesicht und trug zu Reithosen blanke Stiefel. Er befand sich etwa eineinhalb Kilometer hinter seinen brennenden Panzern, und als er hörte, dass die ersten drei Glück gehabt hatten, forderte er von der dichtauf folgenden Kampfgruppe Doan Hilfe an.

Aber sieben oder acht «Tiger» waren gerade in nordöstlicher Richtung aufgetaucht und hatten einen Teil der Einheit Welborn abgeschnitten und Doans Vormarsch gestoppt. Ein Panzerzerstörer und mehrere Transportfahrzeuge waren schon abgeschossen. Mit Ausnahme der drei Panzer an der Spitze war Welborns Einheit völlig eingekreist. Vor ihm standen vier «Tiger» deutlich sichtbar auf einer Höhe, die quer zur Strasse lief; dahinter waren mindestens sieben weitere, die sich ständig feuernd der Kolonne langsam näherten, und an den Flanken lag deutsche Infanterie in den Wäldern versteckt.

Bei Anbruch der Dämmerung rollten neun «Tiger» – in Gruppen zu je drei Wagen gestaffelt – aus den Wäldern zur Linken und vor Welborns Einheit heraus und langsam die Strasse entlang, wobei sie alle Fahrzeuge zusammenschossen, die ihnen vor die Rohre kamen, und die Strassengräben mit Maschinengewehren unter Feuer nahmen. Rose sass mit seinen Leuten in der Falle: Vorne und rückwärts deutsche «Tiger», die kein Pardon kannten. Erhellte wurde das Bild der Zerstörung von den Flammen, die aus den amerikanischen Fahrzeugen schlugen. Sich zu bewegen war unmöglich. Aber die Amerikaner mussten möglichst schnell wegkommen.

Es war «eine wilde Szene aus Dantes Inferno», fand Colonel Frederic Brown, der Artillerieführer der Division. Er empfahl Rose, trotz des Infanteriefeuers nach links durch den Wald auszubrechen, um den Panzern zu entgehen, die den Rückweg versperrten. Rose wandte ein, dass vorn, wo Welborn steckte, kein Panzerfeuer zu hören sei – die vier «Tiger» müssten sich zurückgezogen haben. Deshalb hielt er es für sicherer, nach rechts auszubrechen, aus dem Feuerschein heraus, und dann wieder geradeaus zu fahren, bis man auf Welborn stosse.

Die Gruppe des Generals – zwei Jeeps, ein Schützenpanzer und ein Kradmelder – schertten also aus der Reihe der brennenden Panzer aus und fuhren in Richtung auf Welborns Standort los. Nach eineinhalb Kilometern kamen sie an eine Strassengabelung. Auf dem Scheitelpunkt der nach rechts führenden Strasse erkannten sie undeutlich die Umrisse eines zu Welborns Einheit gehörenden Panzers. Die Kolonne bog also von der Hauptstrasse ab, die zur Stellung der Task Force Richardson führte, und fuhr auf den Panzer zu. Er war manövrierunfähig und von der Besatzung verlassen. Aus einem Wald direkt voraus kam schweres Gewehr-

feuer. Die Gruppe fuhr zur Hauptstrasse zurück und dann in Richtung Richardson weiter. Brown – er steuerte seinen Jeep selbst – bildete die Spitze; dann kamen der Jeep Roses, der Schützenpanzer und der Kradmelder.

Die vier Fahrzeuge fuhren eine Anhöhe hinauf, als Brown in der Dunkelheit einen schweren Panzer ausmachte, der ihnen entgegenkam. «Das ist einer von Jacks neuen Panzern», rief er; er glaubte, das Ungetüm sei einer von Welborns «Pershings». Aber während der Panzer vorüberrollte, sah einer der Offiziere in Browns Jeep – Colonel George Garton dass der Wagen zwei Auspuffe hatte, und «Pershings» hatten nur einen. Also war es ein «Tiger», und Garton war sicher, dass gleich weitere auftauchen würden. «Tiger», brüllte er Brown zu, «runter von der Strasse!» Mit Vollgas raste der Jeep an zwei anderen deutschen Panzern vorüber, während Brown eine Stelle suchte, um von der Strasse abzubiegen. Die ersten drei Deutschen hatten nicht bemerkt, wer ihnen da begegnet war. Der vierte «Tiger» stellte sich plötzlich quer, um Brown den Weg zu versperren. Dem Oberst gelang es, zwischen einem Baum und dem Panzer durchzuschlüpfen; allerdings wurde von seinem Jeep der Reservekanister abgerissen. Brown bremste, um zu sehen, ob Rose es geschafft hatte. Da tauchte ein fünfter «Tiger» auf. Brown riss den Wagen nach rechts, gab Gas und fuhr durch den Graben von der Strasse herunter. Mitten auf einem Feld hielt er an. Er sah das Mündungsfeuer der deutschen Panzer auf der Strasse und hörte das Bellen der Kanonen. Alle sprangen aus dem Jeep und versuchten, den Wald zu erreichen.

Der Jeep Roses, in dem noch der Fahrer, T/5 Shaunce, und der Adjutant des Generals, Major Robert Bellinger, sassen, kam am zweiten «Tiger» noch vorbei, wurde dann aber vom dritten aufgehalten. Rose und die beiden anderen sprangen auf die Strasse. Drohend richteten sich die Maschinengewehre auf sie; dann steckte der deutsche Kommandant seinen Kopf aus dem Turm. Er winkte mit seiner Maschinenpistole und sagte etwas, was die Amerikaner nicht verstanden.

«Ich glaube, er will unsere Pistolen haben», sagte Rose. Bellinger und Shaunce holten ihre Pistolen aus den Schulterhalftern, Rose, der zwischen ihnen stand, musste nach unten greifen, um seine Pistolentasche aufzuknöpfen.

Da ratterte die Maschinenpistole los. Rose stürzte auf die Strasse – tot. Der nervöse deutsche Panzerkommandant hatte die Bewegung des Generals missverstanden. Shaunce war mit einem Sprung hinter dem Panzer und damit aus der Schusslinie. Bellinger liess sich nach rückwärts fallen und landete im Strassengraben. Die Deutschen feuerten zwar auf ihn, aber er wurde glücklicherweise nicht verwundet; er rannte weg und versteckte sich im Wald. Auch Shaunce entkam, allerdings mit einem gebrochenen Bein. Die Leute auf dem Schützenpanzer und der Operationsoffizier der Division, Oberstleutnant Wesley Sweat, gingen in Gefangenschaft.

Diejenigen, die den ersten Überfall überlebt hatten, hatten sich aus dem Staube gemacht. Im Laufen hatten sie Pistolen, Uhren und andere Gegenstände, die sie Deutschen abgenommen hatten, weggeworfen. Sie fürchteten Vergeltung, allerdings grundlos; nur wenige Deutsche dachten an Rache oder gar daran, «Amis» zu jagen.

In dieser Nacht stiessen die Sergeants Bryan Owen und Arthur Hauschild bei

ihrer Flucht durch die Wälder plötzlich auf an die hundert Deutsche, die sofort die Hände hoch nahmen. Die beiden Unteroffiziere hielten abwechselnd Wache bei ihren Gefangenen. Owen, der in der vorangegangenen Woche nur wenig geschlafen hatte, nickte während seiner Wache zweimal ein, wurde jedoch beide Male von einem Gefangenen geweckt: er solle nicht dauernd einschlafen. Bei Tagesanbruch trieben Owen und Hauschild ihre Schutzbefohlenen durch den Wald, mehr oder weniger der Nase nach. Nach ein paar Kilometern stiessen sie auf eine getarnte Stellung. Im Zwielficht sahen sie einen Soldaten, erkannten aber nicht, ob es ein Amerikaner oder ein Deutscher war.

«Je-sus Co-rist!» schrie der Posten, als er die vielen Deutschen sah, und Owen hätte ihn dafür am liebsten umarmt.

Die beiden Sergeants übergaben ihre Gefangenen einem Offizier; dann erhielten sie Befehl, umzukehren und Roses Leiche zu bergen. Eine Stunde brauchten sie, bis sie ihn auf der Strasse gefunden hatten. Offensichtlich hatten die Deutschen gar nicht gemerkt, dass sie einen Divisionskommandeur erwisch hatten: Die Karten und geheimen Papiere in Roses Jeep waren unberührt, ebenso die im Schützenpanzer, der im Graben lag*. Die Pistole steckte noch in Roses Halfter, und Owen nahm sie an sich. Sie wickelten den General in eine Decke, legten ihm den Stahlhelm auf die Brust, und während sie zurückmarschierten, schleiften sie Rose so verpackt hinter sich her. Kurz vor den amerikanischen Linien wurden sie von einem Leutnant angehalten, der wissen wollte, was zum Teufel sie da machten. Sie erklärten es ihm, und der Leutnant wurde ungehalten, weil sie einen General so respektlos behandelten. Owen schnauzte zurück. Er wurde verhaftet, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden.

2 Bernard Baruch war in besonderer Mission aus Amerika eingetroffen, und jetzt fuhr er durch die frühlinggrüne englische Landschaft und lauschte dabei Churchill, der liebevoll von seinen Freunden Roosevelt und Harry Hopkins erzählte.

Einige Tage zuvor war Hopkins im Washingtoner Shoreham Hotel erschienen, wo Baruch wohnte. Im Gespräch hatte er angedeutet, dass Roosevelt sich nach dem Kriege einer ganzen Reihe von Schwierigkeiten gegenübersehen werde, an denen Churchill schuld sei. Weder ihm, Hopkins, noch John Winant, dem amerikanischen Botschafter am Hof von St. James, sei es gelungen, den Premierminister «herumzukriegen», und Roosevelt habe gemeint, dass vielleicht Baruch hinüberfahren und bei seinem alten Freund Winston sein Glück versuchen könnte.

Baruch war dann zum Präsidenten gegangen, um Näheres zu erfahren, aber Roosevelt plauderte zunächst über die Operation «Sunrise» und Russlands unge-rechtfertigte Reaktionen darauf. Dann meinte er, Baruch solle Churchill aufsuchen und «verschiedene Probleme hinsichtlich des Friedens» klären. Baruchs Versuche, weitere Einzelheiten zu erfahren, blieben erfolglos, und Baruch hatte das Gefühl,

* In verschiedenen alliierten Zeitungen wurde behauptet, Rose sei von den Nazis «ermor-det» worden, weil er Jude war. Für diese Behauptung gibt es keine Beweise.

der Präsident sei «fast zu schwach, um Entscheidungen zu treffen». In einem Punkt sah Roosevelt jedoch völlig klar. «Es wäre eine grossartige Geste», sagte er, «wenn die Briten Hongkong an China zurückgäben.» Baruch war zwar nicht dieser Ansicht, wollte es aber natürlich ausrichten.

«Soll ich Ihnen einen Brief an Winston mitgeben?» fragte Roosevelt.

«Ich brauche keinen Brief», bemerkte Baruch. «Vielleicht wollen Sie mich eines Tages dementieren.»

Baruch hatte sich noch mit Stettinius, Arnold, Leahy und King beraten und war dann mit der Maschine des Präsidenten nach England geflogen. Jetzt, auf dem Weg nach Chequers, fragte er Churchill: «Was soll eigentlich das Gerede dieser Leute, dass sie Schwierigkeiten mit Ihnen hätten?» Er erwähnte Churchills Abneigung gegen die UNESCO. Der Premier sagte, dass diese Organisation seiner Ansicht nach unwirksam sein würde.

«Wird sie irgend jemandem schaden?»

«Nein, aber sie wird auch niemandem nutzen.»

«Well, warum geben Sie dann dem Präsidenten nicht, was er sich wünscht, wenn es niemandem schadet?»

Noch bevor man in Chequers war, hatte sich Churchill einverstanden erklärt, den Präsidenten zu unterstützen – der schliesslich auch ihn unterstützte.

Churchill hatte allerdings eben auch ein Kabel von Eisenhower erhalten, das, wie ihm schien, ein neuer Beweis dafür war, dass der General die sowjetische Gefahr gar nicht erfasst hatte. Die Botschaft war ein Nachtrag zu einem Telefongespräch, bei dem Churchill die Klugheit der Entscheidung Eisenhowers, auf Berlin zu verzichten, in Frage gestellt hatte. Jetzt wiederholte der General seine Argumente noch einmal und bekräftigte seinen Entschluss, Berlin Stalin zu überlassen und nur nach Osten vorzustossen, «um mit den Russen Verbindung aufzunehmen oder die Elbe auf breiter Front zu erreichen».

Fast zur gleichen Zeit erhielten die britischen Stabschefs eine womöglich noch verwirrendere Botschaft. Es war die Antwort der amerikanischen Stabschefs auf das Schreiben ihrer britischen Kollegen, in dem diese Eisenhowers Entschluss barsch verurteilt hatten. Die Amerikaner stellten in ihrem Brief fest, dass Eisenhower am besten beurteilen könne, durch welche Massnahmen die baldige Vernichtung der deutschen Armeen am ehesten zu gewährleisten sei, dass Eisenhowers strategisches Konzept unter dem Gesichtspunkt, man müsse Deutschland so schnell wie möglich schlagen, gerechtfertigt sei und dass er soviel Unterstützung wie möglich bekommen solle. Es gab keinen Zweifel: Die amerikanischen Stabschefs standen geschlossen, ja geradezu angriffslustig hinter Eisenhower.

In Reims war Eisenhower immer noch dabei, Marshall klarzumachen, warum er beschlossen hatte, Berlin nicht zu nehmen. Es handle sich nicht um eine Abänderung der grundlegenden Strategie*, und Berlin selbst sei «kein besonders wichtiges Ziel mehr». Überdies, so erklärte er, würde sein neuer konzentrischer An-

* Die britische Reaktion auf Eisenhowers Entscheidung deutet darauf hin, dass es sich zumindest in den Augen der Engländer doch um eine entscheidende Änderung handelte. Auch zahlreiche amerikanische Truppenkommandeure waren schockiert.

griff südlich der Hauptstadt «den Fall Berlins mehr beschleunigen ... als eine Zersplitterung unserer Kräfte ...»

Montgomery gegenüber äusserte sich Eisenhower noch ausführlicher. An ihn gab er folgenden Funkspruch durch:

... Dieser Ort (Berlin) ist mittlerweile, soweit es mich betrifft, lediglich zu einem geographischen Punkt geworden, und dafür habe ich mich nie interessiert. Meine Absicht ist es, die feindlichen Streitkräfte und die feindliche Widerstandskraft zu vernichten.

Am nächsten Tag, dem 31. März, verfasste Churchill für die britischen Stabschefs eine Denkschrift, in der er auf die Folgewidrigkeiten in der ziemlich gefühlsbetonten Botschaft hinwies, die sie den amerikanischen Stabschefs zugeschickt hatten, ohne sich vorher mit ihm zu beraten. Er sei mit ihnen völlig einig, sagte er, doch sei nur ein Viertel der in Deutschland einrückenden Streitkräfte englisch, und insofern habe sich die Lage seit den Junitagen 1944 erheblich geändert. «Kurz, ich befürchte, unser Telegramm gibt den amerikanischen Stabschefs Argumente in die Hand, die sie geschickt gegen uns ausspielen werden.»

Bevor das Memorandum hinausging, erhielt Churchill eine Abschrift der deutlichen Antwort, die die amerikanischen Stabschefs ihren britischen Kollegen geschickt hatten. Daraufhin fügte der Premier seinem Schreiben noch einen Nachsatz hinzu: «P.S.: Obiges war bereits diktiert, als ich die Entgegnung der amerikanischen Stabschefs zu Gesicht bekam.»

Auch Eisenhower erhielt ein Telegramm von Churchill. Bemerkenswert weitsichtig äusserte sich der Premier zu jedem Argument Eisenhowers – und schloss mit fünfzehn Wörtern, die er später in seinem Buch wegliess:

... Ich weiss nicht, weshalb es ein Vorteil sein soll, nicht über die Elbe zu gehen. Wenn der Widerstand des Feindes nachlässt, was Sie offenbar erwarten und was leicht eintreten kann, weshalb sollten wir dann die Elbe nicht überschreiten und soweit wie möglich nach Osten vorstossen? Das hat, da die russischen Südarmeen in Wien einmarschieren und Österreich beinahe bestimmt überrennen werden, wichtige politische Rückwirkungen. Wenn wir ihnen jetzt Berlin freiwillig überlassen, obschon es in unserer Reichweite liegt, dann mag dieses Doppelereignis ihre jetzt schon offensichtliche Überzeugung stärken, alles allein geleistet zu haben.

Auch bin ich persönlich nicht der Ansicht, dass Berlin seine militärische oder gar seine politische Bedeutung verloren hat. Berlins Fall würde auf den deutschen Widerstand im gesamten Reichsgebiet die stärkste psychologische Rückwirkung haben. Solange Berlin aushält, werden es zahlreiche Deutsche als ihre Pflicht empfinden, kämpfend unterzugehen. Der Gedanke einer Einnahme Dresdens und einer dort stattfindenden Vereinigung mit den Russen bietet meines Erachtens keinen grösseren Gewinn. Die nach Süden verlegten Teile der deutschen Ministerien können sehr schnell noch weiter nach Süden verlegt werden. Doch solange Berlin unter deutscher Flagge bleibt, stellt es meiner Meinung nach unfehlbar den ausschlaggebenden Punkt des Reiches dar.

Ich würde es daher vorziehen, wenn an dem gelegentlich der Rheinüberschreitung gemachten Plan festgehalten würde, dass nämlich die amerikanische Neunte Armee

zusammen mit der Einundzwanzigsten Armeegruppe zur Elbe und über Berlin hinaus vormarschiert. Das stünde durchaus nicht im Wider Spruch zu Ihrem grossen Vorstoss im mittleren Abschnitt, den Sie jetzt mit voller Berechtigung im Anschluss an die glänzenden Operationen Ihrer Armee im Süden des Ruhrgebiets ansetzen. Es wird lediglich das Gewicht einer Armee zum Nordflügel verlagert, und dies wiederum würde die Verbannung der Streitkräfte Seiner Majestät in einen unerwartet beschränkten Wirkungsbereich verhindern.

In Moskau fuhren an jenem Abend General Deane und Harriman mit ihren britischen Kollegen zum Kreml, um Stalin den englischen und russischen Text von Eisenhowers so lange zurückgehaltener Botschaft zu übergeben. Stalin las mit undurchdringlichem Gesicht. Dann sagte er, der Plan scheinere gut zu sein, aber er könne sich nicht festlegen, solange er sich nicht mit seinem Stab beraten habe. Er fragte, ob Eisenhower etwas über deutsche Verteidigungsstellungen im Zentrum Deutschlands wisse.

«Nein», erwiderte Deane.

Ob der zweite Angriff im Süden von Italien oder von der Westfront aus erfolgen werde?

Deane sagte, soweit er orientiert sei, von der Westfront aus.

Ob die sowjetischen Informationen zuträfen, dass an der Westfront sechzig deutsche Divisionen stünden?

Die Amerikaner sagten, sie hätten einundsechzig gezählt.

Ob die Deutschen an der Westfront noch über weitere Reserven verfügten? Offensichtlich nicht.

Harriman erkundigte sich dann nach den Wetterbedingungen im Osten. «Erheblich gebessert», sagte Stalin.

«Gilt immer noch Ihre frühere Voraussage, dass die Operationen im Osten Ende März im Schlamm steckenbleiben könnten?» fragte Harriman.

«Die Situation ist günstiger, als ich erwartet hatte», erklärte Stalin; die Schneeschmelze habe ich diesem Jahr früher eingesetzt, und die Strassen trockneten bereits langsam ab. Man unterhielt sich noch eine Weile über die Lage an der Ostfront. Dann sagte Stalin, dessen Gedanken offenbar bei Eisenhowers Botschaft gewesen waren, unvermittelt: «Eisenhowers Plan ist gut. Er erreicht das Wichtigste, Deutschland in zwei Hälften zu spalten.» Er denke, die Stossrichtung sei für eine Vereinigung mit der Roten Armee günstig. Stalin liess wissen, er glaube wie Eisenhower, dass die Deutschen in den Gebirgen der Tschechoslowakei und Bayerns letzten Widerstand leisten würden. Dann versicherte er seinen Besuchern, dass er ihnen am folgenden Tag seine Antwort auf die Botschaft des Oberkommandierenden übergeben werde. Es war nicht zu verkennen, dass er zufrieden war.

Brooke kam von einem Angelausflug mit Mountbatten nach Hause zurück und fand dort die Mitteilung vor, dass der Premierminister die Stabschefs am folgenden Tag in Chequers zu sprechen wünsche.

Ein kurzes Wochenende also. Brooke brach am Vormittag nach Chequers auf. Es war der 1. April, Ostersonntag. Zwei Stunden lang unterhielten sich die Stabs-

chefs und Churchill über Eisenhowers Entscheidung. Brooke hatte das Gefühl, dass der ganze Plan – einschliesslich der neuerlichen Unterstellung Simpsons unter Bradley – in nationalem Prestigedenken seinen Ursprung hatte und sicherstellen sollte, dass auch die Anstrengungen der Amerikaner, die jetzt noch unter britischem Befehl kämpften, ins rechte Licht gerückt wurden. Aber man erkannte auch, dass man nichts dagegen tun konnte. Im Übrigen stellte man fest, Eisenhowers Erläuterungen hätten deutlich gemacht, dass sich an den Plänen tatsächlich nicht allzu viel geändert habe – ausgenommen natürlich die Tatsache, dass das Hauptziel des Vormarsches jetzt nicht mehr Berlin, sondern Leipzig war.

Nach der Konferenz arbeiteten die Stabschefs eine Antwort auf das aus, was Brooke als «die ziemlich unverschämte Mitteilung der amerikanischen Chefs» bezeichnete. Mittlerweile fasste Churchill ein langes Telegramm an Roosevelt ab. Es war zwar versöhnlich gehalten – die beiden Nationen seien «die echtsten Freunde und Kameraden, die jemals als Verbündete Seite an Seite kämpften», hiess es darin –, liess aber doch keinen Zweifel an seiner, Churchills, festen Überzeugung, dass man das wahre Wesen des aggressiven Kommunismus auf jede nur mögliche Weise enthüllen und sich ihm widersetzen müsse.

... Ich sage ganz offen, dass Berlin von grosser strategischer Bedeutung bleibt. Psychologisch wird nichts eine so verheerende Wirkung auf die deutsche Widerstandskraft ausüben wie der Fall Berlins. Er wird das entscheidende Zeichen der Niederlage für das deutsche Volk sein. Wenn man Berlin jedoch der Belagerung durch die Russen überlässt, und solange die deutsche Flagge über den Ruinen der Stadt weht, wird das den Widerstandsgeist aller waffentragenden Deutschen mehr anfeuern als alles andere. Ausserdem gibt es noch einen Aspekt, den Sie und ich berücksichtigen sollten. Zweifellos werden die russischen Armeen ganz Österreich überrennen und Wien besetzen. Wird nicht der Eindruck, dass sie zu unserem gemeinsamen Sieg in überwältigender Weise beigetragen haben, unangemessen bestärkt, wenn sie auch Berlin einnehmen, und könnte dies sie nicht in eine Stimmung versetzen, die in der Zukunft zu ernstesten Schwierigkeiten führen wird? Daher bin ich der Ansicht, dass wir in Deutschland soweit wie möglich nach Osten vorrücken und Berlin erobern sollten, falls es in unserer Reichweite liegt. Aber auch aus militärischen Gründen fände ich das vernünftig ...

Am gleichen Tag schrieb Brooke in sein Tagebuch: «Es ist ein Jammer, redliche Strategie wird durch die nationalistischen Ansichten der Verbündeten beeinflusst ... Aber wie Winston sagt: Schlimmer als der Kampf mit Verbündeten ist nur eines – der Kampf ohne Verbündete!»

Brooke war bedrückt. Aber Eisenhower war beunruhigt, als er die Antwort auf Churchills letzte Botschaft niederschrieb. Was ihn besonders beschäftigte, waren die letzten fünfzehn Worte des Premierministers. Eisenhower wiederholte zunächst, dass kein Plan geändert worden sei und fuhr fort:

Ich bin besorgt, wenn nicht verletzt, über Ihre Andeutung, dass ich die Streitkräfte Seiner Majestät in einen unerwartet beschränkten Wirkungsbereich verbannt hätte. Nichts liegt mir ferner, und ich glaube, mein Verhalten als Oberkommandierender der alliierten Streitkräfte in den vergangenen zweieinhalb Jahren sollte eine derartige Vorstellung ausschliessen. Aber um zu diesem Punkt noch

*etwas zu sagen: Leider ist es mir unmöglich zu erkennen, wie die Rolle, die Aktionen oder das Ansehen der britischen 2. und der kanadischen Armee durch die Tatsache beeinflusst werden sollen, dass die 9. Armee, die in ihrem eigenen Abschnitt vorgeht, unter dem Befehl Bradleys steht, bis ich sicher sein kann, dass unsere rückwärtigen Gebiete im Wesentlichen gesäubert sind und der Vorstoss nach Leipzig erfolgreich verläuft...**

*Sollten irgendwann «Eclipse»-Bedingungen** an der Front auftreten, könnten wir sofort vorstossen und Lübeck und Berlin wieder in die Liste unserer wichtigen Operationsziele aufnehmen.*

Waren die Briten über Eisenhower immer noch unglücklich, so war Amerikas anderer Verbündeter um so zufriedener. Am gleichen Tag leitete General Deane dem Oberkommandierenden ein persönliches, streng geheimes Telegramm Stalins zu:

Ihr Plan, die deutschen Streitkräfte durch die Vereinigung der sowjetischen Streitkräfte mit Ihren Streitkräften zu spalten, stimmt völlig mit dem Plan des sowjetischen Oberkommandos überein.

Ich bin mit Ihnen auch einer Meinung, dass die Stelle für die Vereinigung Ihrer Streitkräfte und der sowjetischen Streitkräfte im Gebiet Erfurt-Leipzig-Dresden liegen sollte. Das sowjetische Oberkommando ist der Ansicht, dass der Hauptangriff der sowjetischen Streitkräfte in diese Richtung geführt werden sollte.

Berlin hat seine frühere strategische Bedeutung verloren. Das sowjetische Oberkommando plant daher, zweitrangige Streitkräfte in Richtung Berlin einzusetzen.

Stalin benutzte Eisenhowers Argument von der strategischen Bedeutungslosigkeit Berlins, obgleich es in der Botschaft des Oberkommandierenden gar nicht erwähnt worden war, um seine eigenen Absichten zu verbergen – und das in einer Zeit, da Schukow den entscheidenden Vorstoss auf Berlin vorbereitete.

* Dieser gesamte Absatz ist in Churchills *Triumph und Tragödie* gestrichen; auch in Eisenhowers *Kreuzzug in Europa* taucht er nicht auf.

** Operation *Eclipse* war ein allgemeiner Plan für die Übernahme der Verwaltung in Deutschland im Falle eines plötzlichen Zusammenbruchs oder einer überraschenden Kapitulation. Er war bereits vor der Landung in der Normandie – damals unter dem Decknamen «Talisman» – ausgearbeitet worden. Demnach hatte die alliierte 1. Luftlandarmee für den Notfall Operationen gegen Berlin und (oder) Kiel vorzubereiten. Fallschirmjäger sollten dann Flugplätze in und bei Berlin und Kiel besetzen. Die Möglichkeit eines Absprungs von Ridgways XVIII. Luftlandekorps über Berlin bestand tatsächlich fast bis Kriegsende. Indessen beschäftigte *Eclipse* sich im Wesentlichen mit nicht-militärischen Fragen wie den Bedingungen des Waffenstillstands, der Entwaffnung der deutschen Streitkräfte, dem Problem der verschleppten Personen, den Kriegsgefangenen und der Zuständigkeit deutscher Gerichte. Im April 1945 rechnete jedoch kaum noch jemand damit, dass es vor der vollständigen Besetzung Deutschlands zu einer allgemeinen Kapitulation kommen werde, und SHAEF bestimmte daher, dass *Eclipse* in dieser Form nicht angewendet würde.

Ironischerweise gelangte die britische Kopie der Eclipse-Papiere, wenige Tage vor dieser Entscheidung, irgendwie in Kesselrings Hauptquartier. Die Dokumente wurden übersetzt und Hitler vorgelegt, zusammen mit einer Karte, auf der Deutschland in alliierte Besatzungszonen aufgeteilt war, sowie einer weiteren Karte, aus der hervorging, dass Berlin eine von England, Amerika und Russland besetzte Enklave innerhalb der russischen Zone bilden würde.

3 Am Ostersonntag war ein Teil der alliierten Kriegsgefangenen zu Fuss von den Frontgebieten nach Bayern unterwegs. Andere blieben in ihren Lagern und rechneten jeden Augenblick mit der Befreiung durch alliierte oder russische Truppen. Und wieder andere waren von den Russen bereits befreit worden, kamen sich aber keineswegs befreit vor. Für fast alle jedoch war das ein Tag von besonderer Bedeutung: Ein Wendepunkt. Die Freiheit schien zum Greifen nahe.

Die Männer aus Hammelburg machten Rast, nachdem sie etwa ein Drittel des Weges nach Nürnberg zurückgelegt hatten. Ihre grösste Sorge waren die eigenen Flugzeuge. Amerikanische Maschinen waren bereits im Sturzflug auf sie heruntergestossen, um sie mit Bordwaffen zu beschiessen, und hatten dann – gerade noch rechtzeitig – die Zeichen entdeckt, die die Gefangenen auf den Feldern ausgelegt hatten. Aber würde man noch einmal solches Glück haben?

Um 11.00 Uhr las Father Cavanaugh in einer kleinen alten Dorfkirche, die St. Josef geweiht war, die Messe. Es war das erste katholische Gotteshaus, das er seit seiner Gefangennahme in den Ardennen betreten hatte. In die schweren goldgestickten Messgewänder des Dorfpfarrers gehüllt, begann er den Gottesdienst für die achtzig Männer, die sich in der Kirche drängten.

«Meine lieben Mitgefangenen, dies ist der Tag des Herrn; freuen wir uns und jubeln wir ... Während der letzten vier Tage haben wir unseren Kreuzweg erlebt und haben mit Christus gelitten, der in den Kruzifixen dargestellt war, die an unserem Weg standen ...

Wir haben von unserem Herrn viele Gnaden zu erbitten. Wir bitten ihn, uns weiterhin Schutz zu gewähren, uns vor Sünde zu bewahren und uns zu helfen, bessere Menschen zu werden.»

Vielen liefen die Tränen übers Gesicht, und auch Father Cavaughns Augen waren feucht. «Ostern ist das Fest des Friedens – des Friedens zwischen Gott und den Menschen, des Friedens zwischen den Völkern, in der Politik, in der Familie, des Friedens im Herzen jedes Gotteskindes. Wir wollen dieses Messopfer darbringen, damit die Welt bald wieder Frieden findet.»

Die Gefangenen in STALAG II A, nördlich von Berlin, hatten nicht den geringsten Zweifel, dass der Friede nahe war; die Wachtposten behandelten sie nicht mehr wie Gefangene, sondern wie ihresgleichen, und übersahen sogar Vergehen, die üblicherweise sdiwer bestraft worden wären. Am vorangegangenen Sonntag hatte sich Father Sampson während der Messe, in Anwesenheit mehrerer Posten, gegen die Kanzel gelehnt, in der das Lagerradio versteckt war, und gesagt: «Sucht erst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles von selbst zufallen.» Es war jedoch, als hätte er gesagt: «Sesam, öffne dich.» Die Falltür klappte herunter – er hatte in der Nacht vergessen, sie mit einem Splint zu sichern –, und der Apparat fiel heraus. Verwirrt schob der Priester das Radio wieder in sein Versteck, und die Gemeinde bog sich vor Lachen – ausgenommen die Posten. Aber sie taten, als hätten sie nichts gesehen, und machten auch keine Meldung.

Heute, am Ostersonntag, protestierten die Posten nur zum Schein, als sich Tausende von Gefangenen aus allen möglichen Ländern auf einem grossen Feld um

einen Behelfsaltar versammelten. Father Sampson und die anderen Priester hatten ein feierliches Hochamt im Freien vorbereitet, ohne dem Lagerkommandanten Bescheid zu sagen. Eine so riesige Gemeinde hatte Sampson erst einmal gesehen, bei einem nationalen Eucharistischen Kongress. Die Predigt wurde auf französisch, englisch, italienisch und polnisch gehalten; sie war zwar schlicht, aber sie wurde begeistert aufgenommen: Hier, im Gefangenenlager, gebe es keinen Streit, keinen Hass, keine Intrigen und keinen Kampf um die Macht; aber es gebe einen König, den alle liebten, dem alle gehorchen könnten, und in dieser Liebe und diesem Gehorsam würden die Gefangenen das Glück und die Freiheit finden, die sie ersehnten.

4 Bis zum Mittag des 31. März waren die Truppen, die Model aus dem Ruhrgebiet heraus gegen die amerikanische 3. Panzerdivision angesetzt hatte, nicht allzuweit vorangekommen. Aber «Lightning Joe» Collins, Kommandeur des Korps, zu dem die 3. Panzerdivision gehörte, war dennoch besorgt: Aus Gefangenaussagen wusste er, dass die Deutschen einen Angriff gegen seine beiden Flanken planten. Deshalb führte er ein recht ungewöhnliches Telefongespräch mit einem alten Freund, dem General Simpson. Collins brauchte dringend Hilfe – selbst wenn sie von einer Armee kam, die zu einer anderen Heeresgruppe gehörte. Dem Plan nach sollte Montgomerys 21. Heeresgruppe in wenigen Tagen bei Paderborn mit Bradleys 12. Heeresgruppe Fühlung nehmen – und damit den Ruhrkessel schliessen. Aber Collins erklärte Simpson, dass Montgomery zu langsam vorankäme, dass jedoch die Vereinigung der beiden Heeresgruppen bald erfolgen müsse, wenn man den Deutschen nicht die Möglichkeit geben wolle, in Richtung Paderborn auszubrechen.

«Bill, ich mache mir Sorgen», sagte Collins. «Ich bin so auseinandergezogen.» Er bat Simpson, eine Kampfgruppe der amerikanischen 2. Panzerdivision sofort nach Paderborn vorstossen zu lassen. «Ich werde auch eine Kampfgruppe schicken, damit wir uns dort treffen.»

Ohne sich vorher mit Montgomery zu besprechen, erklärte sich Simpson einverstanden, und bei Einbruch der Nacht raste seine 2. Panzerdivision nach Südosten. Vor der Spitze fuhr Oberleutnant William Dooley, Kompaniechef im 67. Panzerregiment. Er hatte keine Ahnung von der Bedeutung seines Auftrags; er wusste nicht einmal genau, wohin er fuhr. Er sollte nur, so schnell es ging, Lippstadt, 30 Kilometer westlich von Paderborn, erreichen. Es war stockfinster; gelegentlich hörte er in der Feme das Rattern von Maschinenpistolen, aber erkennen konnte er nichts. Das zerrte an den Nerven. Von Süden her kam das dumpfe Rollen schwerster Detonationen; sie waren so stark, dass die Erschütterung selbst noch in den Panzern zu spüren war. Es war die Schlacht im Ruhrkessel, die da tobte.

Aber Dooleys Kompanie stiess nur vereinzelt auf Widerstand – hie und da MG- und Gewehrfeuer –, und am Ostermorgen um 6.00 Uhr erreichte sie nach einem Marsch von achtzig Kilometern die Aussenbezirke von Lippstadt. Taumelnd kletterten die Infanteristen von den Fahrzeugen, durchsuchten die ersten Häuser und

drangen dann in die Stadt ein. Ein deutscher Panzer tauchte auf und feuerte auf den ersten amerikanischen Panzer, aber die Granate prallte von der rechten Seite des Turms ab. Der Deutsche ging zurück. Dann stiessen die Amerikaner auf eine Sperre aus auf der Strasse auf geschichteten Betonblöcken; plötzlich erschienen Zivilisten und räumten die Blöcke beiseite.

Leutnant Donald E. Jacobson, Führer des ersten Zuges, bekam Befehl, in die Stadt einzurücken; ein Infanteriezug war in einem Krankenhaus abgeschnitten und brauchte Hilfe. Jacobson liess seine Leute aufsitzen und fuhr los. In der Nähe des Krankenhauses kamen ihm drei Dutzend Deutsche mit erhobenen Händen entgegen; sie wurden ebenfalls auf die Panzer geholt. Dann rollte Jacobson, auf der Suche nach dem Gegner, weiter durch die Stadt. Am anderen Ende sah er, dass sich eine Gruppe von Panzern von Osten her näherte. Er ging in Feuerstellung; dann merkte er, dass es M-5 von der 3. Panzerdivision waren.

Die Uhren schlugen eins. Eben war Models Heeresgruppe, mehr als 300'000 Mann, in Deutschlands letztem Industriegebiet eingekesselt worden, aber für die Amerikaner, die den Ring geschlossen hatten, war es ein Tag wie jeder andere. Sie schrien sich Witze zu: Sie waren froh, dass sie diese Stadt nicht hatten erobern müssen.

Die Bedeutung dessen, was geschehen war, erkannte Jacobson erst, als er in der Nähe einer Kirche von Fotografen und Korrespondenten umringt wurde.

Was Churchill auch an diesem Tag am stärksten beschäftigte, war Eisenhowers Entscheidung, Berlin den Russen zu überlassen. Der Premierminister fürchtete zwar, dass es zum offenen Streit kommen würde, wenn der Disput noch länger dauerte; trotzdem war er nicht bereit, aufzugeben.

Er wollte einen Kompromiss. Er schickte Eisenhower eine in freundschaftlichem Ton gehaltene Botschaft:

Ich danke Ihnen noch einmal für Ihr so freundliches Telegramm ... Die Wichtigkeit des Einmarsches in Berlin scheint mir jetzt nur noch um so grösser angesichts der Ihnen aus Moskau erteilten Antwort, in der es in Absatz 3 heisst: «Berlin hat seine frühere strategische Bedeutung verloren.» Das muss im Sinn der von mir erwähnten politischen Gesichtspunkte gelesen werden. Ich halte es für äusserst wichtig, dass wir den Russen die Hand so weit wie möglich im Osten reichen ...

Aber der neue Brief hatte auf Eisenhower keine grössere Wirkung als die vorangegangenen. Der General hielt an seinem Plan fest, und er war von ihm so überzeugt, dass er sogar bereit war, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen.

Als Kesselring zu seinem Gefechtsstand im Thüringer Wald zurückkehrte, meldete ihm sein Chef des Stabes, Westphal, dass aus dem Führerhauptquartier eben ein neuer Befehl eingetroffen sei. Model müsse das Ruhrgebiet wie eine Festung verteidigen, und ein Ausbruchversuch komme nicht in Frage.

Kesselring konnte es kaum fassen. Wusste denn das OKW nicht, dass es im Ruhrkessel nur Lebensmittel für zwei bis drei Wochen gab? Abgesehen davon hatte

Eisenhower mit Sicherheit an der Ruhr kein strategisches Interesse; sein Ziel lag weiter östlich.

Die Westfront hatte aufgehört, eine Front zu sein. Blaskowitz, im Norden, war zerschlagen. Hausser, im Süden, war es ebenfalls, und die Reste seiner Truppen hatten zueinander keine Verbindung mehr. Model, in der Mitte, war zum Untergang verdammt. Kesselrings Front hatte sich aufgelöst; jetzt ging es nur noch darum, den Lauf der Dinge nach Möglichkeit zu bremsen.

Seit Tagen schrieb Bormann zum erstenmal wieder an seine Frau. Er sprach von der Verzweiflung, die wie eine dunkle Wolke über Berlin hing. Er warnte seine Frau, das Heereskommando in Wien sei «so jammervoll schlecht», dass man das Schlimmste erwarten müsse; sie solle sich darauf vorbereiten, vom Obersalzberg nach Tirol überzusiedeln. «Es macht mich traurig und ärgerlich zugleich, dass ich dir im Augenblick nichts Erfreulicheres mitteilen kann», schloss er, «aber das werde ich nachholen, wenn die schöne Zeit des Friedens kommt.»

Es gab immer noch Deutsche, die dem heraufziehenden Unheil nicht ins Gesicht sehen wollten. Himmler beispielsweise behauptete, die militärische Lage sei keineswegs hoffnungslos. «Ich bin bereit, alles für das deutsche Volk zu tun, aber ich muss den Kampf fortsetzen», erklärte er zwei Besuchern, dem Grafen Bemadotte und Schellenberg, während eines vierstündigen Gesprächs. Er habe den Eid auf den Führer geleistet, und an diesen Eid sei er gebunden.

«Sehen Sie denn nicht ein, dass Deutschland den Krieg tatsächlich verloren hat?» erwiderte der Graf. «Ein Mann, der sich in Ihrer Lage und Ihrer Stellung befindet, auf dem eine so unerhörte Verantwortung lastet, darf seinem Vorgesetzten nicht einfach blindlings gehorchen; er muss den Mut haben, Massnahmen zu ergreifen, die seinem Volk zum Nutzen gereichen.»

Himmler schwieg und überlegte. Er rührte sich nicht, bis er kurz darauf ans Telefon gerufen wurde. Dann erhob er sich und verliess schnell den Raum, so, als wäre er froh, Bernadottes Vorwürfen zu entgehen. Schellenberg war zufrieden, dass sein Chef so unter Druck gesetzt wurde, und drängte Bemadotte, nicht nachzulassen.

Als Himmler zurückkehrte, sprach Bemadotte nur noch von seinem eigenen Auftrag. Er bat darum, alle Dänen und Norweger sofort nach Schweden zu bringen. Himmlers Gesicht bekam einen besorgten Ausdruck. «Persönlich würde ich Ihre Bitte gerne erfüllen, aber leider ist es mir unmöglich.» Dann wechselte er unvermittelt das Thema. Die deutsche Regierung habe eine Reihe verhängnisvoller Fehler gemacht. «So war es beispielsweise ein Irrtum, dass wir England gegenüber nicht offener vorgingen. Was mich selbst betrifft – nun ja, ich werde im Ausland als der grausamste, als der sadistischste aller lebenden Menschen beurteilt. Aber eines will ich gesagt haben: Niemals habe ich die Feinde Deutschlands in der Öffentlichkeit mit Schmutz beworfen.»

«Wenn Sie es nicht getan haben, so hat Hitler es um so gründlicher besorgt», erwiderte der Graf. «Was hat er noch gesagt – wir werden die englischen Städte ausradieren! Ist es dann so verwunderlich, dass die Alliierten in der Folge mit voller Wucht ihre Bombenangriffe auf die deutschen Städte geführt haben?»

Als die Amerikaner den Ring bei Lippstadt geschlossen hatten und der Widerstand im Ruhrkessel zusammengebrochen war, gab Hitler endlich zu, dass die totale Niederlage nicht nur möglich, sondern sogar wahrscheinlich sei. «Aber selbst diese Aussicht», sagte er «mindert nicht mein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft des deutschen Volkes. Je mehr wir leiden, desto ruhmreicher wird die Auferstehung des ewigen Deutschland sein!»

Obgleich er persönlich es nicht ertragen könne, in einem besiegten Deutschland zu leben, wolle er allen, die überlebten, einige «Verhaltensregeln» geben. Er riet ihnen, die Rassengesetze zu befolgen, die der Nationalsozialismus festgelegt habe, und die «Unauflöslichkeit der Einheit aller germanischen Rassen zu bewahren».

Er prophezeite, dass es nach der deutschen Niederlage nur noch zwei grosse Weltmächte geben werde: Amerika und die Sowjetunion. «Die Gesetze sowohl der Geschichte als der Geographie werden diese beiden Mächte zu einer Kraftprobe entweder auf militärischem Gebiet oder auf den Gebieten Wirtschaft und Weltanschauung zwingen. Nach denselben Gesetzen ist es unvermeidbar, dass beide Mächte Feinde Europas werden. Und ebenso gewiss ist, dass diese beiden Mächte früher oder später den Wunsch zeigen werden, die Unterstützung der einzigen überlebenden grossen Nation in Europa, des deutschen Volkes, zu suchen. Mit allem mir zur Verfügung stehenden Nachdruck sage ich, dass die Deutschen es um jeden Preis vermeiden müssen, in diesem oder jenem Lager die Rolle des Bauern zu spielen.»*

* Dies war das letzte von Hitlers «Privatgesprächen». Fünfzehn Tage später, am 17. April, wurden die Dokumente aus Berlin herausgeschafft.

Dritter Teil: Die Begegnung zwischen Ost und West

1 Hitler hatte auch sein letztes Spiel im Südosten verloren; die ungenügend vorbereitete Offensive Sepp Dietrichs, der Tolbuchins Streitkräfte aufspalten und dann vernichten sollte, hatte mit dem Mut der Verzweiflung begonnen – und mit einer vollständigen Niederlage geendet.

Die Kampfgruppe des SS-Oberstleutnants Fritz Hagen war, nachdem sie sich bei anderen Einheiten Benzin organisiert hatte, am weitesten durch den Morast und den Schlamm Mittelungarns vorgestossen; aber nach vier Tagen und rund siebenzig Kilometern war der führende Panzer, dessen Auspuffe abgeschossen waren, immer noch 30 Kilometer von der Donau entfernt. Als Hagen seinen Standort meldete, wurde er gefragt, was, zum Teufel, er so weit vor den anderen zu suchen habe. Er solle sich sofort zurückziehen. «Wissen Sie denn nicht, dass die Russen in Richtung Wien angreifen?»

Hagen war schlechter Laune; sie wurde noch schlechter, als er erfuhr, dass in dem Augenblick, da Dietrich seine Offensive gestartet hatte, auch Tolbuchin – und mit noch viel stärkeren Kräften – zum Angriff angetreten war. Natürlich war der grösste Teil von Dietrichs 6. SS-Panzerarmee bei dem Zusammenprall vernichtet worden; die es überstanden hatten, wichen langsam zurück und versuchten verzweifelt, Tolbuchins Vormarsch auf Wien zu stoppen.

Hagen zog sich mit seinen restlichen 25 Panzern auf eine Position beiderseits der Strasse Budapest-Wien zurück und empfing dort Tolbuchins sorglos heranrollende Angriffsspitze; und dabei schafften es die deutschen Panzer, obwohl sie kaum noch Munition hatten, 125 schwere «Stalins» abzuschiessen.

Während Dietrich nach Nordwesten auf Wien zurückging, verlor er die Fühlung mit der 6. Armee des Generals Hermann Balk auf seiner rechten Flanke, und am 1. April liess Tolbuchin einen starken gepanzerten Verband in die immer breiter werdende Lücke stossen.

Balk, dessen Flanke jetzt völlig ungeschützt war, beklagte sich bei General Wöhler, dem Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Süd: «Was erwartet man eigentlich von uns, wenn nicht einmal die Leibstandarte ihre Stellungen halten kann?»

Der Bericht über dieses Gespräch verärgerte Hitler schwer: «Wenn meine eigene Leibstandarte ihre Stellung nicht halten kann, ist sie es nicht wert, meinen Namen zu tragen!» Und er befahl Keitel, an Dietrich den folgenden Funkspruch zu schicken:

Der Führer glaubt, dass die Truppen nicht so gekämpft haben, wie die Lage es verlangte, und befiehlt daher, dass die SS-Divisionen Adolf Hitler, Das Reich, Totenkopf und Hohenstaufen ihre Ärmelstreifen ablegen.

Später erzählte man sich überall, dass Dietrich, nachdem er den Funkspruch gelesen hatte, seine Divisionskommandeure zusammengerufen, das Schreiben auf den Tisch geknallt und laut erklärt habe: «Das ist der Lohn für das, was ihr in den letzten fünf Jahren geleistet habt!» Dann habe er Hitler mitgeteilt, dass er sich lieber erschiessen als einen solchen Befehl ausführen würde, und seine sämtlichen Orden in einem Nachtopf zurückgeschickt. Diese Geschichte kam der Wahrheit sehr nahe – wenn auch die Akteure andere waren. Dietrich war über den Führer keineswegs verärgert; er war völlig überzeugt, dass der Führer falsch informiert worden war, und ignorierte den Befehl einfach, was damals nur wenige Oberbefehlshaber gewagt hätten.

Aber der Inhalt von Hitlers Funkspruch sickerte doch bis zu den Einheiten durch. Als Hagen davon hörte, war er fassungslos. Der Führer war sein Idol, nie in seinem Leben hätte er ihre erste Begegnung vergessen. Mit zwanzig anderen war er in der Reichskanzlei angetreten. Mechanisch hatte Hitler den Männern die Hand geschüttelt, auch Hagen; aber als er an dem blonden und gutaussehenden Panzermann schon vorüber war, hatte er sich plötzlich umgedreht, war zurückgegangen und hatte die rechte Hand Hägens mit beiden Händen ergriffen und ihn zugleich mit seinen blaugrauen Augen angestarrt. Von diesem Augenblick an wäre Hagen sogar bereit gewesen, für den Führer den Kopf auf den Richtblock zu legen.

Jetzt allerdings war Hagen wütend. Er rief seine Offiziere zusammen: «Wir nehmen einen Nachtopf, werfen unsere Orden hinein und umwickeln ihn mit dem Ärmelstreifen der Division Götz von Berlichingen.» Aber dann verflóg sein Zorn, und die Kampfgruppe Hagen ging wieder in den Kampf.

Schulter an Schulter stiessen Malinowskij und Tolbuchin weiter nach Österreich vor. Malinowskij im Norden wurde durch Geländeschwierigkeiten aufgehalten, aber Tolbuchin kam auf der gut ausgebauten Strasse schnell voran, und am 30. März, dem Karfreitag, näherte er sich der österreichischen Grenze. 70 Kilometer waren es noch bis Wien.

2 Im vorangegangenen Jahr hatten sich in ganz Österreich spontan locker organisierte Widerstandsgruppen gebildet. Anfang 1945 war Major Carl Szokoll, ein österreichischer Wehrmachtsoffizier, zu einer Gruppe gestossen, die sich «Komitee der Sieben» nannte: Männer aller politischer Richtungen, die der gemeinsame Hass auf die Nazis verband. Szokoll machte ihnen klar, dass ein Aufstand in Österreich nur bei enger Zusammenarbeit zwischen zivilen und militärischen Widerstandsgruppen Erfolg haben könne. Er selbst habe bereits eine starke Untergrund-Gruppe österreichischer Patrioten aufgebaut, die in deutschen Einheiten dienten.

Szokoll, 30, war ein schlanker Mann, gerade eineinhalb Meter gross. Er war an der Verschwörung vom 20. Juli beteiligt gewesen, und er hatte damals eine ganze Reihe von Gestapo- und SS-Leuten in Wien verhaftet. Als das Komplott zerschla-

gen war, war es ihm gelungen, seine Vorgesetzten davon zu überzeugen, dass er lediglich seine Pflicht getan habe.

Szokoll und das Komitee der Sieben taten sich zusammen. Sie beschlossen, ihrer Organisation die Bezeichnung «0-5» zu geben. Diese Chiffre bestand sehr einfach aus den ersten beiden Buchstaben des Wortes «Österreich»; dabei bedeutete die Fünf den fünften Buchstaben des Alphabets. Mitglieder des Widerstands fingen an, «0-5» auf alle offiziellen Plakate zu malen. Das Publikum wusste im Grunde nur, dass es sich dabei um das Symbol einer Widerstandsbewegung handelte, aber für Österreicher jeglichen Alters war es bald ein Sport, «0-5» im ganzen Land mit Kalk und Farbe an die Wände zu malen. So entstand der Eindruck, dass die Bewegung stark und weit verbreitet sei – viel stärker, als sie in Wirklichkeit war.

Mitte März 1945 waren die Führer von «0-5» davon überzeugt, dass Hitler bereit sei, Österreich im Endkampf zu opfern, und dass Wien dann dasselbe Schicksal erleiden werde wie Budapest. Sie wollten die Stadt retten, aber sie wollten der Welt auch beweisen, dass der Freiheitswille der Österreicher trotz der langen Jahre der Besetzung durch die Nazis und trotz der Einkerkерung von Hunderten ihrer Widerstandsführer nicht gebrochen war.

Am 25. März erklärte Major Szokoll bei einer «0-5»-Besprechung, dass Wien nur gerettet werden könne, wenn man der Roten Armee helfe, die Stadt zu besetzen. «Wenn man unsere Bedingungen annimmt, müssen wir uns erbiehen, ihnen die Stadt zu übergeben.» Dann erläuterte er seinen Plan. Szokolls Aufgabe beim Wehrbezirkskommando XVII bestand darin, die Verteidigung Wiens gegen einen von Osten kommenden Angreifer aufzubauen. So hatte er Gelegenheit, im Wienerwald, südlich der Stadt, einige Bataillone einzusetzen, die zu «0-5» hielten. Bei Beginn des entscheidenden Angriffs, sagte Szokoll, werde er diese Truppen einfach zurückziehen, so dass die Sowjets durch das Waldgebiet in der Nähe von Baden, rund 30 Kilometer südlich von Wien, vorstossen und völlig unerwartet von Süden her in die Stadt einrücken könnten. Mit Hilfe von «0-5» könnten sie Wien dann nehmen, ohne dass es zu grossen Verlusten und Zerstörungen kommen müsse. Szokolls Plan wurde begeistert begrüsst, und ein Ausschuss für die Verbindung zwischen Zivilisten und Militär wurde gebildet.

Fünf Tage später, am Karfreitag, hörten die Wiener zum erstenmal das ferne Grollen der Geschütze. In jener Nacht war der Himmel im Südosten purpurrot gefärbt. Das Kriegsrecht wurde verkündet. Am nächsten Morgen griffen alliierte Bomber Bahnhöfe, Donaubrücken und andere Ziele an, und die erschöpften Feuerwehren wurden der Brände nicht mehr Herr. Die Wiener nahmen ihre Betten mit in die Keller und Luftschutzbunker und begannen ein Leben unter der Erde. Die Trümmer auf den Strassen blockierten den Verkehr; die S-Bahn stand still, und Strassenbahnwagen rollten nur noch auf einigen Strecken. Gas und Elektrizität gab es nur wenige Stunden am Tag, und in vielen Bezirken funktionierte die Wasserversorgung nicht mehr.

Die Parteifunktionäre, die bis dahin in der Stadt das grosse Wort geführt hatten, wagten sich nicht mehr in ihren braunen Uniformen auf die Strasse. Am Spätnachmittag strömten diejenigen, die es geschafft hatten, die Erlaubnis zum Ver-

lassen der Stadt zu erhalten, aus Wien heraus. Der grösste Teil der Bevölkerung konnte natürlich nicht fliehen, aber die Wiener trugen es mit Humor. Man erzählte sich den neuesten Witz: «Zu Ostern geht es mit der Strassenbahn an die Front.» Aber das war gar kein Witz; an Ostern kam die Nachricht, dass Tolbuchin Dietrichs Verteidigungsstellungen südöstlich von Wien durchbrochen habe und nur noch knappe 15 Kilometer von den Vororten entfernt sei. Der Gauleiter und Reichsverteidigungskommissar Baldur von Schirach, einstmals Reichsjugendführer, erklärte die Stadt zur Festung und rief den Volkssturm auf. Kinder und alte Männer begannen, in den Aussenbezirken Schützengräben auszuheben. Zivilisten wurden aus ihren Wohnungen geholt und gezwungen, Panzersperren und provisorische Strassenbarrikaden aus Pflastersteinen, Baumstämmen und Strassenbahnschienen zu errichten. Den Hitlerjungen drückte man Panzerfäuste in die Hand und befahl ihnen, Schützenlöcher zu buddeln.

«Die Stunde Wiens, die Zeit der Bewährung ist gekommen!» verkündete Schirach. Die *Kleine Kriegs-Zeitung* erklärte: «Hass ist unser Gebet, Rache unsere Losung.» Lind im Rundfunk erklärte Sepp Dietrich: «Es geht nicht um uns, sondern um die Partei! Heil unserem Führer!»

Im Verlauf des Tages konnte Szokoll feststellen, wo Dietrichs letzte Reserven, zwei SS-Divisionen, in Stellung gegangen waren. Jetzt war es soweit. Die Führer von «0-5» wurden zu einer Besprechung zusammengerufen.

Heimlich trafen sich die Verschwörer am Abend des 2. April dort, wo es wohl niemand erwartet hätte: im Gebäude des Wehrbezirkskommandos XVII am Stubenring, wo auch Szokolls Büro war.

«Welcher der Herren übernimmt freiwillig die Aufgabe, meinen Plan dem russischen Oberkommando zu überbringen?» fragte er. Er sah sich um; sein Blick blieb an dem 31jährigen Ferdinand Käs, einem breitschultrigen untersetzten Feldwebel, hängen. Seit elf Jahren kannten sich die beiden: Ihre Väter hatten während des Ersten Weltkriegs im gleichen Regiment gedient. «Die Zeit ist gekommen, Feldwebel», sagte Szokoll.

Käs trat vor. «Ich bin bereit, Herr Major.»

Szokoll wies ihn an, die Hauptkampflinie südöstlich der Stadt zu umfahren. Er gab ihm einen gefälschten Pass und eine kleine Karte, aus der sein Plan ersichtlich wurde. Die beiden Männer schüttelten sich die Hand.

Mit dem Gefreiten Johann Reif, dem Fahrer des Majors, brach Käs in Richtung Süden auf. Nach 25 Kilometern Fahrt kamen sie nach Baden, wo Tolbuchin durchgelassen werden sollte. Dann fuhren sie nochmals 25 Kilometer bis Wiener Neustadt. Hier wendeten sie sich nach Südwesten, und auf Nebenstrassen erreichten sie kurz vor der Morgendämmerung des 3. April einen ruhigen Abschnitt. Hier glaubten sie, würden sie es schaffen, in schnellem Tempo die deutschen Linien zu durchbrechen. Sie blieben unbemerkt, aber der letzte deutsche Vorposten fing an zu schiessen, als sie an ihm vorüberasteten. Ihr Opel wurde getroffen, und nach einigen hundert Metern blieb er stehen. Käs und Reif sprangen in einen Graben und krochen weiter.

Ein Russe mit Pelzmütze und Balalaika kam hinter einem Baum hervor und sagte: «Hände hoch!»

Stundenlang wurden die zwei Österreicher von einem Gefechtsstand zum anderen weitergereicht; erst um 20.00 Uhr kamen sie ins Hauptquartier der 3. Ukrainischen Front in Hochwolkersdorf, etwa 20 Kilometer südlich von Wiener Neustadt. Eine weitere Stunde mussten sie warten, dann wurde Käs in ein grosses Haus geführt. Drei Generale und ein halbes Dutzend Stabsoffiziere sasssen im Wohnzimmer an einem Tisch und blickten ihm misstrauisch entgegen. Der dienstälteste Offizier, Generaloberst Alexej Sergejewitsch Zheltow, ein Mann mit grauem Haar und kleinem Schnurbart, forderte Käs höflich auf, Platz zu nehmen; dann sagte er: «Fangen Sie an!»

Käs erläuterte Szokolls Plan, betonte jedoch, dass er erst wirksam würde, wenn die sowjetische Seite die folgenden Bedingungen akzeptiert habe: Die alliierten Luftangriffe auf Wien müssten aufhören, Mitglieder der «0-5» dürften von den Russen nicht verhaftet werden, und die österreichischen Kriegsgefangenen müssten vor den anderen entlassen werden.

Die sowjetischen Stabsoffiziere waren über diese Forderungen offensichtlich verstimmt. Sie überschütteten Käs mit Fragen. Was «0-5» sei? Ob die Organisation über Waffen, Munition und Truppen verfüge? Wer die Führer seien, und wie die politische Lage in Österreich sei? Wie stark derzeit die Sozialdemokraten und die Kommunisten seien? Ob es unter den Österreichern auch Leute gebe, die nicht Nazis wären? Wenn ja: Warum sie dann so begeistert gejubelt hätten, als Hitler einmarschierte?

Käs wusste, dass man ihn in eine Falle locken wollte, und antwortete vorsichtig. Schliesslich wurde eine grosse Karte auf dem Tisch ausgebreitet. Käs deutete mit dem Finger auf Hochwolkersdorf.

«Woher wissen Sie, wo wir hier sind?» fragte jemand überrascht.

«Auf dem Spritzenhaus steht es», antwortete er. Alles lachte.

Käs zeichnete auf der Karte die deutschen Stellungen ein. Dann sagte er: «Der Krieg ist vorbei, und jeder Soldat, der jetzt noch stirbt, wird vergeblich gestorben sein. Wir Österreicher möchten, dass Sie Wien als offene Stadt behandeln. Die Nazis kümmert es nicht, was geschieht, und deshalb haben sie Wien zur Festung erklärt. Die Widerstandsbewegung ist zu schwach, um die Zerstörung Wiens zu verhindern; aber wir können die sowjetischen Truppen ohne Blutvergiessen in die Stadt führen.»

Käs zeigte, wie die Rote Armee bei Baden zum Wienerwald vorstossen, dann auf Wien drehen und die Stadt von Westen besetzen könne. Mitglieder von «0-5» würden die sowjetischen Verbände erwarten und sie ins Stadtzentrum führen, während andere Widerstandsgruppen die wichtigsten Punkte besetzten.

Ein sowjetischer Nachrichtenoffizier überprüfte Käs' Angaben über die deutschen Stellungen und versicherte, dass sie mit den eigenen Informationen übereinstimmten. Ein paar der Stabsoffiziere schienen überzeugt, die anderen waren immer noch misstrauisch. Ein bärbeissiger Generalmajor sagte, er könne Käs nicht glauben, da er nur Feldweibel sei; offensichtlich handle es sich um einen verkleideten Offizier, den das deutsche Oberkommando beauftragt habe, die Rote Armee in eine Falle zu locken. Käs wandte sich an General Zheltow, der auf ihn einen intelligenten und objektiven Eindruck gemacht hatte, und erbot sich, im ersten russi-

sehen Panzer mitzufahren. Zheltow erklärte, das Oberkommando in Moskau müsse seine Einwilligung erteilen. Die Antwort werde schon in den nächsten Stunden eintreffen.

Am Morgen des folgenden Tages, dem 4. April, wurde Käs frühzeitig geweckt. Jetzt war die Atmosphäre gelöst; Käs entdeckte auch verschiedene neue Gesichter. Ein älterer General, der am Vortag kaum etwas gesagt hatte, stand auf. Nachdem er sich eine Zigarette angezündet hatte, sagte er auf deutsch: «Das Oberkommando der Roten Armee hat die Bedingungen der österreichischen Widerstandsorganisation angenommen.» Allerdings, so fuhr er fort, müsse «0-5» in der Stadt die strategisch wichtigen Punkte, also öffentliche Gebäude und Brücken, besetzen und sich ausserdem bereit erklären, die zivile Verwaltung und die Polizei wiederaufzubauen. «0-5» solle die Rote Armee zwar nach Wien hineinführen, aber kämpfen würden die Russen allein.

Hier wurde der General von Zheltow unterbrochen. Wenn Käs annehme, sagte er, würden die alliierten Luftangriffe auf das östliche Österreich sofort gestoppt, und die Rote Armee würde die Wasserversorgung der Hauptstadt sicherstellen.

Käs erhob sich. «Im Namen Wiens nehme ich an.»

Auch Zheltow stand auf, und die beiden gaben sich die Hand. Dann setzten sie sich wieder. Auf dem Tisch lag eine Karte. Ein Pfeil verlief durch den Wienerwald in den Rücken der Stadt. Tolbuchin war also Szokolls Plan gefolgt. Ein anderer Pfeil bog von Wien nach Nordosten ab: die 2. Ukrainische Front Malino wskijs. Ein Telefon läutete. Man sagte Käs, Feldmarschall Alexander in Italien habe versprochen, die Bitte des russischen Oberkommandos zu erfüllen und die Steiermark, Niederösterreich und Wien nicht mehr zu bombardieren. Käs verspürte «eine grosse Welle der Erleichterung». Jetzt musste er nur noch nach Wien zurückkommen.

3 Welche Bedeutung Wien für Hitler hatte, zeigte sein Befehl, eine Panzerdivision aus der Verteidigungsfront vor Berlin abzuziehen und sofort in die Hauptstadt der «Ostmark» zu werfen. Heinrichs Heeresgruppe Weichsel verlor zwei weitere Panzerdivisionen. Sie wurden Schörners Heeresgruppe Mitte zugeteilt.

Heinrici wusste, dass dieser Aderlass den Zusammenbruch seiner Front bedeutete, die ohnehin nur von schwachen Kräften gehalten wurde. Der Verlust dreier Divisionen musste die Katastrophe bringen, wenn er nicht sofort Ersatz fand. Aber wer sollte einspringen? Es war klar, dass es nur die achtzehn kampferprobten Bataillone des Oberst Biehler in der Festung Frankfurt sein konnten. Sie mussten sofort über die Oder zurückgeholt und beiderseits der Autobahn Frankfurt/Oder-Berlin eingesetzt werden. Und das wiederum bedeutete natürlich, dass Heinrici den Führer überreden musste, die Festung Frankfurt aufzugeben.

Am Nachmittag des 4. April betraten Heinrici und sein Operationsoffizier, Oberst Eismann, den Garten der Reichskanzlei, der jetzt ein Gewirr von Gräben, Schützenlöchern und gefällten Bäumen war. Die beiden stiegen die steile Treppe zum Führerbunker hinunter. SS-Männer hielten sie auf und ersuchten den General, sich

einer Leibesvisitation zu unterziehen. Heinrici nickte, und der eine durchsuchte seine Taschen und klopfte seinen Körper ab. Auch Eismanns Aktentasche wurde ausgeleert und durchsucht; dann wurden die beiden einen schmalen Gang entlang geführt. Die Kontrolle war völlig korrekt gewesen. Trotzdem dachte Heinrici: «Wie weit sind wir gekommen!»

Am Ende des Ganges hatten sich etwa dreissig Personen versammelt. Kaffee und belegte Brote wurden gereicht, dann nannte Keitel die Namen derjenigen, die an der Besprechung teilnehmen durften: Dönitz, Bormann, Jodl, Krebs, Himmler, Heinrici und Eismann.

Heinrici betrat den winzigen Kartenraum. Holzbänke standen an den beiden Längswänden, ein Kartentisch und ein einziger Sessel in der Mitte. Bormann liess sich in einer Ecke auf einer Kiste nieder, die anderen nahmen auf den Bänken Platz. Dann erschien Hitler, eine dunkle Brille vor den Augen. Er gab Heinrici und Eismann die Hand und setzte sich.

Krebs schlug vor, mit Heinricis und Eismanns Vortrag zu beginnen, damit die beiden an die Front zurückkehren könnten. Hitler nickte. Heinrici fing an, ein detailliertes Bild der Lage an der Front zu zeichnen. Plötzlich blickte er Hitler an und machte den Vorschlag, Biehlers achtzehn Bataillone aus der Festung Frankfurt abzuziehen. Er wartete auf die Explosion.

Aber Hitler reagierte nicht. Einen Augenblick hatte Heinrici sogar den Eindruck, dass er schlief; er konnte Hitlers Augen hinter den dunklen Gläsern nicht sehen. Hitler wandte sich langsam zu Krebs und sagte: «Es sieht so aus, als hätte der General recht.»

Krebs nickte: «Jawohl, mein Führer.»

«Also los, Krebs», murmelte Hitler, «machen Sie die Befehle fertig.»

Heinrici war verwundert, dass es so leicht gewesen war. Plötzlich ging die Tür auf, und geräuschvoll kam Göring herein. Er entschuldigte seine Verspätung, schob seinen Bauch an den Tisch und liess wissen, dass er eben an Heinricis Front eine seiner Fallschirmjäger-Divisionen besichtigt habe. Hitler fuhr bei Görings Worten zusammen, als hätte er mit offenen Augen geträumt. Mit einer ruckartigen Bewegung stand er auf, und seine Hand zitterte vor Erregung. «Niemand begreift mich! Niemand tut, was ich wünsche! Und was die Festungen betrifft – wir haben Breslau erfolgreich gehalten, und wir haben die Russen schon früher in Russland erfolgreich aufgehalten!»

Alle schwiegen verschüchtert – ausgenommen Heinrici. Er erkannte die Gefahr. Er schüttelte den Kopf: Mit dem Volkssturm könne man die Russen nicht aufhalten. Fast pedantisch erläuterte er, dass es für eine Festung nur zwei Möglichkeiten gebe: Die Verteidiger könnten bis zur letzten Patrone kämpfen und fallen, oder sie könnten den Feind aufhalten und sich im allerletzten Augenblick zurückziehen, um den Kampf später wiederaufzunehmen.

«Wer führt in Frankfurt das Kommando?» unterbrach ihn Hitler scharf.

«Oberst Biehler.»

«Ist er ein Gneisenau?»

«Das werden wir wissen, wenn die Russen angegriffen haben», bemerkte Heinrici. «Ich glaube, dass er ein Gneisenau ist.»

«Ich möchte ihn sofort sprechen.»

Heinrici erklärte, das sei zumindest für die nächsten zwei Tage unmöglich, und drängte erneut darauf, die Festungsbataillone sofort zurückzuziehen.

«Also gut», sagte Hitler. «Ich gebe Ihnen die Genehmigung, sechs Bataillone abzuziehen. Aber Frankfurt bleibt Festung!»

Heinrici wusste, dass er mehr nicht erreichen konnte. Er begann, seinen Plan für die Verteidigung gegen Schukows bevorstehenden Vorstoss darzulegen. Die Truppen der ersten Linie sollten sich unmittelbar vor Beginn des russischen Artilleriefeuers auf vorbereitete Stellungen zurückziehen. Hitler war einverstanden, fragte jedoch: «Warum gehen sie nicht schon jetzt in diese Stellungen zurück?»

Heinrici erklärte, die Russen sollten bis zum letzten Augenblick glauben, dass die Hauptlinie nur wenige Kilometer vor ihnen verlief. Kurz vor dem Einsetzen des feindlichen Trommelfeuers auf die Schein-Linie würden seine Männer unauffällig in die weiter rückwärts gelegenen Stellungen, die eigentliche HKL, zurückgehen. Das Feuer würde also leere Stellungen treffen. Er habe diesen Trick im Ersten Weltkrieg den Franzosen abgeschaut.

Hitler lächelte anerkennend, und Heinrici fand, dass dies der psychologisch günstigste Augenblick sei, sich über den Abzug starker Verbände nach Wien und zu Schörners Heeresgruppe zu beschweren. «Von meiner 19. Armee ist jetzt nicht mehr viel übrig», sagte er. «Für mich ist das ein schwerer Schlag.»

«Für mich ebenfalls», erwiderte Hitler sarkastisch.

«Die Russen stehen unmittelbar vor einem Angriff», wandte Heinrici ein. «Mit welchen Verstärkungen kann ich rechnen?»

Hitler schien sich nicht die geringsten Sorgen zu machen. «Der Hauptangriff richtet sich sowieso nicht gegen Berlin», sagte er mit einer Gewissheit, die Heinrici erschreckte. «Berlin ist nur das Ziel kleinerer Nebenangriffe. Der Hauptstoss richtet sich gegen Prag.»

Hitlers Zuversicht gründete sich auf einen Bericht des Generals Reinhold Gehlen, des Leiters der militärischen Abwehr. Gehlens Geheimagenten glaubten Beweise dafür zu haben, dass Stalin bereits befohlen habe, den Hauptstoss in Richtung Prag zu führen, getreu dem Wort Bismarcks, dass, wer Prag besitze, Mitteleuropa beherrsche. Gehlens Agenten hatten recht. Sie wussten allerdings nicht, dass Stalin bei Schukow und anderen führenden Militärs auf heftigen Widerstand gestossen war: die Generale bestanden darauf, dass Berlin das Hauptziel bleiben müsse, weil sich dort Hitler befand. Und trotz Bismarck und Stalin war die Rote Armee drauf und dran, den vernichtenden Schlag gegen Heinrici zu führen.

Heinrici blieb dabei, dass seiner Überzeugung nach die Russen Berlin angreifen würden. Dann kam er auf Görings zur Verteidigung Berlins eingesetzte Fallschirmjäger-Divisionen zu sprechen. «Es sind junge, gut bewaffnete Männer», sagte er. «Genaugenommen besitzen sie sogar zuviel Waffen, während die Infanterie an ihrer Flanke nur zur Hälfte bewaffnet ist.» Göring lächelte, als sei das ein Kompliment. «Aber diese Luftwaffensoldaten haben keine Erfahrung. Bei den meisten handelt es sich um Rekruten, die ganze zwei Wochen ausgebildet worden sind, und geführt werden sie von Fliegern.»

«Meine Fallschirmjäger sind ausgezeichnete Soldaten», prahlte Göring.

«Ich sage auch nichts gegen Ihre Leute; aber sie besitzen keine Kampferfahrung», erwiderte Heinrici. Dann wandte er sich wieder an Hitler: die Heeresgruppe Weichsel werde auch im Norden angegriffen werden. Das hielt Hitler für ausgeschlossen; das Gebiet, das von Manteuffels 3. Panzerarmee gehalten werde, sei flach und überflutet.

Heinrici ging auf Hitlers Einwand nicht ein; er bestand darauf, Verstärkungen zu bekommen, damit er seinen breiten Frontabschnitt halten könne. Er verwies darauf, dass jede Division pro Tag mindestens ein Bataillon verlieren werde. «Woher bekomme ich Verstärkungen?» fragte er. «Ich brauche mindestens hunderttausend Mann.»

Einen Augenblick war es still. Dann stand Göring auf. «Mein Führer, ich stelle Ihnen hunderttausend Luftwaffensoldaten zur Verfügung!»

Auch Dönitz erhob sich. Er erklärte sich bereit, 15'000 Mann von den Schiffen zu holen.

Himmler konnte nicht zurückstehen. Er sprang auf und rief begeistert: «Mein Führer, die SS stellt fünfundzwanzigtausend Kämpfer!»

«Da!» sagte Hitler. «Da haben Sie ihre Leute.»

Scharf erwiderte Heinrici, das sei ein grossartiges Angebot, aber er könne den Krieg nicht mit «irgendwelchen Leuten» führen. Was er brauche, seien reguläre Divisionen.

Immer noch in der gehobenen Stimmung, in die ihn die spontanen Angebote versetzt hatten, meinte Hitler, Heinrici solle die ihm offerierten Verstärkungen in der zweiten Verteidigungslinie einsetzen. «Sie werden dann einfach die Russen vernichten, die durchgebrochen sind!»

Heinrici erwiderte, es würde ein Fiasko geben, wenn man derart unerfahrene Truppen in den Kampf werfe. Irgend jemand beugte sich zu ihm und flüsterte: «Nun machen Sie doch endlich Schluss. Zwei Stunden haben wir bereits vergeudet.»

Aber Heinrici liess sich nicht besänftigen. Er habe die Truppen an der Oder inspiziert, sagte er; die meisten hätten keine Kampferfahrung.

«Ich kann nicht garantieren, dass sie dem bevorstehenden russischen Angriff standhalten werden. Und ohne entsprechende Reserven sind meine Chancen gering, den russischen Angriff zurückzuschlagen.»

«Sie haben jetzt Ihre hunderttausend Mann», sagte Hitler ruhig. «Und was das Halten der Stellungen betrifft, werden Sie sehen: Wenn diese Männer stark im Glauben sind, dann wird und muss dieser Kampf gewonnen werden.» Der Führer schien guter Laune zu sein, als Heinrici sich um 5.00 Uhr abmeldete.

Heinrici dagegen war deprimiert. Er hatte drei Divisionen verloren und als Ersatz dafür ganze sechs Bataillone und hunderttausend Mann bekommen, die praktisch nutzlos waren – und dazu sollte er auch noch die Festung Frankfurt halten.

Zwei Tage darauf erschien Biehler im Führer-Bunker, um über die Lage in der Festung Bericht zu erstatten. Er war so erschöpft, dass er im Vorraum einschlieft. Als er dann endlich in den Lageraum geführt worden war, bestätigte er, dass er zwar seine Stellungen behaupten könne, dass aber die Nachbarverbände auf dem

Westufer der Oder schwach seien und die Russen dort mit Leichtigkeit durchbrechen könnten. «Dann wird es für mich unmöglich sein, Frankfurt zu halten.» Er schlug vor, seine sämtlichen Truppen sofort über die Oder zurückzunehmen und seine Flanken am Westufer zu verstärken.

«Sie müssen Ihre Flanken stärken, wie Sie sagten», erwiderte Hitler mit gedämpfter Stimme. «Und auch im rückwärtigen Gebiet müssen Sie Stellungen ausbauen. Aber der Brückenkopf bleibt, und Frankfurt an der Oder bleibt Festung. Das ist ein Befehl.» Er blickte Biehler an und wartete.

Aber Biehler war sich nicht ganz klar, was er erwidern sollte. Fing er mit einem «Jawohl» an, würde Hitler ihn unterbrechen, bevor er irgendwelche Einschränkungen machen konnte, und sagen: «Biehler hat jawohl gesagt.»

«Nein, mein Führer», fuhr es ihm heraus.

Die Gesichter der Umstehenden waren starr vor Entsetzen.

Wütend rappelte sich Hitler hoch und wies zur Tür. «Verschwinden Sie!»

Biehler griff sich seine Karte und seine Papiere und verließ den Raum. Während er langsam zum Bunkerausgang wanderte, kam Krebs hinter ihm hergerannt. «Sie sind Ihres Kommandos enthoben! Melden Sie sich bei General Busse; er wird Ihnen sagen, was mit Ihnen geschehen soll.»

Der Mann, der so lange und so tapfer in Frankfurt gekämpft hatte, wollte seinen Ohren nicht trauen. Das war doch nicht möglich! Ungeachtet des Befehls, den Krebs ihm gegeben hatte, fuhr er ins OKH nach Zossen. Er wollte herausfinden, was er jetzt tun sollte; im Bunker hatte man bestimmt nur verrückt gespielt.

In Zossen wusste man bereits, dass Biehler in Ungnade gefallen war, und wo der Oberst auftauchte, gingen ihm die Stabsoffiziere aus dem Weg. Selbst sein alter Freund General Dethleffsen meinte: «Jetzt müssen Sie sich schon selbst um sich kümmern.» Wie betäubt fuhr Biehler an die Front. Er brauchte jemand, der sich hinter ihn stellte. Er rief Heinrich an.

«Biehler», sagte Heinrich, ohne zu zögern, «Sie können überzeugt sein, dass alles wieder in Ordnung kommt.» Das war das erste Positive, das Biehler an diesem Tag gehört hatte. Und was jetzt kam, konnte er kaum glauben. «Fahren Sie nach Frankfurt zurück und übernehmen Sie dort wieder Ihr Kommando.»

Heinrich wusste mehr, als Biehler ahnte. Wenige Augenblicke zuvor hatte Burgdorf bei Heinrich angerufen und ihm von Hitler ausgerichtet: «Biehler ist kein Gneisenau.» Und dann hatte Burgdorf Heinrich berichtet, dass Biehler abgesetzt worden war.

«Ich verlange, dass das rückgängig gemacht wird», hatte Heinrich gesagt. «Biehler muss wieder sein Kommando bekommen und ausserdem das Ritterkreuz.» Es sei kompletter Unsinn, hatte er hinzugefügt, ausgerechnet den Mann abzusetzen, der die Seele des Brückenkopfes sei.

«Unmöglich! Hitler hat es ausdrücklich befohlen.»

«Ich verlange, dass Biehler bleibt, oder ich trete zurück», hatte Heinrich gesagt und den Hörer aufgelegt.

4 Etwa sechzig Stunden waren vergangen, seit Feldwebel Käs losgefahren war, um Wien den Russen zu übergeben. Im Wehrbezirkskommando XVII hatte Szokoll am Vormittag des 5. April noch keine Ahnung, ob Käs die sowjetischen Linien überhaupt erreicht hatte. In der vorangegangenen Nacht hatten die Russen ihre Artillerie trommeln lassen. Angeblich näherten sich Tolbuchins Verbände bereits den südlichen Aussenbezirken der Stadt. In Szokolls Büro war ein ständiges Kommen und Gehen; «0-5»-Leute berichteten flüsternd, dass alles zum Losschlagen bereit sei. Und dann wollten sie wissen, ob Käs Erfolg gehabt habe. Ausserdem riefen ständig die Heeresgruppe Süd und der Stab des Generals Rudolf von Bünau an, der die Festung Wien verteidigen sollte; sie verlangten, dass Szokoll Reserven schicke, und dabei waren das doch die Einheiten, die Szokoll selbst brauchte, sobald es soweit war.

Szokolls Sekretärin war aufgefallen, dass bisher noch kein einziges feindliches Flugzeug am wolkenlosen Himmel über der Stadt aufgetaucht war. Szokoll hätte gern gewusst, ob Käs dahintersteckte oder ob der Angriff der Roten Armee auf Wien begonnen hatte und die westlichen Alliierten nicht Gefahr laufen wollten, sowjetische Truppen zu bombardieren. Ein Offizier brachte die Meldung, Tolbuchin habe seinen Vormarsch gestoppt. Jetzt war Szokoll überzeugt, dass Käs Erfolg gehabt hatte. Er schickte Melder los, um den «0-5»-Führern mitzuteilen, dass alles wie geplant abliefe. Und er schickte ein Stossgebet zum Himmel, dass er recht haben möge.

Zu dieser Zeit befanden Käs und Reif sich fünfzig Kilometer südlich von Wien. Mit Massen von Flüchtlingen waren sie durch die deutschen Linien gelangt. Sie hielten einen Wagen an. Der Fahrer war der Kreisleiter von Wiener Neustadt; er wollte zu Baldur von Schirach nach Wien. Käs zeigte die gefälschten Papiere und verlangte, mitgenommen zu werden. Er merkte, dass der Mann in Richtung Baden fuhr, das direkt in Tolbuchins Stossrichtung lag, und rief: «Umkehren! Die Russen sind bereits in Baden!»

Der Kreisleiter meinte, in Baden wären lediglich deutsche Truppen; er wollte unbedingt auf dem kürzesten Weg nach Wien. Käs packte ihn an der Kehle: er solle sofort anhalten. Dann setzte sich Reif ans Steuer, und auf Umwegen erreichte man die Stadt.

Es war Mittagszeit. Die Strassen waren leer, die Geschäfte geschlossen. Überall standen verlassene Strassenbahnwagen. Am Ring stiegen Käs und Reif aus. «Heil Hitler», sagte der Kreisleiter. «Heil Hitler», antwortete Käs, dann marschierte er zum Hotel Bristol. Er rief Szokoll an und meldete, dass er wieder zurück sei.

Abends um 23.00 Uhr kamen die Führer von «0-5» in Szokolls Büro zur letzten Besprechung zusammen. Major Karl Biedermann erhielt den Auftrag, strategisch wichtige Punkte mit verlässlichen Einheiten seiner Feldjäger – Österreichern – zu besetzen und vor allem die Sprengung der Donaubrücken zu verhindern; Hauptmann Alfred Huth sollte den Sender Bisamberg mit einem Zug Kradschützen nehmen. Oberleutnant Rudolf Raschke hatte das Areal des Wehrbezirkskommandos zu verteidigen, wo der Befehlsstand von «0-5» eingerichtet werden sollte.

Szokoll selbst wollte eine Gruppe von Offizieren zum Gefechtsstand von Bünaus führen und den General zur Kapitulation auffordern.

Szokoll berichtete, dass Tolbuchin in der Nähe von Baden bereits in den Wienerwald vorstosse. Sobald die Sowjets die Stadt erreicht hätten, würden sie rote Leuchtkugeln abschiessen, und «0-5» werde mit grünen Leuchtkugeln antworten. Die sowjetischen Truppen würden rot-weiße Fahnen zeigen, die eigenen Einheiten weisse. Das Lösungswort war ein Name, der auf deutsch fast so klang wie auf russisch: «Moskau.»

Es dauerte nicht lange, dann stiegen rote Leuchtkugeln über den Wäldern südlich der Stadt auf, und nach einer Pause standen grüne Leuchtkugeln hoch über dem verdunkelten Wien. Szokoll gab Befehl, die Aktion um Mitternacht zu starten. Zu diesem Zeitpunkt würde über den Rundfunk das Kennwort «Radetzky» durchgegeben werden: das Zeichen zum Losschlagen. Dann sollten wichtige Gebäude und Brücken besetzt, Unruhen angezettelt, prominente Nazis verhaftet, die Fernmeldeverbindungen unterbrochen und Barrikaden im Süden der Stadt errichtet werden, um Dietrichs auf dem Rückzug befindliche Truppen daran zu hindern, die Stadt zu betreten.

Aber noch ehe das Zeichen zum Aufstand gegeben werden konnte, war die Aktion bereits verraten. Einer von Major Biedermanns Feldjägern erwähnte einem Landsmann, Leutnant Walter Hanslick, gegenüber, dass seine Gruppe den Sender Bisamberg besetzen würde. Der überzeugte Nazi Hanslick wurde miss-träuisch. Er meldete, was er gehört hatte, und eine Stunde später wurde Bieder-mann zum Befehlsstand des Generals von Bünau bestellt. Biedermann ahnte, dass er verraten worden war, aber er gehorchte; seine Flucht hätte das ganze Unternehmen gefährdet.

Im Befehlsstand der Festung Wien wurde Biedermann verhört. Er verriet nichts und wurde gefoltert. Bis zum Morgen des 6. April hielt er durch; dann nannte er die Namen von vieren seiner Mitverschwörer: Szokoll, Käs, Raschke und Huth.

Um 4.30 Uhr brachte Käs die Nachricht, dass Biedermann gefangengehalten werde. Szokoll musste sich entscheiden. Er konnte die Aktion wie geplant weiter-laufen lassen, in der Hoffnung, dass Biedermann nichts Wichtiges verraten hatte –oder aber einen völlig neuen Plan entwerfen. Er wählte die erste Möglichkeit und gab Befehl, Bünaus Befehlsstand anzugreifen und den Gefangenen zu be-freien. Aber als Szokoll zum Befehlsstand der Festung Wien kam, waren dort ss-Kampfeinheiten aufgezogen.

Das war ein doppelter Schlag. Jetzt gab es nicht nur keine Möglichkeit mehr, Biedermann zu befreien; auch der Befehlsstand war jetzt uneinnehmbar, und also war es auch unmöglich, Bünau zur Kapitulation zu zwingen. Szokoll war sich klar, dass jetzt auch sein eigenes Hauptquartier im Wehrbezirkskommando nicht mehr sicher war; deshalb schickte er Käs mit dem Befehl hin, die Wachen zu verdoppeln und das Gebäude um jeden Preis zu halten, bis er Hilfe schicken könnte.

Gegen 6.30 Uhr traf Käs dort ein, übermittelte Raschke Szokolls Befehl und ver-

schwand wieder. Raschke holte sofort die Wachen zusammen und gab Weisung, jedermann festzunehmen, der das Gebäude zu betreten versuchte und dabei die deutsche Parole «Gneisenau» verkündete. Aber wenig später riss Major Neumann, Bünaus Chef des Stabes, die Tür von Raschkes Zimmer auf – man hatte ihn eingelassen, weil er die «0-5»-Parole «Radetzky» genannt hatte – und fragte: «Wo ist Major Szokoll?»

«Der Major ist zu Hause – er hat Magenkrämpfe», erwiderte Raschke.

Das Areal wurde besetzt, aber inmitten des Wirrwarrs riefen zwei Sekretärinnen ungestört von ihren Büros aus Szokoll und andere Widerstandsführer an und berichteten, was geschehen war.

Szokoll fand, dass so ziemlich alles schiefgegangen war, was überhaupt schiefgehen konnte. Biedermann sass in Haft, Bünau dagegen sicher in seinem Befehlsstand; das Wehrbezirkskommando mit allen Waffen und Fahrzeugen war verloren, und Angehörige seines eigenen Stabes, auf die es ankam, standen unter Arrest. Was den militärischen Teil betraf, war die Aktion ein glatter Fehlschlag. Aber noch bestand Hoffnung. Die Zivilisten bei «0-5» behielten die Ruhe. Ihre Kampfgruppen waren noch intakt, ihre Stützpunkte unentdeckt, und so konnten sie Szokoll versichern, dass sie die ihnen übertragenen Aufgaben durchführen würden. Den Kampfgruppen schlossen sich desertierte österreichische Soldaten an, die sich seit Wochen in den Schrebergärten versteckt gehalten hatten, und gegen Abend war der Aufstand nicht nur nicht niedergeschlagen, er breitete sich sogar aus.

Obleich sich der deutsche Befehlshaber über den Umfang der Verschwörung immer noch nicht klar war, war nach den Festnahmen die Unsicherheit beträchtlich. Welcher österreichischen Einheit konnte man noch trauen? Und dann kam eine alarmierende Meldung: Die Russen griffen Wien von Westen an!

Sofort erging Befehl, im Westen der Stadt Stellungen auszuheben; aber es war bereits zu spät. Sowjetische Panzer rollten schon durch die Weingärten von Grinzing und besetzten wichtige Punkte unmittelbar westlich und nordwestlich von Wien. Bisher waren sie nicht auf deutsche Truppen gestossen, und so standen die Panzerbesatzungen sorglos in den geöffneten Luken. «0-5»-Leute versuchten, sie ins Zentrum der Stadt zu lotsen, und nichts hätte die Panzer aufhalten können. Aber entweder verstanden die Sowjets nichts, oder sie trauten dem Frieden nicht. Jedenfalls blieben sie zurück.

Überall in der Stadt stiegen die Menschen wieder aus ihren Kellern, um Laken und Kissenbezüge aus Fenstern und Türen zu hängen. Entschlossen verwehrten sie es den deutschen Soldaten, sich in den Wohnungen einzunisten. Frauen, die Kinder auf dem Arm, forderten die Deutschen auf, nach Hause zu gehen, österreichische Soldaten, die desertieren wollten, wurden in den Häusern versteckt und mit Zivilkleidung versorgt. Tausende von Fremdarbeitern rotteten sich in den Strassen zusammen und suchten nach Waffen. Polen, Ukrainer, Tschechen, Serben, Griechen, Franzosen und Belgier schacherten mit den Einheimischen um Gewehre, Flinten, Pistolen und Messer. Manche waren bereit, für eine Waffe sogar ihre Hosen zu verkaufen. Die Zeit der Abrechnung war gekommen.

Die Nachrichten von den Ereignissen in Wien sickerten schliesslich bis zur Front durch, und jetzt desertierten sogar deutsche Soldaten. Als Dietrich erfuhr, dass Tolbuchins Truppen durch seine Linien gestossen waren und Wien bereits fast eingeschlossen hatten, war ihm sofort klar, dass die Stadt nicht zu halten war. Er liebte das alte Wien und wollte es nicht zum Schauplatz eines hoffnungslosen Kampfes werden lassen. Ungeachtet des Befehls, jeden Fussbreit Boden bis zum Ende zu verteidigen, liess Dietrich seine Truppen in Richtung Westen zurückgehen und jenseits der Stadt eine neue Verteidigungslinie aufbauen.

Am späten Nachmittag begannen die Russen von Westen her nach Wien hineinzuströmen, ohne dass sie auf nennenswerten Widerstand stiessen, während «0-5»-Männer mit Volkssturm-Armbinden durch die Strassen zogen und auf alles schossen, was eine deutsche Uniform trug. Am Abend meldete Dietrichs Stabschef der Heeresgruppe Süd, dass im Stadtgebiet von Wien geschossen würde; die Deutschen würden nicht von Russen, sondern von Österreichern unter Feuer genommen.

Menschenmassen wälzten sich aus der Stadt, und der hektische Exodus nahm geradezu chaotische Formen an, als sich die Feuerwehren und sogar die Polizei den wilden Flüchtlingshaufen anschlossen.

Am folgenden Tag, dem 7. April, wurde das «0-5»-Hauptquartier ins Palais Auersperg verlegt, das der Prinzessin Agathe Croy, einem Mitglied der Widerstandsbewegung, gehörte. Von hier aus leiteten Szokoll und die zivilen Führer den Aufstand, der inzwischen derartige Ausmasse angenommen hatte, dass General von Büнау über Funk dem Führerhauptquartier berichtete:

Die Zivilbevölkerung hisst rot-weiss-rote Fahnen und nimmt deutsche Truppen unter stärkeres Feuer als der Feind.

Die Antwort aus Berlin:

Gehen Sie mit brutalsten Mitteln gegen Aufrührer in Wien vor. Hitler.

Gegen Abend stiessen die sowjetischen Spitzen gegen ein Wien vor, das nur noch aus einer Vielzahl loderner Brände bestand. Die wenigen übriggebliebenen Feuerwehren rasten von Bezirk zu Bezirk und mühten sich verzweifelt, das sich ausbreitende Feuer einzudämmen.

Am Sonntag, 8. April, rückte Tolbuchin, der zunächst durch Nachschubschwierigkeiten aufgehalten worden war, mit starken Verbänden tiefer in die «roten» Vororte ein. Widerstand wurde fast nicht geleistet. Die Sozialisten in diesen Vierteln hatten die Verteidiger grösstenteils überreden können, die Waffen niederzulegen und die Uniformen auszuziehen. Allein in einem Bezirk halfen die Bewohner mehr als 3'000 deutschen Soldaten, wieder «Zivilisten» zu werden, indem sie sie auf Dachböden und in Kellern versteckten.

Die ersten russischen Soldaten überschritten die Stadtgrenze gegen Mittag. Paula Schmuck-Wächter, die sich mit ihrer sechsjährigen Tochter und ihrer Mutter im Keller versteckt hatte, hörte die Schüsse. Grölende Stimmen kamen von oben; sie war überzeugt, dass man sie alle umbringen würde. Um sich zu beruhigen, las sie in Goethes *Faust*. Einen Vers wiederholte sie immer wieder:

*... ihm scheint's ein schwerer Traum,
Wo Missgestalt in Missgestalten schaltet,*

*Das Ungesetz gesetzlich überwaltet
Und eine Welt des Irrtums sich entfaltet.*

«Kinder werden geboren werden, und das Leben wird weitergehen», sagte ihre Mutter. Dann versteckten sich die drei im Kohlenkeller.

Aber ihre Ängste waren unnötig gewesen. Die russischen Soldaten waren umgänglich, Kindern gegenüber sogar liebevoll. Was sie interessierte, waren Arm-
banduhren, überhaupt alles Mechanische. Die Klosetts faszinierten sie; sie hockten sich auf den Fussboden und zogen immer wieder an der Spülung, und dabei brüllten sie vor Begeisterung. Manche hielten die Klosetts auch für Kühlschränke und legten ihren Proviant hinein. Wenn die Lebensmittel dann beim Spülen verschwanden, konnte es schon sein, dass sie ihre Gastgeber umbrachten: Sie glaubten, man habe Falltüren in die Klosetts eingebaut, um sie zu betrügen.

In der Nachbarschaft wurde ein Rotarmist durch einen Schuss verletzt. Bis dahin hatten sich die Russen dort freundlich verhalten, aber jetzt zwangen sie einen jungen Österreicher, einen Verwundeten, das Haus anzuzünden. Als die Russen weg waren, machte sich der junge Mann daran, das Feuer wieder zu löschen. Doch ein Russe kam zurück. Er schoss den Verwundeten durch den Kopf, dann schob er seine Pistole wieder in die Tasche. Eine Frau, die alles mit angesehen hatte, schimpfte den Russen weinend einen Mörder. Aber der sagte nur: «Du gut – wir gut. Du schlecht – wir schlecht.»

Die Kämpfe gingen weiter; eine Front gab es nicht. Die Deutschen hielten sich noch an verschiedenen Stellen in der Stadt; aber die rot-weiss-rote Fahne wehte von Hunderten von Gebäuden. «0-5»-Gruppen hatten das Parlament und das Rathaus besetzt, andere stürmten das Polizeipräsidium am Schottenring, um die Gefangenen zu befreien.

General von Büнау hatte sich in der Innenstadt verschanzt, im Gebiet zwischen der breiten, baumbestandenen Ringstrasse und dem Donaukanal. Am Nachmittag rollte eine kleine Wagenkolonne aus der «Festung» zu einem nahegelegenen Platz. Biedermann, Huth und Raschke wurden von Gestapo-Leuten und SS-Männern aus einem der Wagen gezerrt. Man riss ihnen die Rangabzeichen ab und fesselte ihre Hände. Dann wurde ein Strick über ein Verkehrszeichen geworfen und Biedermann um den Hals gelegt. Erst wurde er, dann Raschke gehängt. Ein drittes Seil wurde an einem Haltezeichen der Strassenbahn befestigt. Als man ihm die Schlinge um den Hals legte, rief Huth: «Für Gott und Österreich!»

Einer der Verschwörer war immer noch in Bünaus Hauptquartier: Leutnant Scheichebauer, der zwar zu «0-5» gehörte, aber den loyalen Nazi spielte. Am frühen Nachmittag hatte er einen interessanten Fund gemacht; er war auf den neuen Plan für die Verteidigung der Innenstadt gestossen, in dem genau die Stärken und Standorte aller Bünaus ergebenen Einheiten angegeben waren. Scheichebauer gelang es, den Plan Szokoll zuzuspielen. Der hielt das Dokument für so wichtig, dass er beschloss, es persönlich den Russen zu überbringen. Am 9. April gegen 4.00 Uhr morgens, als Bünaus Truppen langsam auf die Donau zurückgedrängt wurden, erreichte er die russischen Linien. Zwei Stunden später stand Szokoll vor Tolbuchin. Er erklärte dem Russen die Lage und zeigte ihm, wie man durch unterirdische Tunnels in die Innenstadt einbrechen konnte.

Die Rückfahrt war abenteuerlich. Mit sieben hohen sowjetischen Offizieren im Wagen fuhr Szokoll mit Vollgas auf eine Donaubrücke zu – er erkannte zu spät, dass sie zerstört war. Der Wagen landete in der Donau, und zwei Russen wurden schwer verletzt. Szokoll war nichts passiert; er stieg in einen anderen Wagen um. Dann raste er durch die deutschen Linien zum Palais Auersperg.

5 Am folgenden Tag kehrte ein anderer Wiener, besorgt über das Schicksal seiner Heimatstadt, nach Hause zurück. Otto Skorzeny, von Hitler persönlich auf eine Inspektionsfahrt an die Ostfront geschickt, hatte gerade mit Schörner beim Mittagessen gegessen, als eine Ordonnanz mit der Nachricht gekommen war, dass die Russen in Wien eingerückt seien.

Nicht nur Skorzenys Familie, sondern auch zwei seiner Sondereinheiten, die er nicht bei einem Routineeinsatz geopfert sehen wollte, sassen noch in Wien. Er verabschiedete sich von Schörner, und nach sechsständiger Fahrt erreichte er die Aussenbezirke der Stadt. Er war erschüttert, als er sah, wie chaotisch der deutsche Rückzug war. Verwundete schleppten sich zu Fuss dahin, während sich auf den Lastwagen die Möbel türmten. Er versuchte, einen Pferdewagen anzuhalten, der mit Soldaten vollgepackt war; ein Mädchen war auch darunter.

Als der Wagen nicht hielt, packte Skorzeny den Feldwebel, der auf dem Bock sass, am Kragen und versetzte ihm eine Ohrfeige. «Schmeissen Sie sämtliche Möbel vom Wagen und schaffen Sie Platz für die Verwundeten!» brüllte er. «Wenn das Mädchen mitkommen will, muss es zu Fuss gehen.» Er nahm dem Feldwebel die Pistole ab und gab sie dem nächsten Verwundeten. «Nur Verwundete werden aufgeladen», befahl er.

Als Skorzeny nach Wien hineinfuhr, war es bereits dunkel. Erleichtert stellte er fest, dass sich seine beiden Kommandotrups schon abgesetzt hatten. Er machte sich auf die Suche nach seiner Familie. Das Haus seiner Mutter war halb zerstört, aber sie selbst war schon ein paar Tage zuvor abgereist. Auch die Wohnung seines Bruders war verlassen. Er fuhr durch die verwaisten Strassen zu der Fabrik, die er vor dem Krieg gegründet hatte – Baugerüste waren dort hergestellt worden. Der Kampfärm wurde lauter, als er nach Schönbrunn hinauskam. Nicht weit entfernt detonierte eine Granate. Er fragte zwei Polizisten, ältere Männer, wie die Lage aussähe.

Die beiden Polizisten standen stramm. «Herr Oberst», sagte der eine grinsend, «die Verteidigung von Wien – das sind wir.»

In der Fabrik gab es keinen Strom, und das Teewasser brachte seine Sekretärin mit einer Kerze zum Kochen. Die Arbeiter drängten sich um ihn, um ihm die Hand zu schütteln. Russische Panzer waren, wie er erfuhr, auf dem Weg ins Zentrum hier vorbeigekommen. Die Zivilisten plünderten mehr als die Russen. Das war das Ende des alten Wien, des alten Österreich.

Hitler wollte, das wusste Skorzeny, von ihm persönlich Bericht über die Lage in Wien. Die Tatsache, dass zwischen ihm und der Innenstadt russische Panzer operierten, störte ihn nicht. Durch Seitenstrassen, die er wie seine Hosentasche kannte, lotste Skorzeny den Fahrer durch die verdunkelte Stadt zu Bünaus Gefechtsstand.

Er berichtete Büнау, dass er keinen einzigen deutschen Soldaten, aber eine Unmenge Russen gesehen habe. «Wenn ich hier herauskomme», sagte er, «werde ich dem Führer melden, dass Wien verloren ist.»

Büнау fragte, ob Skorzeny noch Baldur von Schirach, den Verteidigungskommissar, sprechen wolle; Schirachs Büro wäre nur ein paar Türen weiter.

Skorzeny kam in ein grosses, elegantes Zimmer, das von Kerzen erleuchtet war. Schirach blickte von seinem Schreibtisch auf und lächelte. «Sehen Sie, Skorzeny, zum Arbeiten habe ich nur Kerzenlicht.»

«Nicht einen einzigen deutschen Soldaten habe ich gesehen», beschwerte sich Skorzeny. «Die Russen können gehen, wohin sie wollen.»

«Unmöglich!»

Skorzeny gab ihm den Rat, durch die Stadt zu fahren und sich selbst zu überzeugen. Der ehemalige Reichsjugendführer wollte ihm immer noch nicht glauben. Skorzeny empfahl ihm zu fliehen, aber Schirach antwortete: «Nein, ich werde meinen Posten nicht verlassen, ich werde hier sterben. Aber noch ist nichts verloren. Eine Division kommt aus dem Westen, eine andere wird über die Donau setzen, um uns Verstärkung zu bringen. Wir werden die Russen aufhalten.»

«Sie sind ein Träumer», erwiderte Skorzeny. «Ich werde dem Führer melden, dass Wien verloren ist.»

In der Morgendämmerung des 11. April raste Skorzenys Wagen, von Dachschildern unter Feuer genommen, über die Floridsdorfer Brücke. Noch einmal drehte sich Skorzeny um. Die Stadt brannte; das Artilleriefeuer dröhnte. Etwas in ihm schien zusammenzustürzen.

Von der nächsten Gestapo-Dienststelle aus gab er einen Funkspruch an Hitler durch:

Auf den von Wien nach Westen führenden Strassen mehr oder weniger chaotische Szenen. Schlage nachdrückliches Vorgehen vor. Wien praktisch ohne Verteidigung; wird heute vormittag in russische Hände fallen.

Über die Donaubrücken wurden Bünaus Truppen auf die letzte Verteidigungslinie zurückgedrängt. Vier Brücken waren gesprengt, nur die Reichsbrücke war noch offen. Als Bünaus letzter Soldat die Donau überquert hatte, rückte ein Sprengtrupp an, um auch diese Brücke in die Luft zu jagen. Aber die Brückewache, «0-5»-Männer, richteten ihre Maschinengewehre auf die Deutschen. Die Pioniere mussten zurück.

Noch drei Tage dauerten die Kämpfe. Am 14. April war die Schlacht um Wien zu Ende. Auf den Strassen ausgebrannte Panzer, Pferdekadaver und Tausende von Toten – deutsche Soldaten, Rotarmisten, Zivilisten. Kranke und Verwundete wurden in Kinderwagen und auf Schubkarren in die Notkrankenhäuser gebracht. Die Wohnhäuser wurden verbarrikadiert; man musste sich vor Russen, Fremdarbeitern und Kriminellen schützen, die plündernd und schändend durch die Stadt zogen. Wenn Gefahr drohte, mussten die Kinder zum nächsten russischen Kommandanten laufen und Hilfe holen. War die Streife rechtzeitig zur Stelle, wurden die Übeltäter manchmal auf der Stelle erschossen. Manchmal wurden sie auch nur mitgenommen, und in den meisten Fällen liess man sie mit einer Verwarnung laufen.

Die Wasserspeicher waren zwar unbeschädigt geblieben, aber die Wasserleitungen in der ganzen Stadt waren durch Bomben und Granaten zerstört, und die Leute mussten stundenlang an den wenigen Wasser-Ausgabestellen anstehen. Das Ernährungsproblem war noch schwieriger. Die unzerstört gebliebenen Vorratslager waren – nicht von den Russen – geplündert worden. Es gab fast nichts; Lebensmittelkarten waren wertlos, und der Tauschhandel blühte.

Auf den Strassen herrschte das Faustrecht. Bewaffnete Fremdarbeiter spielten Polizei. Organisierte Banden von Plünderern durchsuchten systematisch Vorratslager, Geschäfte und Wohnungen. Beamte von eigenen Gnaden setzten ihre Familien in fremde Wohnungen. In einigen Bezirken ging es besonders einfach: Man behauptete, die Wohnung gehöre einem Nazi – und zog ein.

Auf politischem Gebiet geschah schon einiges. Ernst Fischer, ein prominenter Kommunist, traf per Flugzeug aus Moskau ein. Dr. Karl Renner, der ehemalige Bundeskanzler, wurde von den Sowjets nach Wien gebracht.

Major Szokoll ernannten die Russen zum Zivilchef und quartierten ihn im Rathaus ein. Nachdem er zwei Tage amtiert hatte, erklärte ihm ein russischer Oberst: «Sie sind zum Chef der Wiener Polizei ernannt worden. Folgen Sie mir. Wir haben ein paar Kriegsverbrecher aufgestöbert.» Szokoll wollte sich mit Arbeit herausreden, aber der Oberst rief die Wache, und die geleitete Szokoll die Treppe des Rathauses hinunter zu einem wartenden Wagen.

Der Oberst entpuppte sich als NKWD-Offizier. Er beschuldigte Szokoll, ein Spion der Westalliierten zu sein; in Tolbuchins Hauptquartier habe er nur die russischen Pläne stehlen wollen. Ausserdem sei der Major für den Fehlschlag des Aufstands verantwortlich. Man werde ihn erschiessen.

Am Nachmittag sperrte man Szokoll in einen feuchten Keller. Auf einem Eisschrank rollte er sich in eine Decke und schlief ein*.

* Mehrere Wochen danach wurde Szokoll in ein Kriegsgefangenenlager gebracht. Es gelang ihm, zu entkommen. Er wurde jedoch wieder festgenommen, drei weitere Monate eingesperrt und dann entlassen. Heute lebt er als Filmproduzent in Wien – eine umstrittene Gestalt: für die einen ein Held, für die anderen ein Mann, der die Stadt den Kommunisten auslieferte.

21 «Derart gemeine Verdrehungen»

1 Der Austausch von Telegrammen, den Operation *Sunrise* ausgelöst hatte, schien alles nur noch schlimmer zu machen. Stalin behauptete, dass sich die Deutschen auf Grund der Gespräche in Ascona in der Lage gesehen hätten, drei Divisionen aus Italien an die Ostfront zu verlegen*.

Dann beschwerte sich Stalin, dass die Vereinbarung von Jalta, Hitler gleichzeitig von Osten, Westen und Süden anzugreifen, von den Alliierten in Italien nicht eingehalten werde.

... Dieser Umstand beunruhigt das sowjetische Oberkommando und fördert das Misstrauen ... In einer solchen Situation sollten Alliierte voreinander nichts zu verbergen haben.

Der Präsident war entrüstet. Er bat Marshall und Leahy, eine Antwort zu entwerfen. Die Stabschefs, die von Stalins Beschuldigungen am meisten betroffen waren, befürchteten jedoch, dass ein offener Bruch mit Russland das «Wunder sein könnte, das den baldigen Zusammenbruch der deutschen Armeen verhindert».

Sie formulierten eine Antwort, die energisch und konziliant zugleich war.

*... Ich muss wiederholen, dass die Besprechung in Bern** den einzigen Zweck verfolgte. Kontakt mit kompetenten deutschen Offizieren aufzunehmen, nicht aber, Verhandlungen irgendwelcher Art zu führen ... Der Ursprung der ganzen Episode ist die Initiative eines deutschen Offiziers, der angeblich Himmler nahesteht, und natürlich besteht die starke Möglichkeit, dass er lediglich die Absicht verfolgt, Argwohn zwischen den Alliierten zu säen. Es besteht kein Grund, zuzulassen, dass er dieses Ziel erreicht. Ich bin sicher, dass die obige kategorische Erklärung über die gegenwärtige Situation und meine Absichten die Befürchtungen beseitigt, die Sie in Ihrer Botschaft vom 29. März ausgedrückt haben.*

Stalin machte sich Sorgen: Was würde aus den kommunistischen Plänen in Norditalien werden, wenn es den Deutschen erlaubt würde, sofort zu kapitulieren? Seine Sorgen waren begründet. Offensichtlich von seinen Agenten in der Schweiz falsch informiert, telegrafierte er am 3. April erneut an Roosevelt. Dafür, dass es sich um eine Korrespondenz zwischen Verbündeten handelte, waren Stalins Formulierungen schon recht hart. Unverhüllt beschuldigte er die westlichen Alliierten, ein falsches Spiel zu spielen.

... Sie behaupten, dass bisher keine Verhandlungen aufgenommen worden seien. Offenbar sind Sie jedoch nicht vollständig informiert. Was meine militärischen Kollegen betrifft, so sind diese auf Grund von Informationen, die sich in ihrem Besitz befinden, überzeugt, dass Verhandlungen mit den Deutschen tatsächlich stattgefunden haben und dass diese mit einer Vereinbarung endeten, wonach der

* Aus Italien wurde nur eine einzige Division abgezogen, und diese wurde an der Westfront eingesetzt. Diese Verlegung hatte mit den erwähnten Gesprächen nicht das geringste zu tun.

** In allen Botschaften wird Bern und nicht Ascona als Ort des Treffens genannt. Vielleicht sollten die Sowjets dadurch irregeführt werden. Aber auch viele Historiker hat diese Tatsache irritiert.

deutsche Befehlshaber an der Westfront, Marschall Kesselring, die Front den anglo-amerikanischen Truppen öffnen und diese nach Osten durchlassen soll, während Briten und Amerikaner ihrerseits versprochen haben, die Waffenstillstandsbedingungen für die Deutschen zu mildern.

Ich glaube, dass meine Kollegen von der Wahrheit nicht allzu weit entfernt sind. Wäre es anders, wäre die Ausschliessung von Vertretern des sowjetischen Kommandos von den Gesprächen in Bern unerklärlich.

Auch kann ich mir nicht die Schweigsamkeit der Briten erklären, die es Ihnen überlassen haben, die Korrespondenz mit mir über dieses unerfreuliche Thema zu führen, während sie selbst sich in Schweigen hüllen. Dabei ist bekannt, dass die Initiative zu den Verhandlungen von Bern von den Briten ausgegangen ist... Eisenhowers Telegramm zum Thema Berlin, in dem der Oberkommandierende seine Bereitschaft zur Zusammenarbeit erklärt hatte, mochte Stalins Argwohn noch bestärkt haben. An anderer Stelle bemerkte der Marschall sarkastisch, dass die «Verhandlungen» in der Schweiz es den Alliierten erlaubten, «fast ohne Widerstand» in das Herz Deutschlands vorzustossen, während der Krieg im Osten weitertobe.

Ein Amerikaner, der überzeugt war, dass man den Russen weder hier noch anderswo nachgeben sollte, war Averell Harriman. Sobald er Stalins Botschaft in Händen hatte, kablete er dem amerikanischen Aussenministerium, dass die Sowjets seiner Meinung nach alles nur vom Standpunkt ihrer eigenen egoistischen Interessen aus betrachteten.

... Sie haben zu ihrem eigenen politischen Vorteil die schwierige Ernährungslage in Gebieten, die von unseren Truppen befreit wurden, wie etwa in Frankreich, Belgien und Italien, gross herausgestellt und haben sie dann mit den angeblich befriedigenden Bedingungen in Gebieten verglichen, die die Rote Armee befreite ... Das bringt mich leider zu dem Schluss, wir sollten uns ... zuerst unserer westlichen Alliierten und anderer Gebiete unter unserer Verantwortung annehmen und den Russen überlassen, was eventuell noch übrigbleibt.

Die einzige Möglichkeit, den Gegnern des Totalitarismus den Rücken zu steifen und die sowjetische Durchdringung aufzuhalten, meinte Harriman, bestehe darin, überall die wirtschaftliche Stabilität schnell wiederherzustellen.

... Daher empfehle ich, dass wir den Realitäten der Situation ins Auge blicken und unsere auswärtige Wirtschaftspolitik entsprechend ausrichten ...

Diese Empfehlungen wurden an den Präsidenten weitergeleitet. Sie waren zweifellos mit daran schuld, dass Roosevelt Stalin am 5. April die schärfste und deutlichste Botschaft seit Kriegsbeginn schickte:

... Es ist erstaunlich, dass die sowjetische Regierung den Glauben zu hegen scheint, ich hätte ein Abkommen mit dem Gegner abgeschlossen, ohne zuvor Ihre volle Zustimmung einzuholen ...

... Es wäre eine der grossen Tragödien der Geschichte, wenn ausgerechnet im Augenblick des unmittelbar bevorstehenden Sieges derartiges Misstrauen, ein derartiger Mangel an Vertrauen nach den ungeheuren Verlusten an Menschenleben und Sachwerten dem ganzen Unternehmen Abbruch tun sollte. Offen gestanden kann ich ein Gefühl bitteren Grolls gegenüber Ihren Informanten, wer immer sie

sein mögen, wegen derart gemeiner Verdrehungen meiner eigenen Handlungen und der meiner Mitarbeiter nicht unterdrücken.

Als Churchill eine Abschrift dieses Briefes erhielt, war er begeistert. Der letzte Satz klang tatsächlich so, als sei Roosevelt verärgert. Unverzüglich schrieb er dem Präsidenten, er sei «erstaunt, dass Stalin an Sie eine Mitteilung geschickt hat, die die Ehre der Vereinigten Staaten und auch Grossbritanniens derart verletzt». An Stalin schickte er ein ausführliches Telegramm, das mit dem Satz schloss:

... Mit meinen Kollegen stelle ich mich voll hinter den letzten Satz in der Antwort des Präsidenten.

Am folgenden Tag liess Harriman das amerikanische Aussenministerium wissen, dass Amerikas «grosszügige und rücksichtsvolle Haltung» von den Sowjets als Zeichen der Schwäche ausgelegt werde. «Ich kann gar nicht die fast täglichen Beleidigungen aufzählen und die totale Missachtung schildern, die die Sowjets in allen Fragen zeigen, die uns interessieren», erklärte der Botschafter. Er verlangte ausdrücklich Repressalien, die die Sowjets erkennen liessen, dass sie die gegenwärtige Haltung nur auf ihre eigenen Kosten beibehalten könnten.

Harriman fühlte sich in seiner Überzeugung, dass man gegenüber den Sowjets nur mit Härte Erfolg habe, durch Stalins Antwort auf Roosevelts Brief bestätigt. Offensichtlich irritiert, versuchte Stalin, Öl auf die Wogen zu giessen.

... Ich habe Ihre Integrität oder Vertrauenswürdigkeit nie angezweifelt, wie ich auch die Integrität oder Vertrauenswürdigkeit von Mr. Churchill nie in Frage gestellt habe.

Trotzdem sei er immer noch der Meinung, dass die Sowjetunion zu der Besprechung in der Schweiz hätte eingeladen werden müssen, und bestand darauf, dass dieser Gesichtspunkt «der einzig richtige» sei. Ausserdem behauptete er – mit gewissem Recht –, dass der nachlassende Widerstand der Deutschen im Westen nicht nur der Tatsache zu verdanken sei, dass sie bereits geschlagen seien.

... Die Deutschen haben 147 Divisionen an der Ostfront stehen. Sie könnten ohne weiteres 15 bis 20 Divisionen von der Ostfront abziehen, um ihre Käfe an der Westfront zu verstärken. Dennoch haben sie das nicht getan, und sie werden es auch nicht tun. Sie kämpfen bei Zemlinice, einem winzigen Bahnhof in der Tschechoslowakei, verzweifelt gegen die Russen, obgleich sie diesen Bahnhof so nötig haben wie ein toter Mann einen Breiumschlag; aber so wichtige Städte im Herzen Deutschlands wie Osnabrück, Mannheim und Kassel geben sie fast ohne Widerstand auf. Sie müssen zugeben, dass dieses Verhalten auf seiten der Deutschen mehr als seltsam und unerklärlich ist.

Stalin schickte auch Churchill eine «Entschuldigung»:

... Meine Mitteilungen sind persönlich und streng geheim; das ermöglicht es mir, meine Meinung offen und deutlich auszusprechen. Das ist ein Vorteil der geheimen Korrespondenz. Aber wenn Sie jede offene Erklärung als Beleidigung auffassen, dann wird dadurch die Korrespondenz erheblich beeinträchtigt. Ich kann Ihnen versichern, dass ich niemals die Absicht hatte und auch heute nicht habe, irgend jemanden zu beleidigen.

Was er seinen Alliierten am gleichen Tag sonst noch schrieb, war zwar auch aggressiv, deutete aber seine Bereitschaft an, mehr Vernunft walten zu lassen.

Beispielsweise liess er Roosevelt wissen, dass die polnische Frage in eine Sackgasse geraten sei, weil die amerikanischen und britischen Botschafter von den Direktiven der Krim-Konferenz abgewichen seien; im nächsten Augenblick erklärte er jedoch seine Bereitschaft, die Angelegenheit «binnen kurzem» beizulegen. Immerhin hatte die Tatsache, dass der Präsident von «gemeinen Verdrehungen» gesprochen hatte, in der Sowjetunion einen gesunden Schock ausgelöst.

Nachdem Roosevelt das Kabel zum Thema Polen gelesen hatte, telegraphierte er an Churchill:

... Wir werden mit grösster Sorgfalt die Folgerungen aus Stalins Verhalten ziehen und überlegen müssen, was unser nächster Schritt sein soll. Natürlich werde ich weder etwas unternehmen noch irgendeine Erklärung abgeben, ohne Sie vorher zu Rate zu ziehen, und ich weiss, dass Sie dasselbe tun werden.

Endlich waren die beiden einer Meinung. Stalins Haltung schien sich so weit gemässigt zu haben, dass man wieder – wie Churchill es ausdrückte – etwas Hoffnung auf Fortschritte haben konnte.

Während die Diplomaten sich stritten, rissen britisch-amerikanisch-französische Truppen die gesamte Westfront auf. Dass man so erfolgreich war, änderte nichts daran, dass die britischen Stabschefs nach wie vor Eisenhowers Entscheidung zum Thema Berlin negativ beurteilten. Eisenhowers Stellvertreter, Luftmarschall Sir A. W. Tedder, versuchte, bei der Besprechung der britischen Stabschefs am 3. April das Vorgehen seines Oberkommandierenden damit zu entschuldigen, dass Montgomery durch die Anweisungen an die ihm unterstellten Truppen Eisenhower gezwungen habe, sich direkt an Stalin zu wenden.

«Ich bin erstaunt, dass Eisenhower Stalin brauchte, um Monty zu kontrollieren», war Brookes sarkastische Antwort.

In einem langen Telegramm ersuchten die britischen Stabschefs am folgenden Tag ihre amerikanischen Kollegen, noch einmal zu erwägen, ob nicht britisch-amerikanische Verbände Berlin so schnell wie möglich nehmen sollten. Aber Churchill wollte zu einem Ende kommen. Überzeugt, dass die Amerikaner ihre Ansicht niemals ändern würden, kabelte er am 5. April an Roosevelt:

*... Ich betrachte die Angelegenheit als abgeschlossen, und um meine Aufrichtigkeit zu beweisen, möchte ich hier eines der wenigen mir bekannten lateinischen Zitate einfügen: *Amantium irae amoris integratio est* (Streit unter Liebenden gehört zur Liebe).*

Aber ganz konnte er es doch nicht lassen: Ein paar Stunden später schickte er eine Botschaft an Roosevelt, in der es scheinbar um die Operation *Sunrise* ging. Er vertrat darin die Ansicht, man solle die Verbindung mit den russischen Armeen so weit im Osten wie möglich aufnehmen und, wenn die Umstände es zuliesse, in Berlin einmarschieren.

Auch Eisenhower konnte sich nicht von diesem Thema freimachen. Er schickte Marshall immer neue ausführliche Erläuterungen, obwohl der Stabschef keine Munition mehr brauchte, um die britischen Angriffe abzuwehren. Selbst Montgomery hatte sich überzeugen lassen, dass weitere Auseinandersetzungen fruchtlos sein würden, und deshalb an Eisenhower den folgenden Funkspruch geschickt:

... Mir ist völlig klar, was Sie wollen. Ich werde looprozentig an der Nordflanke vorstossen und tun, was ich kann, um gegnerische Kräfte vom Hauptstoss abzu- ziehen, der von Bradley durchgeführt wird.

General Simpson, dessen 9. Armee in schnellem Tempo in Richtung auf die Elbe und Berlin vorstiess, hatte keine Ahnung, dass die deutsche Hauptstadt nicht mehr das Hauptziel der Alliierten war. Er ahnte auch noch nichts, als Bradley ihm befahl, seinen Vormarsch zu stoppen und eine «Atempause» einzulegen. Einige Tage später rief Bradley wieder an und sagte: «Weiter.» Simpson gab Befehl, «wie der Teufel» auf Berlin loszugehen. Den letzten entscheidenden Stoss sollte Generalmajor Isaac Whites 2. Panzerdivision und die 30. oder die 83. Infanterie- division entlang der Autobahn Magdeburg-Berlin führen. Simpson hatte genug Vorräte und schwere Lastwagen, und seine Männer waren gut in Form.

2 Hitlers Fronten brachen überall zusammen, aber immer noch wurden Tausende alliierter Kriegsgefangener ins südliche Bayern getrieben. Am Morgen des 5. April erreichten die Männer aus Hammelburg, durchnässt vom Nieselregen und ausgefroren, die Weihestätte des Nationalsozialismus: Nürnberg.

Die alliierten Bomber hatten hier schwere Schäden angerichtet. Die Werke der I. G. Farben lagen zwar in Trümmern, aber sie produzierten immer noch. Auto- busse, Strassenbahnzüge und Lastwagen standen verloren in den Strassen. Man ging zu Fuss oder fuhr mit dem Fahrrad; nirgends waren Kinder zu sehen. Als die Kolonne den Stadtrand erreicht hatte, klarte es auf. Eine einstündige Essens- pause wurde eingeschaltet. Father Cavanaugh's Gruppe sass im warmen Sonnen- schein unter Rottannen. Die Männer assen, dann legten sie sich hin, um ein wenig zu schlafen. Gegen Mittag heulten in der Stadt die Alarmsirenen, und ein paar Gefangene schrien aufgeregt: «Wir wollen weiter!» Dann ging das Jaulen der Sirenen in fürchterlichem Krachen unter. Die Gefangenen rappelten sich hoch, sahen sich um. Knapp einen Kilometer südlich, jenseits eines kahlen Sandstreifens, verlief auf erhöhtem Gleiskörper eine Bahnlinie. Und dahinter lagen in langen Reihen Munitionsbunker und Treibstofftanks.

In hellen Scharen kamen Leute, meistens Soldaten, über den Bahndamm geklettert und auf die Gefangenen zu. «Seht euch an, wie die Kerle rennen können!»

Hoch am blauen Himmel entdeckte Father Cavanaugh winzige Punkte – zwei Staffeln von je vierzehn Bombern. Dann tauchten zwei weitere Staffeln auf, und sie flogen in weiten Schleifen von Süden und von Westen her auf die Stadt zu. Dann standen plötzlich die schwarzen Rauchstreifen der Markierungsbomben in der Luft, und einer der Gefangenen schrie: «Mein Gott, wir sitzen mitten im Ziel!» Der Priester sprang auf und schrie: «Tut Busse!» Und während er noch die Generalabsolution verkündete, detonierten die ersten Bomben drüben in der Fabrik. Father Cavanaugh zog sich eine Decke über den Kopf und betete. Unter ihm bebte die Erde. Dann trat Stille ein, und er sah, dass Qualm und Flammen über den Bunkern und Tanks standen. Gestalten wie winzige Puppen tauchten aus dem Inferno auf.

«Liegenbleiben!» schrie jemand. Im ohrenbetäubenden Feuer der Flak flog eine neue Staffel an. Wieder fielen die Bomben; gleich darauf gab es eine Serie gewaltiger Explosionen. Die Munitionsbunker waren getroffen. Das Prasseln der Flammen und das Krachen einstürzender Mauern übertönte das Dröhnen der Motoren. Die dritte Welle brauste über die Gefangenen hinweg und warf ihre Last ins Ziel. Das ist das Ende, dachte Cavanaugh. Er lugte vorsichtig unter seiner Decke hervor. Ein Regen aus Asche und Staub hatte die Sonne verdunkelt. Die Männer neben dem Priester klammerten sich an die bebende Erde. Der vierte Anflug folgte, dann der fünfte. Immer näher kamen die Fontänen aus Erde und Sand. Sand, Kies und Schutt prasselten auf die Gefangenen nieder. Ein paar schrien: «Doktor! Doktor!»

Cavanaugh stand auf und fing an, den Schwerverletzten die letzte Ölung zu geben; kopflos rannte er von einem zum anderen, bis er den Anfang der Kolonne erreichte. Dann kam er wieder zur Besinnung. «Ich muss ein paar ausgelassen haben», überlegte er und ging wieder zurück.

«Father, helfen Sie, den Mann herauszuholen!» schrie ein Offizier. Er starrte gebannt auf einen Verwundeten; der Amerikaner lag in einem Bombentrichter, der sich langsam mit Wasser füllte. Fünf Gefangene sahen zu, als wären sie betäubt. Father Cavanaugh schüttelte sie. «Los jetzt, packt zu. Helft ihm heraus! Ich habe anderes zu tun.»

Er kam zu Johnny Losh. Johnny lag auf dem Bauch; neben ihm sass sein Freund Jim Keough.

«Hallo, Father», sagte Losh und lächelte. «Ich bin froh, dass es Sie nicht erwischt hat.»

«Johnny hat es an der Seite erwischt, Father», erklärte Keough.

Der Priester sah das blutgetränkte Hemd, das um Loshs Unterleib gewickelt war, und wusste, dass der Mann sterben musste. Er erteilte ihm die Absolution und versuchte, ihn zu beruhigen.

«Glauben Sie, dass ich wieder hinkomme, Father?»

«Ich bin ganz sicher, Johnny. In fünf Minuten ist ein Arzt da.»

In einem Bombentrichter hockte Douglas O'Dell. Zwei Männer versuchten, den Stumpf seines einen Beines mit einem zerrissenen, völlig verdreckten Hemd abzubinden.

«Es sieht so aus, Father, als wäre es aus mit mir.»

O'Dell lächelte und deutete auf ein abgetrenntes Bein, das mehrere Meter entfernt lag. «Das da drüben gehört mir», sagte er. Er sei froh, dass Cavanaugh da sei. Captain John Madden erschien. «Father, einer der protestantischen Pfarrer ist tot, und die anderen möchten, dass Sie hinüberkommen.» Der Priester ging mit Madden. Der Tote war Chaplain Koskamp.

Als Father Cavanaugh sich über die Leiche beugte, sah er auf der russverschmier-ten Stirn ein öliges Kreuz.

Die Verluste waren hoch. Vierundzwanzig Tote, viele Verwundete. Die Wachen trieben die zusammen, die noch gehen konnten – an die vierhundert; dann ging es weiter nach Süden. Die vier Geistlichen, drei Ärzte und sieben Gefangene blieben zurück, um sich um die Verwundeten zu kümmern. Die Toten legten sie

ordentlich in eine Reihe nebeneinander. Dann setzten sie sich hin, völlig erschöpft.

Der Feldwebel von der deutschen Begleitmannschaft bat Father Cavanaugh um eine Zigarette. Der Priester hielt ihm das Päckchen hin; dann fing alles an, sich um ihn zu drehen. Als er wieder zu sich kam, hielt ihm jemand einen Becher Wasser an die Lippen. Es war der Deutsche, der neben ihm im Gras sass. Keiner sagte ein Wort.

Für Cavanaughs Schicksalsgenossen im OFLAG XIII B stand die Befreiung vor der Tür. Die amerikanische 14. Panzerdivision näherte sich Hammelburg. Am 6. April, vormittags 11.00 Uhr, erklärte der Lagerkommandant, General von Goeckel, dem amerikanischen Arzt, Major Berndt*, dass starke amerikanische Verbände im Anmarsch seien und das Lager in Kürze besetzen würden. «Ich habe aus Berlin Befehl bekommen, mich mit meinen Truppen zurückzuziehen. Ich übergebe Ihnen jetzt das Kommando über den amerikanischen Lagerblock und beauftrage Sie, Ihre Landsleute im Lager zu schützen. Ausserdem möchte ich Sie um einen Gefallen bitten.» Er deutete auf ein Haus, ein paar hundert Meter entfernt. «In diesem Haus lasse ich meine Frau und meine Schwägerin zurück. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie sich während meiner Abwesenheit um ihre Sicherheit kümmern würden. Ich mache mir hauptsächlich Sorgen wegen des russischen Lagers, das kurz nach diesem Lager befreit werden wird.»

Als das Feuer lauter wurde, schickte Berndt zwei Ärzte los zum Haus des Generals. Vom Obergeschoss des Krankenreviers aus sah Berndt, wie amerikanische Panzer sich über den Rand des Hügels schoben – ein prächtiger Anblick. Langsam rückten die Amerikaner vor, schossen, aber niemand schoss zurück. Etwa 100 Meter waren die Panzer noch entfernt, als zwei Assistenten Berndts die Flagge mit dem Roten Kreuz und eine amerikanische Flagge entfalteten: Es waren Bettlaken, rasch mit roter und blauer Farbe bepinselt. Die Panzer stellten das Feuer ein und rollten durch den Stacheldraht. Die Gefangenen kamen angerannt und schrien wie die Verrückten. Einige weinten vor Freude; ein paar küssten die Stahlplatten der Panzer.

Berndt ging zum Kommandeur der Kampfgruppe, Oberstleutnant Colonel James Lann vom 47th Tank Battalion: Waters müsse unverzüglich in ein Lazarett gebracht werden. Die Meldung ging weiter an die 3. Armee. Um 17.00 Uhr verliess Colonel Charles Odom das Armee-Hauptquartier mit dem Flugzeug, um Pattons Schwiegersohn heimzuholen.

Am nächsten Morgen – 7. April – besuchte Patton Waters im Lazarett in Frankfurt am Main. Der Patient war abgemagert und geschwächt, aber guter Laune: Die Ärzte hatten erklärt, er würde am Leben und wahrscheinlich auch nicht gelähmt bleiben. «Wusstest du, dass ich in Hammelburg war?» fragte er.

«Nein, ich hatte keine Ahnung», erwiderte Patton. «Ich wusste nur, dass amerikanische Gefangene im Lager waren, und deswegen kam ich hin.»

* Colonel Goode hatte Major Berndt zwar wegen «Ungehorsams» abgelöst, ihn aber wenige Minuten später wieder in sein Amt eingesetzt und ihm befohlen, mit den anderen beiden Ärzten im Lager zu bleiben und die Verwundeten zu betreuen.

Rund 120 Kilometer nordöstlich wurden zwei deutsche Frauen, die auf der Suche nach einer Hebamme waren, in der Nähe des Salzbergwerkes von Merkers von Militärpolizisten der amerikanischen 90. Division aufgehalten. Man kam ins Gespräch, und ganz nebenbei deutete eine der Frauen auf das Bergwerk und sagte: «Da ist das Gold versteckt.»

Wenig später erfuhr Patton, dass in der Salzgrube mehr als vier Milliarden Reichsmark in Papiergeld und ausserdem die verrammelten Stahlkammern der Deutschen Reichsbank entdeckt worden waren. Patton rief sofort bei General Eddy an; der meinte, dass die Stahlkammern die gesamte Goldreserve Deutschlands enthielten. Patton wies Eddy an, die Stahlkammern aufsprengen zu lassen. Wenn sich dort wirklich die Goldreserven befänden, sagte er, und es würde bekannt, dass sie in Händen der Amerikaner seien, dann wäre das deutsche Papiergeld wertlos.

Gay riss Patton den Hörer aus der Hand und sagte: «Matt, breche dir aber nicht das Rückgrat, wenn du versuchst, das Gold wegzutragen!»

Am folgenden Tag meldete Eddy, dass sich tatsächlich ein grosser Teil der deutschen Goldreserven im Salzbergwerk von Merkers befände. Seiner Schätzung nach handelte es sich um etwa 800 Millionen Mark in Gold sowie 2'750'000'000 Reichsmark. Die offizielle Schätzung setzte den Wert auf 336 Millionen Mark fest. In den Gewölben, 700 Meter unter der Erde, lagen noch andere Werte, die Eddy nicht einmal erwähnt hatte: unschätzbare Kunstwerke, darunter jene, die aus dem Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin ausgelagert worden waren.

Patton stiess weiter nach Osten vor, in Richtung Weimar. Das Konzentrationslager Buchenwald auf den Hügeln oberhalb der Stadt lag nicht weit von der berühmten Goethe-Eiche, die der Dichter so gern aufgesucht hatte. Über dem Lager tor waren zwei Sprüche angebracht: «Recht oder Unrecht – mein Vaterland» und «Jedem das Seine». In den acht Jahren, die das Lager bestand, waren hier rund 56'000 Insassen liquidiert worden. Normalerweise war es mit 70'000 Mann belegt, aber jetzt waren nur noch 21'000 Häftlinge da; die anderen waren kurz zuvor abtransportiert worden. In tiefen Gräben lagen die Leichen, die man noch nicht verscharrt hatte.

Der Lagerkommandant war sich jetzt, da die Amerikaner vor der Tür standen, nicht klar, wie er sich verhalten sollte. «Schliesslich war ich nicht der Schlechteste», sagte er zu den Häftlingen; sie sollten den Amerikanern sagen, wie anständig er gewesen sei. Aber da er befürchtete, es könne zu einem Aufstand kommen, beschloss er gleichzeitig, 46 politische Häftlinge hinzurichten.

Zu ihnen gehörte Dr. Petr Zenkl, der ehemalige Oberbürgermeister von Prag, seit Jahren ein erbitterter Gegner der Nazis. Zenkl und die anderen, deren Namen auf der Liste der Todeskandidaten standen, beschlossen, unterzutauchen. Zenkl vergrub Fotografien und Briefe und schrieb einen Abschiedsbrief an seine Frau und seine Familie. Ein Freund schnitt ihm die Haare, rasierte ihm den Bart ab, stutzte seine dichten Augenbrauen; dann wurde er in eine andere Baracke gebracht. Den Rest der Nacht wanderte der 60jährige Zenkl von Versteck zu Versteck.

Der Exekutionsbefehl für die 46 bewirkte, dass die beiden «Untergründe» des Lagers, Kommunisten und Antikommunisten, einmal einer Meinung waren: die Todeskandidaten nicht im Stich zu lassen. Von Baracke zu Baracke wurde heimlich der Befehl weitergegeben: Kein Häftling erscheint zum Morgenappell. Unheimlich still war es im Lager. Als die Uhr 8.00 schlug, hatte nicht einer der 21'000 Häftlinge den grossen Hof betreten. Zenkl spähte durch einen Riss im steinernen Fundament einer Baracke und sah eine einsame Gestalt. Es war ein Franzose, ein Fabrikant. Die Wachen schickten ihn zurück, als wollten sie den anderen zeigen, dass sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie gehorchten.

Der Kommandant setzte einen neuen Appell an. Diesmal erschien überhaupt niemand. Die Lagerpolizei wurde in die Baracken geschickt, um die 46 herauszuholen. Die Durchsuchung war eine Farce, jeder merkte, dass man niemanden finden wollte. Der Geschützdonner von Pattons Artillerie war nicht mehr zu überhören.

Für viele der Männer, die sich verschworen hatten, Hitler zu töten – Fabian von Schlabrendorff, Pastor Dietrich Bonhoeffer, Admiral Wilhelm Canaris, den ehemaligen Chef der deutschen Abwehr, und seinen Vertreter, General Hans Oster –, gab es keine Hoffnung mehr; sie erwartete nur noch der Tod. Zusammen mit einer grossen Gruppe «prominenter» Häftlinge, zu der General Franz Haider, der ehemalige österreichische Bundeskanzler Kurt von Schuschnigg, der Finanzzauberer Dr. Hjalmar Schacht sowie Josef Müller, der «Ochsensepp», gehörten – Müller hatte 1939 versucht, den Papst als Vermittler zwischen der britischen und einer anti-nazistischen deutschen Regierung zu gewinnen –, waren sie ins Konzentrationslager Flossenbürg, nahe der deutsch-tschechischen Grenze, gebracht worden.

Am 8. April wurde Müller aus seiner Zelle zum Galgen geführt: «Jetzt beginnt der letzte Akt. Sie werden gleich nach Canaris und Oster gehängt.» Aber in Flossenbürg herrschte noch grösseres Durcheinander als in Buchenwald. Ohne Erklärung wurde Müller in seine Zelle zurückgebracht. Dann holte man ihn wieder zum Hinrichtungsplatz und liess ihn dort erst einmal stehen. Schliesslich wurde ihm gesagt, er käme heute noch einmal davon, und Müller marschierte wieder in seine Zelle zurück.

In jener Nacht erschien ein Gestapo-Beamter bei von Schlabrendorff und fragte, ob er Dietrich Bonhoeffer sei. Schlabrendorff verneinte; der Beamte verschwand, kam jedoch nach wenigen Minuten wieder zurück und fragte noch einmal. Dieselbe Frage wurde Müller gestellt. Müller schlief wieder ein, wurde aber gegen 4.00 Uhr durch eine Kinderstimme geweckt. Er glaubte zu träumen oder den Verstand verloren zu haben. Aber er träumte nicht: Frau Schuschnigg mit Kind, Dr. Schacht und die Generale Haider und Thomas wurden in einen Autobus verladen, der sie nach Dachau bringen sollte.

Einige Stunden später wurden laut die Nummern einiger Zellen ausgerufen. Dann hörte Müller, wie Canaris darum bat, noch einige Zeilen an seine Frau schreiben zu dürfen. Nach zwei weiteren Stunden betrat ein Wachtposten Müllers Zelle und nahm dem Gefangenen die Handschellen ab. «Ich weiss auch nicht, was los ist»,

sagte der Wachtposten. «Erst hat es geheissen, Sie seien der Hauptverbrecher, und jetzt wissen wir nicht, was wir mit Ihnen anfangen sollen.»

Müller trat an das winzige Zellenfenster. Er sah draussen auf dem Exerzierplatz zwei ausländische Offiziere stehen – der eine war ein britischer Geheimagent, der 1943 gefangengenommene Peter Churchill. «Gehören Sie zu den Leuten, die gehängt werden?» fragte der andere.

«Ich glaube schon.»

«Ihre Freunde hat man schon gehängt; sie werden eben hinter ihren Zellen verbrannt.»

Flockige Asche wehte durch das Gitter in Müllers Zelle. Es dauerte einige Sekunden, bis sich Müller klarwurde, dass das vielleicht die Überreste von Canaris und Oster waren.

3 Hitlers Finanzminister, Graf Lutz Schwerin von Krosigk, wusste, dass der Krieg unwiderruflich verloren war. Der Graf war ein gläubiger Katholik, hatte als Rhodes-Stipendiat das Oriel College in Oxford besucht, und seine Sympathien für England waren ausgeprägt. Er wollte den Deutschen weitere Leiden ersparen; und so ging er zu Goebbels. Vielleicht konnte der den Führer überreden, mit dem Westen Friedensverhandlungen aufzunehmen.

Goebbels teilte zwar die Besorgnisse des Grafen, behauptete jedoch, die Siegeschancen seien grösser, als man glaube. Die Kluft zwischen Bolschewisten und Anglo-Amerikanern werde täglich tiefer; die Deutschen brauchten nur auf den endgültigen Bruch zu warten. Der werde voraussichtlich in drei bis vier Monaten eintreten.

Auch er glaube an einen Bruch, erwiderte Schwerin von Krosigk, aber seiner Ansicht nach sei es dann für Deutschland schon zu spät. «Wir haben keine Zeit zu verlieren», sagte er. Die militärische Lage sei verzweifelt. Geeignete Unterhändler sollten inoffiziell ins Ausland geschickt werden, um über Männer wie Dr. Burckhardt oder den Papst Verhandlungen aufzunehmen.

Überraschenderweise war Goebbels nicht nur derselben Ansicht, er versicherte sogar, dass derartige Kontakte bereits eingefädelt worden seien. Soviel er wisse, seien Amerikaner und Sowjets keineswegs ablehnend, während die Haltung der Briten völlig negativ sei*. «Aber auf unserer Seite werden die Verhandlungen durch Ribbentrop erschwert», bemerkte Goebbels. Unglücklicherweise könne er, Goebbels, den Aussenminister nicht offen kritisieren, da behauptet werde, er wolle selbst das Aussenministerium übernehmen. «Sie müssen verstehen, dass der Führer keinen Wert darauf legt, von Aussenstehenden unerbetene Ratschläge zu erhalten. Abgesehen davon hat sich der 20. Juli bei ihm weniger physisch als psychologisch ausgewirkt. Dieser Verrat war für ihn ein fürchterlicher Schock, und so ist er noch misstrauischer und einsamer geworden. Aber ich weiss, wie sehr der Führer Ihre Anständigkeit und Aufrichtigkeit schätzt, und er weiss, dass Sie für sich selbst

* Bis heute gibt es allerdings keine Beweise dafür, dass derartige Verhandlungen stattgefunden haben.

nichts verlangen.» Goebbels machte eine kurze Pause. Dann fragte er, ob der Graf etwas dagegen habe, wenn er, Goebbels, ein Treffen mit dem Führer verabrede. Goebbels wartete gar nicht, bis der andere geantwortet hatte: «Sie sollten die Unterhaltung mit einem kurzen Bericht über Ihr Ressort beginnen. Der Führer wird dann über die allgemeine Lage sprechen und Ihnen damit die Möglichkeit geben, das eigentliche Thema anzuschneiden. Aber vergessen Sie nicht, dass der Führer Defaitismus nicht vertragen kann. Sie müssen also Ihre Worte taktvoll und sorgfältig wählen.» Fragend blickte er den Grafen an.

«Vielleicht könnten Sie an meiner Stelle mit dem Führer sprechen?»*

Plötzlich glühte Goebbels vor Begeisterung wie früher. Er berichtete, wie er Hitler Carlyles Schilderung der verzweiflungsvollen Tage des Siebenjährigen Krieges vorgelesen habe: Friedrich der Grosse, angesichts der, wie es schien, unabwendlichen Niederlage Preussens völlig entmutigt, hatte erklärt, er werde Gift nehmen, wenn sich bis zum 15. Februar das Blatt nicht gewendet habe. «Tapferer König», schrieb Carlyle, «warte noch ein wenig, und die Tage deiner Leiden werden vorbei sein; die Sonne deines Glücks steht bereits hinter den Wolken und wird sich dir bald selbst zeigen.» Am 12. Februar starb die Zarin, wodurch sich die Lage für Friedrich den Grossen auf wunderbare Weise zum Besseren wandelte. Am Ende der Geschichte, sagte Goebbels, seien Tränen in den Augen des Führers gewesen.

Dann berichtete Goebbels von Hitlers Horoskop für den 30. Januar 1933: Es habe Siege bis 1941 und dann eine Folge von Rückschlägen vorausgesagt, die in der ersten Hälfte des April 1945 ihren Höhepunkt erreichen würden. In der zweiten Aprilhälfte werde es vorübergehende Erfolge geben, dann eine Pause bis zum Friedensschluss im August. Deutschland werde danach noch drei schwere Jahre erleben, aber 1948 werde der Wiederaufstieg beginnen.

Am nächsten Tag schickte Goebbels dem Grafen das Horoskop zu. Der wusste zwar nicht, worauf die Voraussagen sich stützten, war aber dennoch neugierig, was in der zweiten Aprilhälfte geschehen würde.

4 Was die Westfront betraf, so schien es höchst unwahrscheinlich, dass sich Deutschlands Schicksal noch wenden würde. Am frühen Morgen des 11. April näherte sich eine Vorhut von Hodges' 1. Armee, das Combat Command B der 3. Panzerdivision, in schneller Fahrt der Stadt Nordhausen, wo ein Teil der deutschen Wunderwaffen, Wernher von Brauns Raketen, montiert wurden.

Braun erholte sich eben von einem schweren Autounfall; Oberkörper und linker Arm steckten immer noch in einem riesigen Gipsverband. Am Ostersonntag erfuhr er, dass amerikanische Panzer im Süden nur noch wenige Kilometer entfernt seien. Er befürchtete, dass die SS dem Befehl des Führers folgen und nur «verbrannte Erde» zurücklassen würde – das würde den Verlust mehrerer Tonnen unersetzlicher Dokumente und Blaupausen über die V-2 bedeuten. Diese Unterlagen mussten gerettet werden.

* Die Unterredung hat tatsächlich nie stattgefunden. Der Graf selbst hat erklärt, er könne nicht sagen, ob es daran lag, dass Goebbels Hitler gar nicht gefragt hatte, oder ob Hitler sich geweigert hatte, ihn zu empfangen.

Braun beauftragte seinen persönlichen Mitarbeiter, Dieter Huzel, und Bernhard Tessmann, den Chefkonstrukteur des Versuchsgeländes Peenemünde, die Dokumente an einem sicheren Ort zu verwahren. «Das beste wäre wahrscheinlich ein altes Bergwerk oder eine Höhle, oder wenigstens etwas Ähnliches. Eine andere Möglichkeit kann ich mir nicht vorstellen. Aber wir haben keine Zeit zu verlieren.»

Drei Lastwagen waren erforderlich, um die 14 Tonnen Papier abzutransportieren. Am 3. April brach die kleine Kolonne in nördlicher Richtung zum nahen Harz auf. Verzweifelt suchten Tessmann und Huzel nach einem geeigneten Versteck. Schliesslich entdeckten sie in dem abgelegenen Dorf Dörnten ein stillgelegtes Erzbergwerk. 36 Stunden später waren alle Dokumente mit einer kleinen Lokomotive in das Bergwerk gebracht und im Pulvermagazin verstaut.

Damit war ihr Auftrag erfüllt, nahm der erschöpfte Huzel an. Am darauffolgenden Tag kam er noch einmal zurück und sprengte den Stollen, der zum Magazin führte. Dann zündete der alte Mann, der die Anlage bewachte, eine weitere Sprengladung; das Bergwerk war jetzt unzugänglich. Nur Tessmann, Huzel und der Wächter kannten den genauen Ort, an dem die Dokumente lagen, und der letztere hatte keine Ahnung, worum es sich überhaupt handelte.

Am 10. April wurden die Arbeiten in der grossen unterirdischen V-2-Fabrik in Nordhausen eingestellt. Die Konstrukteure, Ingenieure und Arbeiter – insgesamt 4'500 Mann – gingen nach Hause, die Zwangsarbeiter wurden ins nahegelegene Konzentrationslager zurückgebracht. 500 Spezialisten hatte SS-General Hans Kammler, der Sonderbeauftragte für die V-Waffen-Produktion, in seinem Privatzug bereits nach Oberammergau geschickt.

Am nächsten Morgen, dem 11. April, näherte sich die Kampfgruppe Welborn von der 3. Panzerdivision Nordhausen von Norden, während die Kampfgruppe Lovelady von Süden anrückte. Die beiden Kommandeure waren von Abwehroffizieren darauf aufmerksam gemacht worden, dass sich im Gebiet von Nordhausen möglicherweise ungewöhnliche Dinge tun würden. Zuerst hatten sie geglaubt, damit sei das Konzentrationslager gemeint; hier lagen rund 5'000 verweste Leichen im Freien und in den Baracken. Aber ein paar Kilometer nordwestlich von Nordhausen, in den Ausläufern des Harzes, stiessen sie zum zweitenmal auf Männer in der gestreiften Häftlingskleidung, und die sagten, dass sich im Berg «phantastische Dinge» befänden.

Die beiden Kommandeure spähten in einen riesigen Tunnel; Güterwagen und Lastwagen standen da mit langen schlanken Raketen beladen. Mit Major William Castille, dem Abwehroffizier, drangen sie weiter ins Innere des Berges vor und stiessen auf eine komplette Fabrik. Für Castille war es die «Höhle des Zauberers». Säuberlich lagen Teile der V-1 und der V-2 in langen Reihen; überall standen Werkzeugmaschinen, offenbar unbeschädigt.

Als Colonel Holgar Toftoy, Chef des technischen Geheimdienstes, des Ordnance Technical Intelligence in Paris, von dem erstaunlichen Fund erfuhr, stellte er die «Special Mission V-2» zusammen. Aufgabe dieser Abteilung war es, hundert komplette V-2 sicherzustellen und sie zum White-Sands-Versuchsgelände in New-Mexico zu transportieren. Kein Mensch freilich hatte es für nötig befunden,

Toftoy mitzuteilen, dass das Gebiet von Nordhausen in der sowjetischen Besatzungszone liegen würde, wenn einmal der Krieg beendet war, und deshalb liess er sich Zeit.

Rund 70 Kilometer weiter südöstlich drang Pattons Panzerspitze in Weimar ein. Unter den Häftlingen in Buchenwald oben auf den Hügeln stieg die Spannung; jetzt konnten es nur noch Minuten bis zur Befreiung sein. Gegen Mittag war die ss abgerückt: für Petr Zenkl, den ehemaligen Bürgermeister von Prag, das schönste Bild, das er je gesehen hatte. Als der letzte Lastwagen anfuhr, entwaffneten die Häftlinge die Wachtposten, die die SS zurückgelassen hatte, und besetzten die Türme. Dann zogen sie beim Haupttor eine weisse Fahne auf.

Am Nachmittag krochen amerikanische Panzer langsam den Hügel hinauf und rollten ins Lager. Die Häftlinge drängten sich um ihre Befreier. Unter den Soldaten entdeckte Zenkl den Korrespondenten Edward R. Murrow. «Ich kenne Sie aus Prag!» schrie er, aber Murrow konnte sich zunächst gar nicht denken, wer dieses Skelett sein könne. «Ich bin Zenkl!» Ein paar Stunden später wusste man in London, dass der ehemalige Oberbürgermeister von Prag Buchenwald überlebt hatte. Aber Zenkl war noch nicht in Sicherheit. In den vorangegangenen Jahren waren die Kommunisten hier – wie auch in anderen Lagern – die eigentlichen Herren gewesen, und Zenkl war seit einem Vierteljahrhundert erbitterter Antikommunist. Mit eiserner Disziplin, Mut und Rücksichtslosigkeit hatten es die Kommunisten geschafft, die Schlüsselposten im Lager mit ihren Leuten zu besetzen. Von ihnen hing es weitgehend ab, wo die einzelnen Häftlinge arbeiten mussten, wer Küche, Krankenrevier oder Krematorium leitete und wer in die Fabriken ausserhalb des Lagers geschickt wurde. Die Kommunisten brachten es sogar fertig, ihre Leute vor den Todeskammern zu bewahren.

Immer wieder war Zenkl in Buchenwald mit den Kommunisten zusammengerückt, und insofern war es schon bemerkenswert, dass er überhaupt noch lebte. Aber die Kommunisten waren nicht geneigt, ihn nach Prag zurückkehren zu lassen, damit er dort womöglich einen wichtigen politischen Posten übernehmen konnte. Murrow erfuhr davon und warnte Zenkl. Bei Dunkelheit floh der Tscheche aus dem Lager und verschwand in den Wäldern der Umgebung. Stunden später hielt er einen Lastwagen an, und noch vor Anbruch des Morgens war er bei den Amerikanern. Endlich fühlte er sich wirklich frei.

Eisenhower, Patton und Bradley fuhren in einem primitiven Aufzug ins Salzbergwerk von Merkers ein, um die Goldreserven des Reiches zu besichtigen. Ein Deutscher bediente den Fahrstuhl. Als der Korb langsam den 650 Meter tiefen Schacht hinunterglitt, zählte Patton die Generalssterne auf den Uniformen, blickte dann zu dem einzigen Stahlseil hoch, an dem der Aufzug hing, und meinte: «Wenn die Strippe da reisst, wird es einige Beförderungen in der amerikanischen Armee geben.»

«Okay, George», sagte Eisenhower. «Das genügt. Bitte keine Witze mehr, bis wir wieder oben sind.»

In der Schachtsohle angekommen, tasteten sie sich durch einen spärlich erleuchteten Stollen zu einem riesigen Gewölbe; Säcke mit Goldmünzen, Goldbarren, Gemälde und Kisten mit Zahngold standen herum. Patton warf einen flüchtigen

Blick auf die Gemälde. Sie seien höchstens zweieinhalb Dollar pro Stück wert, meinte er, und gehörten in irgendwelche Kneipen.

Der deutsche Wachmann deutete auf ein Dutzend grosser Pakete – lauter Banknoten. Diese drei Milliarden Reichsmark seien Deutschlands letzte Papiergeldreserven. «Man wird sie sicher dringend brauchen, damit der Wehrsold ausbezahlt werden kann.»

«Machen Sie ihm klar», sagte Bradley zum Dolmetscher, «dass die deutsche Armee vermutlich keinen Wehrsold mehr zu zahlen braucht.» Dann wandte er sich an Patton. «Wenn wir noch in der Zeit der Freibeuter leben würden, wären Sie jetzt der reichste Mann der Welt.»

Patton grinste.

Später, beim Mittagessen im Hauptquartier des XII. Korps, erzählte Patton, die Zeitungsleute machten einen Riesenwirbel, weil er ihnen die Sache mit dem Geldschatz nicht erzählt hatte, aber das rege ihn nicht auf. «Ich weiss, dass ich richtig gehandelt habe.»

«Verdammt noch mal», sagte Eisenhower, «bis eben mag das noch gestimmt haben. Aber wenn Sie so überzeugt sind, bin ich überzeugt, dass Sie falsch gehandelt haben.»

Patton blinzelte Bradley über den Tisch hinweg zu. Bradley lachte und fragte: «Warum haben Sie es geheimgehalten, George – was möchten Sie mit dem ganzen Geld anfangen?»

Patton grinste. Bei der 3. Armee gebe es in dieser Beziehung zwei verschiedene Richtungen. Die einen wünschten, dass aus dem Gold Medaillons angefertigt würden, «eines für jeden Hundesohn der 3. Armee ...» Die anderen wollten die Beute so lange versteckt halten, bis es dem Kongress irgendwann im Frieden einmal einfallen würde, die Wünsche des Militärs abzulehnen; dann würde die 3. Armee das Geld hervorholen und neue Waffen kaufen.

Eisenhower schüttelte den Kopf und sagte zu Bradley: «Auf alles weiss er eine Antwort!»

Nach dem Mittagessen flog die Gruppe zum Hauptquartier des XX. Korps in Gotha, nahe Erfurt. Der Kommandeur, Generalmajor Walton H. Walker, erklärte den Generalen kurz die Lage und machte dann den Vorschlag, das Konzentrationslager in Ohrdruf-Nord zu besichtigen.

«Kein Mensch würde es für möglich halten, dass die Deutschen zu so etwas fähig sind», sagte Patton, «wenn man dieses Pestloch nicht mit eigenen Augen gesehen hat.»

Der Verwesungsgeruch war unerträglich. Im umzäunten Areal lagen 3'200 skelettartige Leichen nackt in flachen Kühlen, andere, mit Kalk bestreut, auf den Lagerstrassen. Als Eisenhower das sah, wurde er blass; er hatte bis dahin von diesen Greueln nur gehört. Erschüttert meinte er: «Das hier kann kein Amerikaner begreifen.»

Auch Bradley war zu aufgewühlt, um etwas zu sagen; Patton ging auf die Seite und übergab sich. Aber Eisenhower hielt es für seine Pflicht, das ganze Lager zu besichtigen. Als die Generale danach am Tor standen und auf die Wagen warteten, sah Eisenhower, wie ein amerikanischer Soldat versehentlich einen der deut-

sehen Wachtposten anrempelte und ihn dann anlachte, als wollte er sich entschuldigen. Eisenhower blickte den jungen Geisig an: «Fällt es Ihnen immer noch schwer, sie zu hassen?» Dann wandte sich der General an seine Begleiter. «Ich möchte, dass jede amerikanische Einheit, die nicht an der Front eingesetzt ist, dieses Lager sieht. Man sagt immer, der amerikanische Soldat wisse nicht, wofür er kämpft. Jetzt wird er wenigstens wissen, wogegen er kämpft.»

Vom Hauptquartier der 3. Armee aus schickte Eisenhower Kabel nach Washington und London, die beiden Regierungen sollten Parlamentarier und Zeitungskorrespondenten herüberschicken: Die Beweise für die Barbarei der Nazis müssten der amerikanischen und der britischen Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Auch nach dem Abendbrot war Eisenhower immer noch blass. «Ich kann die Mentalität nicht begreifen, aus der heraus diese Deutschen solche Dinge tun. Unsere Soldaten wären gar nicht fähig, Leichen so zu verstümmeln, wie die Deutschen es getan haben.»

«Nicht alle Deutschen sind so», wandte Pattons stellvertretender Chef des Stabes ein. «In einem Lager haben wir die Bevölkerung vorbeidefilieren lassen, damit jeder sieht, was passiert ist. Der Bürgermeister und seine Frau haben sich daraufhin zu Hause die Pulsadern aufgeschnitten.»

«Das ist das Erfreulichste, was ich bisher gehört habe», erwiderte Eisenhower. «Es könnte darauf hindeuten, dass ein paar von ihnen noch Gefühle haben.»

Nach dem Essen blieben Eisenhower und Patton allein zurück, und dabei erfuhr Patton unter dem Siegel der Verschwiegenheit, dass die 9. und die 1. Armee demnächst ihren Vormarsch stoppen müssten, während Pattons 3. Armee nach Süden schwenken sollte. Dann versicherte Eisenhower spontan: «Vom taktischen Standpunkt aus wäre es für die amerikanische Armee gar nicht ratsam, Berlin zu nehmen, und ich hoffe nur, dass politische Gründe mich nicht doch noch dazu zwingen werden. Die Stadt hat weder taktischen noch strategischen Wert, und die amerikanischen Streitkräfte müssten nur für Tausende und aber Tausende von Deutschen, Verschleppten und alliierten Kriegsgefangenen sorgen.»

Patton war enttäuscht. «Ike, ich verstehe nicht, wie Sie so etwas sagen können. Meiner Ansicht nach sollten wir Berlin nehmen, möglichst schnell – und dann weitermarschieren bis zur Oder!»*

5 Am Nachmittag des 12. April fuhr Goebbels mit seinem Adjutanten und Dr. Werner Naumann, seinem persönlichen Referenten, ins Hauptquartier der 9. Armee nahe der Oder. Hier zitierte er vor Busse und dessen Stab noch einmal die Geschichte über Friedrich den Grossen, die er zuvor Schwerin von Krosigk erzählt hatte. Einer der Zuhörer fragte sarkastisch: «Und welche Zarin wird diesmal sterben?»

* Patton drängte später Eisenhower in Anwesenheit von General Gay noch einmal, Berlin zu nehmen, was binnen 48 Stunden möglich sei. «Und wen interessiert es?» fragte Eisenhower. Patton schwieg, legte dann beide Hände auf Eisenhowers Schultern und sagte: «Ich glaube, dass die Geschichte diese Frage für Sie beantworten wird.»

«Das weiss ich nicht», antwortete Goebbels, «aber das Schicksal hält viele Möglichkeiten bereit.»

In Warm Springs, Georgia, war es erst 11.00 Uhr vormittags. In dem schindelgedeckten Haus mit den sechs Zimmern, das «Little White House», das «Kleine Weisse Haus», genannt wurde, gut drei Kilometer von der Warm Springs Foundation entfernt, lag Präsident Roosevelt, der Urlauber, noch im Bett. Schlechtes Wetter hatte das Kurierflugzeug unterwegs zur Landung gezwungen, also konnte die Morgenpost nicht vor Mittag eintreffen. Roosevelt hatte Musse, und er beschloss, die in Atlanta erscheinende *Constitution* zu lesen.

«Ich fühle mich heute morgen gar nicht gut», sagte er zu Lizzie McDuffie, der Negerin, die das Haus versorgte. Er legte die Zeitung auf das Buch, in dem er gerade gelesen hatte – *The Punch and Judy Murders*.

Eine Stunde später sass er in seinem Ledersessel; er plauderte mit seinen Kusinen Margaret Suckley und Laura Delano, und auch eine alte Freundin, Mrs. Winthrop Rutherford, war dabei. Der Präsident trug einen dunkelgrauen Anzug, dazu eine Weste und eine rote Harvard-Krawatte. Im Allgemeinen verabscheute er Westen, und Querbinder waren ihm lieber als Krawatten; aber er sollte ja für sein Porträt Modell sitzen. Sein Sekretär William Hassett brachte die ausgehende Post, und der Präsident fing an, die Briefe zu unterschreiben. Bei einem Brief, den das Aussenministerium entworfen hatte, stutzte er. «Typisch State Department», meinte er zu Hassett. «Es steht überhaupt nichts drin.»

Eine gutgewachsene, würdige Dame stellte in der Nähe der Fenster eine Staffelei auf – Madame Elizabeth Shoumanoff, die bereits ein Aquarell des Präsidenten gemalt hatte. Auch jetzt arbeitete sie an einem Aquarell. Roosevelt wollte es der Tochter von Mrs. Rutherford schenken.

Madame Shoumanoff legte dem Präsidenten einen marineblauen Umhang um die Schultern, und während er arbeitete, malte sie. Um 13.00 Uhr sah Roosevelt auf die Uhr und sagte: «Wir haben noch fünfzehn Minuten Zeit.»

Miss Suckley häkelte, Miss Delano stellte frische Blumen in die Vasen, und der Präsident zündete sich eine Zigarette an. Plötzlich griff er mit der linken Hand an die Schläfe; dann fiel die Hand herunter.

«Ist dir etwas heruntergefallen?» fragte Miss Suckley.

Roosevelt hatte die Augen geschlossen. So leise, dass nur sie es hören konnte, sagte er: «Ich habe fürchterliche Kopfschmerzen.» Dann sank er bewusstlos zusammen. Es war 13.15 Uhr. Die fünfzehn Minuten waren abgelaufen.

Ein paar Minuten später erschien Commander Howard Bruenn, der Marinearzt, der den Präsidenten betreute. Er gab Anweisung, Roosevelt ins Schlafzimmer zu bringen. Der Präsident atmete schwer; sein Puls betrug 104, der Blutdruck lag über der Höchstmarke von 300. Bruenn war sich klar, dass es sich um eine Gehirnblutung handelte. Er injizierte Aminophyllin und Nitroglyzerin in Roosevelts Arm.

Um 2.05 Uhr rief Bruenn Admiral Ross McIntire, den Leibarzt des Präsidenten, in Washington an. Er berichtete, dass Roosevelt immer noch bewusstlos sei und vermutlich einen Gehirnschlag erlitten habe. McIntire seinerseits telefonierte mit

Dr. James Pauliin, dem früheren Präsidenten der American Medical Association in Atlanta, und ersuchte diesen, sofort nach Warm Springs zu fahren.

Ungefähr zur selben Zeit sprach Laura Delano mit Eleanor Roosevelt, die im Weissen Haus geblieben war; sie berichtete, dass Franklin ohnmächtig geworden sei, während er Modell sass. Einen Moment später rief auch McIntire bei der First Lady an. Er sei nicht beunruhigt, sagte er, halte es jedoch für besser, wenn sie beide abends nach Warm Springs fahren würden. Frau Roosevelt solle alle Verabredungen für den Nachmittag einhalten; eine Absage im letzten Augenblick mit der Begründung, dass sie nach Georgia fahren müsse, würde zu viel Aufsehen erregen. So fuhr Mrs. Roosevelt wie geplant zum Sulgrave Club, um dort einer Wohltätigkeitsveranstaltung beizuwohnen.

Dr. Pauliin raste durch Nebenstrassen zum «Kleinen Weissen Haus», wo er um 15.28 Uhr eintraf. Der Präsident war schweissgebadet und sein Gesicht aschgrau, und er atmete nur mühsam. Der Puls war kaum noch spürbar, und um 15.32 Uhr hörten die Herztöne auf. Pauliin gab Adrenalin. Das Herz des Präsidenten schlug noch zwei- oder dreimal und blieb dann endgültig stehen. Es war 15.35 Uhr mittelamerikanischer Zeit.

In Washington war es 16.35 Uhr. Mrs. Roosevelt war noch immer im Sulgrave Club. Sie sass am Kopfende der Tafel und lauschte der Pianistin Evelyn Tyner. Um 16.50 Uhr flüsterte ihr jemand zu, dass sie am Telefon verlangt werde. Am anderen Ende der Leitung war Steve Early, der Pressesekretär des Präsidenten. Aufgeregt sagte er: «Kommen Sie bitte sofort.»

Mrs. Roosevelt fragte nicht nach dem Grund. Sie fühlte, dass etwas Entsetzliches geschehen war. Aber sie wollte die Form wahren und kehrte in den Saal zurück. Nachdem die Pianistin zu Ende gespielt hatte, klatschte Mrs. Roosevelt mit den anderen Beifall; dann sagte sie, sie müsse gehen, da zu Hause irgend etwas nicht in Ordnung sei. Während der Fahrt zum Weissen Haus sass sie mit geballten Händen im Wagen.

Sie ging ins Wohnzimmer. Early und Dr. McIntire teilten ihr mit, dass der Präsident gestorben sei, ohne wieder zu Bewusstsein gekommen zu sein. Sie reagierte fast automatisch. Sie liess Vizepräsident Truman bitten, sofort herüberzukommen, und traf dann Vorbereitungen, abends nach Warm Springs zu fliegen.

Harry S. Truman war im Capitol und präsierte einer Sitzung des Senats. Senator Alexander Wiley aus Wisconsin hielt eben eine Rede, die den Vizepräsidenten langweilte; Truman schrieb einen Brief an seine Mutter und seine Schwester: *Dear Mamma & Mary,*

ich versuche, Euch heute am Tisch des Senatspräsidenten einen Brief zu schreiben, während ein nervöser Senator eine Rede über etwas hält, wovon er überhaupt nichts versteht ... Ich muss hier sitzen und für die parlamentarischen Spielregeln sorgen – von denen manche vernünftig sind, andere wiederum nicht...

Schaltet morgen Abend um 21.30 Uhr Euerer Zeit das Radio ein, damit Ihr hört, wie Harry zum Jefferson Day eine Rede an die Nation hält. Ich glaube, sie wird von allen Sendern übertragen, so dass es nicht schwierig sein sollte, mich zu hören. Nach mir kommt der Präsident, den ich einzuführen habe.

Ich hoffe, Euch beiden geht es gut und es wird so bleiben.

Alles Liebe Euch beiden.

Schreibt, wenn Ihr könnt

Harry.

Der Senat vertagte sich um 16.56 Uhr, und Truman ging in Sam Rayburns Büro. Der Speaker des Repräsentantenhauses reichte dem Vizepräsidenten ein Glas Bourbon mit Wasser, und dabei fiel ihm ein, dass Steve Early eben telefoniert und gesagt hatte, Truman solle sofort im Weissen Haus anrufen. Eine Minute später hatte Truman den aufgeregten Early am Apparat.

«Bitte kommen Sie gleich herüber, und kommen Sie durch den Haupteingang in der Pennsylvania Avenue.»

Mehr habe Early nicht gesagt, erinnerte sich Truman später, und er, Truman, sei auch keineswegs aufgeregt gewesen; er habe nichts anderes geglaubt, als dass Roosevelt unerwartet aus Warm Springs zurückgekehrt sei. Aber Rayburn berichtete, Truman habe sich plötzlich verärgert, und ein Angestellter in Trumans Büro behauptete, der Vizepräsident sei aufgeregt hereingestürzt und habe gesagt: «Ich gehe ins Weisse Haus.»

Gegen 17.25 Uhr traf er dort ein. Man führte ihn sofort ins Arbeitszimmer von Mrs. Roosevelt im zweiten Stock. Als er Anna Boettiger, die Tochter des Präsidenten, und Early sah, wurde ihm klar – schrieb er später –, dass irgend etwas Aussergewöhnliches geschehen war.

Eleanor Roosevelt kam ihm ruhig und würdevoll entgegen und legte einen Arm freundschaftlich um seine Schulter. «Harry», sagte sie, «der Präsident ist tot.»

Einen Augenblick brachte der Vizepräsident kein Wort heraus. Dann sagte er: «Kann ich irgend etwas für Sie tun?»

«Können *wir* jetzt irgend etwas für *Sie* tun?» fragte sie zurück. «Denn Sie sind derjenige, der alles auf sich nehmen muss.» Sie sagte, sie fühle mit ihm und dem amerikanischen Volk.

Dann telegraphierte sie an ihre Söhne: *Vater entschlafen. Er würde erwarten, dass Ihr Euere Aufgaben bis zum Ende erfüllt.*

Justizminister Francis Biddle, Marineminister James Forrestal und Stettinius waren in einer Sitzung. Um 17.45 Uhr wurde Stettinius ins Weisse Haus gebeten. Als Aussenminister gehörte es zu seinen Pflichten, den Tod des Präsidenten bekanntzugeben. Als er Mrs. Roosevelts Arbeitszimmer betrat, liefen ihm die Tränen über die eingefallenen Wangen. Truman bat Stettinius und Early, sofort das Kabinett einzuberufen, und erkundigte sich noch einmal bei Mrs. Roosevelt, ob er irgend etwas für sie tun könne. Sie überlegte, ob sie mit einem Regierungsflugzeug nach Georgia fliegen sollte, und Truman riet ihr dazu.

Er ging ins Büro des Präsidenten im Westflügel des Gebäudes. Von dort rief er seine Frau und seine Tochter an und ersuchte sie, ins Weisse Haus zu kommen. Dann telefonierte er mit Chief Justice Harlan Fiske Stone; er möge ihn sofort als Präsidenten vereidigen.

Inzwischen hatten sich Stettinius, Wallace, Stimson, Morgenthau, Perkins, Ickes, Wickard, Forrestal, Leo Crowley, Rayburn sowie die Fraktionsführer McCormack und Joseph W. Martin im Kabinettsraum des Weissen Hauses versammelt.

Kurz nach 18.00 Uhr erschien Truman; er erklärte, er habe die traurige Pflicht mit-

zuteilen, dass der Präsident tot sei. «Mrs. Roosevelt hat mir berichtet, dass er wie ein Soldat gestorben ist. Ich möchte nur sagen, dass ich versuchen werde, so weiterzumachen, wie er es von mir und von uns allen bestimmt erwartet hätte. Es wäre mir lieb, wenn Sie auf Ihren Posten bleiben würden; ich rechne damit, dass Sie alle mir mit Ihrem Rat helfen werden. Ich bin überzeugt, damit das zu tun, was der Präsident gewünscht haben würde.»

Amerika war wie betäubt. Als Robert E. Sherwood, der Dramatiker und Berater des Präsidenten, vom Tode FDR's erfuhr, blieb er am Radio sitzen und «wartete darauf, dass der Präsident mit seiner vergnügten und beruhigenden Stimme bekanntgeben werde, dass alles ein grosser Irrtum ist, Bankkrise und Krieg vorüber sind und alles gut und in Ordnung ist».

Im Weissen Haus wurden hastig die Vorbereitungen für die Vereidigung des neuen Präsidenten getroffen. Wenige Minuten nach 19.00 Uhr hatte man endlich eine Bibel gefunden und auf den grossen, seltsam geformten Tisch gelegt, den Roosevelt von Jesse Jones geschenkt bekommen hatte. Neben Truman standen seine Frau und seine Tochter, ihm gegenüber, im blauen Anzug, der Oberste Bundesrichter Stone. Mrs. Trumans Augen waren gerötet; sie sah etwas verängstigt drein, als ihr Mann mit der linken Hand nach der Bibel griff. Der Vizepräsident vergass, die rechte Hand zu heben; Stone machte ihn mit ruhiger Stimme darauf aufmerksam. Nach Forrestals Ansicht war es der Gelassenheit des Bundesrichters zu verdanken, dass die Zeremonie so würdevoll verlief.

Truman wiederholte die Worte, die Stone ihm vorsprach: «Ich, Harry S. Truman, schwöre feierlich, dass ich das Amt des Präsidenten der Vereinigten Staaten getreulich ausüben und alles tun werde, um die Verfassung der Vereinigten Staaten zu bewahren, zu schützen und zu verteidigen.» Es war 19.08 Uhr.

Mit Ausnahme des neuen Präsidenten und der Kabinettsmitglieder verliessen alle den Raum. Truman und die Minister setzten sich an den Tisch; es herrschte eine seltsam gedrückte Stimmung. Truman wollte eben zu sprechen anfangen, als Early hereinstürzte: Die Presse wolle wissen, ob die Konferenz von San Francisco, wie geplant, am 25. April beginnen werde.

«Die Konferenz wird so stattfinden, wie Präsident Roosevelt es angeordnet hat», erwiderte Truman, ohne zu zögern. Er starrte durch seine dicken Brillengläser vor sich hin, während er dem Kabinett erklärte, dass er die Absicht habe, die Aussen- und die Innenpolitik der Roosevelt-Administration fortzuführen. Er fügte hinzu, dass er als Präsident selbständig handeln und auch die volle Verantwortung für seine Beschlüsse übernehmen werde. Er hoffe, niemand werde ihm seinen Rat vorenthalten, doch werde er allein die letzten politischen Entscheidungen treffen. Nach wenigen Minuten war klar, dass Truman keine Angst hatte, sich durchzusetzen. Nach der kurzen Sitzung blieb Stimson noch im Zimmer; er sagte, er habe mit dem Präsidenten noch eine höchst dringende Angelegenheit zu besprechen. «Ich möchte Sie über ein gewaltiges Unternehmen informieren – ein Projekt, das sich mit der Entwicklung eines neuen Sprengstoffs von fast unvorstellbarer Zerstörungskraft beschäftigt.» Mehr könne er im Augenblick nicht sagen. Als der Präsident sich wenige Minuten später in seine Wohnung in der Connecticut Avenue begab, war er noch wie betäubt.

In Berlin hatten die Alarmsirenen eben «Entwarnung» gegeben, als Robert Semmler im Luftschutzbunker des Propagandaministeriums einen Anruf erhielt. Irgend jemand vom Deutschen Nachrichtenbüro, der amtlichen Nachrichtenagentur, war in der Leitung: «Hallo, hören Sie, es ist etwas Unglaubliches passiert. Roosevelt ist tot!»

«Soll das ein Witz sein?»

«Nein. Die Agentur Reuter meldet: Roosevelt ist heute mittag gestorben.»

Laut wiederholte Semmler, was der andere gesagt hatte. Die Leute im Bunker sprangen auf, waren plötzlich hellwach. Sie lachten und schüttelten sich die Hände. Die Köchin des Ministers bekreuzigte sich: «Das ist das Wunder, das Dr. Goebbels uns schon so lange versprochen hat!»

Semmler rief die 9. Armee an und erfuhr, dass Goebbels bereits wieder abgefahren war und bald in Berlin eintreffen musste. Dann meldete sich die Reichskanzlei; Goebbels solle den Führer unmittelbar nach seiner Ankunft anrufen. Fünfzehn Minuten später fuhr Goebbels im Feuerschein der Flammen, die aus dem Hotel Adlon und der Reichskanzlei schlugen, vor dem Ministerium vor. Mehrere Mitglieder seines Stabes liefen dem Wagen entgegen. «Herr Reichsminister», sagte ein Reporter, «Roosevelt ist tot.»

Goebbels sprang aus dem Wagen und blieb einen Augenblick wie angewurzelt stehen. Dann drehte er sich um und sagte mit vor Erregung zitternder Stimme: «Holen Sie den besten Champagner herauf, und dann wollen wir mit dem Führer telefonieren!»

Als er sein Büro betrat, rief ihm Semmler zu, was geschehen war. Leichenblass sagte Goebbels: «Das ist der Wendepunkt!» Dann fragte er ungläubig: «Ist es auch wirklich wahr?»

An die zehn Leute drängten sich um ihn, während er mit Hitler telefonierte. «Mein Führer», sagte er erregt, «ich beglückwünsche Sie! Roosevelt ist tot. Es steht in den Sternen, dass die zweite Aprilhälfte für uns der Wendepunkt sein wird. Heute ist Freitag, der 13. April!» Mitternacht war gerade vorüber. «Das Schicksal hat Ihren grössten Gegner gefällt. Gott hat uns nicht aufgegeben. Zweimal hat er Sie vor gemeinen Mordanschlägen gerettet. Der Tod, den der Feind Ihnen 1939 und 1944 bringen wollte, hat jetzt Ihren gefährlichsten Gegner niedergestreckt. Es ist ein Wunder!» Eine Weile hörte er Hitler zu; dann erwähnte er, Truman sei vielleicht gemässiger als Roosevelt. Jetzt sei wieder alles möglich! Mit strahlenden Augen legte Goebbels den Hörer auf und hub zu einer leidenschaftlichen Ansprache an. Noch nie hatte Semmler ihn so erregt gesehen; es war fast, als wäre der Krieg schon zu Ende.

Patton hatte den ganzen Abend über mit Eisenhower und Bradley konferiert; jetzt war er dabei, zu Bett zu gehen. Seine Uhr war stehengeblieben; er schaltete deswegen den Radioapparat ein, um die Zeitansage der BBC abzuwarten. Aber was er hörte, war die Nachricht vom Tode Roosevelts. Er rannte zum Haus hinüber, wo die anderen schliefen, und klopfte an Bradleys Tür.

«Was ist los?» fragte Bradley.

«Kommen Sie lieber mit zu Ike. Der Präsident ist gestorben.»

Die beiden gingen zu Eisenhowers Zimmer. Dort sassen sie zu Dritt bis zwei Uhr morgens zusammen und hingen düsteren Gedanken nach. Welche Auswirkungen würde Roosevelts Tod wohl auf die Zukunft haben? Sie wussten, dass es in Amerika kaum einen Mann gab, der so viel Erfahrung im Umgang mit Stalin und anderen Politikern hatte wie FDR. Sie waren sich einig, dass ein Wechsel an der Spitze zu einem derart kritischen Zeitpunkt für Amerika eine Tragödie war. Schliesslich gingen sie, bedrückt und betrübt, in ihre Zimmer.

Als Churchill vom Tod Roosevelts erfuhr, glaubte er, einen körperlichen Schlag zu verspüren. Er hatte das Gefühl, einen schweren, ja unersetzlichen Verlust erlitten zu haben. Er rief Baruch im Claridge an, und mit gedämpfter Stimme fragte er: «Glauben Sie, dass ich nach Washington fahren soll?»

«Nein, Winston, ich finde, Sie sollten hierbleiben.» Baruch versprach, Churchill vor seinem Rückflug nach Washington noch einmal aufzusuchen. Als er in Downing Street No. 10 eintraf, war Churchill noch im Bett. Er schien sehr erregt zu sein. «Glauben Sie, dass ich fahren sollte?» fragte er noch einmal.

Und wieder versicherte ihm Baruch, dass es klüger sei, zu Hause zu bleiben. Baruch selbst und andere Amerikaner sollten in der Maschine des Präsidenten reisen, aber es wurde Mittag, ehe das Flugzeug startete. Keiner der Fluggäste hatte Lust zu einer Unterhaltung; alle hingen ihren eigenen Gedanken nach. Baruch dachte daran, wie er Roosevelt in Albany kennengelernt hatte. Roosevelt war damals ein junger, fast übermütiger Staatssenator gewesen. Und Baruch erinnerte sich des grossen Augenblicks beim demokratischen Parteikonvent des Jahres 1924, als Roosevelt, damals Gouverneur von New York, sich mit seinen Krücken auf die Rednertribüne geschwungen und seine Nominierungsrede für Al Smith gehalten hatte. Baruch und Roosevelt waren zwar manchmal verschiedener Ansicht gewesen, aber Baruch war überzeugt, dass FDR trotz aller Fehler zutiefst an die Ideen und Ideale der Demokratie glaubte. Freiheit, Gerechtigkeit und Gleichheit der Chancen waren für den verstorbenen Präsidenten keine abstrakten Forderungen, sondern reale menschliche Probleme gewesen.

Als Graf Schwerin von Krosigk von Roosevelts Tod erfuhr, glaubte er, den Windhauch zu verspüren, den der Engel der Geschichte mit seinen Flügeln verursacht. Und er überlegte, ob jetzt der Augenblick gekommen sei, an dem das Schicksal sich wenden würde. Er rief Goebbels an und gratulierte ihm dazu, dass die Prophezeiung, die er vor kurzem getan hatte, eingetroffen sei, aber er gab ihm auch den Rat, die Presse an die Kandare zu nehmen. Sie solle den neuen Präsidenten weder beschimpfen, noch ihn loben, und vor allem solle mit keinem Wort der Streit zwischen Roosevelt und ihm, Goebbels, erwähnt werden. Vielleicht ergäben sich jetzt neue Möglichkeiten, und die Presse dürfe sie nicht durch Ungeschicklichkeit verderben. Goebbels war einverstanden. Die Nachricht aus Amerika würde den Deutschen neue Zuversicht geben. Man könne und müsse Roosevelts Tod als eine Manifestation des Schicksals und der Gerechtigkeit ansehen.

Der Graf war so erregt, dass er sich sofort hinsetzte und an Goebbels einen Brief schrieb, dessen Inhalt er in seinem Tagebuch wie folgt wiedergegeben hat:

. . . Auch ich sähe im Tode Roosevelts ein Gottesgericht; es wäre aber auch ein Gottesgeschenk für uns, das wir erwerben müssten, um es zu besitzen. Dieser Tod beseitige den Block, der auf dem Wege zu jeder Fühlungnahme mit Amerika gelegen hätte. Jetzt müssten sie aber auch diese uns geschenkte Möglichkeit ausnutzen und alles versuchen, um in ein Gespräch zu kommen. Ein aussichtsreicher Weg scheinete nur über den Papst zu gehen. Da die Katholiken in Amerika im Gegensatz zu den in unzählige Sekten zersplitterten Evangelischen einen starken geschlossenen Block bildeten, falle das Wort des Papstes dort schwer ins Gewicht, wir dürften nicht zögern bei dem Ernst der militärischen Lage ...

Bei einer Konferenz am Vormittag des 13. April wies Goebbels die Presse an, objektiv und wertfrei über Truman zu schreiben, nichts zu sagen, was den neuen Präsidenten reizen könnte, und jede Äusserung der Freude über Roosevelts Tod zu unterlassen. Am Nachmittag allerdings war das Stimmungsbarometer im Propagandaministerium bereits im Fallen. General Busse rief an; er wollte wissen, ob Roosevelts Tod das sei, worauf Goebbels am vergangenen Tag angespielt hätte. Verzagt erwiderte der Minister: «Das wissen wir nicht; wir müssen abwarten.»

Die Berichte von der Front deuteten jedenfalls darauf hin, dass der Tod des Präsidenten die Operationen des Gegners überhaupt nicht beeinflusste. Und später am Tag sagte Goebbels zu Semmler: «Vielleicht ist das Schicksal wieder einmal grausam gewesen und hat uns zum Narren gehalten.» Vielleicht, meinte der Minister, habe man sich zu früh gefreut.

Aber nicht alle Deutschen jubilierten über den Tod des Präsidenten. Der amerikanische Kriegsberichterstatte Edward W. Beattie jun., der als Gefangener im STALAG III A bei Luckenwalde, knapp 60 Kilometer südlich von Berlin, sass, hatte das Gefühl, dass es unter den Wachtposten Leute gab, die ehrlich betrübt waren. Nie zuvor war Beattie so klar geworden, was Roosevelt den unterdrückten Völkern Europas bedeutete. Den ganzen Tag über kamen Polen, Norweger und Franzosen, um den Amerikanern ihr Mitgefühl auszudrücken. Generalmajor Otto Rüge, der einstige norwegische Oberbefehlshaber, schrieb an den dienstältesten amerikanischen Offizier, Oberstleutnant Roy Herte: «Die Welt hat einen grossen Menschen und mein eigenes Volk einen echten Freund verloren.» Und der britische Wing Commander Smith: «Wir aus dem britischen Empire haben einen glühenden und loyalen Freund verloren ... Wären unsere Wünsche erfüllt worden, hätte er die Früchte der Arbeit erlebt, die er so überzeugt und tapfer getan hat.»

Auf Befehl von Oberstleutnant Herte wurde in den amerikanischen Baracken die Mitteilung vom Tod des Präsidenten den angetretenen Gefangenen verlesen. Vielen liefen dabei die Tränen übers Gesicht.

Für Truman war es ein arbeitsreicher Tag. Auf dem Weg zum Weissen Haus las er Tony Vaccaro von der Associated Press auf. «Nur wenige Männer in der Geschichte», sagte der Präsident, «waren wie der, dessen Nachfolger ich jetzt bin, und im stillen bete ich zu Gott, dass ich der Aufgabe gewachsen sein möge.»

Er liess Stettinius kommen und gab Anweisung, eine zusammenfassende Darstellung aller aktuellen Probleme anzufertigen. Anschliessend begab er sich zum

Capitol und bat darum, für den 16. April eine gemeinsame Sitzung von Senat und Kongress einzuberufen, bei der er eine Ansprache halten könne.

«Harry», sagte einer der Senatoren, «ob es uns passt oder nicht – Sie werden doch auf jeden Fall kommen.»

«Das stimmt», erwiderte Truman. «Aber lieber wäre es mir, wenn ich Ihre volle und verständnisvolle Unterstützung hätte.»

Kongressdiener und Reporter standen vor dem Senatsbüro, und der Präsident gab jedem die Hand.

«Jungens», sagte er, «wenn ihr überhaupt betet, dann betet jetzt für mich. Ich weiss nicht, ob einem von euch jemals eine Heuladung auf den Kopf gefallen ist; aber als man mir gestern berichtete, was passiert war, hatte ich das Gefühl, als ob Mond, Sterne und sämtliche Planeten auf mich heruntergestürzt wären. Ich habe das schrecklichste Amt, das je ein Mensch gehabt hat.»

«Viel Glück, Mr. President», rief ein Reporter.

«Mir wäre es lieber, Sie brauchten mir das nicht zu wünschen.»

Den ganzen Tag über riss der Strom der Beileidsbekundungen nicht ab. In dem Telegramm Stalins hiess es:

... Das amerikanische Volk und die Vereinten Nationen haben mit Franklin Roosevelt einen grossen Staatsmann von Weltformat und einen Vorkämpfer des Friedens und der Sicherheit nach dem Kriege verloren ...

In Moskau hatte Roosevelts Tod nicht nur echte Trauer, sondern auch Befürchtungen ausgelöst. Die ersten Seiten sämtlicher Zeitungen waren mit Trauerrand erschienen, überall wehten Flaggen mit Trauerbändern, und der Oberste Sowjet gedachte stehend in einer Schweigeminute des Präsidenten. Selbst Admiral Kantaro Suzuki, der neue Ministerpräsident Japans, das sich mit den USA im Krieg befand, drückte dem amerikanischen Volk sein «tiefstes Mitgefühl» zum Verlust eines Mannes aus, dem Amerika seine derzeitige günstige Lage zu verdanken habe.

Ein Teil der japanischen Propaganda verbreitete allerdings die Legende, dass Roosevelt von Zweifeln geplagt gestorben sei. Seine letzten Worte – «Ich habe schreckliche Kopfschmerzen» – veränderte man in: «Ich habe einen schrecklichen Fehler begangen.»

Truman bedankte sich für Churchills Beileidsbotschaft und fügte hinzu, dass er dem Premierminister in Kürze seine Vorschläge zur polnischen Frage übermitteln werde. Um 15.00 Uhr empfing der Präsident Stettinius und Bohlen, die ihn kurz über die polnischen Probleme informierten. Anschliessend setzte Truman ein weiteres Telegramm an Churchill auf:

Aus Stalins Antwort an Sie und Präsident Roosevelt ergibt sich, dass unser nächster Schritt von grösster Bedeutung ist. Obgleich Stalins Verhalten mit wenigen Ausnahmen keinen Anlass zu Optimismus lässt, finde ich, dass wir es noch einmal versuchen sollten.

Während Truman noch an dieser Botschaft arbeitete, brachte ihm Stettinius ein Telegramm von Harriman. Der Botschafter hatte eben mit Stalin gesprochen, und der habe die Hoffnung ausgedrückt, mit Truman genau so eng zusammenarbeiten zu können wie mit Roosevelt. Harriman hatte Stalin erklärt, dass die beste Mög-

lichkeit, jedermann von der Aufrichtigkeit des sowjetischen Wunsches nach weiterer Zusammenarbeit zu überzeugen, die sei, Molotow nach San Francisco zu schicken. Ohne Zögern hatte Stalin erklärt, dass dies geschehen würde, wenn Truman offiziell darum ersuche.

Der Präsident bat Stettinius, eine Einladung zu entwerfen.

Harry Hopkins rief Sherwood aus dem St. Mary's Hospital in Rochester, Minnesota, an, um mit ihm über FDR zu sprechen. «Sie und ich besitzen für den Rest unseres Lebens etwas Einmaliges», sagte er. «Eine grosse Erkenntnis: Wir wissen, dass es wahr ist, was so viele Menschen von ihm glaubten und weswegen sie ihn so liebten.» Manchmal habe man vielleicht den Eindruck gehabt, dass der Präsident der Zweckmässigkeit zu viele Zugeständnisse gemacht hätte; das gab er zu. «Aber in den grossen Fragen – in allen Fragen, die von wirklicher und bleibender Bedeutung waren – hat er das Volk nicht in Stich gelassen.»

Mrs. Roosevelt sass in dem Zug, der die sterblichen Überreste ihres Mannes nach Washington brachte. Es war «ein langer, herzerreissender Tag» gewesen. Die ganze Nacht lag sie in ihrem Abteil, blickte auf die vorüberziehende Landschaft hinaus und beobachtete die Gesichter der Menschen, die mitten in der Nacht gekommen waren, um den Präsidenten noch einmal zu grüssen.

Am 14. April, 10.00 Uhr vormittags, traf der Zug in Washington, Union Station, ein. Begleitet von ihrem Bruder, Brigadegeneral Elliot Roosevelt, und dessen Frau, der Schauspielerin Faye Emerson, stieg Anna Boettiger in den Wagen, in dem der Tote lag. Dann kamen Truman, Henry Wallace und Byrnes in den Zug, um Mrs. Roosevelt ihr Beileid auszusprechen.

Eine von sechs Schimmeln gezogene Lafette brachte den mit einer Flagge bedeckten Sarg über die Constitution Avenue zum Weissen Haus; Hunderttausende säumten den Weg. Seit Lincoln hatte keines Präsidenten Tod die Amerikaner so erschüttert. Viele weinten; andere standen unbewegten Gesichtes und blickten wie betäubt auf den Sarg. Für die Amerikaner war es schwer, sich damit abzufinden, dass der Mann, der seit 1933 ihr Präsident gewesen war, jetzt tot sein sollte. Truman sah eine alte Negerin, die am Strassenrand sass, das Gesicht in ihrer Schürze verborgen, und weinte, als hätte sie ihren eigenen Sohn verloren.

Während Rosenman durch das Säulenportal des Weissen Hauses schritt, flüsterte ihm seine Frau zu: «Das ist für uns das Ende einer Epoche!» Rosenman glaubte, dass es das Ende einer Epoche auch für die Vereinigten Staaten, ja für die Welt war. Er musste an die Rede denken, die Roosevelt zum Jefferson-Tag halten wollte – besonders an den letzten Satz, den er handschriftlich eingefügt hatte: «Schreiten wir also mit starkem und tätigem Vertrauen vorwärts.»

Wenige Minuten, nachdem Truman in sein Büro zurückgekehrt war, traf Harry Hopkins ein.

«Wie geht es Ihnen, Harry?» fragte Truman, dem auf fiel, wie blass Hopkins aussah. «Hoffentlich macht es Ihnen nichts aus, dass ich Sie ausgerechnet jetzt hergebeten habe. Aber ich muss alles wissen, was Sie über unser Verhältnis zu Russland wissen – alles über Stalin und Churchill und die Konferenzen von Kairo, Casablanca, Teheran und Jalta.»

Hopkins meinte, er sei froh, helfen zu können, denn er sei sicher, dass Truman Roosevelts Politik fortsetzen werde. «Und ich bin überzeugt, dass Sie genau wissen, wie sie fortzusetzen ist.» Sie sprachen mehr als zwei Stunden miteinander; das Mittagessen wurde ihnen auf Tablett serviert. «Stalin ist ein gerader, grober, zäher Russe», sagte Hopkins. «Er ist durch und durch ein Kämpfer für Russland und denkt an Russland immer zuerst. Aber man kann offen mit ihm sprechen.» Hopkins bemerkte, er beabsichtige, im Mai zurückzutreten, und Truman erwiderte, dass es ihm lieber wäre, wenn Hopkins bliebe – vorausgesetzt, dass seine Gesundheit es gestatte. Hopkins versprach, es sich noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen.

Kurz vor 16.00 Uhr gingen Truman, seine Frau und seine Tochter in den Ostflügel des Weissen Hauses, wo der Beisetzungsgottesdienst stattfinden sollte. In einem Blumenmeer stand der Katafalk vor den französischen Fenstern. Robert Sherwood spürte, wie sich eine Hand auf seine Schulter legte. Es war Hopkins; sein Gesicht war kalkweiss. Es schien, als sehe er jetzt, nach Roosevelts Tod, für sich keinen Lebenszweck mehr.

Niemand erhob sich, als Truman den Raum betrat. Sherwood war überzeugt, dass dieser bescheidene Mann diese Unhöflichkeit gar nicht bemerkte; vielleicht begriff er auch, dass die Trauergäste ihn noch nicht mit seinem hohen Amt in Verbindung zu bringen vermochten. Sie alle dachten nur an eines: dass der Präsident tot war. Als Mrs. Roosevelt erschien, standen alle auf.

Nach dem Gottesdienst bat Hopkins die Sherwoods, ihn zu seiner Wohnung in Georgetown zu begleiten. Hopkins war so erschöpft, dass er sich zu Bett begeben musste. Sherwood blieb bei ihm. «Verdammt noch mal», sagte Hopkins, und seine tiefliegenden Augen funkelten, «jetzt müssen wir es allein machen. Jetzt fängt für uns alles erst richtig an. Die ganze Zeit haben wir es zu leicht gehabt, weil wir wussten, dass er da war und wir jederzeit zu ihm gehen konnten. Was immer wir von der Weltlage hielten, was immer wir glaubten, dass getan werden müsse – wir konnten es ihm sagen. Und wenn er glaubte, dass auch nur ein wenig Sinn darin war, oder wenn er durch uns selbst auf neue Ideen gebracht wurde, dann handelte er danach, und mochte es noch so schwierig oder idealistisch sein – er hatte keine Angst davor. Aber jetzt ist er nicht mehr da. Wir müssen eine Möglichkeit finden, wie wir es allein schaffen.»

Offenbar gab es für Harry Hopkins doch noch einen Lebensinhalt.

Aber er war der Ansicht, dass er und das gesamte Kabinett zurücktreten sollten. «Truman muss seine eigenen Leute um sich haben, und nicht die Roosevelts», sagte er. «Wenn wir blieben, würden wir ihn immer beobachten, und er würde es genau merken, wenn wir denken: Der Präsident hätte es nicht so gemacht!»

22 *Sieg im Westen*

1 An der ganzen Front konnten die Alliierten praktisch tun, was sie wollten. Im Norden marschierte Montgomery auf Hamburg, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stossen. Der Oberbefehlshaber der Armee, die ihm gegenüberstand, General Günther Blumentritt, war entschlossen, sich so vorsichtig zurückzuziehen, dass auf beiden Seiten möglichst geringe Verluste eintraten. Es war kein wirklicher Krieg. Blumentritt hatte mit den Engländern eine Art Gentlemen's Agreement getroffen, und die Kooperation ging so weit, dass er einen Verbindungsoffizier losschickte, um den Gegner vor einem Gebiet zu warnen, in dem Gasgranaten gelagert waren.

Rechts von Montgomery kamen die drei Armeen Bradleys erheblich schneller voran. Patton und Hodges hatten die Elbe fast erreicht, und Simpson, der bereits zwei Brückenköpfe über die Elbe geschoben hatte, war keine 120 Kilometer mehr von der Reichskanzlei entfernt. Aber Hitler tat so, als störe ihn das nicht. Er wollte nicht nur Simpson vernichten, sondern auch Models im Ruhrgebiet eingeschlossenen Verbände heraushauen. Das sollte eine Armee schaffen, die gerade erst aufgestellt worden war: die 12.; ihr Befehlshaber war General Wenck, der sich von seinem schweren Autounfall noch nicht ganz erholt hatte und immer noch ein Korsett tragen musste.

Wenck hatte einen Stab, ein paar Karten, 200'000 Mann auf dem Papier und Hitlers Befehl in der Tasche, in dem Gebiet, in dem sich die beiden Brückenköpfe Simpsons befanden, zu einer grossen Gegenoffensive anzutreten. Durch Simpsons Armee hindurch sollte ein mehr als 300 Kilometer langer Korridor bis zum Ruhrkessel aufgerissen werden. So könne nicht nur Models eingekesselte Heeresgruppe B entsetzt werden, meinte der Führer; auch Montgomery und Bradley würden voneinander getrennt.

Am 13. April empfing Hitler Models jungen Operationsoffizier Oberst Günther Reichhelm und teilte ihm mit, dass er jetzt Wencks Chef des Stabes sei. «Die Zwölfte Armee muss einen Keil zwischen die englischen und die amerikanischen Truppen treiben und die Heeresgruppe B erreichen. Sie muss bis zum Rhein vorstossen!» Einem Mann, der eben aus dem Ruhrkessel kam und wusste, wie verzweifelt die Lage dort war, musste ein solcher Plan absurd erscheinen. Hitler fuhr fort, er wolle einen Trick der Russen nachahmen. «Nachts sickern sie mit wenig Munition und ohne Gepäck durch unsere Linien.» Reichhelm solle sich 200 Volkswagen beschaffen, mit diesen Fahrzeugen nachts durch die feindlichen Linien fahren und im Rücken des Gegners Verwirrung stiften. Dann müsse der 12. Armee ein vollständiger Durchbruch gelingen.

Model gab Hitlers optimistische Ankündigung über die Entsetzung durch die neue 12. Armee gar nicht erst an seine Soldaten weiter. Er wusste, dass sie seine, Models, Linien nie erreichen konnte. Die 300'000 Mann der Heeresgruppe B waren mittlerweile auf ein Gebiet von nur 50 Kilometern Durchmesser zusammengedrängt, und Lebensmittel und Munition reichten kaum noch für drei Tage. Die Situation war hoffnungslos. Models neuer Chef des Stabes, General Carl Wage-

ner, drängte den Oberbefehlshaber, das OKW um Erlaubnis zur Kapitulation zu bitten. Wenn eine solche Anfrage von einem Soldaten wie Model komme, werde das vielleicht das Oberkommando veranlassen, den verlorenen Krieg endlich zu beenden.

«Einen solchen Vorschlag kann ich nicht machen!» war Models Antwort. Schon der Gedanke an Kapitulation war ihm unerträglich. Am Abend dieses Tages war jedoch klar, dass sie unvermeidbar war. Die drei wichtigsten Städte zwischen seinen eingekesselten Armeen und Berlin – Hannover, Braunschweig und Magdeburg – waren bereits in amerikanischen Händen. Mit einer Stimme, die Wagener kaum wiedererkannte, sagte Model, er persönlich trage die Verantwortung dafür, dass seine Männer gerettet würden, und deswegen werde er etwas tun, was es noch nie gegeben habe: Er werde die Heeresgruppe B durch Befehl auflösen und ihr damit die Demütigung der Kapitulation ersparen. Wagener wurde angewiesen, die ganz jungen und die alten Soldaten sofort zu entlassen, damit sie als Zivilisten nach Hause zurückkehren könnten. 72 Stunden später würden die übrigen sich dann zwischen drei Möglichkeiten entschließen können: nach Hause zu gehen, sich einzeln zu ergeben oder aber zu versuchen, sich zur nächsten kämpfenden Truppe durchzuschlagen.

Am darauffolgenden Tag, dem 15. April, spalteten die Alliierten den Ruhrkessel in zwei Teile. Hitler befahl, dass die beiden Teile sich wiedervereinigen sollten. Model warf nur einen flüchtigen Blick auf diesen Befehl und machte sich gar nicht die Mühe, ihn weiterzugeben. Es hatte keinen Sinn mehr. Gegen Abend war der östliche Kessel überrannt.

General Ridgway vom amerikanischen XVIII. Luftlandekorps schickte seinen Adjutanten, Captain F. M. Brandstetter, mit einer weissen Fahne und einem Brief in Models Hauptquartier, der – wenn dies überhaupt möglich war – Model umstimmen sollte.

«Weder die Geschichte noch die Militärgeschichte kennt einen edleren Charakter, einen glänzenderen Meister der Kriegführung, einen pflichtbewussteren Diener des Staates als den amerikanischen General Robert E. Lee. Jetzt vor achtzig Jahren entschied er sich, nachdem seine Truppen zusammengeschrumpft, ohne jede Mittel zu einem wirksamen Kampf und von überwältigenden Kräften vollständig eingekesselt waren, für die ehrenhafte Kapitulation. Vor derselben Wahl stehen jetzt Sie. Im Namen der soldatischen Ehre, des Ansehens des deutschen Offizierskorps und der Zukunft Ihrer Nation: Legen Sie sofort die Waffen nieder. Die Leben, die Sie damit Deutschland retten, werden dringend erforderlich sein, um Ihrem Volk wieder einen angemessenen Platz in der Gesellschaft zu verschaffen. Die deutschen Städte, die Sie erhalten, sind unersetzliche Notwendigkeiten für das Wohlergehen Ihres Volkes.»

Brandstetter brachte einen von Models Stabsoffizieren mit einer mündlichen Antwort zurück: Der Feldmarschall könne nicht kapitulieren, da er durch seinen Eid an Hitler gebunden sei. Es wäre gegen seine Ehre, Ridgways Vorschlag auch nur zu erwägen.

Rund 300 Kilometer weiter östlich arbeitete Simpson in seinem Feldhauptquartier nahe der Elbe an den abschliessenden Plänen für die Einnahme Berlins, als er ans Telefon gerufen wurde; Bradley befahl ihm, sofort ins taktische Hauptquartier der 12. Heeresgruppe nach Wiesbaden zu fliegen. Simpson glaubte, Bradley wolle wissen, wann die 9. Armee zum Angriff auf Berlin antreten könne. Während des Fluges überdachte er seine Pläne noch einmal. In 48 Stunden sollten die 2. Panzer- und die 83. Infanteriedivision gemeinsam entlang der Autobahn in Richtung Berlin zum Angriff antreten. Gleich nach seiner Rückkehr wollte er die entsprechenden Befehle erteilen.

In Wiesbaden wurde Simpson von Bradley am Flugzeug erwartet. Sie gaben sich die Hand, dann sagte Bradley; «Sie sollen es gleich wissen. Sie bleiben da stehen, wo Sie sind. Weiter dürfen Sie nicht mehr. Und Sie müssen wieder hinter die Elbe zurück.»

«Von wem, verdammt noch mal, kommt das?» Simpson war wie erschlagen. «In vierundzwanzig Stunden könnte ich in Berlin sein!»

«Ike hat es mir eben gesagt.»

Immer wieder betonte Simpson, dass es auf der anderen Seite der Elbe praktisch keinen Widerstand gebe. Der Weg nach Berlin sei frei, und er könne so schnell dort sein, dass man erst in den Vororten der Stadt mit stärkerer Gegenwehr zu rechnen brauchte. Aber es nutzte nichts. Deprimiert flog er in sein Hauptquartier zurück. «Das, Gentlemen, ist also die Lage», sagte er zu den wartenden Korrespondenten. «Ich habe Befehl, da stehenzubleiben, wo wir sind. Ich darf nicht nach Berlin.»

«Eine Riesenschande!» schrie einer der Korrespondenten.

Simpson versuchte, seine Enttäuschung zu verbergen. «Das sind meine Befehle», sagte er knapp, «und mehr habe ich dazu nicht zu sagen.»

Als sich Eisenhower im März entschlossen hatte, Berlin auszusparen, war einer der Gründe gewesen, dass die Russen der Stadt viel näher waren und dort sicher zuerst eintreffen würden. Gute zwei Wochen später waren Simpson und Schukow jedoch von der Reichskanzlei gleich weit entfernt, und Simpsons Behauptung, dass er in 24 Stunden dort sein könne, war keine Übertreibung. Zwischen ihm und Hitler standen nur noch isolierte deutsche Einheiten – und die meisten hätten keinen oder nur geringen Widerstand geleistet – und Eisenhowers Befehl*.

* Sechs Tage später erklärte Bedell Smith bei einer Pressekonferenz im Hotel Scribe in Paris, dass Berlin «nicht mehr wichtig» sei. Ein Reporter fragte, ob Eisenhower auf Grund irgendwelcher Vereinbarungen mit den Russen an der Elbe stehengeblieben sei. «Nein», erwiderte Smith, «unsere einzige Vereinbarung mit den Russen bestand darin, dass wir das Gebiet festlegten, in dem wir den ersten Kontakt mit ihnen erwarteten. Vor einiger Zeit – genau sollte ich vielleicht sagen: vor etwa sieben oder acht Wochen – kamen wir mit den Russen überein, im Gebiet von Leipzig-Dresden Verbindung aufzunehmen.»

Am folgenden Tag schrieb Drew Pearson in der *Washington Post*:

«Obgleich es vielleicht offiziell dementiert werden wird, ist es doch eine Tatsache, dass amerikanische Aufklärungseinheiten am Freitag, dem 13. April, einen Tag nach dem Tode Präsident Roosevelts, in Potsdam standen, was für Berlin etwa dasselbe ist wie Bronx für New York City..., sich (jedoch) am nächsten Tag wieder aus den Vororten Berlins an die Elbe, rund 80 Kilometer südlich, zurückzogen. Dieser Rückzug wurde vor

2 In Moskau praktizierte Botschafter Harriman bereits die Methoden, die anzuwenden er seinem Chef schon vor langer Zeit vorgeschlagen hatte. Er und General Patrick J. Hurley, der amerikanische Botschafter in China, befanden sich im Krenl zu einer Besprechung mit Stalin und Molotow. Harriman protestierte dagegen, dass 163 amerikanische Piloten in Poltawa willkürlich festgehalten würden, nur weil einige andere Amerikaner auf eigene Faust oder unbesonnen gehandelt hatten. Beispielsweise hatte sich ein amerikanischer Flugzeugführer breit-schlagen lassen, einen Polen zu verstecken, der behauptet hatte, Amerikaner zu sein; in einem anderen Fall war ein beschädigter amerikanischer Bomber, der zur Reparatur auf einem polnischen Flugplatz gelandet war, ohne Erlaubnis wieder gestartet. Stalin erklärte, diese Fälle bewiesen, dass die Massnahmen berechtigt gewesen seien und dass die Amerikaner «mit dem polnischen Untergrund gegen die Rote Armee» zusammenarbeiteten.

«Sie bestreiten also die Loyalität des amerikanischen Oberkommandos. Das kann ich nicht zulassen!» erwiderte Harriman wütend. Hurley versuchte, ihn zu beruhigen, aber Harriman beschuldigte Stalin weiterhin, «die Aufrichtigkeit General Marshalls anzuzweifeln».

«General Marshall würde ich sogar mein Leben anvertrauen», erwiderte Stalin etwas irritiert. «Es geht nicht um ihn, sondern um einen rangniedrigeren Offizier.»

Hurley brachte das Gespräch auf China. Er sagte, er habe Verhandlungen zwischen der chinesischen Kommunistischen Partei und der Regierung Tschang Kaischeks in die Wege geleitet. Beide verfolgten dasselbe Ziel: «die Niederlage Japans und die Schaffung einer freien, demokratischen und einheitlichen Regierung in China». Roosevelt habe ihn, Hurley, angewiesen, dafür zu sorgen, dass China sein Schicksal selbst in die Hand nehmen könne, und ihn ermächtigt, das Thema mit Churchill zu besprechen. Der Premierminister und Eden hätten diese Politik –China zu erlauben, eine einheitliche, freie und demokratische Regierung zu bilden und alle bewaffneten Streitkräfte des Landes gegen Japan zusammenzuschliessen – gebilligt.

allem angeordnet, weil mit den Russen eine Vereinbarung bestand, dass diese Berlin besetzen sollten, und weil die Russen verlangten, dass diese Vereinbarung eingehalten würde.»

Harry Hopkins antwortete ungehalten: «Drew Pearsons Geschichte ist absolut unwahr. In Jalta wurde keine Vereinbarung getroffen, wonach die Russen als erste in Berlin einrücken sollten. Dieses Thema wurde dort überhaupt nicht diskutiert. Die Stabschefs hatten mit den russischen Stabschefs und Stalin, was die allgemeine Strategie betrifft, Übereinstimmung erzielt, dass wir beide so schnell wie möglich vorrücken sollten.»

Das stimmte. Aber die nächsten Sätze verraten Hopkins' Unkenntnis der wahren Situation. «Gleichermassen unwahr ist, dass General Bradley an der Elbe auf sowjetisches Verlangen angehalten habe, damit die Russen als erste nach Berlin durchbrechen konnten.»

Bradley hatte tatsächlich bereits eine Division in Richtung Potsdam geschickt, die sich bei diesem Unternehmen jedoch übernahm; der Nachschub war völlig unzureichend.

«Jeder, der in diesem Punkt Bescheid weiss, weiss auch, dass wir Berlin genommen hätten, wenn wir dazu in der Lage gewesen wären. Der Armee hätte es zum Ruhm gereicht. Drew Pearsons Behauptung, der Präsident sei einverstanden gewesen, dass die Russen Berlin einnehmen, ist ausgesprochener Unsinn.»

Nach der Besprechung schrieb Hurley einen enthusiastischen Brief an Stettinius.

... Der Marschall war erfreut und brachte zum Ausdruck, dass er damit völlig übereinstimme. Er sagte, wir sollten wissen, dass wir für eine sofortige Aktion zugunsten des Zusammenschlusses der Streitkräfte Chinas seine absolute Unterstützung besässen, wobei die nationale Regierung unter der Führung Tschiang Kai-scheks voll anerkannt werde. Kurz gesagt: Stalin erklärte sich uneingeschränkt mit Amerikas China-Politik, wie sie ihm während der Unterhaltung dargelegt wurde, einverstanden.

Harriman dagegen war der Ansicht, dass sich Hurley durch Stalins scheinbare Herzlichkeit zu sehr beeindruckend liess. Er berichtete, dass Stalin nicht auf unbegrenzte Zeit mit Tschiang Kai-schek zusammenarbeiten werde; sobald Russland in den Krieg im Fernen Osten eintrete, werde er sich der chinesischen Kommunisten nicht nur bedienen, sondern sie auch unterstützen. Auch George Kennan, ein anderer amerikanischer Diplomat in Moskau, der die Sowjets gut kannte, war mit Hurleys Brief nicht einverstanden. Er vertrat die Ansicht, dass Russland sich erst zufriedengeben werde, wenn es die Herrschaft über die Mandschurei, über die Mongolei und Nordchina besitze.

... Es wäre tragisch, wenn unser natürliches Streben nach sowjetischer Unterstützung, ferner Äusserungen Stalins, die höchst unterschiedlich ausgelegt werden können, und seine scheinbare Leutseligkeit uns veranlassen würden, uns allzu sehr auf die sowjetische Hilfe oder auch auf die sowjetische Zustimmung zu unseren langfristigen Zielen in China zu verlassen ...

In den vergangenen drei Tagen hatte Truman das Gewicht der Bürde durchaus gespürt, die ihm mit dem Präsidentenamt aufgelegt worden war. Während der Rückfahrt von der Beisetzung in Hyde Park am Sonntag hatte er an der Rede gearbeitet, die er am folgenden Nachmittag vor beiden Häusern des Kongresses halten wollte. Als er zu Bett ging, betete er, Gott möge ihn den Anforderungen seines Amtes auch gewachsen sein lassen. Am Morgen des nächsten Tages, des 16. April, las er eine Zusammenfassung von Harrimans letzten Berichten. Harriman widerlegte darin «verschiedene Behauptungen Stalins hinsichtlich der Arbeit der polnischen Kommission» und empfahl, dabei zu bleiben, dass wir «eine Mohrenwäsche des Warschauer Regimes nicht akzeptieren können».

Eden und Lord Halifax, der britische Botschafter in den Vereinigten Staaten, trafen im Laufe des Vormittags ein, und die drei gingen noch einmal ihre jeweiligen Entwürfe der Botschaft an Stalin zum Thema Polen durch. Das Schreiben, das man dann gemeinsam verfasste, war höflich im Ton, enthielt jedoch die Forderung, dass Mikolajczyk und zwei weitere Mitglieder der Londoner Regierung – ungeachtet der Einwände der Warschauer Regierung – zu Beratungen nach Moskau eingeladen werden müssten. Truman liess den Text an Harriman kabeln mit der Weisung, dass Harriman persönlich die Botschaft sofort überreichen solle. Eden fühlte sich durch seine erste Besprechung mit Truman «sehr ermutigt» und telegraphierte an Churchill:

Mein Eindruck von der Unterhaltung ist, dass der neue Präsident aufrichtig und freundschaftlich ist. Er ist sich seiner neuen Verantwortung bewusst, ohne davon

bedrückt zu sein. Was er über Sie sagte, hätte nicht herzlicher sein können. Ich glaube, dass er mit uns loyal Zusammenarbeiten wird ...

Es war 13.02 Uhr, als Truman das Parlament betrat und sich Senatoren und Abgeordnete zu seiner Begrüssung erhoben. Stolz blickte er zur Galerie empor, wo Mrs. Truman und Margaret sass.

«Mr. Speaker ...», begann er.

«Einen Moment, Harry», flüsterte Rayburn. «Ich muss Sie noch vorstellen.»
«Schweren Herzens stehe ich vor Ihnen, meine Freunde und Kollegen», begann Präsident Truman seine erste Rede an die Nation. «Ein tragisches Geschick hat uns eine schwere Verantwortung aufgebürdet. Wir müssen sie tragen. Unser verstorbener Führer hat niemals zurückgeschaut. Er blickte vorwärts und ging vorwärts. Das ist es, was er auch von uns verlangen würde. Das ist es, was Amerika tun wird...»

Er plädierte dafür, die Politik Roosevelts weiterzuführen und die Vereinten Nationen nachdrücklich zu unterstützen. Er stellte sich hinter die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation und Bestrafung der Kriegsverbrecher.

«Die grosse Strategie des Krieges, den die Vereinten Nationen führen, ist in nicht geringem Mass von den Ansichten unseres dahingegangenen Oberbefehlshabers bestimmt worden ... Die ganze Welt soll wissen, dass dieses Konzept bestehenbleiben muss und wird – unverändert und ungehindert!»

Auch Roosevelts Aussenpolitik werde fortgesetzt. «Für den zukünftigen Frieden der Welt ist nichts wichtiger als die Weiterführung der Zusammenarbeit jener Nationen, die die Streitkräfte gestellt haben, um die Verschwörung der Achsenmächte zur Beherrschung der Welt niederzuschlagen.»

Er bat seine Landsleute, ihn zu unterstützen. Dann sagte er: «In diesem Augenblick trage ich in meinem Herzen ein Gebet. Da ich meine schwere Pflicht auf mich genommen habe, bete ich zum allmächtigen Gott demütig mit den Worten König Salomos: ‚So wollest Du Deinem Knecht geben ein gehorsames Herz, dass er Dein Volk richten möge und verstehen, was gut und böse ist. Denn wer vermag dies Dein mächtiges Volk zu richten?‘ Mein einziger Wunsch ist, ein guter und gehorsamer Knecht meines Gottes und meines Volkes zu sein.»

Damit war klar, dass dieser clevere Mittelständler, der im einen Augenblick arrogant, im nächsten bescheiden sein konnte, durch persönliche und politische Bande an alle Massnahmen Roosevelts gebunden war. Selbst wenn Truman die Absicht gehabt hätte, beispielsweise Russland gegenüber entschlossener aufzutreten, wäre das für ihn äusserst schwierig gewesen. Mit überwältigender Mehrheit hatte das amerikanische Volk Roosevelts Politik der Freundschaft mit Russland unterstützt, und die letzten Telegramme des Präsidenten an Stalin, Churchill und Harriman schienen diese Politik erneut zu bestätigen: Churchill hatte er geschrieben, man solle das sowjetische Problem möglichst herunterspielen; Spannungen wie im Falle der Operation *Sunrise* könnten jeden Tag entstehen und wohl auch meistens beigelegt werden. Harriman hatte er angewiesen, die Auseinandersetzung um das Treffen von Ascona als einen geringfügigen Zwischenfall zu betrachten. Und Stalin gegenüber hatte er die Ansicht vertreten, dass Missverständnisse dieser Art in Zukunft nicht mehr entstehen dürften.

Diese Mitteilungen deuteten kaum darauf hin, dass Roosevelt entschlossen war, zusammen mit Churchill Stalin gegenüber eine feste Haltung einzunehmen. Dies spiegelte sich höchstens in den letzten Worten seiner Botschaft an den Premierminister: «Wir sollten jedoch fest bleiben, und insoweit ist unser Kurs richtig.» Wie alle Vizepräsidenten vor ihm, so war auch Truman mit vielen der gewaltigen Probleme, denen der Regierungschef sich gegenüber sah, nicht vertraut. Beispielsweise hatte er nichts von der Existenz des geheimen Kartenraumes im Weissen Haus gewusst, bis Roosevelt nach Jalta fuhr, und dort gewesen war er auch seitdem nicht. Der neue Regierungschef war schlecht auf seine verantwortungsvolle Aufgabe vorbereitet, und nur sein wacher Intellekt und sein gesunder Menschenverstand konnten ihn davor bewahren, in den kommenden Tagen ernste Fehler zu machen.

Am Vormittag des 17. April hielt Truman seine erste Pressekonferenz ab. Rund 350 Korrespondenten – eine Rekordzahl – versuchten, sich in sein Büro zu quetschen; aber viele mussten draussen in der Halle bleiben. Truman beantwortete die Fragen in seiner barschen, aber auch jovialen Art entweder klar und deutlich – oder gar nicht.

Einer der Korrespondenten fragte, ob der Präsident die anderen alliierten Führer – Stalin und Churchill – kennenlernen möchte.

«Ich freue mich, sie zu treffen, und General Tschiang Kai-schek ebenfalls», erwiderte Truman. «Und auch General de Gaulle; wenn er mich besuchen möchte, werde ich mich freuen, mit ihm zu sprechen. Ich würde gern alle alliierten Regierungschefs kennenlernen.»

Als Churchill am 18. April in einem Telegramm an Truman darauf drängte, die Armeen Amerikas und Englands soweit wie möglich nach Osten vorstossen zu lassen und das besetzte Gebiet auch zu halten, erfuhr Truman zum erstenmal von den Besatzungszonen*. Auch das gehörte zu den verwickelten Problemen, über die er wenig oder gar nichts wusste. «Ich hatte das Gefühl, als hätte ich in den ersten fünf Tagen als Präsident fünf Leben gelebt... Es ist ein gewaltiger Sprung von der Vizepräsidentschaft zur Präsidentschaft, wenn man gezwungen ist, ihn unvermittelt zu tun.»

An diesem Abend schrieb er seiner Mutter und seiner Schwester:

... Bevor ich vereidigt wurde, musste ich zwei Entscheidungen von weltweiter Bedeutung treffen: den Krieg fortzuführen und zuzustimmen, dass die Friedenskonferenz in San Francisco stattfindet. Sonnabend und Sonntag waren die Feierlichkeiten für den toten Präsidenten. Am Montag musste ich dem Kongress sagen, was ich tun will. Den ganzen Sonntagnachmittag, die halbe Nacht und den Montagvormittag bis elf Uhr brauchte ich, um die Rede auszuarbeiten. Aber ich glaube, es war ein Funke drin, denn offenbar hat sie den Kongress und das Land im Sturm gewonnen. Montag nachmittag verbrachte ich damit, Leute zu empfangen und alle möglichen Entscheidungen zu treffen, von denen sich jede ein-

* Churchill plädierte ausserdem noch einmal für die Besetzung Berlins, aber Truman reagierte, wie Roosevelt vor ihm reagiert hatte: Er stellte sich völlig hinter Eisenhower.

zelle auf Millionen Menschen auswirken wird. Dienstag vormittag waren alle Reporter aus Washington und noch ein Haufen anderer gekommen, um mich ins Kreuzverhör zu nehmen. Sie heizten mir fünfzehn Minuten lang ziemlich ein, aber ich glaube, auch diese Prüfung ist bestanden.

Brauchte den ganzen Nachmittag und Abend für die Vorbereitung einer fünfminütigen Rundfunkansprache an die Männer und Frauen an der Front. Erst nach ein Uhr ging ich zu Bett. Auch dieser Tag war anstrengend. Ich gehe gleich schlafen, wollte Euch aber vorher noch schreiben. Hoffentlich geht es Euch gut. Alles Liebe

Harry.

Truman rief Harriman aus Moskau nach Washington, um sich mit ihm zu besprechen. Die Konferenz fand am 20. April mittags statt. Der Präsident war gespannt, was der Botschafter berichten würde.

Harriman zufolge glaubte die Sowjetunion, auf zwei Gleisen ihre politischen Ziele zu erreichen: Zusammenarbeit mit den Vereinigten Staaten und Grossbritannien, zugleich aber Ausweitung der sowjetischen Kontrolle auf benachbarte Staaten durch eigenmächtige Aktionen. Unter Stalins Beratern seien einige geneigt, in der amerikanischen Grosszügigkeit und in Washingtons Wunsch nach Zusammenarbeit Zeichen der Schwäche zu sehen. «Ich glaube nicht, dass die sowjetische Regierung den Bruch mit den Vereinigten Staaten will, weil sie unsere Hilfe für ihren Wiederaufbau benötigen», sagte Harriman. Also könnten die Amerikaner in wichtigen Fragen hart bleiben, ohne ein ernstes Risiko einzugehen.

Als Harriman anfang, spezifische Probleme zu erläutern, unterbrach Truman ihn. «Ich fürchte die Russen nicht», versicherte der Präsident. Er beabsichtige, fest zu bleiben, aber er werde auch fair sein. «Jedenfalls brauchen die Russen uns mehr als wir sie.»

«Ich fürchte, wir werden in Europa einen Einbruch des Barbarentums erleben», warnte Harriman. «Wir müssen uns entscheiden, welche Haltung wir angesichts der unerfreulichen Tatsachen einnehmen wollen.» Das bedeute nicht, dass er pessimistisch sei. Man könne mit den Russen zu einer Arbeitsgrundlage kommen. «Aber das erfordert ein neues Durchdenken unserer Politik und den Verzicht auf die Illusion, dass die sowjetische Regierung in Übereinstimmung mit jenen Prinzipien handeln wird, an denen die übrige Welt in internationalen Angelegenheiten festhält.»

Truman meinte, beide Seiten würden geben und nehmen müssen. Und er rechne nicht damit, dass Stalin die Wünsche der USA hundertprozentig erfüllen werde. «Aber ich habe das Gefühl, dass wir sie zu 85 Prozent erfüllt bekommen können.» Harriman wollte wissen, welches Gewicht die polnische Frage nach Ansicht des Präsidenten im Hinblick auf die Konferenz von San Francisco und die Mitgliedschaft der USA in den Vereinten Nationen habe. Sofort antwortete Truman, dass der Senat niemals einen Beitritt zu irgendeiner UN-Organisation billigen würde, wenn die polnische Frage nicht entsprechend den Vereinbarungen von Jalta geregelt werden könne. «Ich habe die Absicht, Molotow das auch eindeutig klarzumachen», sagte er nachdrücklich. «Ich habe die Absicht, bei den Verhandlungen mit der Sowjetregierung fest zu sein.»

Am Ende des Gesprächs gestand Harriman, dass er besorgt gewesen sei, Truman verstehe nicht – was auch Roosevelt erst im Laufe der Zeit erfasst habe dass Stalin seine Zusagen breche. «Meine Befürchtungen beruhten auf der Vermutung, dass Sie noch kaum Zeit gehabt haben können, sich mit den Telegrammen der letzten Zeit zu beschäftigen. Aber ich muss sagen, dass ich sehr erleichtert bin, nachdem ich festgestellt habe, dass Sie alle gelesen haben und wir die Situation sehen, wie sie ist.»

3 Inzwischen erreichte der Kampf in Europa einen dramatischen, wenn auch nicht unerwarteten Höhepunkt. Am Morgen des 17. April trat der unorthodoxe Befehl Models in Kraft, und die Reste der Heeresgruppe B hörten durch Federstrich auf zu existieren. Der Kampf im Ruhrkessel war vorüber. Der zähe kleine Feldmarschall wandte sich seinem Chef des Stabes zu. «Haben wir alles getan, um unser Verhalten vor der Geschichte zu rechtfertigen? Was bleibt einem Oberbefehlshaber nach der Niederlage noch zu tun übrig?» Er schwieg. Seine nächsten Worte liessen erkennen, was sein Schicksal sein würde. «In früheren Zeiten nahmen sie Gift.»

Was Wenck betraf, hatte Model recht gehabt. Der neugebildeten 12. Armee war es unmöglich, zum Ruhrgebiet durchzubrechen. Wenck trat zu diesem hoffnungslosen Unternehmen nicht einmal an. Er konnte seine eigenen Stellungen an der Elbe kaum halten, und seine linke Flanke war durch den ständig vorrückenden Hodges bedroht. General Max von Edelsheim bekam von Wenck den Befehl, die linke Flanke dadurch zu schützen, dass er Halle und Leipzig hielt. Aber am 17. April hatte Hodges Halle besetzt und Leipzig abgeschnitten.

Leipzig war nicht nur eine Stadt mit Geschichte, sondern auch eines der wichtigsten Industriezentren Deutschlands. Hier, in der Thomas-Kirche, hatte Martin Luther seine erste Predigt gehalten – in derselben Kirche, in der Johann Sebastian Bach 27 Jahre lang die Orgel gespielt hatte und beigelegt worden war, die aber auch die Taufstätte Richard Wagners war. Und hier stand auch eine der ehrwürdigsten Gedenkstätten Deutschlands, das wuchtige Völkerschlachtdenkmal, zur Erinnerung an die Gefallenen von 1813 errichtet. Hundert Meter hoch ragte es auf; deutsche Statistiker hatten ausgerechnet, dass ein Güterzug von 54 Kilometer Länge erforderlich sein würde, um die Steine des Monuments zu transportieren. Es sah weniger wie ein Denkmal denn wie eine Festung aus, und eine Festung wurde es dann auch.

Die schwache Garnison der Stadt unter Oberst Hans von Poncet bestand aus rund 750 Mann des motorisierten 107. Infanterieregiments und den 250 Soldaten eines motorisierten Ersatzbataillons. Hinzu kamen einige Einheiten der 14. Flakdivision, einige Volkssturmbataillone und die 3'400 Polizisten des Polizeipräsidenten Generalleutnant Wilhelm von Grolmann.

Grolmann war Polizeimann und kein Truppenführer; er wehrte sich hartnäckig dagegen, die jugendlichen Volkssturmmänner in einen hoffnungslosen Kampf zu schicken. Das wäre Kindermord. «Die Polizei untersteht meinem Befehl», erklärte er Poncet, und er denke nicht daran, seine Männer anderen Stellen für andere

Einsätze zur Verfügung zu stellen. «Unsere Streitkräfte sind viel zu schwach, um wirksam Widerstand leisten zu können, und sie verfügen über keine schweren Waffen.» Also seien alle Versuche, die Stadt zu verteidigen, von vornherein zum Scheitern verurteilt und gefährdeten nur die 750'000 Einwohner.

Während Hodges bereits anfang, die Stadt mit der 2. und der 69. amerikanischen Infanteriedivision einzuschliessen, waren sich von Grolmann und von Poncet immer noch nicht einig, was zu tun sei. Der Oberst gedachte das Gebiet um das Rathaus mit der Masse seiner Truppen zu verteidigen, und ausserdem besetzte er heimlich das Völkerschlachtdenkmal mit 300 seiner besten Leute. Grolmann dagegen war entschlossen, zu kapitulieren.

Am 18. April gab Grolmann über den Rundfunk bekannt, dass er den Befehl in der Stadt übernommen habe und die Interessen der Einwohner nach bestem Vermögen wahrnehmen werde. Um 16.00 Uhr bekam er Generalmajor Walter Robertson von der 2. amerikanischen Division ans Telefon und bot ihm die Übergabe an.

Robertson erwiderte, Grolmann müsse Oberst von Poncet dazu bringen, ebenfalls die Waffen niederzulegen. Dann informierte er seinen Korpskommandeur, Clarence Huebner. Der wiederum gab Hodges telefonisch Bescheid, dass er die Verhandlungen zur Übergabe aufnehmen werde. Hodges erklärte, dass nur bedingungslose Kapitulation in Frage käme. Inzwischen hatte Grolmann endlich auch Verbindung mit Poncet bekommen. Poncet war bei seinen Männern im Denkmal, aber das wusste Grolmann nicht. «Ich habe keineswegs die Absicht zu kapitulieren», sagte der Oberst und legte auf.

Trotzdem schickte Grolmann einen seiner Offiziere zu den Amerikanern, um noch einmal die Übergabe anzubieten. Es wurde bereits dunkel, als der Parlamentär auf dem Gefechtsstand von Captain Charles B. MacDonald, 22, Chef der G-Kompanie des 23. Regiments, 2. Division, erschien.

«Weiss er, dass ich nur Captain bin?» fragte MacDonald den Dolmetscher. «Wird er sich einem Captain ergeben?»

Die Antwort war ein nachdrückliches «Jawohl!», und eine Stunde später rollte MacDonalds Jeep durch Leipzigs Strassen, an verblüfften Zivilisten vorbei, die das Fahrzeug entweder erstaunt anstarrten oder freundlich winkten. Im Polizeipräsidium wurde MacDonald von drei deutschen Offizieren, elegant und gepflegt, empfangen. Nachdenklich rieb sich MacDonald das stachlige Kinn; ihm war plötzlich eingefallen, dass er sich seit zwei Tagen nicht gewaschen hatte. Er überlegte, ob er grüssen sollte. Um ganz sicherzugehen, legte er die Hand an den Helm und klappte leicht mit den Absätzen, wie die Deutschen es taten.

MacDonald wurde zu Grolmanns Büro gebracht. Mit ausgestreckter Hand, das Monokel in einem runden strahlenden Gesicht, kam ihm der General entgegen. MacDonald fand, dass so die hohen Nazis aussahen, die Hollywood dem Publikum präsentierte. Nach einem Kognak kam man zur Sache. Grolmann sagte, er sei jederzeit bereit, mit seinen Polizeiverbänden zu kapitulieren, schüttelte jedoch bedauernd den Kopf, als MacDonald verlangte, dass auch alle Wehrmachtseinheiten die Waffen niederlegen müssten. «Mit Oberst von Poncet habe ich nicht das geringste zu tun, und ich weiss nicht einmal, wo sein Gefechtsstand ist», sagte er.

Seines Wissens hätten die Wehrmachtseinheiten die Stadt bereits verlassen; Poncet, meinte er, werde kein Problem sein.

Die 69. amerikanische Division musste allerdings später das Gegenteil feststellen. Sie drang eben von Südosten her in die Stadt ein; ihre Spitze bildete die gepanzerte Kampfgruppe unter Oberstleutnant Zwiebol.

Als Zwiebols Einheit auf das Denkmal vorrückte, eröffneten Poncets Leute das Feuer. Zwiebols Panzer, die normalerweise mit 15 Stundenkilometern fuhren, rasten mit dreifacher Geschwindigkeit durch die Strassen Richtung Rathaus, und fast an jeder Ecke fielen ein paar Infanteristen von den Fahrzeugen. Zwiebol erfuhr von einem italienischen Flieger, dass sich im Gebiet um das Rathaus mindestens 300 SS-Männer verschanzt hätten. Da er selbst nur noch über 65 Infanteristen verfügte – rund 160 waren verwundet oder während der wilden Fahrt verlorengegangen –, rückte er klugerweise nicht weiter vor.

In der Morgendämmerung trat eine Infanteriekompanie der 69. Division zum Angriff auf das wie auf dem Präsentierteller stehende Rathaus an, blieb jedoch im Feuer der Verteidiger liegen. Zwiebol rückte vor, um die Kompanie mit seinen paar Panzern und Panzerjägern zu unterstützen.

Gabriele Herbener und ihre Freundin standen an einer Strassenkreuzung, als Zwiebols Panzer heranrollten. Zuerst glaubten die Mädchen, es seien deutsche Fahrzeuge, bis sie einen der Soldaten rufen hörten: «Stop, boys!»

Ein Panzermann steckte den Kopf aus dem Turm: «Verschwindet in einem Bunker oder im Keller. Dahinten ist das Rathaus. Wir müssen es angreifen.» Er lächelte und verschwand. Gleich darauf tauchte er wieder auf und warf den Mädchen Süßigkeiten zu. Verblüfft verschwanden die beiden in einem Schutzraum. Was war das nur für ein Feind?

In zwei Gruppen zog Zwiebol seine Wagen vor, und zusammen mit der Infanterie griff er das Rathaus an. Die Deutschen wehrten sich mit Panzerfäusten, Maschinengewehren und Gewehren. Wieder mussten die Amerikaner zurück. Auch die beiden nächsten Angriffe wurden abgewiesen. Der enttäuschte Zwiebol entschloss sich, es statt mit Gewalt einmal mit List zu versuchen. Er machte einem deutschen Feuerwehrmann klar, dass er viele Menschenleben retten würde, wenn er den Verteidigern des Rathauses das folgende Ultimatum überbringe: Falls der Kommandant nicht sofort kapituliere, würden die Amerikaner in zwanzig Minuten mit schwerer Artillerie, Flammenwerfern und einer ganzen Infanteriedivision angreifen.

Wenige Minuten später erschienen 150 Deutsche mit erhobenen Händen. Im Rathaus fanden die Amerikaner den Bürgermeister und seinen Stellvertreter mit ihren Familien – tot. Sie hatten Selbstmord verübt.

Ernsthafter Widerstand wurde nur noch am Völkerschlachtdenkmal geleistet, wohin Poncet auch 17 amerikanische Gefangene gebracht hatte. Grosskalibrige Granaten blieben fast wirkungslos; manche prallten von den Granitblöcken einfach ab. Es sah so aus, als würde es eine lange und verlustreiche Belagerung geben. Da hatte Captain Hans Trefousse, Verhöroffizier des 273. Regiments, eine Idee. Er ging zu seinem Regimentskommandeur, Colonel C. M. Adams, und sagte, er glaube, Poncet zur Kapitulation «überreden» zu können. Gebürtiger Frank-

ferter, war Trefousse im Jahre 1936 mit seinen Eltern nach Amerika entkommen, wo er sechs Jahre später sein Studium mit Auszeichnung beendet hatte.

Um 15.00 Uhr stiegen Trefousse, Oberstleutnant George Knight und ein gefangener Deutscher mit einer weissen Fahne die Stufen zu dem Andenkenladen an der Rückseite des Denkmals hoch. Poncet und zwei Offiziere kamen ihnen entgegen. Trefousse erklärte Poncet, dass weiterer Widerstand zwecklos sein würde. «Sie haben keine Chance mehr. Der Krieg ist verloren. Es wäre vernünftig, wenn Sie aufgeben und das Leben Ihrer Männer retten würden.»

«Ich habe vom Führer persönlich den Befehl, niemals zu kapitulieren», erwiderte Poncet. Er war auch nicht bereit, die siebzehn Amerikaner freizugeben oder gegen deutsche Gefangene auszutauschen. Immerhin wurde eine zweistündige Waffenruhe vereinbart, damit die Verwundeten abtransportiert werden konnten.

Während die amerikanischen Sanitäter ein gutes Dutzend Verwundeter in Sicherheit brachten, diskutierte Trefousse vor dem Souvenirladen weiter mit Poncet. Um 17.00 Uhr hatte er den Deutschen wenigstens dazu gebracht, die Verhandlungen innerhalb des Denkmals weiterzuführen.

Hin und wieder knallten noch Schüsse, aber der Kampf um Leipzig war vorbei. Amerikanische Truppen fluteten in die Stadt. Mit flatternden Hakenkreuzfahnen an ihren Jeeps und Lastwagen rasten sie durch die Strassen. Da stand einer auf seinem Truck, hielt sich den Kamm unter die Nase und sang laut das Horst-Wessel-Lied. Auch die Deutschen lachten, manche zum erstenmal seit Jahren.

Dem kleinen Günther Untucht und seinem Spielkameraden knurrte der Magen, als sie sahen, wie amerikanische Soldaten nach der Mahlzeit übriggebliebene Lebensmittel mit Benzin übergossen und verbrannten. Einer der Jungen zog entschlossen eine halbgefüllte Konservendose aus dem Feuer, doch ein GI nahm sie ihm wieder weg. Aber nicht alle Amerikaner waren so feindselig; viele verteilten Schokolade an die Kinder, und manchmal fragten sie dabei: «Hast du eine Schwester?»

Gabriele Herbener versuchte, zwei Flaschen Kognak gegen irgend etwas Essbares einzutauschen. Sie wanderte die Reihe der abgestellten Panzer entlang, und zufällig stiess sie auf den Soldaten, der ihr vormittags die Süssigkeiten zugeworfen hatte. «Ich habe Kognak», sagte sie. «Könnten Sie mir etwas zu essen geben?» «Okay.» Er griff nach den beiden Flaschen. «Nimm dein Kopftuch ab.»

Gabriele nahm das Tuch ab, und der Amerikaner füllte es mit Süssigkeiten, Seife und C-Rationen. Obendrauf legte er die beiden Flaschen Kognak.

Um Mitternacht verhandelten Trefousse und Poncet noch immer. «Wären Sie ein Bolschewik», sagte der Deutsche, «würde ich mit Ihnen überhaupt nicht reden. In vier Jahren sehen wir beide uns sowieso in Sibirien wieder.»

«Wenn das stimmt», meinte Trefousse, «wäre es da nicht ein Jammer, die vielen Deutschen zu opfern, die uns gegen die Russen helfen könnten?»

«Ja, aber ich habe Befehl, niemals zu kapitulieren.»

«Ich bin überzeugt, dass Sie die Geschichte des Prinzen von Homburg kennen», sagte Trefousse. «Er gewann für seinen Kurfürsten eine Schlacht, indem er einen Befehl nicht ausführte.»

Trefousse berichtete, dass die Division gerade ein Angebot gemacht habe: Wenn Poncet aus dem Denkmal herauskomme und sich ergebe, könnten ihm seine Männer einzeln folgen. Poncet nahm an. Am 20. April, zwei Uhr, erschien er im Hauptportal. Der Kampf um das Denkmal war zu Ende.

Als Trefousse auch die übrigen Deutschen entlassen wollte, sagte Knight, dass man sich missverstanden habe. General Reinhardt, der Divisionskommandeur, habe lediglich Poncets Entlassung gestattet. Die anderen Deutschen seien vorübergehend im Denkmal zu internieren. Trefousse kehrte zu den Deutschen zurück, um sie zu überreden, die neuen Bedingungen anzunehmen. Er wollte ihnen die Entscheidung leichter machen; deshalb versicherte er, er würde versuchen, für sie einen 48stündigen Urlaub auf Ehrenwort zu erwirken. Nur ein einziger Deutscher bestand darauf, dass die ursprüngliche Vereinbarung eingehalten werden müsse, und Trefousse entliess ihn sofort. General hin oder her – Trefousse glaubte, sein Ehrenwort nicht brechen zu dürfen. Er überredete Knight, den 48stündigen Urlaub zu genehmigen.

Während die Mannschaften entwaffnet wurden, begleitete Trefousse an die fünfzehn deutsche Offiziere aus dem Denkmal und zu ihren Wohnungen. Als er 48 Stunden später wiederkam, um sie abzuführen, warteten sie alle schon auf ihn – bis auf einen einzigen, und der hatte eine schriftliche Entschuldigung zurückgelassen.

Zu solch eigenartigen Absprachen kam es an der ganzen Front: Ein Amerikaner telefonierte beispielsweise mit Vorliebe mit dem Bürgermeister der jeweils nächsten Stadt, um die friedliche Übergabe zu vereinbaren.

Der Krieg im Westen war praktisch zu Ende. Kesselring allerdings glaubte immer noch, die Front an der Elbe mit allen Mitteln halten zu müssen, um es Hitler zu erlauben, in Berlin jeden verfügbaren Soldaten in die letzte Schlacht mit den Sowjets zu werfen.

Aber der Mann, dem diese Front unterstand, hatte andere Vorstellungen. Ohne sich mit dem Führerhauptquartier auch nur in Verbindung zu setzen, befahl General Wenck seiner 12. Armee, kehrt zu machen. Seine Männer drehten den Amerikanern den Rücken zu und marschierten den Bolschewiken entgegen.

23 «Auf des Messers Schneide»

1 Fast zwei Monate lang war es an der nördlichen Front verhältnismässig ruhig gewesen. Schukow hatte seinen Angriff auf Berlin vorbereitet, und Heinrici hatte die Pause dazu benutzt, die schwachen Verteidigungstellungen der Heeresgruppe Weichsel, so gut es ging, auszubauen. Aus Gefangenenaussagen wusste er, dass dem Hauptangriff, mit einigen Tagen Abstand, kleinere Vorstösse im Gebiet Küstrin-Frankfurt vorausgehen würden. Als diese Operationen am 12. April begannen, tat Heinrici, was er den Franzosen abgeschaut hatte: Er gab Busse den Befehl, noch drei Tage zu warten und dann seine 9. Armee – mit Ausnahme von geringen Deckungsverbänden – im Schutz der Dunkelheit auf die westlich der Oder verlaufende Hügelkette zurückzunehmen.

Einige Stunden, bevor sich Busses Männer absetzten, traf ein unerwarteter Besucher im Hauptquartier der Heeresgruppe Weichsel in der Nähe von Prenzlau ein: Albert Speer.

«Ich freue mich, dass Sie hier sind», begrüßte Heinrici den Minister. Sein Pionierführer habe zwei sich widersprechende Befehle erhalten.

«Das ist auch der Grund meines Hierseins», erwiderte Speer. Er erklärte Heinrici, weshalb er die Weisungen absichtlich unklar gehalten hatte: Er wollte den Truppenkommandeuren die Möglichkeit geben, Hitlers Befehl der «Verbrannten Erde» zu umgehen.

Heinrici versicherte, er werde deutsches Eigentum nicht sinnlos zerstören. Die Frage sei nur, was die Gauleiter täten. Sie unterständen nicht seiner Befehlsgewalt.

Speer sagte, er hoffe, der General werde seinen ganzen Einfluss einsetzen, um die Partei an unsinnigen Massnahmen zu hindern. Heinrici versprach, sein möglichstes zu tun; wies jedoch darauf hin, dass er selbst aus militärischen Gründen gezwungen sein könnte, verschiedene Brücken – besonders in der Umgebung von Berlin – sprengen zu lassen. Er schlug seinem Gast vor, General Hellmuth Reyman, den Kampfkommandanten von Berlin, hinzuzuziehen. Heinrici hatte Reyman gebeten, an die Front zu kommen, um die besonderen Probleme der Verteidigung Berlins zu besprechen.

Reyman berichtete, dass er in der Hauptstadt lediglich über 92 schlecht ausgebildete Volkssturmbataillone, ausreichend Flak, zwei Wachbataillone und die sogenannten Alarmeinheiten verfüge. Letztere beständen aus Schreibstubenpersonal und Köchen. «Das ist alles. Ach ja – ich habe auch eine Handvoll Panzer.»

«Was werden Sie machen, wenn die Russen angreifen?» fragte Speer.

«Dann muss ich in Berlin die Brücken sprengen.»

Speer runzelte die Stirn. «Herr General», sagte er, «ist Ihnen klar, dass Sie die gesamte Versorgung von mehr als zwei Millionen Menschen lahmlegen, wenn Sie diese Brücken zerstören?»

«Aber was kann ich sonst tun?» Er habe nur die Wahl: die Brücken oder seinen Kopf; mit «Leib und Leben» sei er für die Verteidigung Berlins verantwortlich. Speer erinnerte ihn daran, dass über diese Brücken nicht nur Wasserleitungen,

sondern auch Gasleitungen und elektrische Kabel verliefen. Würden sie zerstört, käme jedes Leben zum Erliegen. Nicht einmal Trinkwasser würde es mehr geben. «Aber ich habe einen Eid geleistet. Ich muss diesen Befehl ausführen.» Reymann befand sich in einer bösen Situation.

«Ich verbiete Ihnen, auch nur eine einzige Brücke zu sprengen», sagte Heinrici in seiner präzisen Art. «Sollte sich irgendeine Zwangslage ergeben, rufen Sie mich an und holen die Genehmigung ein.»

Das sei alles schön und gut, erwiderte Reymann, aber was solle er tun, wenn irgendwann eine Sofortaktion nötig würde?

«Sehen wir uns einmal die Karte an», schlug Heinrici vor. Er deutete auf mehrere Brücken, über die keine Leitungen oder Kabel führten. Sollte es zum Schlimmsten kommen, könne Reymann diese Brücken von sich aus sprengen. Aber in allen anderen Fällen müsse er sich erst mit ihm, Heinrici, absprechen.

Speer war zufrieden, Reymann beruhigt. Ein anderer hatte ihm die Verantwortung abgenommen.

Bei einer Sondersitzung im Führerbunker entwickelte Hitler eine bizarre Strategie zur Rettung Berlins: Die auf die Reichshauptstadt zurückweichenden Truppen sollten hier einen harten Verteidigungskern bilden, der die russischen Truppen unwiderstehlich an sich ziehen würde. Dadurch würde der Druck auf die anderen deutschen Verbände verringert, und diese hätten dann die Möglichkeit, die Bolschewisten von aussen her anzugreifen.

Die Russen hätten ihre rückwärtigen Verbindungen derart überdehnt, dass die Entscheidungsschlacht bei Berlin gewonnen werden könne, versicherte der Führer zuversichtlich. Damit würden die Russen ausscheiden, wenn über den kommenden Frieden verhandelt werde. Er selber werde in der Stadt bleiben, um den Verteidigern Mut zu geben. Auf den Vorschlag, nach Berchtesgaden zu gehen, wollte Hitler nicht eingehen. Als Oberster Befehlshaber der Wehrmacht und Führer des ganzen Volkes habe er die Pflicht, in der Reichshauptstadt zu bleiben.

Er entwarf einen achtseitigen Aufruf an seine Truppen – den letzten – und schickte ihn Goebbels. Der Propagandaminister las den Entwurf, und selbst ihm war er zu bombastisch. Er fing an, den Text mit einem grünen Stift zu redigieren, gab diesen Versuch jedoch auf und warf das Manuskript in den Papierkorb. Dann holte er es wieder heraus und machte sich noch einmal an die Arbeit. Ohne die endgültige Fassung dem Führer noch einmal vorzulegen, liess Goebbels dann den Aufruf verbreiten.

Soldaten der deutschen Ostfront!

Zum letzten Male ist der jüdisch-bolschewistische Todfeind mit seinen Massen zum Angriff angetreten. Er versucht, Deutschland zu zertrümmern und unser Volk auszurotten ...

Wenn in diesen kommenden Tagen und Wochen jeder Soldat an der Ostfront seine Pflicht erfüllt, wird der letzte Ansturm Asiens zerbrechen ...

Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch . . .

In dieser Stunde blickt das ganze deutsche Volk auf Euch, meine Ostkämpfer, und

hofft nur darauf, dass durch Eure Standhaftigkeit, Euren Fanatismus, Eure Waffen und unter Eurer Führung der bolschewistische Ansturm in einem Blutbade erstickt.

In dem Augenblick, in dem das Schicksal den grössten Kriegsverbrecher aller Zeiten von dieser Erde weggenommen hat, wird sich die Wende des Krieges entscheiden.
Adolf Hitler.

Am Abend vor seiner Reise nach Washington war Harriman in Moskau noch einmal mit Stalin zusammengetroffen. Am Schluss des langen Gesprächs hatte Harriman erwähnt, dass die Deutschen das unmittelbare Bevorstehen des sowjetischen Angriffs auf Berlin gemeldet hatten.

«Wir stehen tatsächlich kurz vor dem Beginn der Offensive», gab Stalin zu. Er gab sich Mühe, seinen Worten einen gleichgültigen Klang zu geben. «Ich habe keine Ahnung, wie erfolgreich sie sein wird, aber der Hauptstoss zielt auf Dresden, wie ich General Eisenhower bereits mitgeteilt habe.»

Zur selben Zeit traf Schukow die letzten Vorbereitungen für seine Grossoffensive gegen Berlin. Schwere Geschütze und Werfer waren am Ostufer der Oder zusammengezogen, bereit, das schwerste Trommelfeuer des Krieges zu eröffnen; 4'000 Panzer waren aufmarschiert; der grösste Teil sollte im Raum Küstrin-Frankfurt über den Fluss setzen. 1750 Scheinwerfer mit einer Reichweite von fünf Kilometern waren beiderseits von Küstrin in Stellung gebracht worden, um den eigenen Verbänden den Weg zur Autobahn nach Berlin zu weisen und die Verteidiger zu blenden.

Im Feldhauptquartier Schukows waren die höchsten Offiziere der 1. Weissrussischen Front zu einer wichtigen Konferenz versammelt. Oberstleutnant Wladimir Jurasow war der rangniedrigste Offizier, und er war auch nur zufällig zugegen. Er gehörte zur Abteilung Industrielle Baustoffe im Sonderausschuss für die wirtschaftliche Entwaffnung Deutschlands und seiner Satelliten. Jurasows Aufgabe war es, erbeutete Zementfabriken – komplett und intakt – in die Sowjetunion zu transportieren, wo sie im Rahmen des Aufbauprogramms der Nachkriegszeit eingesetzt werden sollten. In Polen hatte er bereits Zementwerke mit einer jährlichen Kapazität von einer Million Tonnen demontiert.

General Nikolaj Bulganin (der spätere Ministerpräsident) sprach als erster. «Der Krieg ist noch nicht vorüber! Wir haben zwar Hitler, aber nicht den Faschismus besiegt. Faschismus gibt es überall in der Welt, besonders in Amerika. Wir brauchten die zweite Front, aber die Kapitalisten waren nicht bereit, sie uns zu geben! Und das kostete uns Millionen unserer Brüder!»

Schukow schwieg, aber General auf General erhob sich, um zu sprechen. «Jetzt ist Amerika unser Hauptfeind», sagte einer. «Die Grundlage des Faschismus haben wir zerstört. Jetzt müssen wir die Basis der Kapitalisten zerstören – Amerika!»

Der vermutlich wichtigste Punkt in Heinrichs Verteidigungslinie war die Ortschaft Seelow, an der südlichen Flanke und nahe dem Westufer der Oder gelegen. Durch Seelow und über die Höhen um den Ort führte die Fernstrasse Küstrin-Berlin,

auf der Schukow seinen Hauptangriff vortragen wollte. Hatte die Rote Armee den Höhenrücken einmal erreicht, lag die Strasse nach Berlin praktisch offen vor ihr. Nichts konnte den jammervollen Zustand der Heeresgruppe Weichsel besser illustrieren als die Qualität der Truppen, die Seelow verteidigten: junge Luftwaffensoldaten von Görings 9. Fallschirmjägerdivision, zwei ganze Wochen als Infanteristen ausgebildet. Die Kompaniechefs waren ehemalige Flugzeugführer, voller Kampfgeist zwar, aber ohne jede Erfahrung im Erdkampf.

Der 18jährige Gerhard Cordes, Sohn eines Gymnasialdirektors, gehörte zu den Verteidigern von Seelow. Sein schnell aufgestelltes Regiment hatte sich am Osthang des Höhenzuges eingegraben. Die Männer waren mit Handgranaten, Maschinenpistolen, Karabinern und Panzerfäusten ausgerüstet; dazu kamen ein halbes Dutzend schwerer Flakgeschütze und ein paar Panzerabwehrkanonen.

Am Abend des 15. April wurden die Stellungen von der russischen Artillerie in Intervallen immer wieder unter Feuer genommen, und die Soldaten erhielten Befehl, sich tiefer einzugraben. Sie wussten nichts davon, dass das Gros der deutschen Verbände auf die Hügelstellungen zurückgenommen worden war und sie vorne geblieben waren. Um 2.00 Uhr morgens eröffneten 22'000 russische Geschütze und Werfer auf einem 120 Kilometer breiten Abschnitt schlagartig das Feuer. Die grösste Artilleriemassierung befand sich unmittelbar gegenüber von Seelow. Cordes hatte den Eindruck, dass jeder Quadratmeter Erde umgepflügt wurde.

Unvermittelt hörte das Trommelfeuer auf, und grelle Lichtkegel richteten sich auf die Autostrasse Küstrin-Berlin. Hunderte von Panzern rollten an. Im grauen Dämmerlicht kamen die Männer aus den vordersten Schützenlöchern, ungefähr 600 Meter vor den Ausläufern der Hügel in der Ebene, angerannt und stürmten an Cordes vorbei nach hinten. «Die Russen kommen!» Cordes blickte vorsichtig über den Rand seines Schützenlochs, und was er sah, liess ihm das Blut gerinnen: eine einzige Welle schwerer Panzer, soweit er sehen konnte. Als die erste Reihe näher herangekommen war, entdeckte er dahinter eine zweite und dann Schwärme von laufenden Infanteristen.

Dann röhren die eigenen Granaten über ihn hinweg. Vom Kamm der Hügelkette aus nahmen Hunderte von Flakgeschützen, die Rohre heruntergedreht, die Sowjets unter vernichtendes Feuer. Panzer auf Panzer ging in Flammen auf; und die aufgefressenen Infanteristen wurden heruntergefegt. Aber die es überlebt hatten, stürmten mit gellenden Schreien weiter. Die Luftwaffensoldaten schossen in die Rudel der Rotarmisten, und der Angriff begann zu stocken. Einige T-34 waren zwar an den Flanken durchgebrochen, wurden jedoch abgeschossen, als sie versuchten, den Hang entlang der Strasse nach Berlin hochzurollen. Als es hell wurde, war der Angriff unter schweren Verlusten für die Sowjets abgeschlagen. Die jungen Fallschirmjäger hatten nur wenig Ausfälle gehabt; sie waren zuversichtlich, fast fröhlich. So schlimm war es gar nicht gewesen, überlegte Cordes. Trotzdem waren er und seine Kameraden froh, als der Befehl durchgegeben wurde, zur Hügelkuppe zurückzukriechen. Auf halbem Wege, in einem Wald, wurden sie in neue Stellungen eingewiesen. Hier hatten sie gutes Schussfeld, und hinter ihnen lag die schützende Deckung der Bäume. Sie fühlten sich geborgen; sie

wussten nicht, dass sie immer noch Heinrichs Hauptkampflinie bildeten – und dass ein paar Stunden später Schukows Truppen von neuem gegen sie anrennen würden.

Dadurch, dass er den grössten Teil seiner Verbände unmittelbar vor Beginn des Trommelfeuers zurücknahm, hatte Heinrich nicht nur Tausenden von Soldaten das Leben gerettet, er hatte auch Zeit gewonnen. Als die Russen auf die praktisch verlassenen Schützenlöcher und Gräben stiessen, glaubten sie offenbar an einen Hinterhalt; sie verhielten, statt den Angriff mit aller Kraft weiterzuführen. Nachmittags rief Krebs bei Heinrich an und gratulierte ihm zum erfolgreichen Verlauf des ersten Tages. Aber der kleine General war alles andere als optimistisch. Er berichtete, dass Busse auch rechts und links von Seelow angegriffen worden sei: man müsse mit noch schwereren Angriffen rechnen. «Wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben», warnte er.

Görings Luftwaffensoldaten hatten sich entlang der nach Berlin führenden Strasse verschanzet. Auf beiden Seiten des Dorfes und auf halbem Hang richteten 8,8-cm-, 10,5-cm- und Vierlings-Flakgeschütze ihre Rohre direkt über den Köpfen der eingegrabenen Luftwaffensoldaten nach unten auf die Ebene.

Am späten Nachmittag sah Cordes, wie ein einzelner Sowjetpanzer vorsichtig seine Nase um eine Ecke schob und dann auf Seelow zurollte. Offensichtlich wollte er das Feuer der Deutschen herauslocken, um ihre Stellungen auszukundschaften. Aber nichts passierte. Er war schon so nahe, dass Cordes das Gesicht des Kommandanten erkennen konnte, der herausfordernd in der Turmluke stand. Plötzlich ein Jaulen und unmittelbar darauf eine Detonation: Eine 8,8-cm-Granate hatte die Kette des Panzers zerrissen. Die Besatzung kletterte aus dem Wagen und rannte den Hügel hinunter.

Oben am Hang wurde von Schützenloch zu Schützenloch die Weisung durchgegeben: nicht schiessen, ruhig bleiben. Die Minuten verrannen; die vorne liegenden Männer wurden allmählich nervös und wünschten beinahe, dass irgend etwas passieren möge. Dann sah Cordes im roten Schein der untergehenden Sonne, wie sich eine Panzerkolonne aus dem Gehölz unten herauswand und den Hang hochkroch. Ein einziges deutsches Flakgeschütz feuerte: die Kolonne machte schwerfällig kehrt und verschwand wieder zwischen den Bäumen.

Zwei Stunden lang herrschte eine unheimliche Stille; Cordes hatte das Gefühl, dass alles Leben erstarrt war. Plötzlich, um sieben Uhr, hörte er das Rasseln von Panzerketten; es klang, als wären es mindestens vierzig Fahrzeuge. Der Lärm wurde lauter; Cordes hörte, dass sie an der linken Seite der Strasse emporkamen – auf seiner Seite. Aber den Kettengeräuschen nach zu schliessen, rollten an die zwanzig Panzer auch jenseits der Strasse hoch.

Die Luftwaffensoldaten schossen nicht, aber nervös schauten sie zu den benachbarten Schützenlöchern hinüber. Ob sie auch das Richtige taten? Ein Kanonier der 8,8-Flak, die unmittelbar hinter Cordes stand, schimpfte: «Wenn diese Hunde mir doch vor der ersten Salve vor das Rohr kämen!»

Ein riesiger Schatten tauchte auf; der Panzer war grösser als jeder, den Cordes bis dahin gesehen hatte. Cordes zitterte am ganzen Körper.

«Immer ruhig», sagte ein älterer Mann, der zu ihm in sein Loch gestiegen war.

«Du hast jetzt nichts zu tun, es sei denn, sie kommen direkt auf uns zu. Dann nimm deine Panzerfaust.»

Jetzt konnte Cordes auch andere Schatten ausmachen. Der Lärm der Motoren und das Rasseln der Ketten waren ohrenbetäubend. Der Boden bebte. Cordes packte eine Panzerfaust. Dann Abschüsse hinter ihm: 8,8-Granaten fauchten über ihn hinweg und zerschlugen die ersten Panzer. Flammen schossen hoch, Metallteile und Granatsplitter regneten auf die Schützenlöcher herunter. Sechs Panzer brannten; die anderen fuhren weiter. Im rötlichen Feuerschein waren sie jetzt deutlich zu erkennen, ein gutes Ziel für die schweren Kanonen. Sowjetische Infanteristen tauchten zwischen den brennenden Wracks auf. 800 mochten es sein; brüllend kamen sie den Hang hoch. Wie Wahnsinnige, dachte Cordes.

Gewehr- und MG-Feuer schlug ihnen entgegen, und Hunderte stürzten zu Boden aber die anderen kamen, immer noch schreiend, langsam näher.

Wie eine Welle, die gegen den Strand läuft, blieben die Angreifer schliesslich im Abwehrfeuer liegen.

Erschöpft rutschte Cordes in sein Schützenloch; endlich konnte er sich ausruhen. Dicht vor ihm überquerte ein deutscher Panzerjäger die Strasse. Er schoss; im Mündungsfeuer sah Cordes die zwanzig Panzer auf der anderen Seite der Strasse. Der erste qualmte und wendete unbeholfen; die anderen rückten langsam vor. Russische Infanteristen kamen hinter den Panzern hervorgerannt und liefen vor ihnen auf die deutschen Batterien zu.

Cordes und die anderen auf der linken Strassenseite drehten sich nach rechts und schossen. Die Feuerstösse einer Vierlingsflak zischten über seinen Kopf hinweg. Die Granaten explodierten zwischen den Infanteristen; wie Kegel fielen die Russen um. Ein zweiter deutscher Panzerjäger fuhr über die Strasse, er nahm die Überlebenden mit seinem Maschinengewehr unter Feuer.

«Verdammt, da sind noch vier!» rief der Mann neben Cordes. Er deutete auf eine Gruppe von Panzern auf der anderen Seite der Strasse.

«Die sind schon erledigt», rief jemand in einem anderen Schützenloch. «Sie rühren sich nicht.»

An einem der bewegungslosen Panzer blitzte orangefarbenes Mündungsfeuer auf, und die Vierlingsflak unmittelbar hinter Cordes flog in die Luft – mitsamt der Bedienung.

«Erledigt diese verdammten Panzer mit der Panzerfaust!» schrie eine Stimme hinter Cordes.

Mit zwei Kameraden kroch er hügelabwärts. Die vier Panzer fuhren jetzt an, und während sie in Richtung Seelow rollten, zeichneten sie sich deutlich vom Hintergrund ab. Der Mann links von Cordes schoss. Wie ein Spielzeug zischte die Rakete über die Strasse und traf den Turm des ersten Panzers. Feuerschein, dann eine dröhnende Detonation: Die Munition im Panzer war explodiert.

Cordes zielte auf den zweiten Panzer. Er stand sofort in Flammen. Dann schoss jemand auf den dritten; auch er fing Feuer. Der Kommandant des vierten Panzers gestikuliert wild; das schwere Fahrzeug drehte unvermittelt um und rollte hügelabwärts. Cordes hob seinen Karabiner und schoss. Der Kommandant stürzte auf die Strasse, der Panzer fuhr weiter.

Mindestens 15 von den 40 Panzern, die auf Cordes' Seite angegriffen hatten, waren durchgebrochen und näherten sich dem Hügelrücken. Zwischen ihnen und der fest eingebauten Flak entbrannte ein tödliches Duell; die Hügelkuppe schien in die Luft zu fliegen. Ein wildes Durcheinander herrschte; Cordes hatte keine Ahnung, was eigentlich vorging. Dann tauchten weitere Sowjet-Panzer auf; aber Cordes war so verwirrt, dass er nicht ausmachen konnte, in welcher Richtung sie sich bewegten.

«Lasst die Panzer und schiesst nur auf die Infanterie!» schrie jemand. Cordes sprang wieder in sein Loch und feuerte auf die springenden Schatten. Ein Russe landete in seinem Loch. Seine Augen waren weit aufgerissen, und wo früher einmal das Kinn gewesen war, schoss jetzt Blut aus einer grossen Höhle. Cordes hielt ihm sein Verbandspäckchen hin, aber als der Russe merkte, dass er im Loch eines Deutschen sass, kletterte er wieder hinaus und stolperte den Hügel hinunter.

«Lass ihn», sagte der Mann neben ihm. «Der macht uns keinen Kummer mehr. Der schafft es sowieso nicht.»

Um 23.30 Uhr trat Stille ein. Kein Gewehrfeuer mehr, kein Kettenrasseln. Als Cordes sich an die Ruhe gewöhnt hatte, hörte er das Stöhnen der Verwundeten vor sich und das ferne Rumpeln der abrückenden Panzer. Es war unglaublich: die Front hatte gehalten. Links und rechts hockten Tote und Sterbende in den Schützenlöchern. Unmittelbar hinter ihm sah es nicht besser aus. Mindestens 30 Prozent seiner Kameraden waren gefallen, und bis auf zwei 8,8 waren alle schweren Geschütze zerstört. Weder für die Kanonen noch für die Männer gab es Ersatz; also blieb Cordes und seinen Kameraden nichts übrig, als in ihren Schützenlöchern auf den nächsten Angriff zu warten.

2 In Heia, am Ende der langen, schmalen Halbinsel, die in die Danziger Bucht hineinragt, war das VII. Panzerkorps auf ein halbes Dutzend Schiffe verladen worden, die etwa einen Kilometer vom Ufer entfernt auf Reede lagen. Die Überlebenden der erbitterten Kämpfe um Danzig wurden abtransportiert, um bei der Verteidigung Berlins eingesetzt zu werden.

Mehr als 10'000 Flüchtlinge kämpften um die restlichen Plätze auf den Schiffen. In den Sanddünen der Halbinsel hatten sie unter ständigem Artilleriebeschuss vom Festland her und unaufhörlichen Bombenangriffen ein gefährliches Leben geführt. Das grösste Schiff des Geleitzuges, die ‚Goya‘, konnte nur noch ein paar Passagiere an Bord nehmen. Der Einschiffungsoffizier der Division, Werner Jüttner, beobachtete ein junges Ehepaar, das mit einem Baby von einem Fährprahm an Bord kletterte. Als sie oben waren, drehte sich der Mann zu seinen betagten Eltern um, aber statt ihnen an Bord zu helfen, drängte er sie grob auf den Prahm zurück. «Ihr seid doch zu nichts mehr nütze», schrie er; «ihr seid zu alt!» Während der Prahm zum Ufer zurückkehrte, standen die Eltern wie erstarrt an der Reling. Ihr Sohn oben auf der ‚Goya‘ sah mit steinernem Gesicht zu ihnen hinunter. Er hob nicht einmal die Hand zum Abschied.

Gegen 19.30 Uhr nahm der Geleitzug, von nur zwei Torpedobooten geschützt, in Richtung Nordwest Fahrt auf. Es war ein klarer, kühler Abend. Wie viele seiner

Kameraden war Kurt Adomeit so erregt darüber, den Russen noch einmal entkommen zu sein, dass er nicht schlafen konnte. Er wanderte durch das grosse Schiff. Soldaten und Flüchtlinge drängten sich auf den Gängen, in den Kabinen und Aufenthaltsräumen – seiner Schätzung nach mindestens 7'000 Menschen. Er ging zum Oberdeck und sah in die Nacht hinaus. Um 23.00 Uhr hörte er Geschützfeuer. Auf dem dunklen Meer konnte er das Ziel ausmachen: ein Schiff. Aber was für ein Schiff es war, konnte er nicht genau erkennen. Immerhin wusste er, dass die Position des Geleitzuges jetzt möglicherweise an russische U-Boote weitergemeldet worden war. Aber er war zu müde, um sich darüber Gedanken zu machen, und legte sich auf ein paar Kisten schlafen. Kurz vor Mitternacht weckte ihn eine Explosion; wenig später folgte eine zweite. Das Licht ging aus, und durch die Dunkelheit hörte er Kommandos. Eine Weile herrschte Stille, dann gab es ein lautes gurgelndes Geräusch: Das Wasser strömte durch die beiden riesigen Lecks, die die Torpedos gerissen hatten, in das Schiff.

Jüttner befand sich gerade auf einem Kontrollgang, als er die Detonationen hörte. Er sah auf die Uhr; es war genau 23.56 Uhr. Das Schiff begann, sich nach Steuerbord überzulegen, und durch den Lautsprecher kam der Befehl: «Rette sich, wer kann! Wir haben zwei Torpedotreffer.»

Die Zivilisten stürmten die Niedergänge und klammerten sich an die, die vor ihnen standen – für die 7'000 an Bord gab es nur 1'500 Schwimmwesten. Die Matrosen versuchten, die Rettungsboote herunterzulassen, aber es war klar, dass das Schiff sinken würde, bevor die Boote im Wasser waren. Während die ‚Goya‘ sich langsam auf die Seite legte, rutschten Flakmunition, Kisten und Gepäck über Deck und stürzten ins Wasser. Verzweifelt klammerten sich die Menschen an die Reling.

Durch die Entsetzensschreie hörte Jüttner Schüsse. Er stolperte zu einem Niedergang, der auf das Sonnendeck führte, und sah, wie Hunderte ins Wasser sprangen. Er wollte dasselbe tun, doch dann fiel ihm ein, dass andere auf ihn springen könnten, und er kletterte weiter zur Brücke. Auf halbem Wege schwemmte ihn eine Welle über das Achterdeck ins Wasser. In der Nähe trieb ein grosses Floss, und er zog sich hinauf.

Adomeit spürte, wie die ‚Goya‘ in allen Fugen zitterte. Dann schien sie in zwei Teile zu brechen, und wenig später fand er sich im eiskalten Wasser wieder. Mütter riefen nach ihren Kindern. Hin und wieder blinkte auf einem der Flösse ein gelbes Licht auf; dann sah er die Menschen im Wasser schreiend um ihr Leben kämpfen. Es war ein Bild aus der Hölle. Die Leute auf den Flößen traten mit Füßen gegen die anderen, die hinauf wollten; manche schossen sogar auf die Schwimmenden. Trotzdem gelang es Adomeit, sich auf ein grosses Floss zu ziehen. Aus dem Wasser stieg eine riesige Feuerblase hoch; wahrscheinlich war ein Kessel explodiert. In ihrem Licht sah Jüttner Hunderte, die winkend und um Hilfe rufend in den Fluten trieben. Er zog fünf Leute auf sein Floss; dann merkte er, dass ihm das Wasser bis zu den Knöcheln stand. Er hörte Flüche, wie er sie noch nie gehört hatte; Mütter mussten Zusehen, wie ihre Kinder untergingen, und schrien wie die Tiere. Jüttner wollte Schluss machen und zog seine Pistole. Aber dann dachte er an seine Familie. Er warf die Waffe ins Wasser.

Er wollte ein ganz neues Leben führen, versprach er sich, wenn er gerettet würde. Schiffbrüchige kamen zu seinem Floss geschwommen und versuchten, sich hochzuziehen. Aber das Wasser im Floss war inzwischen beängstigend gestiegen. Jütner erkannte, dass er jetzt etwas Furchtbares tun musste. Wie die anderen wehrte er sich mit Fusstritten gegen die Schwimmenden – wenn er nachgäbe, sagte er sich, würden alle sterben. Aber er wusste auch, dass er sich sein Leben lang schuldig fühlen würde – war er auch nur eine Spur besser als der junge Mann, der in Heia seine Eltern auf den Fährprahm zurückgestossen hatte?

Allmählich verstummten die Schreie, und Adomeit hörte nur noch das Klatschen der Wellen, die gegen das Floss schlugen. Er hatte die Hoffnung aufgegeben – mehr als 150 Kilometer waren sie von der Küste entfernt. Aber dann sah er ein schwaches Licht in der Nähe und hörte Rufe – deutsche Worte.

Als Adomeit an Bord gezogen war, überlegte er: Innerhalb von zwanzig Minuten war eine ganze Stadt ausgelöscht worden. Wer würde die Angehörigen informieren? Jahrelang würden Frauen auf ihre Männer, Männer auf ihre Frauen und Kinder und Mütter auf ihre Söhne warten. Nichts würde mehr daran erinnern, dass in dieser Nacht die Ostsee hier zum Grab für fast 7'000 Menschen geworden war. Überlebt hatten die Katastrophe nur 170.

3 Um 5.00 Uhr morgens am 17. April war es auf den Höhen um Seelow noch dunkel. Der übermüdete Cordes war hellwach, als er wie Schemen Panzer auf der anderen Seite der Strasse langsam den Hang erklimmen sah. Er wartete darauf, dass die schwere Flak hinter ihm feuern würde – aber nichts geschah. Das Rasseln der Ketten wurde immer lauter.

Als es heller wurde, sah er, dass sich Hunderte von T-34 aufgesessener Infanterie von beiden Seiten der Strasse näherten. In Wolken stieg der Staub hoch. Cordes schoss zwei Panzerfäuste ab. Hinter ihm schrie jemand: «Weg von hier! Wir haben keine Munition mehr!»

Panik packte die Soldaten, die in der Nacht so tapfer gekämpft hatten. Sie stiegen aus ihren Löchern und flohen hinauf zu den Kuppen der Hügelkette. Während Cordes durch das menschenleere Seelow rannte, warf er Karabiner, Koppel und Helm weg.

Minuten später hatten die Sowjets den Höhenrücken erreicht. Vor ihnen, im Westen, lag die Strasse nach Berlin. Nur noch 70 Kilometer waren es bis zu Hitlers Bunker in der Reichskanzlei.

Heinrici wusste, dass Busses Stellungen nicht nur bei Seelow, sondern auch etwa 30 Kilometer weiter südlich, unterhalb Frankfurt, und 30 Kilometer weiter nördlich, bei Wriezen, schwer angeschlagen waren. Aber erst am nächsten Tag erkannte er das Ausmass des Desasters von Seelow: Die gesamte 9. Fallschirmjägerdivision hatte den Kamm geräumt und damit die Fernstrasse nach Berlin freigegeben. Russische Panzer hatten die Hügelkette überschritten und die ersten 25 Kilometer nach Berlin bereits hinter sich.

Bevor Heinrici diese Unglücksnachrichten verdaut hatte, kam eine neue Meldung von Busse: wieder eine Katastrophe, und an einem Abschnitt, wo man es nicht

erwartet hatte. Zwei von Konjews Panzerarmeen – die 3. und die 4. – hatten an Schörners Nordflanke, zwischen Cottbus und Spremberg, einen tiefen Einbruch erzielt. Konjew stiess also von Süden nach Berlin vor, um sich mit Schukow in einer grossen Zangenbewegung westlich der Stadt zu treffen.

Heinrici rief sofort im Führerbunker an und bat um die Erlaubnis, Biehlers Truppen aus der Festung Frankfurt abziehen und sie in die Lücke im Süden werfen zu dürfen. Aber Hitler lehnte ab: Frankfurt müsse gehalten werden – Heinrici solle seinen Gegenangriff mit anderen Kräften führen. Enttäuscht legte Heinrici den Hörer auf. Wie konnte er mit Truppen angreifen, die selbst um ihr Leben rannten? Am 19. April war die gesamte Hügelkette von Seelow bis Wriezen in russischer Hand. Abends telefonierte Heinrici mit Krebs, dem Nachfolger Guderians; er wollte die Genehmigung, Busses gesamte Armee zurückzuziehen, um sie einen Schutzschild vor Berlin bilden zu lassen.

Heinrici hörte, wie Krebs tief Luft holte. «Damit würde sich Hitler nie einverstanden erklären! Halten Sie sämtliche Stellungen.» Heinrici legte auf. Es hatte keinen Sinn, sich mit Krebs zu streiten. Krebs war nicht nur ein glühender Anhänger Hitlers; er hatte auch die gefährliche Angewohnheit, alle Schwierigkeiten zu verkleinern. Wenn er die Meldung erhielt, dass eine russische Division angriff, meldete er weiter, dass er sich «nur um tausend Mann» handle.

Aber seltsamerweise wollte sich auch Busse nicht zurückziehen. «Wir müssen die Oderfront halten, bis die Amerikaner unmittelbar in unserem Rücken stehen», erklärte er Heinrici.

«Aber werden die Amerikaner überhaupt so weit kommen?» Heinrici hatte von der Demarkationslinie zwischen Ost und West gehört; er fragte sich, ob sich die Amerikaner wirklich daran halten würden.

In diesem Punkt schien Busse zuversichtlich. «Die Vereinigten Staaten», sagte er, «haben grösstes Interesse daran, die Russen von Berlin fernzuhalten.»

4 In seiner abendlichen Ansprache an das deutsche Volk zu Hitlers 56. Geburtstag gab Goebbels zu, dass Deutschlands Schicksal auf des Messers Schneide stände. Es sei nicht angebracht, den Geburtstag des Führers mit den traditionellen Glückwünschen zu begehen. Die Zeit in all ihrer dunklen und schmerzenden Grösse habe im Führer den einzig würdigen Repräsentanten gefunden. Wenn Deutschland heute noch lebe, wenn Europa und mit ihm das gesittete Abendland mit seiner Kultur und Zivilisation noch nicht ganz im Strudel des Abgrundes versunken seien, so hätten sie es ihm allein zu verdanken ... «Aber wo sie» (unsere Feinde) «auftreten, folgen ihnen Armut und Herzeleid, Chaos, Verwüstung und Vernichtung, Arbeitslosigkeit und Massensterben ... Hier dagegen steht ein klar umrissenes Aufbauprogramm, das sich im eigenen und in allen anderen Ländern Europas, wo es eine Gelegenheit dazu fand, als brauchbar, menschen- und völkerbeglückend, positiv und zukunftsweisend für alle erwiesen hat ... Europa hat schon einmal die Wahl gehabt, sich zwischen beiden zu entscheiden. Es hat sich auf die Seite der versteckten Anarchie geschlagen und muss das heute mit millionenfachem Leid bezahlen.»

Goebbels gab zu, dass sieb der Krieg seinem Ende zuneige; aber in wenigen Jahren werde «Deutschland eine neue Blüte erleben». In der verwüsteten Landschaft würden neue und schönere Städte und Dörfer entstehen, bewohnt von glücklichen Menschen. «Gott wird Luzifer, wie so oft schon, wenn er vor den Toren der Macht über alle Völker stand, wieder in den Abgrund zurückschleudern, aus dem er gekommen ist. Nicht die Unterwelt wird diesen Erdteil beherrschen, sondern Ordnung, Frieden und Wohlstand.»

Dann verkündete er, nur der Führer könne den Weg zu diesem Sieg führen. Und wie? «Niemals wird die Geschichte über diese Zeit berichten können, dass ein Volk seinen Führer oder dass ein Führer sein Volk verliess. Das ist aber der Sieg!» Für einen gläubigen Nazi war damit alles klar. Wenn die Deutschen Hitler bis zum Schluss die Treue hielten, würde sein Geist eines Tages siegreich wie Phönix aus der Asche der vorübergehenden Niederlage steigen.

Im Gegensatz zu Goebbels glaubte Hitler am Vorabend seines 56. Geburtstages noch an einen echten Sieg. Er war entschlossen, mit Wencks 12. Armee bis zum Rhein vorzustossen – er wusste ebensowenig wie das OKW, dass Wenck bereits von sich aus kehrtgemacht hatte, um sich den Russen entgegenzustemmen. Um Wenck auch Luftdeckung zu geben, hatte Hitler erst kurz zuvor Befehl erteilt, sämtliche Düsenjäger seinem Lieblingshelden Hans-Ulrich Rudel zu unterstellen. Rudel hatte versucht, diesen Auftrag, über den weder er noch die Jagdverbände glücklich sein konnten, wieder loszuwerden; seine Erfahrungen, hatte er gesagt, beschränkten sich auf den Sturzangriff und die Bekämpfung von Panzern. Er habe immer darauf geachtet, keine Befehle zu erhalten, die er nicht ausführen könne. Hitler hatte erklärt, dass Rudel ja gar nicht selbst fliegen sollte. «Leute mit Erfahrung haben wir genug ..., es fehlen aber Männer, die straff organisieren und exakt durchführen und sich nicht hinter allen möglichen Argumenten verkriechen ... Aber wir werden es uns noch überlegen, Sie und ich. Wir brauchen ja nicht gerade heute zu entscheiden.» Rudel hatte zu seinem Einsatzflugplatz in der Tschechoslowakei zurückkehren dürfen. Täglich war er in der Luft, obgleich sein rechter Beinstumpf noch längst nicht verheilt war.

Zu einem früheren Zeitpunkt hatte Skorzeny Rudel in einem Berliner Lazarett besucht. Er hatte damit gerechnet, den Patienten deprimiert vorzufinden. Statt dessen hatte Rudel gelacht, während er gewandt auf einem Bein durchs Zimmer hüpfte. «Ich muss wieder fliegen!» hatte er gesagt.

«Wie wollen Sie das machen?»

Seine Mechaniker, hatte Rudel berichtet, seien schon dabei, seine Maschine so umzubauen, dass er die Pedale auch mit dem Beinstumpf bedienen könne.

«Das ist Unsinn, Rudel. Überlegen Sie es sich noch einmal. Vor allem ist Ihre Wunde noch gar nicht verheilt; sie ist völlig offen. In diesem Zustand können Sie nicht an die Front. Sie werden Brand bekommen.»

«Ich muss 'raus.» Rudel hatte sich auf einen Stuhl geworfen und sein ganzes Gewicht auf den Stumpf gelegt. «Ich muss mein kurzes Bein wieder hinkriegen», erklärte er mit einem breiten Grinsen. Als Skorzeny wenige Tage später im Lazarett anrief, um sich nach Rudel zu erkundigen, sagte der Arzt, der «Wahnsinnige» sei entwischt.

Nur ein solcher Kerl, glaubte Hitler, konnte die Jäger richtig führen. General Karl Koller gegenüber, Görings Chef des Stabes, der über diese Wahl äusserst erstaunt war, meinte Hitler, dass Erfahrung überhaupt keine Rolle spiele. Rudel sei ein grossartiger Mann. Alle anderen Leute in der Luftwaffe seien nur Clowns und Schauspieler.

Für den 19. April war Rudel wieder zum Führer bestellt. Als der Oberst ins Zimmer humpelte, stand Hitler auf und begrüßte ihn herzlich. Dann hielt er Rudel einen Vortrag über die technologische Führungsstellung, die Deutschland in der Vergangenheit gehabt habe. Diese technische Überlegenheit, sagte Hitler, müsste bis zum letzten genutzt werden, um das Kriegsglück zu wenden. Rudel war beeindruckt von Hitlers Zahlengedächtnis und technischen Kenntnissen. Im Übrigen fiel ihm auf, dass Hitlers Augen fiebrig glänzten. Des Führers Hände zitterten, und er wiederholte sich – das hatte es bis dahin nicht gegeben.

Dann sagte Hitler unvermittelt, dass Rudel sofort den Befehl über alle Düsenverbände zu übernehmen und mit ihnen den Luftraum über der Armee Wenck freizuhalten habe. «Es ist mein Wunsch, dass gerade Sie diese schwierige Aufgabe übernehmen, der einzige Mann, der die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung trägt.»

Rudel sträubte sich; er brachte immer neue Ausflüchte vor. Es sei nur noch eine Frage der Zeit, dass die Russen und die Alliierten sich trafen und Deutschland in zwei Teile teilten. Dann könnten Düsenmaschinen ohnehin nicht mehr eingesetzt werden. Hitler entgegnete, seine Oberbefehlshaber hätten ihm versichert, dass weitere Rückzüge nicht mehr in Frage kämen.

Rudel war anderer Ansicht. Er hielt es für ausgeschlossen, dass der Krieg im Osten *und* im Westen siegreich beendet werden konnte. Chancen gebe es nur an einer Front, wenn man an der anderen zu einem Waffenstillstand komme.

Der Oberst sah, dass ein müdes Lächeln über das Gesicht des Führers huschte. Es sei einfach, so etwas zu sagen. Er, Hitler, habe immer wieder versucht, zu einem Frieden zu kommen, aber die Alliierten hätten nicht gewollt. Seit 1943 verlangten sie die bedingungslose Kapitulation. Sein persönliches Schicksal spiele natürlich nicht die geringste Rolle, aber jeder vernünftige Mensch müsse einsehen, dass er für das deutsche Volk eine bedingungslose Kapitulation nicht annehmen könne. Auch im Augenblick liefen Verhandlungen, aber er, Hitler, habe jede Hoffnung auf Erfolg aufgegeben. Also müsse alles getan werden, um die Krise zu überwinden, damit dann die neuen Waffen den Sieg bringen könnten. Hitler sagte, er werde noch etwas Zusehen, und wenn sich die allgemeine Lage günstig entwickle, werde er Rudel noch einmal nach Berlin rufen. Er erwarte, dass der Oberst dann die Aufgabe übernehme.

Es war schon spät – nach Mitternacht –, als Rudel ging. Im Vorraum drängten sich die Leute, die dem Führer als erste zu seinem 56. Geburtstag gratulieren wollten.

Im Sanatorium von Dr. Gebhardt leerten Himmler und Schellenberg eine Flasche Sekt auf das Wohl Hitlers. In Festlaune waren sie beide nicht. Das Gesicht des Reichsführers zeigte Sorgenfalten, und nervös drehte Himmler seinen SS-Ring. Auch er schien, wie Hitler, kurz vor dem körperlichen Zusammenbruch zu stehen.

Im vorangegangenen Monat hatte ihn ein Dutzend Männer immer wieder gedrängt, sich zu entscheiden. Nach allen Seiten hatte er Versprechungen gemacht; manche wollte er wirklich halten, andere hatte er schon im nächsten Augenblick gebrochen.

Das vielleicht wichtigste Versprechen hatte er Kersten und Schellenberg gegeben: mit Gilel Storch, einem Vertreter des Weltjudenrates, zusammenzutreffen, um über das Schicksal der noch übriggebliebenen Juden in den Konzentrationslagern zu sprechen. Aber als er erfuhr, dass Storch nach Deutschland fliegen wollte, bekam er Angst, Kaltenbrunner könne dahinterkommen und Hitler informieren. Schellenberg beruhigte ihn; Kaltenbrunner gehe doch nach Österreich; ohne dass jemand etwas davon bemerke, könne man auf Kerstens Besitz, nördlich von Berlin, mit Storch sprechen.

«Ausser Brandt [Himmlers Adjutant] sind Sie der einzige, dem ich vollständig vertrauen kann», sagte Himmler zu Schellenberg. Er gab zu, dass Friedensverhandlungen mit dem Westen nur dann erfolgreich verlaufen könnten, wenn Hitler nicht mehr an der Macht sei. Aber wie den Führer ausschalten? Man könne ihn weder erschiessen, noch ihn vergiften oder etwa verhaften – dann würde der gesamte militärische Apparat zusammenbrechen.

Das alles sei nicht wichtig, meinte Schellenberg. Es gebe nur zwei Möglichkeiten: Hitler zum Rücktritt zu zwingen oder ihn mit Gewalt zu beseitigen.

Himmlers Mut verflog. Sein Gesicht wurde blass. «Er wird einen Tobsuchtsanfall kriegen und mich eigenhändig erschiessen.»

Himmlers Probleme schienen am Vorabend von Hitlers Geburtstag einen Höhepunkt zu erreichen. Graf Schwerin-Krosigk hatte ihn gedrängt, den Führer zu veranlassen, über den Papst oder Dr. Burckhardt Friedensverhandlungen aufzunehmen. «Ist der Führer nicht fähig, die Lage realistisch, ohne Illusionen, zu beurteilen? Wissen möchte ich, worauf er noch wartet.»

Himmler biss auf seinem Daumnagel herum. «Das kommt daher, dass der Führer eine völlig andere Vorstellung hat. Aber woraus diese Vorstellung besteht, verrät er nicht.»

Der Graf war gereizt. «Dann müssen Sie den Führer beseitigen, auf welchem Weg es Ihnen eben möglich ist.»

«Alles ist verloren! Solange der Führer lebt, gibt es keine Chance, den Krieg zu einem vernünftigen Ende zu bringen!» Erschreckt blickte sich Himmler um und hielt die Hand vor den Mund, als wolle er seine Worte zurückholen. Der Graf überlegte, ob der Reichsführer den Verstand verloren habe. Himmler liess die Hand fallen. Mehrmals hintereinander versicherte er, dass er überhaupt nichts versprechen könne.

Kaum hatte Himmler das Büro des Grafen unbemerkt durch den rückwärtigen Eingang verlassen, da erschien Arbeitsminister Franz Seldte. Seldte sagte, er habe gehört, dass der Graf mit Himmler sprechen wolle; auch er sei sehr für ein solches Gespräch. Als Schwerin-Krosigk berichtete, dass er sich eben mit Himmler unterhalten habe, machte Seldte den Vorschlag, sie sollten beide noch einmal zum Reichsführer gehen.

«Es ist besser für Sie, wenn Sie allein mit ihm reden», meinte der Graf. «Wenn

wir zu zweit kommen, wird er so nervös, dass er überhaupt nichts tut.» Seldte ging zu Himmler: «Sie müssen irgend etwas unternehmen. Der Führer muss zu Friedensverhandlungen gezwungen werden. Jetzt geht es nicht mehr um einen einzelnen; das Schicksal des ganzen deutschen Volkes steht auf dem Spiel.» Himmler erklärte, er halte Hitler die Treue.

«Mein guter Himmler», unterbrach ihn Seldte, «Sie haben nur noch eine Aufgabe: Hitler umzubringen!»

Himmler flüchtete ins Sanatorium Dr. Gebhardts, wo neue Probleme auf ihn warteten. Eben war Kersten mit Norbert Masur, einem Vertreter des Weltjudenrats, in Tempelhof gelandet. Storch hatte sich entschieden, doch nicht selbst zu reisen*. Ein Wagen der Gestapo brachte Masur und Kersten zu dem nur wenige Kilometer entfernten Gut Harzwaide, das Kersten gehörte. Aber das war noch nicht alles: Auch Graf Bemadotte wollte in Kürze nach Berlin kommen und mit dem Reichsführer sprechen.

Himmler war vollständig entnervt und suchte fieberhaft nach Ausflüchten. Er könne unmöglich zwei Leute auf einmal empfangen. Ob nicht beide Besprechungen verschoben werden könnten? Schliesslich bat er in seiner Verzweiflung Schellenberg, nach Gut Harzwaide zu fahren und «ein vorbereitendes Gespräch» mit Masur zu führen. Schellenberg war einverstanden. Und da es gerade kurz nach Mitternacht war, tranken sie mit Sekt auf den Geburtstag des Führers.

Aber Schellenberg machte sich Sorgen wegen Himmlers schwankender Haltung. Deshalb weckte er Kersten, um ihm mitzuteilen, was geschehen war. Stundenlang berieten sie darüber, wie sie «Himmler herumbekommen» könnten. Kurz vor 4.00 Uhr morgens gingen sie zu Bett; es gab keine andere Möglichkeit, als Himmler erneut unter Druck zu setzen.

Ein paar Stunden später wurde Schellenberg durch den Motorenlärm alliierter Flugzeuge und die Detonation einer Bombe geweckt. Beim Frühstück machte Kersten ihn mit Masur bekannt. Heute sei Hitlers Geburtstag, sagte Schellenberg, und Himmler könne erst am späten Abend mit Masur sprechen. Im stillen betete er, er möge recht behalten. Später rief Bemadotte aus der schwedischen Vertretung an, um mitzuteilen, er bleibe nur 24 Stunden in Berlin. Kühn versprach Schellenberg, dass Himmler dem Grafen am Abend im Sanatorium zur Verfügung stehen werde.

Den Nachmittag verbrachte Masur damit, auf Kerstens Besitz spazierenzugehen. Er sprach mit den Menschen, die dort arbeiteten. Sie gehörten einer religiösen

* «Verschiedene Umstände haben mich am Verlassen Schwedens gehindert», schrieb Storch später. «Erstens erhielt ich in allerletzter Minute nicht meinen schwedischen Pass, aber das war nicht der Hauptgrund. Zweitens hatte Kleist erfahren, dass ich abfliegen wollte, und aus diesem Grunde wollte ich Stockholm nicht verlassen. Drittens hatten wir unser Ziel, die Übergabe der Konzentrationslager und den Abtransport von 10'000 Juden nach Schweden, in Wirklichkeit bereits erreicht. Es ging uns darum, Kaltenbrunner von Gegenmassnahmen wie in Buchenwald abzuhalten... Da ich nicht fliegen konnte, bestimmte ich in letzter Minute Masur. Ich wählte ihn, weil er einen Bart trug und älter als die übrigen wirkte. Aber unglücklicherweise kannte Masur unsere Verhandlungen nicht, und angesichts der kurzen Zeit (zwei Stunden) konnte ich ihn darüber nicht informieren.»

Sekte, ähnlich der der Zeugen Jehovas, an; man hatte sie eingesperrt, da sie sich geweigert hatten, den Arm zu heben oder «Heil Hitler» zu sagen (für sie kam das Heil allein von Gott). Sie berichteten Masur über die dunklen Jahre in Buchenwald. Besser geworden sei es erst im November 1938, als Massen von Juden ins Lager kamen; der Sadismus der Wachen habe sich dann an den Juden austoben können. Während Kersten, Schellenberg, Schwerin-Krosigk und andere Himmler zuredeten, Verhandlungen mit dem Westen aufzunehmen, rieten Kaltenbrunner und SS-Gruppenführer Heinrich Müller, der Chef der Gestapo, zu äusserster Vorsicht. Besonders missbilligten sie den gefährlichen Kontakt des Reichsführers mit den Juden.

ss-Obersturmbannführer Otto Adolf Eichmann, bei der Gestapo für Judenfragen zuständig, war noch unverhüllter als sein Chef gegen solche Kontakte. In vorwurfsvollem Ton erklärte er einem Vertreter des Roten Kreuzes, dass die Juden im Lager Theresienstadt besser ernährt und ärztlich besser betreut würden als viele Deutsche – und das alles dank Himmlers Befehl, die Juden «human» zu behandeln. «Ich persönlich bin mit derartigen Methoden nicht ganz einverstanden», fügte Eichmann selbstbewusst hinzu; so etwas sei illoyal dem Führer gegenüber.

Kurz darauf erschien Eichmann ungehalten in Müllers Büro. Wie viele andere ss-Führer hatte auch er eben eine Bescheinigung erhalten, die besagte, dass er in den letzten Jahren für eine zivile Firma tätig gewesen sei.

«Na, Eichmann, was ist mit Ihnen?» fragte der Gestapo-Chef.

«Gruppenführer, ich brauche diese Papiere nicht.» Wichtiguerisch klopfte Eichmann auf seine Pistole. «Das hier ist meine Bescheinigung. Wenn es keine andere Möglichkeit mehr gibt, ist dies mein letzter Ausweg. Mehr brauche ich nicht.»

Dann verabschiedete sich Eichmann von Himmler, der optimistisch war. «Wir werden einen Vertrag bekommen», sagte der Reichsführer und schlug sich auf die Schenkel. «Wir werden zwar einige Federn lassen müssen, aber der Vertrag wird gut sein.» Er gab zu, einen schweren Fehler gemacht zu haben. «Wenn ich es noch einmal tun müsste, würde ich die Konzentrationslager nach britischem Vorbild aufbauen.»

Nachdem er die Pflichtbesuche absolviert hatte, ging Eichmann in sein eigenes Büro am Kurfürstendamm, um sich von seinen Mitarbeitern zu verabschieden. «Wenn es sein muss», erklärte er, wie man sich erzählt, bei dieser Gelegenheit, «werde ich freudig in die Grube springen in dem Bewusstsein, dass fünf Millionen Feinde des Reichs [Juden] wie Vieh eingegangen sind.»

Immer wieder versicherte Hitler den Gratulanten an diesem 20. April, er sei überzeugt, dass die Russen vor Berlin ihre grösste Niederlage erleiden würden. Am Nachmittag empfing er in Anwesenheit von Göring und Goebbels Arthur Axmann und eine Gruppe Hitlerjungen im Garten der Reichskanzlei, um sie für Tapferkeit vor dem Feind auszuzeichnen.

Danach stieg er wieder in den Bunker hinunter und empfing Grossadmiral Karl Dönitz. Dann begrüsst er Keitel. «Ich werde Sie nie vergessen», sagte er zum Chef des OKW und schüttelte ihm herzlich die Hand. «Ich werde Ihnen nie vergessen,

dass Sie mich damals beim Attentat aus Rastenburg wegbrachten – Sie trafen die richtigen Entscheidungen und taten das Richtige.»

Keitel brachte es nicht über sich, dem Führer zu gratulieren. Er murmelte irgend etwas über Hitlers wunderbare Errettung am 20. Juli, dann platzte er heraus, dass Friedensverhandlungen aufgenommen werden müssten, ehe Berlin selbst zum Schlachtfeld würde.

«Keitel», unterbrach ihn Hitler, «ich weiss genau, was ich will. Ich werde in oder vor Berlin sterben.»

Keitel war überzeugt, dass das nicht ernst gemeint war, aber ehe er etwas dazu sagen konnte, beendete Hitler das Gespräch, indem er ihm die Hand reichte.

«Ich danke Ihnen. Lassen Sie bitte Jodl kommen. Wir können später noch über alles sprechen.»

Hitler sprach mit Jodl; dann ging er langsam an der Front der Prominenten – Bormann, Ribbentrop und Speer waren darunter – entlang. Jedem gab er die Hand, an jeden richtete er ein paar Worte. Die meisten meinten, der Führer solle sich nach Berchtesgaden absetzen, solange es noch möglich sei, aber er wollte davon nichts wissen. Von nun an, sagte er, werde das Reich in zwei getrennte Befehlsbereiche aufgeteilt sein. Dönitz übernehme den nördlichen Teil. Es wäre logisch gewesen, Kesselring den südlichen Teil zu geben, aber Hitler wollte Göring, vielleicht aus Gründen der politischen Zweckmässigkeit. Er sagte, er werde der Vorsehung die Entscheidung überlassen. Die für den Süden bestimmten Stäbe sollten sich sofort nach Berchtesgaden in Marsch setzen. Göring fragte, ob er selbst nach Bayern fahren oder seinen Chef des Stabes, Koller, schicken solle.

«Sie gehen», sagte der Führer. Koller solle im Norden bleiben.

Der Abschied der beiden Männer, die sich einmal so nahegestanden hatten, war höflich, aber kühl. Göring brach nach Karinhall auf; dort stand Robert Kropp, sein Diener, mit vierzehn Lastwagen, beladen mit Kleidung und Kunstgegenständen, bereit. Aber erst am frühen Morgen des nächsten Tages fuhr die Kolonne aus Karinhall ab. Göring hinterliess Weisung, das Haus zu sprengen; die Russen sollten sich nicht an den Schätzen erfreuen, die er zurücklassen musste. (Dazu gehörte unter anderem eine riesige Modellbahnanlage). Auf der Fahrt nach Berchtesgaden machte der Reichsmarschall Station am Sitz der Familie bei Nürnberg; er wollte sich noch einmal die im Keller verwahrten Gemälde ansehen.

5 Himmler verliess die Gesellschaft im Bunker und fuhr durch die Dunkelheit hinaus zu seinem Hauptquartier. Dort teilte ihm Schellenberg mit, dass Masur bei Kersten und Bernadotte bei Dr. Gebhardt warten; beide wünschten den Reichsführer zu sprechen. Schellenbergs Überredungskunst gelang es, Himmler dazu zu bringen, dass er schliesslich in einen Wagen stieg. Auf der Fahrt zu Kerstens Gut beschwor Schellenberg Himmler, sich nicht allzusehr mit der Vergangenheit oder astrologischen und philosophischen Theorien aufzuhalten. «Sagen Sie ihm nur genau, was jetzt geschehen soll.»

Als der Wagen morgens um 2.30 Uhr am Gut Harzwaide vorfuhr, kam Kersten in den strömenden Regen hinaus. Er zog Himmler beiseite und riet ihm, sich dem

Vertreter des Weltjudenrats gegenüber grosszügig und liebenswürdig zu zeigen. Die Welt, sagte Kersten, solle sehen, dass im Reich jetzt humanitäre Massnahmen ergriffen würden.

Himmler schien dazu bereit. «Ich möchte das Kriegsbeil zwischen uns und den Juden begraben», sagte er. Diese Worte waren nicht gerade glücklich gewählt. «Hätte ich tun können, was ich wollte, wäre vieles anders geworden.» Er begrüßte Masur mit einem überschwenglichen «Guten Tag» statt dem üblichen «Heil Hitler» und versicherte, wie glücklich er über dieses Gespräch sei. Kersten liess Tee und Kaffee kommen. Masur beobachtete den Reichsführer unauffällig. Himmler trug eine elegant geschnittene Uniform mit sämtlichen Abzeichen und Orden, wirkte gepflegt und war, trotz der späten Stunde, recht lebendig. Masur fand, dass der Reichsführer in Wirklichkeit besser aussah als auf Bildern. Vielleicht sprachen der unstete Blick, die kleinen stechenden Augen für Sadismus und Grausamkeit; dennoch konnte Masur es kaum glauben, dass dieser Mann für den gewaltigsten Massenmord der Geschichte verantwortlich war.

Himmler erging sich zunächst in allgemeinen Wendungen. «Die Juden in unserer Mitte waren ein fremdes Element, das immer Spannungen verursachte. Mehrmals sind sie aus Deutschland vertrieben worden, aber immer zurückgekehrt. Nachdem wir an die Macht gekommen waren, wollten wir dieses Problem ein für allemal lösen, und ich plante eine humane Regelung durch Auswanderung. Ich verhandelte mit amerikanischen Organisationen, die eine schnelle Auswanderung arrangieren sollten, aber nicht einmal die Länder, die den Juden gegenüber angeblich freundlich gesonnen sind, wollten sie hereinlassen.»

Masur, ein schlanker und hochgewachsener Schwede von 44 Jahren, erinnerte Himmler kühl daran, dass es dem internationalen Recht widerspreche, Menschen aus einem Land zu vertreiben, in dem ihre Vorfahren seit Generationen gelebt hatten.

«Durch den Krieg», fuhr Himmler fort, als habe Masur gar nichts gesagt, «bekamen wir Kontakt mit den Massen des ostjüdischen Proletariats, und dadurch entstanden neue Probleme. Einen derartigen Feind im Rücken zu haben, konnten wir uns nicht erlauben. Bei den jüdischen Massen gab es grosse Epidemien, besonders Typhus. Ich habe selbst Tausende meiner besten SS-Männer durch diese Epidemien verloren. Und ausserdem halfen die Juden den Partisanen.»

Masur fragte, wie die Juden den Partisanen hätten helfen können, nachdem sie doch in Gettos eingesperrt waren.

«Die Juden haben Informationen an die Partisanen weitergegeben», erwiderte Himmler. «Ausserdem haben sie unsere Truppen von den Gettos aus beschossen.» Das also war, dachte Masur, Himmlers Version vom heroischen Kampf der Juden im Warschauer Getto!

«Um die Epidemien einzudämmen», erklärte Himmler, «mussten wir Krematorien bauen – um die Leichen der vielen Menschen zu verbrennen, die an den Krankheiten gestorben waren. Und jetzt will man uns dafür zur Verantwortung ziehen.»

«Der Krieg im Osten war unglaublich schwer», fuhr der Reichsführer fort. «Wir wollten keinen Krieg mit Russland. Aber plötzlich entdeckten wir, dass Russland

20'000 Panzer besass, und da mussten wir handeln. Es ging darum, zu siegen oder unterworfen zu werden ... Der deutsche Soldat konnte nur überleben, wenn er keine Gnade zeigte. Wurde aus einem Dorf geschossen, musste das ganze Dorf niedergebrannt werden. Die Russen sind kein gewöhnlicher Gegner; wir können ihre Mentalität nicht begreifen. Selbst in verzweifeltster Lage wollten sie sich nicht ergeben. Wenn die Juden unter diesem barbarischen Kampf gelitten haben, sollte man nicht vergessen, dass auch das deutsche Volk nicht verschont geblieben ist.»

Himmler beklagte sich, dass die Zeitungen über die Konzentrationslager falsch berichteten. «In Verruf gebracht hat diese Lager ihr falscher Name. Man hätte sie «Besserungsanstalten* nennen sollen. In diesen Lagern befanden sich nicht nur Juden und politische Gefangene, sondern auch kriminelle Elemente, die nicht entlassen wurden, wenn sie ihre Strafe verbüsst hatten. Das war auch der Grund dafür, dass Deutschland 1941 – also in einem Kriegsjahr – seit Jahrzehnten die kleinste Verbrechensrate hatte. Die Gefangenen mussten schwer arbeiten, aber das tat das ganze deutsche Volk. Die Behandlung in den Lagern war streng, aber gerecht.»

Masur konnte sich nicht mehr beherrschen. Wie man leugnen könne, dass in den Lagern Verbrechen begangen worden seien?

«Ich räume ein, dass so etwas gelegentlich vorkam; aber ich habe die Verantwortlichen sofort bestraft.» Habe er nicht den SS-Standartenführer Karl Koch, den Kommandanten von Buchenwald, hinrichten lassen, weil er die Gefangenen so schlecht behandelte?

«Vieles ist passiert, was nicht ungeschehen gemacht werden kann», sagte Masur. Er versuchte, Himmler aus der Defensive zu bringen. «Aber wenn wir zwischen unseren Völkern eine Brücke für die Zukunft bauen wollen, dann müssen alle Juden in den von Deutschland heute beherrschten Gebieten am Leben bleiben.» Masur verlangte vor allem, Juden nach Schweden und in die Schweiz zu bringen, und Kersten unterstützte ihn. Himmler erläuterte daraufhin, wie viele Juden in den verschiedenen Lagern lebten, aber Masur hielt diese Zahlen für stark übertrieben. In Ungarn, behauptete Himmler, seien 450'000 Juden am Leben geblieben. «Aber wie hat man mir das gedankt?» fragte er vorwurfsvoll. «In Budapest haben die Juden auf unsere Truppen geschossen.» Masur warf ein, dass 400'000 Juden in Ungarn deportiert worden oder verschwunden sein müssten, wenn nur noch 450'000 übrig wären. Himmler ging auf diese Bemerkung nicht ein; Masur hatte den Eindruck, dass Himmler es mit La Fontaine hielt: «*Cet animal est tres mechant, quand on l'attaque, il se defend.*» (Dieses Tier ist sehr böse; wenn es angegriffen wird, setzt es sich zur Wehr.)

Himmler fuhr fort: «Es ist immer meine Absicht gewesen, die Lager ohne Widerstand zu übergeben, wie ich es versprochen habe. Ich habe sogar Bergen-Belsen und Buchenwald übergeben, aber hören Sie zu, was der Dank war: In Bergen-Belsen wurde ein Angehöriger der Lagerwache gefesselt und neben einigen toten Gefangenen fotografiert. Und solche Aufnahmen werden jetzt in der ganzen Welt verbreitet. Ich habe Buchenwald aufgegeben, aber die anrückenden amerikanischen Panzer fingen an zu schießen. Das Krankenrevier geriet in Brand, und dann wur-

den die Leichen fotografiert. Diese Aufnahmen werden jetzt für Greuelpropaganda benutzt. Und vergangenes Jahr, als ich 2'700 Juden in die Schweiz bringen liess, wurde das in der Presse gegen mich verwendet; man behauptete, ich hätte diese Leute nur freigelassen, um mir ein Alibi zu verschaffen. Ich brauche kein Alibi. Ich habe immer nur das getan, was meiner Ansicht nach den Wünschen meines Volkes entsprach, und dafür übernehme ich die volle Verantwortung. Fest steht jedenfalls, dass ich dadurch kein reicher Mann geworden bin.»

Er wettete weiter gegen die Presse. «In den letzten zwölf Jahren ist niemand so mit Dreck beworfen worden wie ich, aber es hat mich nicht gestört. Selbst in Deutschland kann jeder über mich schreiben, was er will. Aber die Meldungen und Berichte über die Konzentrationslager sind gegen uns verwendet worden, und das ist für mich wirklich kaum ein Anlass, auch in Zukunft die Lager zu übergeben.»

Masur versuchte, sich diesem Strom des Selbstmitleids entgegenzustemmen. Er verwies darauf, dass die Juden für die Zeitungsberichte nicht verantwortlich seien. Dann erklärte er, dass nicht nur die Juden selbst, sondern auch andere Länder an der Befreiung der überlebenden Juden interessiert seien und dass eine solche Massnahme einen guten Eindruck auf die Alliierten machen würde. Masur, selbst Jude, war schon der Gedanke verhasst, diesen Mann, der für die an Tausenden begangenen Grausamkeiten verantwortlich war, um etwas bitten zu müssen. Eine seiner Schwestern und andere Familienmitglieder waren in Konzentrationslagern umgekommen; trotzdem durfte er sich nicht durch seine persönlichen Empfindungen beeinflussen lassen, wenn es darum ging, Tausende zu retten. Besonders interessierte Masur das Schicksal der weiblichen Häftlinge im nur 30 Kilometer entfernten Ravensbrück. Er wollte wissen, was man dort vorhabe. Als Himmler zögerte, schlug Kersten vor, dass er und Himmler eine Liste aller Frauen des Lagers durchgehen würden. Schellenberg wusste, dass Himmler das in Masurs Gegenwart niemals tun würde; daher führte er den Schweden in ein anderes Zimmer, um mit ihm andere Punkte zu besprechen, die Masur interessierten. Während Kersten und Himmler die lange Liste durchsahen, verlangte Kersten, dass die im März getroffene Vereinbarung eingehalten werden müsse. Plötzlich fragte Himmler, ob Kersten nicht in Eisenhowers Hauptquartier fliegen und sich mit dem General über die sofortige Einstellung der Feindseligkeiten unterhalten wolle.

«Versuchen Sie alles, um Eisenhower zu überzeugen, dass die Sowjetunion der wahre Feind der Menschheit ist und dass nur wir Deutsche gegen sie kämpfen können», sagte der Reichsführer, ohne Kerstens Antwort abzuwarten. «Den westlichen Alliierten will ich den Sieg zugestehen. Sie brauchen mir nur Zeit zu lassen, um die Russen zurückzuschlagen. Wenn man mir die Ausrüstung gibt, kann ich es immer noch schaffen.»

Als Masur zurückkam, sagte Himmler, er werde sofort 1'000 jüdische Frauen aus Ravensbrück entlassen, unter der Voraussetzung allerdings, dass ihr Eintreffen in Schweden geheimgehalten werde. Er schlug vor, die Frauen als «Polinnen» und nicht als «Jüdinnen» zu bezeichnen. Eine solche Vorsichtsmassnahme schien Masur für Himmler typisch; er wollte noch immer durch Juden keinen Ärger bekommen.

Um 4.30 Uhr fing Schellenberg an, sich wegen Bernadotte Gedanken zu machen; der Graf wartete bereits die ganze Nacht im Sanatorium von Dr. Gebhardt und würde sicherlich langsam ungeduldig werden. Um 5.00 Uhr verabschiedete sich Himmler von Masur und ging mit Kersten nach draussen.

«Ach, Herr Kersten», sagte er mit einem tiefen Seufzer. «Wir haben schwere Fehler gemacht. Wir wollten für Deutschland Grösse und Sicherheit, und jetzt lassen wir einen Trümmerhaufen, eine zertrümmerte Welt zurück. Aber es gilt immer noch, dass Europa wieder auferstehen muss, weil sonst alles verloren ist. Ich habe immer das Beste gewollt, aber ich habe sehr oft gegen meine wahre Überzeugung handeln müssen. Glauben Sie mir, Kersten, dass mir das sehr gegen den Strich gegangen ist und für mich sehr bitter war. Aber der Führer bestimmte, dass es so gemacht werden sollte, und Goebbels und Bormann hatten schlechten Einfluss auf ihn. Als gehorsamer Soldat musste ich gehorchen, denn ohne Gehorsam und Disziplin kann kein Staat bestehen. Ich allein muss jetzt entscheiden, wie lange ich noch zu leben habe, denn mein Leben ist jetzt bedeutungslos geworden. Aber wie wird die Geschichte mich beurteilen? Kleine Geister, die nur auf Rache sinnen, werden der Nachwelt falsch und verzerrt über das Grosse und Gute berichten, das ich, der ich weiter voraussah, für Deutschland getan habe. Die Schuld für viele Dinge, die andere getan haben, wird man mir aufbürden. Die besten Elemente des deutschen Volkes gehen mit den Nationalsozialisten unter; das ist die wahre Tragödie. Diejenigen, die übrigbleiben, diejenigen, die Deutschland dann regieren werden, sind für uns uninteressant. Die Alliierten können mit Deutschland machen, was sie wollen.»

Zögernd stieg Himmler in seinen Wagen und streckte Kersten die Hand hin, als wäre es das letztemal. «Kersten, ich danke Ihnen aus tiefstem Herzen für die Jahre, in denen Sie mir die Wohltat Ihres medizinischen Könnens geschenkt haben.» Tränen standen in seinen Augen. «Meine letzten Gedanken gelten meiner armen Familie. Leben Sie wohl!»

Die Sonne ging gerade auf, als Himmler und Schellenberg im Sanatorium eintrafen. Bernadotte fand, dass Himmler erschöpft und müde und dennoch hektisch wirkte. Der Reichsführer schien die Gedanken des Grafen erraten zu haben: er sagte, er habe die letzten Nächte kaum geschlafen. Man setzte sich an den Frühstückstisch. Himmlers Erschöpfung schien allerdings seinem Appetit keinen Abbruch zu tun. Zwischendurch klopfte er sich immer wieder nervös mit den Nägeln gegen die Schneidezähne.

Himmler widersetzte sich Bernadottes bescheidenem Verlangen, die skandinavischen Gefangenen von Dänemark nach Schweden weiterzuleiten; dann bot er spontan an, das schwedische Rote Kreuz solle sämtliche Frauen aus Ravensbrück übernehmen, obgleich er selbst die Zahl wenige Stunden zuvor auf 1'000 begrenzt hatte. Schliesslich zog er sich in sein Schlafzimmer zurück.

Kurz nach Mittag liess Himmler Schellenberg kommen. Der Reichsführer lag noch im Bett; er sagte, er fühle sich nicht gut.

«Mehr kann ich für Sie nicht mehr tun», sagte Schellenberg verbittert. Wochen hatte er damit verbracht, diese heimlichen Begegnungen zustande zu bringen, und ihr Ergebnis war so jämmerlich.

Als sich später der Wagen im Schrittempo durch die verstopften Strassen auf Himmlers Gefechtstand zu bewegte, sagte der Reichsführer: «Schellenberg, ich fürchte mich vor dem, was kommt.»

«Das sollte Ihnen den Mut geben, irgend etwas zu tun.»

Himmler schwieg.

Nach dem Abendbrot fing Schellenberg an, Kaltenbrunner zu kritisieren, weil dieser stur darauf bestand, die Konzentrationslager um jeden Preis zu räumen. Schellenberg fand, das sei ein Verbrechen.

«Schellenberg, nun fangen Sie nicht auch noch an», sagte Himmler wie ein ausgescholtenes Kind. «Hitler hat tagelang getobt, weil Buchenwald und Bergen-Belsen nicht restlos geräumt waren.»

Von allen Konzentrationslagern interessierten das Internationale Komitee vom Roten Kreuz im Augenblick am meisten die beiden, die direkt in der Stossrichtung Schukows auf Berlin lagen: Sachsenhausen und Ravensbrück. Der Delegierte des Roten Kreuzes, Dr. Pfister, erreichte Sachsenhausen – am Rand von Oranienburg, 30 Kilometer nördlich des Führerbunkers – erst am 21. April 3.00 Uhr morgens. Ein Teil der Häftlinge stand bereits im Regen zum Abmarsch bereit; 15 Kilometer weiter östlich dröhnten drohend die Geschütze Schukows. Pfister verlangte, dass ss-Standartenführer Keindl, der Lagerkommandant, Sachsenhausen sofort dem Roten Kreuz übergebe. Aber Keindl weigerte sich; er habe von Himmler ausdrücklich Befehl bekommen, bei Annäherung der Russen das gesamte Lager – mit Ausnahme des Krankenreviers – zu räumen. (Zur selben Zeit versicherte jedoch Himmler auf Gut Harzwaide dem Schweden Masur, dass alle Transporte eingestellt seien.)

Fast 40'000 Häftlinge – halb verhungert, krank und schlecht gekleidet – marschierten in zwei grossen Marschkolonnen durch den peitschenden Regen nach Nordwesten, und wer das Tempo nicht mithalten konnte, wurde erschossen und blieb im Strassengraben liegen. Dr. Pfister folgte dem traurigen Zug. Auf den ersten sechs Kilometern zählte er zwanzig Tote, alle mit Kopfschuss.

«Was soll man mit einem Volk anfangen, dessen Männer nicht einmal dann mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden!» rief Goebbels. In seiner Rede zu Hitlers Geburtstag hatte er den Sieg vorausgesagt, der auf geheimnisvolle Weise aus der scheinbaren Niederlage wachsen würde. Jetzt hatte er den nächsten Schritt getan und seinen Mitarbeitern gegenüber zugegeben, dass der Krieg unwiderruflich verloren war: nicht durch Hitler, sondern weil das Volk den Führer im Stich gelassen habe. «Die Pläne des Nationalsozialismus, seine Ideen waren zu hoch, zu edel für ein solches Volk ... Es verdient das Schicksal, das es jetzt erwartet.»

Ironisch sah er seine Mitarbeiter an. «Und Sie – warum haben Sie mit mir zusammengearbeitet? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten!» Er ging zur Tür, wandte sich aber noch einmal um. «Wenn wir abtreten, dann wird der Erdkreis erzittern!»

Auch vor einer Gruppe leitender Beamter gab er die Niederlage zu; aber seine

Zuhörer sollten zu persönlichen Opfern bereit sein. «Meine Familie ist zu Hause», sagte er mit Tränen in den Augen. «Wir bleiben hier. Und von Ihnen, meine Herren, verlange ich, dass auch Sie auf Ihren Posten bleiben. Wenn es sein muss, werden wir hier zu sterben wissen.»

Den ganzen Tag war Goebbels zwischen Verzweiflung und Wut hin und her gerissen. Nachdem zwei Sekretärinnen das Weite gesucht hatten, beklagte er sich bei seinem Pressereferenten: «Jetzt frage ich Sie: Wie kann so etwas überhaupt passieren? Wie soll man da noch die Bürostunden einhalten?»

An der Ostfront verbreitete sich die Kunde, die Führung in Berlin habe die Hoffnung aufgegeben. Das OKW werde nach Berchtesgaden verlegt. Heinrici war geradezu erleichtert. Wahrscheinlich würde Hitler ebenfalls nach Süden gehen; dann war ein geordneter Rückzug vielleicht doch noch möglich.

An einem halben Dutzend Stellen hatten die Russen die Front der Heeresgruppe Weichsel durchbrochen. Das war der Angriff, auf den die Rote Armee seit den dunklen Tagen von Moskau gewartet hatte. In den vorangegangenen sechs Nächten hatten sich Schukow und sein Stab nur mit Kognak wachgehalten. Die tiefsten Einbrüche hatte Schukow bei Seelow und, etwa 30 Kilometer nördlich, bei Wriezen erzielt. Bei Seelow waren seine Truppen weiter nach Westen, auf Berlin zu, vorgestossen; nur noch 30 Kilometer waren sie von ihrem Ziel, der Reichskanzlei, entfernt. Bei Wriezen waren die Russen sogar doppelt so weit vorangekommen; ihre Spitzen standen bereits nördlich von Berlin. Sie näherten sich dem Konzentrationslager Sachsenhausen. Schukows Ziel war es, Berlin zu umgehen und von rückwärts, von Südwesten her, anzugreifen. Dort sollten Schukows Verbände auf die Konjews stossen; damit würde Berlin völlig eingeschlossen sein.

Heinrici erklärte Krebs, dass er Berlin ausserhalb der Stadt verteidigen wolle. General Reymann erhielt Befehl, sich den bei Seelow durchgebrochenen Sowjettruppen entgegenzustemmen. Mit Taxis, U- und S-Bahn beförderte Reymann seine 90 Volkssturmbataillone an die Front – fast so, wie es die Franzosen während der Marneschlacht gemacht hatten. Kurz vor Mittag am 21. April rief Heinrici bei Reymann an und erkundigte sich, wie viele Bataillone ihre neuen Stellungen bezogen hätten.

«Dreizehn», erwiderte Reymann. «Aber die meisten Leute haben keine Waffen. Und diejenigen, die Waffen haben, haben nur fünf Streifen Munition. Und viele sind nicht einmal richtig angezogen.»

Gegen Mittag hatten sich die Russen, die bei Seelow durchgebrochen waren, Berlin so weit genähert, dass ihre schwere Artillerie schon das Stadtgebiet unter Feuer nehmen konnte: Die Detonationen waren – während Krebs und Jodl über Heinricis Lage berichteten – sogar im Führerbunker zu hören. Busse und Manteuffel hielten einigermassen, aber bei Wriezen habe Schukow einen Keil zwischen die beiden deutschen Armeen treiben können, und die Spitze dieses Keils befände sich bereits in der Nähe von Oranienburg. Manteuffels Armee sei von der Einschliessung bedroht. Deshalb habe Heinrici seine schwachen Reserven – den Kern eines neu aufgestellten Panzerkorps unter SS-General Felix Steiner – 40 Kilometer nördlich von Berlin zusammengezogen.

Als Hitler den Namen Steiner hörte, richtete er sich plötzlich kerzengerade in seinem Sessel auf. Steiner – das war ein Mann vom Schlage Skorzenys und Rudels; sein Verzweiflungsangriff aus Pommern heraus hatte im Februar Schukow schwer zu schaffen gemacht. Hitler beugte sich über die Karte und dachte nach; dann blickte er auf. Seine Augen leuchteten. «Gegenangriff!» sagte er aufgeregt. Steiner müsse nach Südosten vorstossen und Schukows Angriffsspitzen abschneiden ; so werde mit einem einzigen kühnen Streich Berlin gerettet und gleichzeitig die Einkesselung Manteuffels verhindert.

«Jeder Kommandeur, der Männer zurückhält, ist fünf Stunden später ein toter Mann!» sagte Hitler.

Niemand erhob Einwände, und der Befehl ging an Heinrici hinaus. Der gab ihn widerstrebend an den Mann weiter, der ihn ausführen sollte.

Von allen grotesken Befehlen, die Steiner in den vergangenen Monaten erhalten hatte, war dies der phantastischste. Sein Panzerkorps existierte nur auf dem Papier. Alles in allem verfügte er über ganze 10'000 Mann, die gerade ausgeschifft worden waren. Mit diesen ausgepumpten Männern und einer Handvoll Panzer sollte er einen mindestens 100'000 Mann starken Panzerverband durchstossen!

Am späten Nachmittag wurde Heinrici gemeldet, dass Konjew bedrohliche Geländegewinne in Richtung Berlin erzielt habe. Um 18.45 Uhr rief er Krebs an; Busses 9. Armee müsse im Lauf der Nacht zurückgezogen werden, wenn sie nicht abgeschnitten werden solle. «Das bin ich meinem Gewissen und meinen Truppen schuldig», fügte Heinrici hinzu, als man in Berlin nicht antwortete.

«Die Verantwortung für seine Befehle trägt der Führer», sagte Krebs kühl.

«Darum geht es nicht. Die Verantwortung für meine Truppen trage ich.»

Später am Abend meldete sich Krebs wieder; er teilte Heinrici erregt mit, dass Schörner Konjews Vorstoss auf Berlin gestoppt habe. «Der Feind ist abgeschnitten», sagte er. «Der Führer lässt Sie nachdrücklich darauf aufmerksam machen, dass sein Befehl, die 9. Armee in ihren Stellungen zu belassen, immer noch gültig ist. Er glaubt, dass Schörner zu einem neuen Angriff antreten kann, wenn die 9. Armee ihre Stellungen hält.»

«Wann wird Schörner seinen Angriff fortsetzen?»

«In zwei oder drei Tagen.»

Heinrici war überzeugt, dass Busse bis dahin abgeschnitten sein werde. «Das ist zu spät», sagte er knapp und legte den Hörer auf.

Er hatte recht. Konjews Vorstoss war durch Schörners Gegenstoss nur vorübergehend behindert worden. Jetzt ging es schon wieder weiter, Richtung Berlin.

24 «Der Führer ist zusammengebrochen!»

1 Stalin hatte Harriman versichert, dass der sowjetische Hauptstoss auf Dresden ziele. Was seine wahre Absicht war, leuchtete am 22. April selbst dem Einfältigsten ein. Es stimmte zwar, dass ein Angriffskeil Konjew auf Dresden vorrückte; aber ein wesentlich stärkerer war bereits im Nordwesten, zwischen Schörner und Heinrici, durchgestossen. Bei Anbruch der Dämmerung hatten diese Verbände Luckenwalde, 55 Kilometer südlich der Reichskanzlei, erreicht. Um 6.00 Uhr rollte ein russischer Panzerspähwagen über die Hauptlagerstrasse des nahegelegenen STALAG III A. 17'000 alliierte Gefangene stürmten unter lautem Geschrei aus ihren Unterkünften. Das winzige Fahrzeug hielt, der Fahrer kroch durch die Luke. Russische Gefangene packten ihn und schleuderten ihn begeistert immer wieder in die Luft.

Vier Stunden später tauchte eine kleine gepanzerte Kampfgruppe der Sowjets am Lagertor auf. Auf dem ersten Panzer sass, Akkordeon spielend und lauthals singend, ein riesiger Infanterist. Auf einem Schützenpanzer klimperte jemand auf einer Balalaika, als sei das das Selbstverständlichste in der Welt, mit solcher Musikbegleitung ins Gefecht zu ziehen. Die Russen sprangen von den Fahrzeugen, schüttelten Hunderte von Händen und verteilten Wein, Wodka und Bier. Es folgten endlose Trinksprüche auf die Grossen Drei, auf Eisenhower, Konjew, die «Fliegenden Festungen», die russischen «Stormowik»-Flugzeuge und die amerikanischen Studebaker-Lastwagen.

Als die Kolonne wieder losrollte, steuerte ein Panzer auf den Stacheldrahtzaun zu und walzte ihn in seiner ganzen Länge nieder. «Jetzt seid ihr frei!» schrie der Kommandant – auf deutsch.

Weiter südlich stiess Konjew unerwartet auf erbitterten Widerstand. Hier hatte Hitler die stärkste Verteidigung aufgebaut – in der irrigen Ansicht, dass Dresden das Hauptziel Stalins sei. An einigen Punkten konnten die Russen dem Gegenangriff Schörners kaum standhalten. Ein Abschnitt von etwa eineinhalb Kilometer Breite wurde von einem seltsamen Haufen gehalten: achtzehn Reserveoffiziere, zu denen auch Michael Koriakow gehörte – der russische Luftwaffenkriegsbericht, der wegen Teilnahme an einem Gottesdienst zur Infanterie strafversetzt worden war. Hauptmann Koriakow fungierte als Melder.

Es dämmerte. Koriakow lehnte sein Gewehr gegen das Haus, in dem der Zugführer seinen Gefechtsstand eingerichtet hatte, und holte eine Emaille-Ikone hervor. Er begann zu beten. Hinter ihm knieten eine dicke deutsche Frau und ihre drei ebenso stämmigen Töchter; Koriakow hatte sie vor einem ukrainischen Leutnant gerettet, der sie vergewaltigen wollte.

Dann begann Koriakow, Proviant an die Männer auszugeben, die zwischen den grünen Trieben des Winterweizens in den Schützenlöchern hockten. Etliche hundert Meter vor ihnen lag ein Wald, durch den eine Strasse führte. Alles war still und friedlich. Plötzlich tauchten Gestalten auf der Strasse auf.

«Melder!» rief der Zugführer. «Stellen Sie fest, was das für Leute sind.»

Koriakow zog los; er sah eine lange Kolonne von Flüchtlingen zu Fuss, auf Fahr-

rädern oder Pferdewagen; manche schoben mit Gepäck beladene Kinderwagen vor sich her. Um Koriakows Füsse spritzte die Erde hoch, und er hörte aus dem Wald das schnelle, trockene Rattern deutscher Sturmgewehre. Pferde gingen durch, Wagen stürzten um, Kinder fielen auf die Strasse. Granaten detonierten. Koriakow presste sich an den Boden, von zwei Seiten beschossen. Sobald er wegzukriechen versuchte, nagelte eine Salve aus dem Wald ihn wieder fest. Flach auf dem Bauche liegend, betete er laut: «Wir haben keine andere Hilfe, keine andere Hoffnung als Dich, Himmlische Mutter ...»

Eine kräftige Hand packte ihn am Kragen und riss ihn hoch. Ein deutscher Soldat starrte, mit erhobenem Gewehrkolben, auf ihn hinunter. «Pole?» brüllte er. Koriakow versuchte zu erklären, dass er russischer Hauptmann sei. Der Deutsche liess sein Gewehr sinken und führte ihn zu einem anderen Soldaten, einem Jungen von etwa 14 Jahren. Man brachte Koriakow zu einem Gefechtsstand und fragte ihn, ob er deutsche Frauen belästigt habe.

Er schüttelte den Kopf.

«Ja, ja!» sagte ein Hauptmann höhnisch. Dann schlug er Koriakow ins Gesicht, so dass dessen Brille zu Boden fiel. Auf deutsch schrie er Koriakow wütend an. Der Hauptmann verstand nur ein einziges Wort: «Erschiessen!»

Die vier deutschen Frauen kamen hereingestürzt, die Koriakow vor der Vergewaltigung bewahrt hatte. Sie schrien wie wild auf den perplexen Hauptmann ein. Die Mutter wischte sich die Tränen vom Gesicht und lächelte Koriakow zu. Ihre drei Töchter drängten sich wie Küken aneinander, nickten und lächelten ebenfalls. Ein deutscher Oberst, der die Szene schweigend beobachtet hatte, hob Koriakows Brille auf und gab sie wortlos dem Russen.

2 Im Führerbunker drehten sich an diesem Vormittag alle Gespräche um Steiner. War er zum Angriff angetreten, um Berlin zu entsetzen? Wenn ja-wie weit war er gekommen? Ein halbes dutzendmal stellte Hitler Krebs dieselben Fragen, und jedesmal erhielt er die Antwort, dass man nichts wisse.

Um 11.00 Uhr bekam Krebs schliesslich Verbindung mit der Heeresgruppe Weichsel. Bevor er noch etwas sagen konnte, erklärte Heinrici: «Heute hat Hitler die letzte Möglichkeit, Berlin zu verlassen. Ich habe einfach nicht genug Truppen, um ihn zu befreien.»

Krebs fragte, was mit Steiner sei.

Am liebsten hätte Heinrici gelacht. Aber er erwiderte höflich, dass es töricht wäre, auf Steiner auch nur die geringste Hoffnung zu setzen. Krebs wurde wütend: Es sei Heinricis Pflicht, Berlin vor der Einschliessung zu bewahren. Es sei eine Schande, Hitler aufzugeben!

Heinrici tobte. «Sie verlangen, ich solle dem Führer die Schande ersparen, eingeschlossen zu werden. Aber gegen meinen Willen, entgegen meinen Vorschlägen und obwohl ich gebeten habe, mich von meinem Kommando zu entbinden, erlauben Sie immer noch nicht, dass ich die Verbände, die zum Schutz des Führers eingesetzt werden können, von der Front abziehe.»

Bevor Krebs antworten konnte, war die Verbindung unterbrochen. Als er Heinrici

schliesslich wieder am Apparat hatte, sagte er: «Der Führer hat diesen Rückzug nicht genehmigt, weil Deutschland dadurch in eine nördliche und eine südliche Hälfte aufgespalten würde.»

«Diese Aufspaltung ist bereits vollzogen», sagte Heinrici. Er bat Krebs, sich noch einmal mit dem Führer zu besprechen und ihm bis 13.00 Uhr Bescheid zu geben. Um 15.00 Uhr rief Krebs wieder an und sagte, Busse könne Teile seiner Armee zurückziehen.

Heinrici gab Busse Bescheid, aber der war keineswegs erfreut. «Das alles sind nur halbe Massnahmen», sagte er. «Entweder gehen wir alle zurück, oder ich bleibe.»

«Also gut, ziehen Sie zurück», entschied Heinrici. Er formulierte den Befehl absichtlich unklar; denn Busse konnte ihn dann auch als Erlaubnis zum Rückzug seiner gesamten Armee auslegen.

«Ich habe einen Führerbefehl, der mich verpflichtet, hier zu halten», sagte Busse langsam. Aber das war nur ein Vorwand. Wenn er sich jetzt zurückzog, bedeutete das, dass er Biehlers Männer in der Festung Frankfurt aufgeben musste. Sie waren eingeschlossen, und in den vergangenen 24 Stunden hatten sie vergeblich versucht, den russischen Ring zu durchbrechen. Erst wenn es Biehler gelungen war, sich zum Rest der 9. Armee durchzuschlagen, wollte sich Busse absetzen.

3 Dr. Goebbels schien völlig vergessen zu haben, wie er seine Landsleute noch am Vortag beschimpft hatte. Die Berliner seien grossartige, tapfere Menschen, sagte er zu seinem Pressereferenten, während er aus dem Fenster seines Hauses sah. Alliierte Flugzeuge fegten im Tiefflug über die Stadt hinweg. «Sie gehen nicht einmal in die Schutzräume; sie starren in den Himmel, um zu sehen, was passiert.»

Die Strassen Berlins waren mit Trümmern und liegengebliebenen Fahrzeugen verstopft. Die tägliche Pressekonferenz hatte abgesagt werden müssen. Goebbels fing an, eine Rede auf Platte zu sprechen. Ganz in der Nähe krepitierten russische Granaten, eine so nahe, dass die paar noch heil gebliebenen Fensterscheiben zersprangen. Goebbels hörte zu sprechen auf, aber nur für einen Augenblick. Als er fertig war, fragte er den Tontechniker, ob auch die Detonation zu hören sein würde. «Es wäre eine hübsche Geräuschkulisse – finden Sie nicht auch?»

Während des Mittagessens war der Minister fast vergnügt. Aber als sein alter Freund Dr. Winkler anrief, wurde er ganz ernst. Er dankte Winkler für alles, was dieser für ihn getan habe, und sagte düster: «Wir werden uns nicht mehr sehen.» Mit jeder Stunde, die verstrich, wurde Hitler nervöser und gereizter. Er wusste nicht, wie Steiners Angriff sich entwickelte, und wurde von Mal zu Mal wütender, wenn Krebs ihm immer wieder erklären musste, dass keine schlüssigen Meldungen vorlägen. (Steiners «Panzerkorps» von 10'000 Mann hatte ganze 12 Kilometer nach Südosten Vordringen können und sich dann hoffnungslos festgelaufen.)

Bei der Lagebesprechung am Nachmittag tauchten neue Gesichter auf. Vizeadmiral Erich Voss vertrat Dönitz, der sich in Norddeutschland befand, um ein eigenes Hauptquartier aufzubauen. Generalmajor der Luftwaffe Eckhard Christian, der

eine von Hitlers Sekretärinnen geheiratet hatte, vertrat Koller, dessen neues Hauptquartier sich nordwestlich von Berlin befand. Bormann war natürlich zugegen, ebenso Keitel, Jodl, Krebs und der Adjutant, den Krebs zusammen mit anderen Adjutanten und Mitarbeitern von Guderian übernommen hatte: Major Freytag von Loringhoven.

Krebs machte in Optimismus, aber Jodl sagte Hitler die düstere Wahrheit: Berlin war zu Dreiviertel eingekreist. Ein Teil von Schukows Verbänden stand direkt östlich der Stadt. Ein anderer Keil stiess von Norden in Richtung Potsdam vor und würde wahrscheinlich binnen einer Woche weiter südlich Verbindung mit Konjews Spitze aufnehmen.

Jodls Worte steigerten Hitlers Erregung noch; der Führer verlangte, man solle ihm endlich sagen, wie weit Steiner vorangekommen sei. Krebs musste zugeben, dass von Steiners Panzerkorps immer noch keine Meldungen vorlägen.

Hitlers Kopf bewegte sich ruckhaft; sein Atem wurde keuchend. Mit gepresster, heiserer Stimme befahl er allen – mit Ausnahme der Generale und Bormanns den Raum zu verlassen. Eilfertig drängte alles nach draussen. Im Vorzimmer blieb man schweigend und erwartungsvoll stehen.

Kaum war die Tür geschlossen, als Hitler aufsprang, wobei sein linker Arm wild hin und her schlug. Mit der rechten Hand fuchtelte er in der Luft. Er sei von Verärrern und Lügern umgeben, brüllte er; kein Mensch sei überhaupt in der Lage, seine grossen Ideen zu kapiern. Er sei das Opfer von Korruption und Feigheit, und jetzt hätten ihn alle im Stich gelassen.

Noch nie hatten ihn die Generale so erlebt. Sie, das ganze Offizierskorps, schrie er mit anklagend ausgestreckter Hand, seien für die Katastrophe verantwortlich. Nur Bormann widersprach, was die Offiziere überraschte. Aber sicher wollte Bormann nicht die Militärs verteidigen, sondern nur den Führer beruhigen. Unvermittelt liess sich Hitler in den Sessel fallen. Gepresst sagte er: «Der Krieg ist verloren!» Das Dritte Reich habe die Probe nicht bestanden. Ihm, Hitler, bleibe nur der Tod. Sein Gesicht wurde weiss, seinen Körper schüttelten Krämpfe.

Plötzlich wurde er ruhig. Seine Gesichtsmuskeln entspannten sich, und mit offenen Augen starrte er vor sich hin. Minuten verstrichen – später konnte sich niemand mehr erinnern, wie lange es gedauert hatte. Schliesslich bekam Hitlers Gesicht etwas Farbe, und er bewegte sich wieder. Bormann, Keitel und Burgdorf beschworen ihn: Wenn er den Glauben verliere, dann sei alles verloren. Sie drängten ihn, sofort nach Berchtesgaden zu fahren, aber Hitler schüttelte langsam den Kopf. Mit erstorbener, tonloser Stimme sagte er, er werde den Bunker nicht mehr verlassen. Wer gehen wolle, könne gehen; er, Hitler, werde sein Ende in der Hauptstadt erwarten. Dann fragte er nach Goebbels.

Die im Vorraum hatten fast alles mitgehört. Fegelein stürzte zum Telefon, um Himmler mitzuteilen, was geschehen war. Der Reichsführer rief sofort Hitler an. Der Führer solle die Hoffnung nicht aufgeben. Er werde sofort SS-Verbände schicken.

«In Berlin sind alle verrückt!» sagte er zu SS-Obergruppenführer Gottlob Berger. Für den unkomplizierten Berger, der keinen Augenblick lang an den grossen Zielen des Nationalsozialismus gezweifelt hatte, war es gar keine Frage, was jetzt

zu tun war. «Sie müssen sofort nach Berlin, Reichsführer», sagte er, «und Ihr Begleitbataillon natürlich auch. Sie haben nicht das Recht, ein Begleitbataillon hierzubehalten, wenn der Führer in der Reichskanzlei bleiben will.» Als Himmler nicht reagierte, sagte Berger angewidert: «Also gut, ich jedenfalls gehe nach Berlin; und Ihre Pflicht ist es ebenfalls.»

Stattdessen rief Himmler wieder im Führerbunker an und bat Hitler flehentlich, Berlin zu verlassen – vergebens. Fegelein nahm den Hörer und drängte seinen Chef, sofort herzukommen und selbst mit Hitler zu sprechen. Sie stritten, bis sich Himmler schliesslich einverstanden erklärte, Fegelein bis Nauen – 40 Kilometer westlich der Reichskanzlei und genau in der Mitte des einzigen noch verbliebenen Fluchtkorridors – entgegenzufahren.

Himmler wartete am vereinbarten Treffpunkt auf Fegelein; Dr. Gebhardt, den Himmler kurz zuvor – nach dem Selbstmord von Professor Grawitz – zum Präsidenten des Deutschen Roten Kreuzes ernannt hatte, war bei ihm. Nach zwei Stunden schlug Gebhardt vor, allein zu Hitler zu fahren, damit seine Ernennung bestätigt werden konnte.

Himmler war sofort einverstanden; er war froh, nicht noch länger auf Fegelein warten zu müssen und in sein Hauptquartier zurückkehren zu können. Er gab Gebhardt Auftrag, dem Führer mitzuteilen, dass das Begleitbataillon des Reichsführers bereitstehe, den Bunker bis zum Ende zu verteidigen. Dann machte er kehrt und verschwand in der Dunkelheit.

Goebbels war noch zu Hause, als er vom Zusammenbruch des Führers erfuhr. Man sagte ihm, dass Hitler ihn sofort zu sprechen wünsche. Die Hiobsposten trafen Goebbels wahrscheinlich härter als irgend jemanden sonst. Während er sich fertig machte, erhielt er die Meldung, dass der Führer auch Magda Goebbels und die Kinder zu sehen wünsche. Gegen 17.00 Uhr trug Frau Goebbels der Kinderchwester mit ruhiger Stimme auf, die Kinder für den Besuch beim Führer anzuziehen. Die Kleinen freuten sich – ob sie bei Onkel Adolf wieder Schokolade und Kuchen bekämen? Ihre Mutter hatte die dunkle Ahnung, dass es eine Fahrt in den Tod werden würde. Sie lächelte und sagte: «Jeder von euch kann sich ein Spielzeug mitnehmen – aber nicht mehr.»

In zwei Wagen fuhren die Goebbels' zum Führerbunker. Semmler sah zu, wie sie einstiegen. Goebbels selbst war ruhig und gefasst; seine Frau und die Kinder weinten.

Die Familie wurde in vier winzigen Zimmern untergebracht, die ganz in der Nähe von Hitlers Räumen lagen; dann gingen Goebbels und seine Frau zum Führer. Goebbels liess wissen, dass auch er im Bunker bleiben und Selbstmord begehen werde. Magda Goebbels sagte, sie werde dasselbe tun, und auch ihre sechs Kinder sollten sterben. Selbst Hitler konnte sie von diesem Entschluss nicht abbringen. Keitel bat alle Anwesenden, den Konferenzraum zu verlassen; er wollte mit Hitler allein reden. Er hoffte den Führer dazu zu bringen, noch in der Nacht nach Berchtesgaden zu fahren und von dort aus Friedensverhandlungen anzuknüpfen. Der Feldmarschall hatte kaum angefangen zu sprechen, als Hitler ihn bereits unterbrach. «Ich weiss schon genau, was Sie sagen wollen: Die Entscheidung muss

sofort getroffen werden!» Hitlers Stimme wurde lauter. «Die Entscheidung habe ich bereits getroffen. Ich werde Berlin nicht verlassen; ich werde die Stadt bis zum letzten Atemzug verteidigen!»

Keitel sagte, das sei «Wahnsinn», er fühle sich zu der «Forderung» berechtigt, dass Hitler sofort nach Berchtesgaden flöge, um von dort aus das Reich und die Wehrmacht weiter zu führen. In Berlin sei das unmöglich; die Verbindungen könnten jeden Augenblick unterbrochen werden.

«Nichts hindert Sie, sofort nach Berchtesgaden zu fliegen», erwiderte Hitler. «Ich gebe Ihnen sogar den Befehl, es zu tun. Ich selbst dagegen werde in Berlin bleiben. Erst vor einer Stunde habe ich es über den Rundfunk bekanntgegeben. Ich kann es nicht zurücknehmen.»

Mit gequälter Stimme sagte Keitel, er werde Berlin nur verlassen, wenn auch Hitler mitkäme. In diesem Augenblick kam Jodl herein.

Hitler liess Bormann rufen und befahl allen dreien, nach Berchtesgaden zu fliegen. Keitel solle den Befehl übernehmen, während Göring sein, Hitlers, persönlicher Vertreter sei.

«In sieben Jahren habe ich keinen einzigen Ihrer Befehle nicht befolgt», sagte Keitel. «Aber diesmal weigere ich mich, zu gehorchen.» Der Führer sei immer noch Oberster Befehlshaber der Wehrmacht. «Nachdem Sie uns so lange geführt haben, können Sie nicht jetzt plötzlich Ihren Stab losschicken und erwarten, dass er Ihre Aufgaben übernimmt!»

«Alles fällt jetzt in Trümmer, und ich kann daran nichts mehr ändern», antwortete Hitler. Den Rest, so fügte er hinzu, könne Göring tun.

«Für den Reichsmarschall wird kein Soldat kämpfen», sagte einer der Generale. «Was heisst ‚kämpfen‘? Zu kämpfen ist nicht mehr viel, und wenn es aufs Verhandeln ankommt, das kann der Reichsmarschall besser als ich. Ich werde kämpfen und die Schlacht um Berlin gewinnen oder in Berlin sterben.» Er könne nicht das Risiko eingehen, in die Hand des Feindes zu fallen, sagte er; eher werde er sich im letzten Augenblick erschiessen. «Das ist mein endgültiger und unwiderflicher Entschluss!»

Die Generale versicherten ihm, dass noch nicht alles verloren sei. Schörner sei immer noch stark, und Wencks 12. Armee könne umgedreht und zum Entsatz Berlins herangezogen werden; und in wenigen Tagen werde auch Steiner über genügend Truppen verfügen, um gleichzeitig von Norden her anzugreifen.

Hitlers Augen leuchteten auf. Er schöpfte wieder Hoffnung, seine Energie kehrte zurück. Er begann, Fragen zu stellen. Bald darauf entwarf er einen detaillierten Plan für die Rettung Berlins.

Keitel sagte, er werde sofort persönlich zu Wenck fahren und ihm die entsprechenden Befehle überbringen. Hitler war schon fast wieder der alte; besorgt bestand er darauf, dass Keitel noch blieb und einen Teller Erbsensuppe bekam. Keitel und Jodl sollten das neue Hauptquartier des OKW im Westen, in der Nähe von Potsdam einrichten, so dass sie sich leicht zu Dömitz durchschlagen konnten, falls Berlin cingekreist wurde. Krebs dagegen sollte, als militärischer Berater des Führers, im Bunker bleiben.

Hitler sorgte dafür, dass Keitel und Jodl mit belegten Broten, Kognak und Schoko-

lade versehen wurden; dann verliessen die beiden die Ruine der Reichskanzlei mit einem Stabswagen. Es war bereits dunkel. «Ich kann Wenck nur eines sagen», meinte Keitel verbissen, «und das ist: Der Kampf um Berlin hat begonnen, und das Leben des Führers steht auf dem Spiel.»

Es war kurz vor Mitternacht, als Keitel gut 100 Kilometer südwestlich der Reichskanzlei durch puren Zufall auf Wencks Gefechtsstand stiess: ein einsam gelegenes Forsthaus. Keitel befahl Wenck, kehrt zu machen und nach Nordosten anzugreifen, in Konjews Vorstoss hinein, der die Einkreisung bedeuten konnte. Gleichzeitig werde Busse in Richtung Nordwesten angreifen, und gemeinsam würden sie Berlin entsetzen. Wenck erklärte, das sei unmöglich, Busse sei eingekesselt und habe kaum noch Munition.

Keitel verlegte sich aufs Bitten: Die Schlacht um Berlin habe begonnen, und von ihrem Ausgang hänge das Schicksal Hitlers und Deutschlands ab. Die 12. und die 9. Armee hätten die Pflicht, Hitler zu Hilfe zu kommen. Das Leben des Führers sei jetzt in Wencks Hand. Dann gestand er dem General etwas, das er nicht einmal Jodl mitgeteilt hatte: Er sei entschlossen, den Führer – notfalls mit Gewalt – aus dem Bunker zu holen.

Der Plan, Berlin zu entsetzen, basiere auf Divisionen, die es nicht gebe, protestierte Wenck. Aber Keitel bettelte so lange, bis der junge General zusagte, sein möglichstes zu versuchen. Als Keitels Wagen abfuhr, dachte Wenck daran, dass er in Berlin aufgewachsen war, und er dachte an die Frauen und Kinder in Berlin. Er hatte gegen die Russen gekämpft und wusste, wie sie mit ihren Gefangenen umgingen.

Schon seit Tagen hatte Major Freytag von Loringhoven seinem Chef, Krebs, in den Ohren gelegen, etwas zu unternehmen, damit sie nicht beide im Bunker enden müssten. Aber Krebs war entweder nicht bereit oder nicht in der Lage zu handeln und hatte sich von den Ereignissen einfach treiben lassen. Er sei keineswegs stolz, gestand er dem Baron, zum letzten militärischen Berater des Führers ausgewählt worden zu sein. «Aber das kann ich jetzt nicht ändern. Ich habe Befehl zu bleiben. Also müssen Sie auch bleiben.»

Kurz nach Mitternacht am 23. April erreichte Krebs schliesslich eine Konzession Hitlers – zumindest glaubte er, dass es eine sei. Busse könne sich zurückziehen, sagte der Führer. Sofort gab Krebs die gute Nachricht telefonisch an Heinrici durch. Natürlich ging es nur darum, Busse gemeinsam mit Wenck zur Befreiung Berlins einzusetzen.

Aber Busse wollte sich noch immer nicht zurückziehen. Jetzt verriet er Heinrici auch den wahren Grund. «Ich kann nicht zurückgehen, solange Biehler nicht mit sämtlichen Leuten aus Frankfurt heraus ist», sagte er. «Ich bleibe, bis er bei uns ist.»

Heinrici war empört – aber er konnte Busse auch verstehen. Er legte den Hörer auf.

4 Ein paar Stunden nach der dramatischen Szene im Führerbunker platzte Generalmajor Christian ins Hauptquartier Kollers, unmittelbar vor Berlin: «Der Führer ist zusammengebrochen!» Er berichtete, was geschehen war.

Kollers erste Reaktion war, Göring in Berchtesgaden anzurufen, denn immerhin war der Reichsmarschall formal Hitlers Nachfolger. «Der, zu dem wir immer gehen müssen, will da nicht heraus», sagte Koller zu Görings Adjutanten, Oberst Bernd von Brauchitsch. «Ich muss hier weg.»

Brauchitsch wusste, dass Koller Hitler gemeint hatte, und sagte: «Göring will, Sie sollen nach hier kommen.»

Die Leitung war plötzlich tot. Koller wandte sich an Christian: «Was macht das OKW?»

«Das OKW geht aus Berlin heraus, versammelt sich heute nicht in Krampnitz. Man hat beschlossen, Truppen von der Westfront an die Ostfront zu werfen und den Krieg fortzusetzen.»

Koller rief im Führerbunker an. «Was ist los?» fragte er Oberst von Below, Hitlers Luftwaffen-Adjutanten. «Christian hat mir da so einiges erzählt. Ich bin sehr erschrocken. Stimmt das alles?»

«Jawohl, es stimmt.»

Koller fragte, ob er im Norden bleiben sollte.

«Jawohl.»

Aber Koller wollte eine andere Antwort hören. «Das hat doch keinen Sinn», sagte er verzweifelt. «Das ist doch ein entscheidender Augenblick.» Er müsse nach Süden fliegen und dem Reichsmarschall über alles persönlich berichten. «Jawohl.»

«Besteht die Möglichkeit, dass er [Hitler] seinen Entschluss wieder ändert?» Diesesmal sagte Below nein.

Koller fuhr sofort zum neuen Hauptquartier des OKW. Er wollte von Jodl wissen, was an der unglaublichen Geschichte wahr sei, die Christian ihm erzählt hatte.

«Was Christian gemeldet hat, ist richtig», erwiderte Jodl ruhig.

Koller fragte, ob Hitler seine Drohung, Selbstmord zu begehen, wahr machen werde.

«Darin ist er stur.»

«Als der Oberbürgermeister von Leipzig mit seiner Familie Selbstmord beging, hat er zornig geäußert: «Sinnlos! Das ist nur feiges Drücken vor der Verantwortung!» Koller war aufgebracht. «Jetzt tut er genau dasselbe!»

«Sie haben völlig recht.»

«Und was werden Sie tun? Haben Sie irgendwelche Befehle für mich?»

«Nein», sagte Jodl.

Koller meinte, er müsse sofort losfahren, um Göring persönlich über die Lage zu unterrichten. Hitler habe doch gesagt, wenn es ans Verhandeln gehe, sei der Reichsmarschall der richtige Mann. So etwas, meinte Koller, könne unmöglich über Funk durchgegeben werden. Er müsse selbst hin.

«Sie haben recht», sagte Jodl lakonisch. «Das ist das einzige, was Sie im Augenblick tun können.»

Kurz vor der Morgendämmerung des 23. April starteten Koller und sein Stab in fünfzehn Ju 52 nach München.

Auf dem Obersalzberg über Berchtesgaden wusste Göring inzwischen schon sehr viel von dem, was geschehen war. Nur Josef Zychski, seinem Hausmeister, sonst niemandem hatte er erzählt, dass Bormann ihm einen Funkspruch geschickt hatte des Inhalts, dass der Führer einen Nervenzusammenbruch erlitten habe und er, Göring, den Befehl übernehmen solle. Göring war hin und her gerissen. Stimmt die Sache? Und was sollte er tun? Sofort handeln oder abwarten?

Gegen Mittag erschien Koller in Görings behaglichem Haus auf dem Obersalzberg. Aufgeregt berichtete er dem Reichsmarschall und Reichsleiter Bouhler von Hitlers Zusammenbruch. Das meiste wusste Göring bereits, und zu Kollers Überraschung zeigte er fast keine Reaktion. Er fragte nur, ob Hitler noch am Leben sei und ob er Bormann zu seinem Nachfolger ernannt habe? Koller erwiderte, dass der Führer noch am Leben gewesen sei, als er, Koller, Berlin verlassen habe, und dass es immer noch zumindest einen Fluchtkorridor gebe. Die Stadt werde sich wahrscheinlich noch etwa eine Woche halten können. «Dennoch ist es nun an Ihnen zu handeln, Herr Reichsmarschall!» schloss er.

Bouhler war derselben Meinung, aber Göring zögerte. Bestand nicht die Möglichkeit, dass Bormann zu Hitlers Nachfolger bestimmt worden war? Bormann, sein alter Widersacher, hatte den Funkspruch vielleicht nur geschickt, um ihn hereinzulegen. «Handle ich jetzt, stempelt man mich zum Verräter; handle ich nicht, macht man mir den Vorwurf, dass ich in den schwersten Stunden versagt habe!»

Er liess sich Bormanns persönlichen Referenten kommen, der sich zufällig in Berchtesgaden aufhielt, und ausserdem den Offizier, der das SS-Kommando auf dem Obersalzberg befehligte. Ferner bat er Reichsminister Hans Lammers zu sich; der Chef der Reichskanzlei war Experte für juristische Fragen. Lammers hatte die beiden Dokumente in Verwahrung, in denen Hitler 1941 persönlich seinen Nachfolger bestimmt hatte. Darin hiess es, Göring habe Hitler zu vertreten, falls der Führer – für dauernd oder vorübergehend – an der Ausübung seines Amtes verhindert sein sollte. Nach Hitlers Tod solle Göring die Nachfolge übernehmen.

Göring wollte wissen, ob die militärische Lage in Berlin die Übernahme der Macht durch ihn rechtfertige; schliesslich war der Führer eingeschlossen. Aber Lammers konnte darüber nicht entscheiden.

Göring wusste, dass sein Einfluss auf den Führer in den letzten Jahren im selben Masse geschwunden war, in dem Bormann Boden gewonnen hatte. Die Frage war, ob Hitler seit 1941 irgendwelche Anordnungen erlassen hatte, die die Nachfolge neu regelten.

Diese Frage beantwortete Lammers mit nein. «Wenn der Führer etwas anderes bestimmt hätte, müsste ich das wissen.» Von Zeit zu Zeit habe er sich immer wieder versichert, dass die Dokumente nicht ungültig geworden seien. Die Erlasse, so erklärte er, hätten Gesetzeskraft und brauchten nicht einmal neu verkündet zu werden.

Irgend jemand schlug vor, dem Führer einen Funkspruch zu schicken und anzu-

fragen, ob er wünsche, dass Göring ihn vertrete. Alle waren einverstanden, und Göring begann, den Funkspruch aufzusetzen. Koller unterbrach ihn und sagte, ein so langes Kabel würde niemals durchkommen.

«Ja, das stimmt», sagte Göring. «Setzen Sie ein neues auf.»

Koller und Brauchitsch entwarfen Texte, und Göring entschied sich für den folgenden: «Mein Führer! Sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, in Berlin zu bleiben und Berlin zu verteidigen, auf Grund des Gesetzes vom 29. 6. 1941 nunmehr die Gesamtführung des Reiches übernehme?»

Göring überlas den Text noch einmal und fügte ein:

«... mit allen Vollmachten nach innen und aussen.»

Das bedeutete, dass er eventuell Friedensverhandlungen mit den Alliierten aufnehmen konnte. Aber er war immer noch besorgt: «Angenommen, ich bekomme keine Antwort? Wir müssen einen Zeitpunkt nennen, bis zu dem ich eine Antwort haben muss.»

Koller machte den Vorschlag, Hitler acht Stunden Zeit zu geben, und Göring schrieb: «Wenn ich bis 22.00 Uhr keine Antwort erhalte, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind, und ich werde nach eigenem Ermessen handeln.» Er zögerte einen Augenblick, um dann noch schnell hinzuzufügen: «Was ich in diesen schwersten Stunden meines Lebens für Sie empfinde, wissen Sie und kann ich durch Worte nicht ausdrücken. Gott schütze Sie und lasse Sie trotz allem baldmöglichst hierher kommen. Ihr getreuer Hermann Göring.» Schwer lehnte er sich zurück. «Es ist fürchterlich», sagte er. «Wenn ich bis zehn Uhr abends keine Antwort habe, muss ich etwas unternehmen – einen Aufruf an die Wehrmacht erlassen, eine Rede an das Volk halten und so weiter.» Was er tun wollte, wurde bereits deutlich. «Ich werde sofort den Krieg beenden.»

Es war Albert Speer, der Hitler den Rat gab, Dönitz zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Gedankenversunken grübelte Hitler über diesen Vorschlag nach, sagte jedoch nichts.

Speer war nach Berlin geflogen, um sich von Hitler zu verabschieden und ihm ein Geständnis zu machen. Er habe, bekannte er, den Befehl der «Verbrannten Erde» seit Wochen sabotiert, indem er führende Generale und Beamte dazu brachte, Brücken und Industrieanlagen nicht zu zerstören. (Von seinem Plan, Hitler durch Einblasen von Gas in das Ventilationssystem des Bunkers zu ermorden, sagte er natürlich nichts; die Sache war daran gescheitert, dass der Luft-einlass durch eine Art Kamin gesichert worden war.) Mit 29 Jahren hatte Speer unter dem Architekten Hitlers, Professor Paul Troost, gearbeitet. Wenig später hatte der Führer den jungen Mann in seinen Kreis aufgenommen, und er betrachtete ihn sogar jetzt noch als einen seiner engsten Freunde. Speer erwartete, verhaftet, vielleicht sogar erschossen zu werden. Aber Hitler war durch seine Ent-hüllungen nur «tief getroffen».

Speer war noch bei Hitler, als Görings Funkspruch eintraf. Bevor der Führer noch irgend etwas dazu sagen konnte, sprach Bormann schon von einem Ultimatum. Er schien aufgebrachter als alle anderen zu sein. Er und Goebbels verlangten Görings Liquidierung.

Hitler zögerte. Dann gab er zu, dass ihm Görings Unfähigkeit bereits vor einiger Zeit aufgefallen sei; überdies sei der Reichsmarschall durch Rauschgift verdorben. Aber im nächsten Augenblick schlug seine Stimmung um, und er sagte: «Die Kapitulationsverhandlungen, die kann er trotzdem führen. Das ist ja dann sowieso gleichgültig, wer das macht.» Er weigerte sich, Görings Hinrichtung zu befehlen, liess sich aber doch überreden, an Göring einen Funkspruch zu schicken: *Ihr Vorgehen stellt Hochverrat gegen den Führer und Nationalsozialismus dar. Die Strafe für Verrat ist Tod. Aber angesichts Ihrer früheren Verdienste um die Partei hat der Führer nicht die Absicht, diese Höchststrafe auszusprechen, wenn Sie alle Ämter niederlegen. Antworten Sie mit ja oder nein.*

Den Text hatte Bormann entworfen, und wenig später schickte Hitler ein weiteres Kabel:

Erlass vom 2. 6. 41 ist durch Sonderanweisung ungültig. Meine Handlungsfreiheit unbeschränkt. Verbiete jeden Schritt Ihrerseits in angedeuteter Richtung.

Und dann folgte ein drittes Telegramm, das sich deutlich von den beiden ersten unterschied und vielleicht am klarsten ausdrückte, was Hitler meinte:

Ihre Annahme, dass ich verhindert sei, meine eigenen Wünsche auszuführen, ist eine absolut irrierte Vorstellung, deren lächerlichen Ursprung ich nicht kenne. Ich verlange, dass dies nachdrücklich berichtet wird, und ausserdem werde ich meine Macht nur zu dem Zeitpunkt und demjenigen übertragen, den ich für richtig halte. Bis dahin behalte ich den Befehl.

Bormann muss befürchtet haben, dass dieser Funkspruch das Vorspiel zur Veröhnung sein könnte; heimlich erteilte er deshalb dem SS-Kommandeur auf dem Obersalzberg Befehl, Göring wegen Hochverrats zu verhaften*.

5 Die Katastrophen der letzten Wochen hatten die geheiligte Befehlshierarchie zerstört, auf die das deutsche Offizierskorps immer geschworen hatte. Noch nie in der Geschichte der Wehrmacht hatten sich so viele Befehlshaber selbständig gemacht und waren beinahe zu Meuterern geworden. Zuerst hatte Guderian dem Führer widersprochen und schliesslich in seine eigene Entlassung eingewilligt; dann hatte Heinrici offen opponiert und sogar unklare Weisungen erteilt, um Hitler zuzukommen. Und schliesslich hatte Wenck klare Befehle nicht ausgeführt und eigenmächtig entschieden, den Kampf nur noch gegen den Osten fortzusetzen.

* Vom Bunker aus rief Krebs Keitel an, um ihm über die Entlassung Görings zu berichten. Keitel war «entsetzt» und liess sich nicht davon abbringen, dass es sich hier um ein «Missverständnis» handeln müsse. Plötzlich schaltete sich Bormann in die Unterhaltung ein und brüllte, Göring sei sogar aus seiner Stellung als Reichsjägermeister geflogen. Keitel wagte keine Antwort. Seiner Ansicht nach war die Lage für solchen Sarkasmus viel zu ernst. Die schlimmen Neuigkeiten liessen den Feldmarschall nicht schlafen; sie machten ihm «die verzweifelte Situation in der Reichskanzlei und besonders den wachsenden Einfluss Bormanns» ganz deutlich. Nur Bormann konnte den Führer zu einer derartigen Unbesonnenheit veranlassen haben, glaubte Keitel. Dann überlegte er, was wohl als nächstes geschehen werde. Hatte Hitler vielleicht beschlossen, Göring und dann im letzten Augenblick sich selbst umzubringen?

Auch auf den darunterliegenden Ebenen machte sich Widersetzlichkeit breit. Während Heinrici die Befehle Hitlers nicht ausführte, wehrte sich Busse gegen Heinricis Anordnungen, und nirgends war das Durcheinander grösser als innerhalb Busses eigener Armee. Einer seiner Verbände, das LVI. Panzerkorps, war von der 9. Armee abgetrennt worden, befand sich jetzt 30 Kilometer östlich von Berlin und versuchte, sich gegen die Russen zu stemmen, die bei Seelow durchgebrochen waren. Sein Kommandeur, General Helmuth Weidling, hatte einander widersprechende Befehle erhalten: Busse verlangte, er solle nach Südosten vorstossen und sich wieder dem Hauptteil der Armee anschliessen; Hitler drohte, Weidling erschiessen zu lassen, wenn er nicht sofort in den Stadtbereich von Berlin rücke. Irgend jemand hatte ausserdem die falsche Meldung durchgegeben, Weidling sei nach Potsdam geflohen.

Weidling war ein schlichter Berufssoldat, der nur seine Pflicht tun wollte. Er beschloss, Krebs aufzusuchen und die Angelegenheit zu klären.

Im Führerbunker wurde er von Krebs und Burgdorf kühl begrüsst. «Was ist eigentlich los, und warum soll ich erschossen werden?» platzte Weidling heraus. Krebs erwiderte steif, der Führer sei wütend, weil Weidling seinen Gefechtsstand westlich von Berlin errichtet habe. Das sei lächerlich, explodierte Weidling; er holte eine Lagekarte hervor, um zu beweisen, dass sein Gefechtsstand von den russischen Linien niemals weiter als drei Kilometer entfernt gewesen sei. Das stimmte offensichtlich, und die beiden Generale versprachen Weidling, die Sache sofort richtigzustellen und Hitler zu orientieren.

Als Krebs und Burgdorf zurückkehrten, kochte Weidling vor Wut. Von seinem eigenen Stab hatte er gerade die Meldung erhalten, dass ihn das OKW seines Postens enthoben habe. Er nannte die beiden Generale Lakaien, zu feige, Hitler die Wahrheit über einen Offizierskameraden zu sagen, weil sie fürchteten, selbst in Ungnade zu fallen.

Krebs war durchaus nicht beleidigt. Er versicherte, dass der Ablösungsbefehl bereits widerrufen sei und der Führer Weidling sofort zu sprechen wünsche. Sie stiegen eine Treppe hinunter und gingen über einen Gang zum Vorraum. Mehrere Männer sassens dort auf einer Bank, aber der einzige, den Weidling erkannte, war Ribbentrop.

Krebs und Burgdorf geleiteten ihn sofort ins Besprechungszimmer, wo Hitler an einem Tisch sass und eine Karte studierte. Als sie eintraten, drehte Hitler sich um und zeigte Weidling ein gedunsenes Gesicht mit fiebrigen Augen. Mit schiefem Lächeln streckte er die Hand aus und fragte leise: «Haben wir uns schon gesehen?»

Weidling sagte ja – vor einem Jahr auf dem Obersalzberg, als er das Eichenlaub zum Ritterkreuz erhalten habe.

«An den Namen kann ich mich erinnern», sagte Hitler, «aber nicht an das Gesicht.» Des Führers Gesicht war, fand Weidling, eine lächelnde Maske. Sie verzerrte sich zu einer gequälten Grimasse, als Hitler sich setzte.

Weidling berichtete, dass er seinem Korps bereits den Befehl gegeben habe, nach Südosten zu marschieren, um Verbindung mit den Resten der Armee Busses aufzunehmen. Wenn diese Order nicht rückgängig gemacht würde, sagte Krebs,

würde östlich von Berlin eine Lücke entstehen, durch die die Truppen Schukows, die aus Richtung Seelow kämen, auf die Stadt vorstossen könnten.

Hitler, dessen rechtes Bein ununterbrochen zitterte, nickte zustimmend und begann, seinen Operationsplan für die Entsetzung der Stadt ausführlich zu erläutern. Wencks 12. Armee solle von Südwesten angreifen, Busse von Südosten. Gemeinsam würden die beiden Armeen die Russen südlich der Stadt zerschlagen. Gleichzeitig werde Steiner von Nordosten her angreifen und die Truppen Schukows nördlich von Berlin aufhalten. Sobald Wenck und Busse die Russen im Süden geschlagen hätten, würden sie nach Norden stossen und den Feind dort in einem gemeinsamen massiven Angriff vernichten.

Klang dieser Plan für Hitler auch vernünftig – für einen Soldaten wie Weidling war er reine Phantasie. War, was er hier erlebte, Wirklichkeit oder nur ein Traum?

Unvermittelt sagte Krebs, dass Weidling jetzt die Verteidigung der östlichen und südöstlichen Bezirke Berlins übernehmen werde. Als Weidling verwirrt aufstand, versuchte auch Hitler, sich zu erheben, fiel jedoch in seinen Sessel zurück. Er streckte dem General die Hand entgegen. Erschüttert über Hitlers Verfassung, ging Weidling hinaus. Er hatte das Gefühl, betrunken zu sein. Was ging hier vor? Gab es noch einen Obersten Befehlshaber der Wehrmacht? Noch vom Bunker aus telefonierte er mit seinem Korps und befahl, die Verbände zur Verteidigung der östlichen Vororte Berlins umzugruppieren. Dann fragte er Krebs: «Unter wessen Befehl stehe ich?»

«Unmittelbar unter dem des Führers.»

Weidling orientierte sich auf einer Karte und machte dann den Vorschlag, die Verantwortung für die gesamte Verteidigung der Stadt in eine einzige Hand zu legen.

«Diese eine Hand gibt es bereits», sagte Krebs. «Es ist die Hand des Führers.»

«Ich glaube, ich träume!» rief Weidling. Sein eigenes Panzerkorps und Busses Armee seien zerschlagen. Ob Krebs glaube, dass die starken russischen Kräfte im Handumdrehen zurückgeworfen werden könnten? «Wenn Berlin nicht an der Oder verteidigt werden kann, muss es zur offenen Stadt erklärt werden!»

Krebs lächelte nur, als sei das eine alte, uralte Geschichte, und sagte: «Der Führer hat die Verteidigung Berlins befohlen, weil er überzeugt ist, dass der Krieg beendet sein wird, wenn die Stadt fällt.»

6 Kurz vor Mitternacht fuhren einige Wagen vor dem schwedischen Konsulat in Lübeck vor. Himmler, Schellenberg und mehrere SS-Führer stiegen aus und wurden von Folke Bernadotte begrüsst. Der Graf führte Himmler und Schellenberg in ein kleines Zimmer, in dem nur Kerzen brannten. Sie hatten kaum die ersten Worte gewechselt, als die Alarmsirenen heulten. Bernadotte wollte wissen, ob Himmler mit den anderen nicht lieber nach unten gehen wolle. Bezeichnenderweise konnte sich Himmler eine ganze Weile nicht entschliessen, und als er hörte, dass der Schutzraum nur ein gewöhnlicher Keller war, zögerte er wieder. Schliesslich stieg man die Treppen hinab. Im Keller ging Himmler von

einem zum anderen und stellte Fragen, als führte er eine Meinungsumfrage durch. Bernadotte fand, dass der Reichsführer ausgesprochen erschöpft wirkte; offensichtlich musste er seine gesamte Willenskraft aufbieten, um ruhig zu scheinen.

Als die Sirenen Entwarnung gaben, kehrte die Gesellschaft in das kleine Zimmer zurück. Getränke wurden angeboten, aber Himmler wollte nur Mineralwasser. «Ich habe inzwischen erkannt, dass Sie recht haben», sagte er unerwartet. «Der Krieg muss beendet werden.» Er seufzte resigniert. «Ich gebe zu, dass Deutschland besiegt ist.» Vielleicht sei der Führer schon tot, sagte er; dann sei er durch seinen Eid nicht mehr gebunden.

Im flackernden Licht der Kerzen wirkte Himmlers Gesicht noch verschlagener. Alles werde nur davon abhängen, fuhr er fort, wie die Alliierten die Deutschen behandeln würden. Wenn sie das deutsche Volk völlig vernichten wollten, würde Hitler als Held und Märtyrer weiterleben. «In der Lage, die nun entstanden ist», sagte er und nippte geziert an seinem Glas Mineralwasser, «habe ich freie Hand. Um soviel von Deutschland wie möglich vor der russischen Invasion zu retten, bin ich bereit, an der Westfront zu kapitulieren – aber nicht an der Ostfront. Ich war ein geschworener Feind des Bolschewismus und werde es immer sein.» Er fragte, ob der Graf bereit sei, seinen Vorschlag dem schtvedischen Aussenminister zwecks Weiterleitung an die Westmächte zu übermitteln. Bernadotte gefiel diese Idee nicht. Es sei unwahrscheinlich, sagte er, dass die westlichen Alliierten mit Deutschland einen Separatfrieden schliessen würden.

«Ich bin mir bewusst, wie schwierig es ist», antwortete Himmler, «aber trotzdem möchte ich den Versuch machen, Millionen Deutsche vor russischer Besetzung zu retten.»

Bernadotte erklärte sich bereit, seiner Regierung das Kapitulationsangebot zu überbringen, wollte jedoch wissen, was Himmler zu tun beabsichtige, falls seine Offerte abgelehnt würde. «In diesem Fall übernehme ich das Kommando eines Bataillons an der Ostfront und falle im Kampf.»

Er hoffe auf ein Treffen mit Eisenhower, sagte Himmler, und sei bereit, unverzüglich und bedingungslos zu kapitulieren. Dann erkundigte er sich noch, ob er Eisenhower bei dieser Gelegenheit die Hand geben solle.

Als er sich verabschiedete, sagte Himmler, dies sei der bitterste Tag seines Lebens, und er müsse sofort an die Ostfront fahren. Entschlossen schritt er in die Dunkelheit hinaus. Er setzte sich ans Steuer seines Wagens und trat aufs Gaspedal. Die Limousine durchbrach eine Hecke und landete in dem Stacheldrahtzaun, der das Gebäude umgab. Schweden und Deutschen gelang es gemeinsam, den Wagen wieder frei zu bekommen, und schleudernd fuhr Himmler davon. Eine symbolische Szene, fand der Graf.

7 Als Krebs und seine beiden Mitarbeiter, Major Freytag von Loringhoven und Rittmeister Gerhard Boldt, am darauffolgenden Vormittag – es war der 24. April – in den Besprechungsraum des Führerbunkers kamen, waren Goebbels und Bormann schon da.

Während Krebs Bericht erstattete, wurde Boldt ans Telefon gerufen, weil eine Meldung von der Front durchgekommen war. Goebbels kam lautlos um den Tisch herum und fragte flüsternd: «Was gibt es Neues?» Boldt erwiderte, Panzer der 2. Weissrussischen Front des Marschalls Rokossowskij seien überraschend 50 Kilometer tief durch Manteuffels Nordflanke hindurch vorgestossen. Manteuffels Verbände seien in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Darüber hinaus deutete der sowjetische Vorstoss auch darauf hin, dass Stalins eigentliches Ziel tatsächlich Berlin sei. Drei sowjetische Fronten – rund 2'500'000 Mann – marschierten jetzt auf die Hauptstadt zu.

Erwartungsvoll sah Hitler Boldt an; der Rittmeister war irritiert, weil der Kopf des Führers ständig wackelte. Er berichtete, was geschehen war. Hitler schwieg einen Augenblick, dann sagte er barsch: «Der russische Erfolg ist angesichts des breiten Naturhindernisses der Oder nur auf die Unfähigkeit der dortigen deutschen Kommandeure zurückzuführen!»

Krebs versuchte, Heinrici und Manteuffel zu verteidigen. Ihre Reserven – einschliesslich Steiners Korps – seien bereits Manteuffels unter grossem Druck stehendem rechtem Flügel zugeführt oder in Richtung Berlin abgezogen worden. Das erinnerte Hitler wieder an Steiners ergebnislos gebliebenen Angriff. Mit zitternder Hand deutete er auf eine Karte: am folgenden Tag müsse ein neuer Angriff von Norden her in Richtung Berlin geführt werden. «Die 3. Armee setzt dafür alle verfügbaren Kräfte unter rücksichtsloser Schwächung der nicht angegriffenen Frontabschnitte ein. Bis morgen Abend muss die Verbindung mit Berlin von Norden her wiederhergestellt sein. Lassen Sie das sofort durchgeben.» Burgdorfs Vorschlag, Steiner angreifen zu lassen, machte Hitler wütend. «Ich kann diese arroganten, langweiligen, entschlossenen SS-Führer nicht gebrauchen! Ich will unter keinen Umständen, dass Steiner die Sache macht.»

Als Krebs den Besprechungsraum verliess, stiess er im Vorzimmer auf Weidling. «Gestern Abend haben Sie auf den Führer einen sehr guten Eindruck gemacht», sagte er. «Er hat Ihnen jetzt die gesamte Verteidigung Berlins übertragen.»

«Es wäre besser gewesen, man hätte mich erschossen», gab Weidling zurück. Er nahm den Auftrag an unter der Bedingung, dass allein er Befehle zu erteilen habe, die die Verteidigung der Stadt betrafen. Er wollte verhindern, dass sich Goebbels, der Reichsverteidigungskommissar für Berlin, einmischte.

Nachmittags traf Jodl auf dem Gefechtsstand des Mannes ein, der nach Hitlers Willen nichts mit dem neuen Angriff zu tun haben sollte: des SS-Generals Steiner. «Auf Befehl Hitlers», erklärte Jodl, «müssen Sie sofort zum Angriff antreten.»

«Ich will nicht auf Berlin marschieren», erwiderte Steiner. Auch er zeigte die Renitenz, die in der Wehrmacht üblich geworden war. Er habe keine Flanken-deckung, sagte er, und die meisten seiner Männer würden bei dem Unternehmen umkommen. «Ich will nicht», wiederholte er.

Jodl startete ihn an; sein kahler Schädel rötete sich leicht – ein Zeichen des aufsteigenden Zorns. Aber Steiner gab nicht nach. Er wusste, was er wollte. Er war überzeugt, dass nur ein Verhandlungsfrieden mit dem Westen Deutschland retten könne, und vor einer Woche war er mit Manteuffel heimlich übereingekommen,

baldmöglichst Verbindung mit Eisenhower aufzunehmen und ihm anzubieten, dass die Alliierten durch die Linien ihrer Verbände bis zur Oder vorrücken könnten.

Während er mit Jodl disputierte, erhielt Steiner die Mitteilung, dass soeben 1'000 Hitlerjungen und 5'000 Flugzeugführer eingetroffen seien. Jodl befahl, sie sofort beim Angriff auf Berlin einzusetzen. Wieder rebellierte Steiner. Sie seien nicht ausgebildet, sagte er, und nicht mehr als Kanonenfutter. Dann schickte er sie zurück.

Jodl gab es auf und fuhr zum OKW zurück. Ein paar Stunden später erschien Keitel, um Steiner unter Druck zu setzen.

Steiner war ausser sich. Hatte sich jemals ein deutscher Generalfeldmarschall so gedemütigt? Auch zu Keitel konnte er nichts anderes sagen: «Nein, ich tue es nicht. Dieser Angriff ist Wahnsinn, reiner Mord. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.»

Keitel erkannte, dass auch er nichts ausrichten konnte, und fuhr wieder ab.

8 Dem Internationalen Komitee des Roten Kreuzes war es nicht gelungen, den Abtransport der Häftlinge aus Sachsenhausen zu verhindern – trotz definitiver Zusagen sowohl Himmlers wie auch Müllers, des Chefs der Gestapo; aber immer noch hoffte man, die 20'000 Frauen im nahen Ravensbrück retten zu können. Das Rote Kreuz schickte einen Vertreter, Albert de Cocatrix, mit einem dringenden Brief zu SS-Standartenführer Rudolf Höss, dem stellvertretenden Chef der Konzentrationslager und früheren Kommandanten von Auschwitz. Cocatrix kam nur langsam vorwärts, da die Strassen durch Flüchtlinge verstopft waren, und er traf erst nach Einbruch der Dunkelheit in Ravensbrück ein. Er ging zu SS-Sturmbannführer Fritz Suhrens, dem Lagerkommandanten, und erklärte, er müsse dringend Höss sprechen. Aber Höss war nicht da; er hatte einen Autounfall gehabt.

Cocatrix schilderte, was während des Marsches mit den Häftlingen von Sachsenhausen angestellt worden war, und wies Suhrens warnend darauf hin, dass die Verantwortlichen eines Tages zur Rechenschaft gezogen würden. Dann schlug er vor, die Frauen von Ravensbrück unter den Schutz eines Delegierten des Roten Kreuzes zu stellen und sie bis zum Eintreffen der Russen in den Lagern zu belassen.

Suhrens erklärte, er habe von Hitler ausdrücklich Befehl bekommen, das Lager zu räumen. Abgesehen davon sei die militärische Lage keineswegs hoffnungslos; die Russen würden nicht nur aufgehalten, sondern schon in Kürze in einem gewaltigen Gegenangriff in ihre Steppen zurückgejagt werden.

Nur 1'500 Kranke könnten im Lager bleiben, sagte er. «Sicher wissen Sie nicht, dass die marschunfähigen Russen uns auf den Knien angefleht haben, sie nicht zurück und in die Hände ihrer Landsleute fallen zu lassen. Sie haben immer wieder geschrien: *Nix Bolschewiki!*»

Am folgenden Tag, dem 25. April, um 9.00 Uhr wurden mehrere tausend Frauen vor dem Stabsgebäude aufgestellt. Suhrens empfing Cocatrix in seinem

Büro und sprach von der guten Moral seiner «Damen»; ausserdem erbot er sich, Empfehlungsbriefe vorzuzeigen, die die Frauen ihm geschrieben hätten.

Eine SS-Angehörige kam ins Büro und meldete: «Die Berichte sind vernichtet!» Suhrens gab der Frau Zeichen, sie solle schweigen; dann machte er sie mit Cocatrix bekannt und erkundigte sich, wie die vor kurzem abtransportierten Gefangenen behandelt worden seien.

«Menschlich», erwiderte die Frau kurz.

«Sehen Sie – sehen Sie!» rief Suhrens. Triumphierend hob er beide Arme, dann fing er an, eine lange Lobrede auf die Konzentrationslager zu halten, wobei er besonders auf die Ergebnisse verwies, die bei der Erziehung und Ausbildung der Gefangenen erzielt worden seien. Was man sich an fürchterlichen Dingen über die Lager erzähle, sei nichts anderes als «Greuelpropaganda». Ob Cocatrix nicht Ravensbrück besichtigen wolle?

Das Lager, fand Cocatrix, ähnelte einem Offiziers-Camp, wenn auch in den Unterkünften dreistöckige Schlafhürden standen. Er durfte das Krankenrevier, die Bibliothek und das überraschend saubere Haftgebäude sehen, nicht dagegen verschiedene Gebäude im Ostteil des Lagers, wo – nach Suhrens – Uniformtuche für die Wehrmacht hergestellt wurden.

Suhrens fragte eine der Frauen, ob sie schlecht behandelt oder geschlagen worden sei. Oder ob sie andere Klagen vorzubringen habe? Die Frau war voll des Lobes über ihre Bewacher. Suhrens – immer er – fragte noch andere weibliche Häftlinge, und das Ergebnis war immer das gleiche. Und jedesmal wandte sich Suhrens an Cocatrix und sagte ernst: «Bitte!» Schliesslich liess Suhrens eine Wärterin kommen.

«Haben Sie die Häftlinge schlecht behandelt?» fragte er.

«Aber das ist doch verboten!» sagte sie fast empört.

«Und wenn Sie sie schlagen?»

«Dann werden wir bestraft.»

Die gleichen Fragen brachten immer dieselben Antworten. Als sie das Lager verliessen, wollte Cocatrix Suhrens bitten, ihm die Gaskammer und das Krematorium zu zeigen, überlegte es sich dann jedoch wieder.

Im Büro traf er SS-Standartenführer Keindel, den Kommandanten von Sachsenhausen. Keindel leugnete, dass während des Abtransportes seines Lagers Grausamkeiten begangen worden seien. Cocatrix erklärte, zwei Fahrer des Roten Kreuzes und ein Delegierter seien selbst Augenzeugen mehrerer Morde gewesen. Keindel zuckte die Schultern. «Vielleicht haben ein paar SS-Wachen so etwas getan, um den Leuten ihre Leiden zu verkürzen – ein Akt der Menschlichkeit. Ich begreife nicht, warum von ein paar Toten soviel Aufhebens gemacht wird – während keiner ein Wort über die Terrorangriffe auf deutsche Zivilisten in Dresden spricht.» Vielleicht hätten Wachmannschaften da und dort etwas vorschnell gehandelt. Aber die Leute, die gewöhnlich für die Misshandlung von Häftlingen verantwortlich seien, behauptete er, seien Ungarn, Rumänen und Ukrainer – Menschen ganz anderer Mentalität.

Suhrens packte Cocatrix mit einer vertraulichen Geste am Arm, und während sie hinausgingen, meinte er: «Bei mir haben Sie derartiges nicht zu befürchten.»

9 Der SS-Kommandant in Berchtesgaden hatte nach Erhalt des Bormann-Funkspruchs sofort gehandelt und Göring mitsamt seiner Familie unter Hausarrest gestellt. Die letzten 48 Stunden waren bestimmt die stürmischsten in der an dramatischen Ereignissen reichen Laufbahn des Reichsmarschalls gewesen: Sein Führer war zusammengebrochen, er selbst hatte geglaubt, zur Übernahme der Macht aufgefordert worden zu sein; dann waren die drei Funksprüche Hitlers eingetroffen, und jetzt war er überzeugt, hingerichtet zu werden.

In der vorangegangenen Nacht hatte ein SS-Mann eine Pistole mit einer Patrone auf Görings Nachttisch gelegt. «Das werde ich nicht tun», hatte der Reichsmarschall zu Zychski gesagt und die Pistole in die Ecke geworfen. «Für alles, was ich getan habe, werde ich auch die Verantwortung übernehmen.»

Am Vormittag des 25. April versuchten mehrere SS-Führer, Göring in Anwesenheit seiner Frau und seines Dieners zu überreden, ein Dokument zu unterschreiben, wonach er wegen seiner angegriffenen Gesundheit seine sämtlichen Ämter niederlege. Göring weigerte sich; er konnte nicht glauben, dass Hitler tatsächlich meinte, was er in seinen Funksprüchen gesagt hatte. Daraufhin zogen die SS-Männer ihre Pistolen, und Göring unterschrieb. Im selben Augenblick trieb der Motorenlärm näherkommender Flugzeuge alle in den Schutzraum unter dem Hause.

Schon oft waren alliierte Maschinen auf ihren Flügen nach Salzburg, Linz und anderen Zielen über Berchtesgaden hinweggebraust, aber passiert war bisher nie etwas. Diesmal war es anders: Zwei starke Bomberverbände sollten Hitlers Zufluchtsort dem Erdboden gleich machen. Eisenhower war zwar überzeugt, dass der Führer in Berlin bleiben würde; aber er nahm an, dass die übrige Nazi-Prominenz hergekommen sei, um auf dem Obersalzberg ein neues Hauptquartier einzurichten.

Um 10.00 Uhr fegte die erste Welle über den Hohen Göll und lud ihre Bomben ab. Eine halbe Stunde später folgte ein zweiter, noch stärkerer Verband. Fast eine Stunde lang fielen schwere Luftminen direkt auf den Obersalzberg.

Nachdem der letzte Bomber abgeflogen war, erschien Generaloberst Robert Ritter von Greim, Befehlshaber der Luftflotte 6 in München, auf dem Obersalzberg. Hitlers Traum war nur noch ein riesiger Trümmerhaufen. Bestürzt sah sich Greim um. Das Haus des Führers, der berühmte Berghof, war direkt getroffen worden; eine Seite war eingestürzt, und das aufgerissene Blechdach ragte in die Luft. Ein paar hundert Meter entfernt stieg schwarzer Rauch aus Bormanns Villa, und das Haus Görings dahinter lag in Trümmern. Die SS-Unterkünfte, der Platterhof und das kleine Haus, in dem Hitler einen Teil von *Mein Kampf* geschrieben hatte, brannten.

Greim, überzeugter Nazi, hatte aus Berlin über Funk Order erhalten, sich im Führerbunker zu melden, und jetzt wollte er mit Koller sprechen, der – wie er erfahren hatte – einen ähnlichen Befehl erhalten hatte. Greim begann, über Göring herzuziehen, der den Bunker verlassen und «verräterisch» gehandelt habe. Zuerst stellte sich Koller vor seinen Chef, aber dann brach doch die angestaute Verbitterung aus ihm heraus. «Es ist nicht meine Sache, den Reichsmarschall zu verteidigen», sagte er. «Dazu hat er zu viele Fehler. Er hat mir das

Leben unerträglich gemacht – hat mich verächtlich behandelt, mir gedroht, er werde mich vor ein Kriegsgericht stellen und erschiessen lassen, obwohl nicht der geringste Grund vorlag; er hat sogar damit gedroht, Generalstabsoffiziere vor der Front des angetretenen Generalstabs erschiessen zu lassen.» Aber so weit wie Greim wollte er nicht gehen. «Ich weiss, dass der Reichsmarschall am 22. und 23. April nichts getan hat, was als Verrat ausgelegt werden könnte.»

Greim war davon keineswegs überzeugt. Man solle Göring nicht verteidigen, erklärte er und brach nach Berlin auf.

10 Am selben Morgen landete der frischgebackene Generalfeldmarschall Schörner auf einem Flugplatz bei Berlin und fuhr zum Führerbunker. Hitler hatte ihn kommen lassen; Schörner vermutete, dass der Führer von seinen Bemühungen erfahren hatte, Verhandlungen mit dem Westen aufzunehmen. Wie Himmler, Wolff und Steiner – alles SS-Führer – hatte er es auf eigene Faust versucht. Aber die Initiative war von Dr. Hans Kauffmann* ausgegangen, einem Beamten des Aussenministeriums, der sich mit Ribbentrop zerstritten hatte und zu einer Fronteinheit der Heeresgruppe Mitte versetzt worden war. Dr. Kauffmann hatte Schörner davon überzeugt, dass über tschechische Nationalisten möglicherweise eine Art Separatfrieden mit den Alliierten ausgehandelt werden könne. Der Plan war zwar reichlich kompliziert, aber nach mehreren geheimen Reisen Dr. Kauffmanns starteten zwei Maschinen der deutschen Luftwaffe mit tschechischen Unterhändlern an Bord in die Schweiz beziehungsweise nach Italien. Briten und Amerikaner, die nicht wussten, dass Schörner hinter dem Vorhaben stand, lehnten in Bausch und Bogen ab.

Schörner hätte keine Angst zu haben brauchen. Hitler begrüsst den Feldmarschall, den er sehr ins Herz geschlossen hatte, mit gewohnter Herzlichkeit. Aber auf das, was Hitler wollte, war Schörner durchaus nicht vorbereitet: Er solle den Befehl über die Alpenfestung übernehmen und sie ausbauen. Das deutsch-österreichische Alpengebiet solle möglichst schnell befestigt und mit den besten verfügbaren Streitkräften besetzt werden, erklärte Hitler. Es solle das letzte Bollwerk gegen den Bolschewismus werden.

Schörner verliess den Führerbunker und wurde anschliessend von Goebbels und Dr. Naumann über die Lage orientiert. Der Propagandaminister erklärte, ein ähnliches Projekt werde im Norden von Dönitz verwirklicht, und zwar um den Kaiser-Wilhelm-Kanal. Der Aufbau der beiden «Reduits» sei von grosser politischer Bedeutung, und es sei äusserst wichtig, in den beiden Gebieten strikte militärische Disziplin aufrecht zu erhalten. Sollte es notwendig werden, vor dem Westen zu kapitulieren, würden die Truppen fest in der Hand ihrer Kommandeure sein, da es Eisenhower den deutschen Stäben zweifellos erlauben würde, den Befehl weiter auszuüben.

Wenn die Bevölkerung in den Ländern des Westens die skandalösen Vereinbarungen von Jalta so gut kennen würde wie er, fuhr Goebbels fort, wenn sie

* Ein Deckname

wüsste, dass man den Russen den grössten Teil Osteuropas überlassen wolle, würde sie Truman und Churchill zwingen, Russland anzugreifen. Führende alliierte Militärs seien sich jetzt schon klar darüber, dass nur die Deutschen die Rote Armee besiegen könnten, und sie würden die Hilfe deutscher Truppen im nördlichen und im südlichen Reduit zweifellos dankbar annehmen.

Die Zange der Roten Armee um Berlin hatte sich fast geschlossen; der Fluchtkorridor zwischen Schukows und Konjews Truppen war nur noch wenige Kilometer breit. Besonders erbittert waren die Kämpfe in den südlichen Vororten, in der Nähe des Flugplatzes Tempelhof, und der Versuch, mit einem Flugzeug dort zu landen, bedeutete schon fast Selbstmord.

Weidling verbrachte den Tag damit, seine Verteidigungskräfte um Berlin umzugruppieren, und es war beinahe Mitternacht, als er im Führerbunker erschien, um über die Lage Bericht zu erstatten. Hitler sass an seinem mit Karten bedeckten Tisch; ihm gegenüber hockte, einem Vogel gleich, Goebbels auf einer Bank. Weidling ging auf eine grosse Karte zu. Der Ring um Berlin sei bald geschlossen, sagte er mürrisch. Hitler liess den Kopf hochfahren; er runzelte die Stirn. Weidling achtete nicht darauf, sondern referierte weiter: Der Karte nach scheine das Kräfteverhältnis ziemlich ausgeglichen zu sein; auf eine deutsche Division käme eine russische. «Aber unsere Divisionen sind nur dem Namen nach Divisionen», sagte er sarkastisch. «Was die Mannschaftsstärke angeht, sind sie den russischen im Verhältnis eins zu zehn unterlegen, und hinsichtlich Feuerkraft ist es noch schlimmer.»

Hitler war nicht bereit, solche Einwände zu berücksichtigen. Der Fall Berlins, sagte er, bedeute den Zusammenbruch Deutschlands, und er werde im Bunker bleiben – entweder siegen oder untergehen. Nur Goebbels sagte etwas – dasselbe wie Hitler. Die beiden dachten so ähnlich, dass der eine oft einen Satz des anderen zu Ende sprach.

Weidling war wütend, dass niemand eine abweichende Ansicht äusserte. Was Hitler auch sagte, wurde stillschweigend hingenommen. Hatten sie alle Angst, den Mund aufzumachen? Am liebsten hätte er geschrien: «Mein Führer, welch ein Wahnsinn! Eine Grossstadt wie Berlin kann nicht mit so schwachen Kräften und so wenig Munition verteidigt werden. Denken Sie, mein Führer, an das unsägliche Leid, das diese Kämpfe über die Bevölkerung Berlins bringen werden!» Aber dann sagte er doch nichts.

Heinricis gesamte Front befand sich in Auflösung. Eine ermutigende Meldung hatte er allerdings eben erhalten: Biehler war es doch noch gelungen, den russischen Ring um Frankfurt zu sprengen und sich dem Gros der 9. Armee anzuschliessen. Busse zog sich endlich nach Westen, in Richtung Wenck, zurück.

Auch Manteuffel drohte die Einkesselung durch die beiden Stosskeile Schukows im Süden und Rokossowskijs im Norden – Rokossowskij stand schon auf 70 Kilometer Breite 40 Kilometer diesseits der Oder. Trotzdem bestand Hitler darauf, dass Manteuffel seine Stellungen hielt.

«Ist es Ihnen möglich, diesen Befehl auszuführen?» fragte Heinrici.

«Die Stellungen, in denen wir jetzt stehen, können wir vermutlich für den Rest des Tages noch halten», war die unverblümete Antwort. «Dann allerdings werden wir uns zurückziehen müssen.»

Heinrici verwies darauf, dass dies Bewegungskrieg bedeuten würde.

«Eine andere Wahl haben wir nicht», antwortete Manteuffel. «Wenn wir bleiben, wo wir sind, werden wir – wie die 9. Armee – eingekesselt.»

Heinrici war ebenfalls der Ansicht, dass ein Rückzug in naher Zukunft erforderlich werden würde, und fuhr nach Südwesten zu Steiner. Der SS-General hatte ihm am Telefon mitgeteilt, dass das OKW immer noch von ihm verlange, in Richtung Berlin anzugreifen.

Als Heinrici eintraf, diskutierte Steiner eben wieder hitzig mit Jodl. Was Berlin verlange, sagte Steiner, sei unmöglich. Er wolle nicht sinnlos seine Männer opfern.

«Es ist ein Sonderauftrag», sagte Heinrici drängend. «Eine einmalige Gelegenheit, den Führer zu befreien. Zumindest könnten Sie es versuchen.» Man könne den Angriff sogar taktisch rechtfertigen: Manteuffel erhalte auf diese Weise wenigstens einen gewissen Flankenschutz. Aber Steiner weigerte sich, eine feste Zusage zu machen.

Als Heinrici und Jodl durch strömenden Regen zum Hauptquartier des OKW fuhren, das eben in die Nähe von Dr. Gebhardts Sanatorium verlegt worden war, zeigte Heinrici auf die endlosen Flüchtlingskolonnen, die sich die Strassen entlangwälzten, und auf die brennenden Häuser allenthalben. «Sie sehen das alles», sagte er. «Wofür kämpfen wir eigentlich noch? Sehen Sie sich all dies Leid an.» «Wir müssen den Führer befreien.»

«Und wenn wir das geschafft haben – was dann?»

Jodls Antwort war unklar: der Führer sei der einzige, der die Lage noch meistern könne.

Das war für Heinrici der Beweis, dass das OKW über keine Strategie für die Fortsetzung des Krieges verfügte. Als er am Abend wieder seinen eigenen Gefechtsstand betrat, läutete das Telefon. Ohne erst den Mantel auszuziehen, nahm er den Hörer ab.

«Hier ist Manteuffel», sagte eine abgehackte Stimme. Die Russen seien bereits durch seine zweite Verteidigungslinie gedrungen. «Ich bitte um die sofortige Erlaubnis, mich auf vorbereitete Stellungen zurückziehen zu dürfen. Sonst ist es zu spät.»

Hitlers erst kurz zuvor erneuerter Befehl untersagte jede grössere Absetzbewegung ohne Genehmigung des OKW; aber ohne zu zögern, sagte Heinrici: «Dann gehen Sie sofort zurück. Und räumen Sie auch die Festung Stettin.» Dann legte er auf und befahl Oberst Eismann, dem OKW sofort mitzuteilen, dass er, Heinrici, der 3. Panzerarmee die Genehmigung zum Rückzug gegeben habe. Zum Teufel mit Hitlers Befehl.

25 «Wir müssen eine neue Welt, eine viel bessere Welt bauen»

1 Am Tag von Hitlers Zusammenbruch rollte eine motorisierte Kolonne der amerikanischen 84. Division in die Stadt Salzwedel, 150 Kilometer westlich des Führerbunkers. In den Häusern hockten, fast so verängstigt wie die Einwohner, an die 4'000 KZ-Häftlinge und Zwangsarbeiter. Ihre Wachen hatten sich aus dem Staub gemacht.

Tadeusz Nowakowski gehörte zu den ersten, die sich auf die Strasse wagten. 1937, mit 17 Jahren, hatte er den Preis der polnischen Akademie für junge Schriftsteller gewonnen. Zwei Jahre später waren er und sein Vater, der zur Zeit des Versailler Vertrages mit Paderewski zusammengearbeitet hatte, wegen Verbreitung der Untergrundzeitung *Noch lebt Polen* verhaftet worden. Der ältere Nowakowski hatte die Befreiung seines Konzentrationslagers, Dachau, nicht mehr erlebt, er war von einem wütenden Wachtposten mit der Schaufel erschlagen worden. Aber sein Sohn hatte die Gestapo-Gefängnisse und Lager überstanden. Anfang Februar war er geflohen. Es hatte ihn nach Salzwedel verschlagen, wo er seitdem in einer Zuckerfabrik arbeitete.

Die Strassen von Salzwedel waren mit amerikanischen Motorrädern, Jeeps, Lastwagen und Panzern verstopft; Wolken aus Qualm und Staub standen über der Stadt. Nowakowski hörte den Motorenlärm von Flugzeugen. Das war die Befreiung, von der er so viele Jahre geträumt hatte.

Ein Jeep hielt; stürmisch beklatscht, mit Blumen überschüttet, stieg ein riesiger Neger aus. Er schob sich durch die Menschenmenge und nagelte an einen Telegrafmast ein Schild «Langsam fahren». Während er sich mit dem Helm Luft zufächelte, kämpfte er sich wieder zu seinem Jeep zurück; hupend fuhr er davon. Die anderen Amerikaner zeigten kaum mehr Anteilnahme. Die Häftlinge schienen ihnen gleichgültig, auch wenn sie Zigarettenpäckchen in die Menge warfen. Die Soldaten waren nicht arrogant; trotzdem, so hatte man den Eindruck, interessierten sie diese verwarlosten und hilflosen Menschen nicht allzu sehr. Aber vielleicht waren sie des Ganzen auch nur überdrüssig, überlegte Nowakowski.

Nur ein Kameratrupp zeigte reges Interesse. Die Männer überredeten die abgemagerten Häftlinge, noch einmal in das Lager zurückzukehren; sie wollten sie hinter Stacheldraht filmen. Ein paar Kinder schrien, als man sie durch das Tor führte.

Horden von Zwangsarbeitern zogen plündernd durch die Strassen. Es war der Tag der Rache. Barfüssige Rumänen leerten Eimer mit Marmelade auf den Bürgersteig, Frauen schlugen Schaulensterscheiben mit blossen Händen ein, ein Russe warf mit Heringen um sich.

Ein verwundeter SS-Mann wurde aus einer Werkstatt gezerrt und zu Tode getrampelt. Häftlinge, mit vom Hunger aufgetriebenen Leibern, drängten zu dem Toten und zerfetzten ihn mit Fingern und Zähnen. Auch Nowakowski wollte schreien: «Reisst ihm die Augen aus! Rache für meinen gefolterten Vater, für meine Kameraden, für meine zerbombte Stadt!» Aber die Worte blieben ihm in

der Kehle stecken. Er lachte hysterisch, während ihm die Tränen über das Gesicht liefen. Er dachte nur: «Ich lebe noch, ihr Hunde!»

Eine amerikanische Patrouille in einem Jeep gab eine Salve über die Köpfe der dichtgedrängten Menschenmenge ab, hupte missbilligend und fuhr weiter. Es waren Bilder aus einem surrealistischen Alptraum. Vor einem Kaufhaus sah Nowakowski zwei betrunkene Franzosen, die sich in ein zeretztes Brautkleid verheddert hatten, sich gegenseitig auf den Mund küssten und das Haar streichelten. Eine alte Polin spuckte Blut, und Zigeunerkinde leerten einen Sack Mehl über ihr aus. Auf der anderen Seite des Kanals kletterten Häftlinge auf einen Tankwagen der Eisenbahn, der mit Alkohol gefüllt war. Sie bekamen das Ventil nicht auf, und einer holte eine Axt. Die kreischende Menge versuchte den Strahl mit Konservendbüchsen, Hüten und Schuhen aufzufangen. Ein tschechischer Junge schrie: «Das ist Methylalkohol! Das ist giftig!» Aber niemand hörte auf ihn.

Ein paar Russen fesselten den Bürgermeister an einen Grabstein und rissen seiner Frau und seiner Tochter die Kleider vom Leib. Der Mann bäumte sich auf und schrie; es klang wie das Krähen eines Hahnes. Seiner Frau sei es in Charkow genauso ergangen, schrie ein rotgesichtiger Russe. Er schubste seine jüngeren Landsleute zu dem Mädchen hin. Die Mutter warf sich vor den Russen auf die Knie und versuchte, ihre Füße zu küssen.

Einen Moment zögerten diese. Dann packte ein untersetzter Kalmücke das Mädchen und zerrte es zu Boden. Noch einmal versuchte der Vater, sich zu befreien. Er riss den Grabstein aus der Erde – und fiel tot um. Nowakowski sah, wie der Russe mit dem roten Gesicht wegging, die Hände in den Taschen. Am Kanal setzte er sich auf eine Bank und verbarg das Gesicht in den Händen.

Die Unruhen nahmen solche Ausmasse an, dass die Amerikaner die Häftlinge wieder einsperren mussten. Mit mehreren hundert anderen wurde Nowakowski in der Sporthalle einer Kaserne eingeschlossen. Aber der Alptraum war nicht zu Ende. Junge Polinnen sangen Volkslieder, während sich ein paar Meter entfernt Männer, die von dem Methylakohol getrunken hatten, im Todeskampf wanden und eine violette Flüssigkeit erbrachen. Die Ruhrkranken erleichterten sich, wo sie gerade lagen, und wurden von ihren Nachbarn weggestossen.

Ein paar Jungen hatten sich an die Turngeräte gemacht. Sie kletterten an den Seilen hoch und schwangen an den Trapezen hin und her. Sie kreischten und lachten; es störte sie gar nicht, dass einer von ihnen auf einen Schrotthaufen fiel, eine Zeitlang schrie und dann starb.

Um Mitternacht wurde die Lage kritisch. Eine Horde von Männern brach in die Gruppen schlafender Polinnen und Ukrainerinnen ein. Nowakowski hörte Schläge, kurze Schreie, Flüche, Lachen, Weinen und Wimmern. Einer der Männer schrie verzweifelt immer wieder: «A ja nje mogu, nje mogu!» (Ich kann nicht, ich kann nicht!)

Ein Italiener, der sich mit dem Alkohol vergiftet hatte, bekam einen Anfall. Bellend und blökend wie ein Tier kroch er über die Schläfer hinweg. Dann schlug er seinen Kopf so lange gegen die Mauer, bis er tot unter dem Heizkörper lag.

Bei Tagesanbruch wurde die Turnhalle wieder aufgesperrt; die französischen, holländischen, belgischen, luxemburgischen und tschechischen Häftlinge wurden

aufgefordert, herauszukommen; sie würden ins Kasino verlegt. Die anderen wurden wütend, schrien, tobten, verfluchten die Amerikaner und den Tag der Befreiung. «Wir sind auch Verbündete!» brüllte ein Italiener.

Eine Welle der Hysterie ging durch den Saal. Eine Ukrainerin, die glaubte, man habe ihr einen Kamm gestohlen, riss einer Polin die Kette vom Hals. Die Polin rief ihre Landsleute zu Hilfe, und dann gellte ein Schrei: «Schlagt die Ukrainer tot!»

Ein Lautsprecher dröhnte: «Hallo, hallo!» In fünf Sprachen wurde bekanntgegeben, dass die Sporthalle besichtigt würde. Um acht Uhr schauten mehrere amerikanische Offiziere zur Tür herein, zogen sich aber sofort erschrocken wieder zurück. Die Kinder wurden nach draussen gebracht. Ein Gerücht machte die Runde: jüdische Frauen würden in Villen untergebracht und erhielten Weissbrot, Eier und Schokolade. «Sie baden in heissem Wasser und laufen in Morgenröcken herum!»

«Sie schlafen mit den Amerikanern!»

«Da sieht man wieder, wie diese Schweine sich um ihre eigenen Leute kümmern!» schrie einer. «Ein Jude hilft immer einem Juden, aber die Christen können wie Hunde verrecken!»

«Wie Hunde!» wiederholte der Chor.

«Und nur, weil wir keine dreckigen Juden sind wie sie!» kreischte eine alte Frau. Sie hatte eine Männermütze auf dem Kopf.

Ein Mädchen schrie zurück: «Das kommt bloss daher, weil sie uns in den Krematorien verbrannt haben, während ihr euch mit den deutschen Bauern im Heu herumgetrieben habt!»

Auf einmal war es ganz still. Alle starrten das Mädchen an. Es war klein und hässlich und hatte einen grossen Kopf, so, als hätte man einen Kürbis auf eine Stange gesteckt. Die roten Ohren standen ab. «Los doch – schlagt mich!» schrie das Mädchen heiser.

«Jüdin!» kreischte jemand, und alles stürzte sich auf das Mädchen. Ein älterer Mann mit Brille, der wie ein Professor aussah, legte schützend einen Arm um das Mädchen. «Rührt sie nicht an!»

Sie wurden beide zu Boden gerissen, ihre Schreie mit Säcken erstickt. Den «Professor» hielt man fest; dem Mädchen wurde das Haar in Büscheln ausgerissen; Finger stachen in ihre Augen. «Das ist für die Milch!» schrie jemand. «Das für die Schokolade! Und das für die Bauern im Heu, du dreckige Jüdin!»

Der Professor hörte auf, sich zu wehren; sein Körper wurde schlaff.

«Mein Gott!» rief eine Frau. «Sie sind tot!»

Der Haufen lief auseinander. Zwei Russinnen wischten den beiden das Blut ab, zerrten sie in eine Ecke und legten sie auf einen Haufen Toter.

Wieder dröhnte der Lautsprecher: die Häftlinge sollten Geduld haben; Lebensmittel seien schon unterwegs, und alle bekämen eine Unterkunft. Ein paar Minuten später wurde Essen ausgegeben; jeder erhielt heisse Suppe und Weissbrot. In den darauffolgenden Stunden erlebten die Häftlinge eine Verwandlung, an die sie kaum zu glauben vermochten: Die Sporthalle wurde gereinigt, sie selbst wurden gewaschen und neu eingekleidet.

Dann stellten sie sich auf, um von einem gutaussehenden amerikanischen Sergeant Lebensmittelpakete zu empfangen. (Der Mann schaffte es, nebenher ein Buch zu lesen.) Wenn die Gefangenen sich seinem Tisch näherten, taten sie es, als träten sie an einen Altar. Aus den Kindergesichtern war der gehetzte Ausdruck schon fast verschwunden. Alles schien jetzt ganz einfach, logisch und leicht. Fast alle lächelten. Aus dem Lautsprecher erklang der Schlager «*I love you, I love you, I love you.*». Aber das amerikanische Wunder war noch nicht zu Ende. Auf Lastwagen wurden transportable Kapellen herangeschafft, und eine halbe Stunde später hielten ein orthodoxer Pope, ein Rabbi, ein katholischer Priester und ein protestantischer Geistlicher auf dem Fussballplatz Gottesdienst. Die Gefangenen sangen, und danach dröhnte ein Gebet aus den Lautsprechern: «Halleluja! Der Herr hat gesiegt, und der Geist des Unrechts ist zu Staub und Asche geworden! Halleluja! Die Ketten, die die Hände der Gerechten fesselten, sind gefallen, und der Rauch des Opfers steigt zum Himmel...»

Zettel mit dem Text des Gebetes wurden verteilt. Nowakowski griff sich einen Packer und ging auf das Klosett. Seit fünf Jahren hatte er kein so weiches Papier mehr in der Hand gehabt.

2 Am 23. April, um 14.00 Uhr, traf sich Präsident Truman mit seinen führenden militärischen und diplomatischen Beratern – Stimson, Forrestal, Leahy, Marshall, King und Stettinius – zu einer wichtigen Konferenz. Anwesend waren ausserdem James Dünne vom amerikanischen Aussenministerium und die drei kurz zuvor aus Moskau zurückgekehrten Sowjet-Experten Harriman, Bohlen und Deane. In ein paar Stunden sollte der sowjetische Aussenminister vom Präsidenten empfangen werden. Stettinius berichtete, dass Molotow in der polnischen Frage unachgiebig sei und nach wie vor für die Regierung in Lublin einen Sitz in San Francisco verlange.

«Unsere Vereinbarungen mit der Sowjetunion haben sich als Einbahnstrassen erwiesen. Das kann so nicht weitergehen», sagte Truman scharf. «Das muss sofort aufhören. Ich habe die Absicht, in San Francisco meine Pläne vorzulegen, und wenn die Russen nicht mitmachen wollen, können sie sich zum Teufel scheren.»

Der Präsident fragte jeden der Anwesenden nach seiner Meinung. Stimson gestand, das Problem nicht genügend zu kennen, bezweifelte jedoch, dass es klug sei, eine allzu starke Politik zu verfolgen. «Ich mache mir darüber sehr grosse Sorgen ... Meiner Ansicht nach sollten wir sehr behutsam vorgehen und sehen, ob wir die Sache nicht ausbügeln können, ohne dass es zu einem Zusammenstoss kommt.»

«Es handelt sich nicht um einen einmaligen Vorfall», erwiderte Forrestal. «Es ist nur ein Beispiel für das eigenmächtige Vorgehen Russlands.» Eine ähnliche Haltung hätten die Sowjets bereits in Bulgarien, Rumänien, Ungarn und Griechenland eingenommen. «Ich glaube, dass wir uns mit diesem Problem genauso gut heute wie später auseinandersetzen können.»

«Im Grunde geht es darum, ob wir uns am Programm der sowjetischen Beherrschung Polens beteiligen», sagte Harriman. «Ganz offensichtlich besteht die

Möglichkeit eines Bruchs mit den Russen, aber ich denke, dass dieser Bruch immer noch vermieden werden kann, wenn man entsprechend vorgeht.»

«Ich habe nicht die Absicht, Mr. Molotow ein Ultimatum zu stellen», sagte Truman. Er wolle lediglich die Position der amerikanischen Regierung eindeutig klarstellen.

Stimson war immer noch besorgt. «Ich würde gerne wissen, wie weit die russische Reaktion auf ein scharfes Eintreten für Polen gehen wird», sagte er. Seiner Ansicht nach sollten sich Leute wie Forrestal und Harriman, die offenbar so böse auf die Russen seien, grösstmögliche Zurückhaltung auferlegen. Ihm täte Truman leid, der mit einer so verfahrenen Lage fertig werden müsse und möglicherweise zu überstürzten Entscheidungen veranlasst werde. «Ich würde sagen, dass die Russen vielleicht realistischer denken als wir – was ihre Sicherheit angeht», meinte er. «Und es täte mir leid, wenn es wegen dieser einen Sache zu einem Bruch zwischen unseren beiden Ländern kommen würde.»

Auch Leahy war besorgt. «Ich hoffe, dass wir den Russen unseren Standpunkt so darlegen werden, dass die Tür für spätere Schlichtungsversuche nicht zugeschlagen ist. Ich verliess Jalta seinerzeit mit dem Eindruck, dass die Sowjetregierung keineswegs die Absicht hatte, in Polen eine freie Regierung zuzulassen. Es wäre eine Überraschung für viele gewesen, wenn sich die Sowjetregierung anders verhalten hätte, als sie es getan hat.» Die Übereinkünfte von Jalta könnten so und so ausgelegt werden. Seiner Ansicht nach würde ein Bruch mit den Sowjets eine ernste Angelegenheit. «Trotzdem sollten wir ihnen klarmachen, dass wir für ein freies und unabhängiges Polen eintreten.»

Marshall sprach schliesslich das aus, was alle dachten. «Ich hoffe auf den Eintritt der Sowjets in den Krieg gegen Japan, und zwar zu einem Zeitpunkt, der für uns günstig ist», sagte er. «Es liegt an den Russen, ihn so lange hinauszuzögern, bis wir die Dreckarbeit getan haben.» Wie Leahy und Stimson glaubte auch er, dass ein Bruch mit Moskau sehr ernst zu nehmen wäre.

«Geht es um die Einladung der Lublin-Regierung nach San Francisco?» fragte King.

«Diese Angelegenheit ist geregelt und steht nicht mehr zur Debatte», erwiderte Truman. «Es geht lediglich um die Durchführung der Vereinbarungen, die die Regierung der USA mit der Sowjetunion getroffen hat.» Nachdem er sich die Meinungen seiner Berater angehört hatte, traf er seine Entscheidung: «Was Forrestal und Harriman sagten, klingt am vernünftigsten. Ich werde Mr. Molotow sagen, wir erwarteten, dass die Sowjets zur Übereinkunft von Jalta stehen, und wir unsererseits würden es ebenso halten.»

Um 17.30 Uhr traf Molotow mit Botschafter Gromyko und Dolmetscher Pawlow ein. Harriman, Leahy und Stettinius blieben beim Präsidenten – ausserdem Bohlen, der als Dolmetscher fungierte. Nachdem Truman seine Gäste begrüsst hatte, sagte er: «Leider habe ich erfahren, dass bei der Lösung der polnischen Frage keine Fortschritte erzielt worden sind.»

Dass er so direkt und ohne Zögern auf das heikle Thema losging, brachte die Russen, die an Roosevelts verbindliche Beredsamkeit gewöhnt waren, aus dem Konzept. Die Vereinigten Staaten, erklärte Truman, seien entschlossen, ihre

Pläne für die Vereinten Nationen weiter zu verfolgen, ungeachtet der Schwierigkeiten und Differenzen, die dabei entstehen könnten. Wenn man sich freilich über Polen nicht einigen könne, müsse er ernstlich bezweifeln, dass eine erspriessliche Zusammenarbeit nach dem Kriege möglich sei. «Das gilt sowohl für die wirtschaftliche wie auch für die politische Zusammenarbeit ... und ich kann nicht hoffen, entsprechende Massnahmen durch den Kongress zu bringen, wenn die Öffentlichkeit nicht dahintersteht.»

Er übergab Molotow einen Brief für Stalin.

... Nach Ansicht der Regierung der Vereinigten Staaten kann die auf der Krim getroffene Entscheidung über Polen nur dann durchgeführt werden, wenn eine Gruppe wahrhaft repräsentativer, demokratischer polnischer Führer zu Beratungen nach Moskau eingeladen wird ... Die Regierung der Vereinigten Staaten und die britische Regierung sind so weit gegangen, wie es ihnen möglich war, um mit der Lage fertig zu werden und die auf der Krim gefassten Entschlüsse sinngemäss zu realisieren. Dies ergibt sich aus ihrer gemeinsamen Botschaft, die Marschall Stalin am 18. April überreicht wurde ...

Die Sowjetregierung muss wissen, dass ein Fehlschlag bei der Durchführung der auf der Krim über Polen gefassten Beschlüsse zu diesem Zeitpunkt das Vertrauen in die Einmütigkeit der drei Regierungen und ihre Entschlossenheit, die Zusammenarbeit in Zukunft genauso wie in der Vergangenheit fortzusetzen, ernstlich erschüttern würde.

Harry Truman.

Molotow nahm den Brief entgegen und sagte in seiner gedrechselten Art: «Ich hoffe, dass ich die Ansicht der sowjetischen Regierung zum Ausdruck bringe, wenn ich feststelle, dass sie mit den Vereinigten Staaten und Grossbritannien wie bisher zusammenzuarbeiten wünscht.»

«Ich hoffe es auch», gab Truman sofort zurück. «Sonst hätte unser heutiges Gespräch auch keinen Sinn.»

Molotow war überrascht. Er konstatierte, die Grundlagen der Zusammenarbeit seien bereits geschaffen und die drei Regierungen in der Lage, eine gemeinsame Sprache zu finden, um Differenzen beizulegen. Überdies seien die drei Regierungen immer als gleichberechtigte Partner aufgetreten, und es habe keinen Fall gegeben, dass einer versucht hätte, dem anderen seinen Willen aufzuzwingen.

«Wir verlangen lediglich», sagte Truman, «dass die sowjetische Regierung die auf der Krim beschlossenen Vereinbarungen über Polen einhält.»

Harriman fand, dass Trumans Offenheit äusserst erfrischend wirkte. Auch Leahy war beeindruckt.

Molotow erwiderte ein wenig steif, dass seine Regierung zu den auf der Krim beschlossenen Vereinbarungen stünde. «Für uns ist das Ehrensache.» Die bestehenden guten Beziehungen böten glänzende Aussichten für die Zukunft, versicherte er. «Die sowjetische Regierung ist überzeugt, dass alle Schwierigkeiten überwunden werden können.»

Hier unterbrach ihn Trumans nieselnde Stimme. «Über Polen ist eine Vereinbarung bereits erzielt. Es ist also nur noch nötig, dass Marschall Stalin diese Vereinbarung entsprechend seiner Zusage erfüllt.»

Molotow erinnerte an Stalins Botschaft vom 7. April. «Da die drei Regierungen ein Übereinkommen in der Frage der jugoslawischen Regierung erreicht haben, ist es mir persönlich unbegreiflich, warum dieselbe Formel nicht auch im Falle Polens angewendet werden kann.»

«Über Polen ist bereits eine Vereinbarung geschlossen», gab Truman scharf zurück. «Erforderlich ist allein, dass sie von der sowjetischen Regierung auch eingehalten wird.»

Molotow war sichtlich aufgebracht. Seine Regierung, sagte er, unterstütze die Vereinbarungen von Jalta. «Aber ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, dass eine Aufhebung dieser Entscheidungen durch andere als Wortbruch der sowjetischen Regierung betrachtet wird. Die polnische Frage, die ja ein benachbartes Land betrifft, ist für die sowjetische Regierung gewiss von grossem Interesse.»

Truman wollte sich nicht vom Thema abbringen lassen. «Die Vereinigten Staaten sind bereit, alle in Jalta erzielten Vereinbarungen loyal zu erfüllen, und fordern lediglich, dass die sowjetische Regierung dasselbe tut.» Die Vereinigten Staaten wünschten Freundschaft mit Russland. «Ich möchte jedoch unmissverständlich klarstellen, dass dies nur auf der Grundlage der gegenseitigen Respektierung von Vereinbarungen und nicht auf der Grundlage einseitiger Entschlüsse möglich ist.» Jetzt war Molotow ganz offensichtlich wütend. «In diesem Ton hat man in meinem ganzen Leben noch nicht mit mir gesprochen!» sagte er.

«Halten Sie Ihre Versprechungen», sagte Truman, «und man wird in diesem Ton auch nicht mit Ihnen sprechen.»

3 Nachdem er Leipzig genommen hatte, war Hodges bis an die Mulde vorgerückt und dort stehengeblieben, um die Russen zu erwarten. Pattons Verbände näherten sich ebenfalls bereits der Linie, an der sie haltmachen sollten. Jeden Augenblick konnte es zum ersten Kontakt mit den Sowjets kommen.

Am Morgen des 23. April gab Sergeant Alex Balter von der 6. Panzerdivision auf seinem SCR 506 über Kanal 4160 die Durchsage: «Amerikanische Streitkräfte nähern sich Süddeutschland. Achtung, russische Streitkräfte! Dies ist die Stimme eurer amerikanischen Verbündeten, die bei Mittweida auf euch warten.» Um 8.20 Uhr wiederholte er sein Sprüchlein. Plötzlich meldete sich eine russische Stimme und sagte mehrmals: «*Bravo Amerikanski!*» Dann jedoch schaltete sich ein Störsender mit dem Lied «O du lieber Augustin» ein. Um 9.30 Uhr nahm Balter – er verstand Russisch, denn seine Mutter stammte aus Russland – zum zweitenmal Kontakt mit den Sowjets auf und gab seine genauen Koordinaten an. Als er die Russen nach ihrem Standort fragte, erklang wieder deutsche Musik, und jemand wetterte gegen die Feinde des Vaterlandes und alle Judenfreunde. Erst um 13.10 Uhr konnte er die Russen wieder hören – diesmal begrüßten sie die Amerikaner im Chor. Dann fragte jemand: «Wo stecken die Deutschen? Sie warten, bis sie kalte Füße und Hunger bekommen, und dann werden sich die Hunde in Massen ergeben.» Der Russe wollte seine Position nicht angeben. «Wir marschieren auf die amerikanischen Linien zu», sagte er.

Balter solle ihm sagen, wo Mittweida liegt.

«Chemnitz.» Der Russe korrigierte Bakers Aussprache.

«Unsere Streitkräfte sind intakt», sagte Balter. «Wir haben unser Ziel erreicht. Alles Gute. Gott segne unsere Freunde.»

«Morgen, Kameraden. Morgen, Brüder.» Es folgte eine Pause. «Der grosse Augenblick ist morgen. Passt auf. Morgen vormittag. Gott sei mit euch, Freunde. Morgen um acht. Bleibt, wo ihr seid, wir kommen!» Etwas später meldete sich eine andere russische Stimme: «Dritte Armee, wir nähern uns euch. Mehr darf ich im Augenblick nicht sagen. Eure russischen Kameraden schlafen nicht. Wir haben eine Menge geschafft.»

«Amerikaner, macht euch keine Sorgen», schaltete sich eine deutsche Stimme ein. «Ihr werdet diese Gauner, eure russischen Freunde, schon rechtzeitig treffen.» Aufgeregt meldete Balter seinem Kommandeur, was er gehört hatte. «Balter, Sie wollen mich hoffentlich nicht auf den Arm nehmen!»

«Colonel Harris», sagte der Sergeant, «ich bin jetzt drei Jahre bei Ihnen und habe Sie bisher noch nie auf den Arm genommen.»

Trotz der Versprechungen, die die Russen Balter gemacht hatten, war am folgenden Tag von Einheiten der Roten Armee, die Verbindung mit Pattons Armee aufnehmen wollten, nichts zu sehen. Bei Hodges war man noch ungeduldiger; seit mehr als einer Woche standen die Amerikaner schon am Ufer der Mulde. Im Laufe des Nachmittags wollten ein paar Offiziere der 1. Armee das Ostufer erkunden, erhielten jedoch keine Genehmigung.

Dann wurde Oberleutnant Albert Kotzebue vom 273. Infanterieregiment, 69. Division, losgeschickt. Mit sieben Jeeps ging er über den Fluss. Angeblich operierten russische Patrouillen in dem schmalen Streifen zwischen Mulde und Elbe. Für den Fall, dass er auf eine dieser Vorhuten stiess, hatte Kotzebue Auftrag, eine Zusammenkunft zwischen dem sowjetischen Kommandeur und Colonel C. M. Adams zu vereinbaren, dessen Regiment das Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig erobert hatte. Auf keinen Fall dürfe er weiter als drei Kilometer nach Osten stossen.

Kotzebue, Sohn eines aktiven Heeres-Obersten russischer Abkunft, fuhr mit 35 Männern in Richtung Elbe los. Nach einigen Kilometern stiess er auf etwa 75 Deutsche, die sich ergeben wollten. Sie wurden entwaffnet und erhielten Befehl, nach Westen zu marschieren. Gegen 17.30 Uhr erreichte Kotzebue Kühren. Weiter durfte er nicht.

Über Funk meldete Kotzebue sich bei «Tryhard» – der Deckname seines Regiments – und erhielt Befehl, in allen Richtungen weitere fünf Kilometer aufzuklären. Er stiess lediglich auf deutsche Soldaten und auf von ihren Wachen verlassene alliierte Kriegsgefangene, die der Patrouille jubelnd zuwinkten. In einem Haus fand er zwei Kinder, die mit ihren Eltern zusammengesunken am Esstisch sassen; sie hatten Gift genommen. Kotzebue kehrte nach Kühren zurück, und da es bereits dunkel war, beschloss er, die Nacht dort zu bleiben.

Am nächsten Morgen – es war der 26. April – führte Kotzebue seine Patrouille wieder in Richtung Osten; er hatte Auftrag, Verbindung mit den Russen aufzunehmen, und war entschlossen, ihn auszuführen. Obgleich er ausserdem Befehl

hatte, nicht weiter als fünf Kilometer vorzurücken, fuhr er immer weiter in Richtung Elbe, denn jede Hügelkette verleitete ihn dazu, die nächste auch noch zu erreichen. Allerdings hielt er stets Distanz von dem Jeep, in dem das Funkgerät eingebaut war, weil er fürchtete, den Befehl zum Rückmarsch zu erhalten.

Im Führerbunker berichtete Heinz Lorenz von der amtlichen deutschen Nachrichtenagentur dem Führer, er habe die Meldung eines neutralen Senders abgehört, dass Russen und Amerikaner an der Mulde Verbindung aufgenommen hätten. Hinsichtlich der zu besetzenden Abschnitte seien geringfügige Differenzen aufgetreten; die Russen beschuldigten die Amerikaner, die in Jalta getroffenen Vereinbarungen nicht einzuhalten.

Mit leuchtenden Augen richtete Hitler sich in seinem Sessel auf. Dann lehnte er sich zurück und sagte: «Meine Herren, das ist wieder ein schlagender Beweis für die Uneinigkeit unserer Feinde. Würden das deutsche Volk und die Geschichte mich nicht als Verbrecher bezeichnen, wenn ich heute Frieden schliesse, während immer noch die Möglichkeit besteht, dass unsere Feinde sich morgen in die Haare geraten?» Seine Energie schien zuzunehmen. Er fuhr fort: «Ist es nicht jeden Tag – ja, sogar jede Stunde – möglich, dass zwischen Bolschewisten und Angelsachsen Streitigkeiten über ihre Beute, Deutschland, ausbrechen?» Er wandte sich an Krebs und nickte fast unmerklich.

Der Generalstabschef begann seinen Bericht, bei dem Hitler ihn zweimal unterbrach. Wo Wenck sei und ob der Angriff von Manteuffels 3. Armee Fortschritte gemacht habe, wollte Hitler wissen. Auf beide Fragen konnte Krebs nur dieselbe Antwort geben: «Keine Meldungen.»

Um 10.30 Uhr befand sich Kotzebue auf halbem Weg zwischen Mulde und Elbe. Er fuhr über verdreckte Landstrassen. Etwa um 11.00 Uhr erreichte sein kleiner Verband eine Siedlung, eineinhalb Kilometer von der Elbe entfernt. Die Amerikaner sahen einen pelzbemützten Reiter in einem Hof verschwinden. Aufgeregt gab Kotzebue Gas. Der Mann war ein sowjetischer Kavallerist; er bäugte die Amerikaner misstrauisch. Kotzebue liess ihn durch einen Dolmetscher fragen, wo sein Kommandeur sei, der Russe zeigte nur nach Osten.

Wenige Minuten später waren die Amerikaner an der Elbe und fuhren stromaufwärts; nach eineinhalb Kilometern erreichten sie Strehla. Der Ort schien ausgestorben. Kotzebue entdeckte die Trümmer einer Pontonbrücke. Am anderen Ufer des Flusses tauchten Gestalten auf. Er liess seine Fahrzeuge halten und sah durchs Doppelglas. Nach ihren Uniformen und den glitzernden Orden zu schliessen, waren die Leute drüben Russen. Er sah auf seine Uhr. Es war genau 12.05 Uhr.

Kotzebue versuchte, mit den Sowjets Funkverbindung aufzunehmen. Als dies nicht gelang, befahl er seinem Fahrer, dem Gefreiten Edward Ruff, das zwischen Russen und Amerikanern vereinbarte Erkennungszeichen zu geben. Ruff schoss zwei grüne Leuchtkugeln ab. Die Gestalten jenseits des Flusses kamen ans Ufer und starrten herüber.

«*Amerikanski!*» schrie Kotzebue. Keine Antwort. Er wollte hinüber. Am Ufer

entdeckte er vier zusammengekettete Boote; er befestigte sorgfältig eine Handgranate an der Kette und sprengte sie ab. Wenige Minuten später sass er mit Ruff, dem Maschinengewehrschützen John Wheeler, dem Schützen Larry Hamlin, Stephan Kowalski, einem Sanitäter, der russisch sprach, und dem deutsch sprechenden Schützen Joseph Polowsky in einem der Boote. Mit Brettern und Gewehrkolben paddelten sie über den Fluss. Die Strömung war stark, aber schliesslich erreichten sie den östlichen Teil der Pontonbrücke. Als die Amerikaner an Land sprangen, kamen drei Russen vorsichtig die steile Böschung heruntergestiegen. Kotzebue stellte sich vor und sagte, er würde gern möglichst schnell ein Treffen zwischen dem russischen und dem amerikanischen Kommandeur vereinbaren. Die Sowjetsoldaten lachten und klopfen den Amerikanern begeistert auf den Rücken.

Während ein Russe fotografierte, erschien ein russischer Offizier, die Brust mit Orden bedeckt: Oberstleutnant Alexander T. Gardiew vom 175. Schützenregiment. Er streckte Kotzebue die Hand hin. Das sei für beide Länder ein historischer, ein stolzer Augenblick, sagte er, und Kotzebue pflichtete ihm bei. Ein untergesetzter Offizier kam hinzu; er bat die Amerikaner, mit einem russischen Fotografen wieder über den Fluss zu gehen und die Elbe stromaufwärts noch einmal zu überqueren, um dort den Kommandeur der 58. Garde-Infanterie-Division zu treffen. Alle zusammen kletterten in das Boot und begannen, mit aller Kraft zu paddeln. Aber das erste gemeinsame amerikanisch-sowjetische Unternehmen war eine Pleite: Die starke Strömung trieb sie ab. Die amerikanischen Jeeps folgten dem schaukelnden Boot, bis es schliesslich das Ufer erreichte.

Dann fuhr die Gruppe wieder nach Süden. Etliche Kilometer stromaufwärts kam sie zu einer alten Fähre. Um 13.30 Uhr schrieb Kotzebue eine Meldung für seinen Regimentskommandeur:

To: Co Tryhard

Auftrag erfüllt. Treffen Vereinbarungen über Zusammentreffen der Kommandeure. Gegenwärtiger Standort (87 17). Keine Ausfälle.

Wieder setzte man zum Ostufer über. Die Russen knipsten drauflos. Hinter Kotzebue sagte jemand auf englisch: «Mein Gott, das sind ja Amerikaner!» Er sah sich um: Da standen drei Ex-Kriegsgefangene, zwei Amerikaner und ein Schotte. Man begrüßte sich stürmisch. Trotz russischer Einwände bestand Kotzebue darauf, die drei mitzunehmen. Die Gruppe wurde zum Gefechtsstand eines sowjetischen Regiments gebracht, einem grossen Bauernhof. Der Tisch war bereits gedeckt.

Kotzebue zog seine durchweichten Stiefel und Strümpfe aus, um sie zu trocknen, und die Feier begann.

Während der ersten Trinksprüche traf Generalmajor Wladimir Rusakow ein; aber der Kommandeur der 58. Garde-Division zeigte sich recht reserviert. Es schien ihm gar nicht zu passen, dass er neben einem 21jährigen amerikanischen Leutnant sitzen musste. Immer neue Toasts wurden auf Roosevelt, Truman, Churchill und Stalin ausgebracht. Schliesslich empfahl sich Rusakow, und die Stimmung wurde gelöster. Ein Amerikaner – ein Indianer – stürzte sich auf

eine reizvolle junge russische Militärpolizistin; Kotzebue konnte ihn nur durch einen Hieb auf den Kopf dazu bringen, von dem Mädchen abzulassen.

Fast zwei Stunden dauerte es, bis Kotzebues Meldung den Regimentsgefechtsstand erreicht hatte. Colonel Adams war sofort klar, dass der übereifrige Kotzebue mehr getan hatte, als sein Auftrag war. Mit gemischten Gefühlen informierte der Colonel die Division. Generalmajor Emil F. Reinhardt war wütend. Man hatte ihm ausdrücklich befohlen, keine Patrouille weiter als acht Kilometer über die Mulde vorzuschicken, um die Kontaktaufnahme nicht durch irgendwelche Zwischenfälle stören zu lassen. Aber Kotzebue war mindestens 40 Kilometer über den Fluss hinweg vorgestossen.

Reinhardt wollte genauere Informationen haben, bevor er die Meldung weitergab; er wusste, dass man sich oben über ihn genauso ärgern würde, wie er sich über Kotzebue ärgerte. Er befahl Funkstille und schickte seinen Operationsoffizier mit dem Flugzeug los: er solle den Schauplatz der Begegnung erkunden und Kotzebues Meldung bestätigen. (Unglücklicherweise waren die Koordinaten in Kotzebues Meldung falsch angegeben, so dass der Operationsoffizier den Leutnant und seine Männer fast zehn Kilometer zu weit südlich suchte.)

Um 16.00 Uhr erhielt Adams eine weitere Meldung von Kotzebue:

Vereinbarungen noch nicht vollständig. Melde mich später.

Adams hatte keine Ahnung, dass auch eine andere Patrouille des Regiments, die lediglich Flüchtlinge überprüfen sollte, die Elbe erreicht hatte. Am frühen Nachmittag erreichte Leutnant William Robertson, Abwehroffizier des 1. Bataillons, Torgau, gute 30 Kilometer nördlich der Stelle, an der Kotzebue zum erstenmal über die Elbe gesetzt war. Robertson hatte eben in einem nahe gelegenen Kriegsgefangenenlager zwei ehemalige amerikanische Gefangene abgeholt, als er vom anderen Ufer mit heftigem Gewehrfeuer eingedeckt wurde. Robertson stürzte in eine Drogerie und organisierte rote und blaue Farbe sowie ein weisses Laken. Er malte eine amerikanische Flagge, kletterte auf einen Turm und hängte sein Sternenbanner über das Geländer. Unten lag eine Brücke wie zerstörtes Spielzeug in der Elbe. Er winkte mit beiden Armen und brüllte: «*Cease fire* (Feuer einstellen) ... *Towarisch! American! Amerikanski! Russia! America!*» Aus Versehen brüllte er auch einmal: «*Comrade – Kamerad!*» Aber dann schrie er sofort: «Habt ihr jemand, der englisch spricht?»

Das Feuer hörte auf, und er sah, wie Gestalten jenseits der Elbe aus den Trümmern auf tauchten. Vielleicht hatten sie nur aus Spass geschossen; auf dieser Seite des Flusses konnte es keinen Widerstand mehr geben. Einer der Kriegsgefangenen – Ensign Peck von der Firma Peck & Peck – kam zu Robertson auf den Turm. Als er seinen Kopf hinaussteckte, setzte das Gewehrfeuer sofort wieder ein. Robertson winkte und brüllte, bis die Schiesserei aufhörte und am Ostufer nacheinander zwei grüne Leuchtkugeln hochstiegen: das Erkennungssignal. Robertson liess einen Russen aus dem Gefangenenlager holen.

Immer wieder schrie er den Russen am anderen Ufer zu, sie sollten herüberkommen; und als niemand kam, brüllte er, dass er leider keine Leuchtkugeln bei sich habe. Um 15.20 Uhr fingen die Russen wieder zu schiessen an; eine Pak-Granate schlug direkt neben Robertson ein. Jetzt brüllte auch der russische Ge-

fangene mit, der inzwischen eingetroffen war. Drüben liefen ein paar Russen zu dem Brückenwrack. Robertson und seine Leute rannten die Turmstiege hinunter und auf die Strasse. Als erster kroch der russische Gefangene auf die Stahlträger, die einen schmalen, gefährlichen Pfad zum anderen Ufer bildeten. Robertson und Peck folgten dichtauf. Die Rotarmisten standen drüben am Ufer und warteten; schliesslich begann einer, Robertson und seinen Männern entgegenzukriechen. Dieser Mann und der russische Gefangene begegneten sich ziemlich dicht am Ostufer. Sie begrüssteten sich, dann kroch jeder weiter. Auf Händen und Knien balancierte Robertson vorwärts. Plötzlich hockte er dem Sowjetsoldaten von Angesicht zu Angesicht gegenüber, ohne dass ihm eine angemessene Begrüssung einfiel. So grinste er nur und klopfte seinem Verbündeten auf die Schulter.

Um 17.30 Uhr gab Adams, der von der zweiten Begegnung bei Torgau noch nichts wusste, über Funk an Kotzebue durch:

Vereinbarungen für Begegnung bis zum Eintreffen weiterer Befehle hinauszögern. Berichtet durch Melder und nicht wiederhole nicht Funk Stärke und Name russischer Einheit, Ziel und Ort der Begegnung und welche Nachrichtenverbindung Russen zu nächsthöherer Dienststelle haben. Haltet Kontakt und informiert mich über jeden Schritt.

Die nächste Meldung, die Adams erhielt, stammte jedoch nicht von Kotzebue, sondern von Major Fred Craig vom 2. Bataillon:

Habe Verbindung mit Lt. Kotzebue, der Verbindung mit Russen hat.

Adams verstand gar nichts mehr. War Craig ebenfalls bis zur Elbe vorgedrungen? Wollte er mit seiner Meldung sagen, dass er auf Kotzebue gestossen war – oder was sonst? Waren denn alle verrückt geworden?

Mit demselben Auftrag, den Kotzebue hatte, waren noch zwei weitere Patrouillen losgeschickt worden – und auch sie hatte man angewiesen, nicht weiter als acht Kilometer nach Osten vorzurücken. Eine dieser beiden Patrouillen war die Craigs: vier Offiziere und 47 Mann. Wie Kotzebue war auch Craig immer weiter nach Osten vorgedrungen, obgleich er von Adams zweimal über Funk Befehl bekommen hatte, sofort anzuhalten. Um 15.00 Uhr stiess er, nur wenige Kilometer von der Elbe entfernt, auf Kotzebues Funk-Jeep und erfuhr, dass die Verbindung mit den Russen bereits hergestellt war.

Craig beschloss, weiter nach Osten zu fahren. Dann sah er, dass auf einer Strasse rechts von ihm Reiter nach Westen galoppierten. In einer Staubwolke hielten die Amerikaner an, und fast wie aus einem Munde schrien sie: «Russen!»

Die Kavalleristen und die sie begleitenden Rad- und Motorradfahrer machten eine Schwenkung und kamen direkt auf die Amerikaner zu. Der Gefreite Igor Belousevitch, im chinesischen Charbin als Kind russischer Eltern geboren, holte seine Kamera und fotografierte. Der erste Russe war ein Radfahrer. Wie wild trat er in die Pedale, bis er wenige Meter vor den Amerikanern hinfiel. Er grinste und streckte die Hand aus. Es war 16.45 Uhr.

Wie in einem Wildwestfilm kamen die Reiter angebraust. Belousevitch ging auf einen sowjetischen Leutnant zu und sagte auf russisch: «In diesem historischen Moment begrüsse ich Sie im Namen der amerikanischen Armee und ihrer Kommandeure. Es ist mir eine grosse Ehre, hier zu sein.»

«Das ist ein historischer Augenblick», bestätigte der Russe, als spräche er einen vorbereiteten Text. «Es ist ein Augenblick, für den unsere beiden Armeen gekämpft haben. Für mich ist es eine grosse Ehre, hier zu sein. Es ist wunderbar, dass wir uns hier getroffen haben. Es ist ein Augenblick, der in die Geschichte eingehen wird.»

Man fotografierte und tauschte Zigaretten aus, und ein Amerikaner schnappte sich ein Pferd und galoppierte wie ein Cowboy durch die Gegend. Dann sagte der russische Leutnant, dass er weiter müsse, und Craig beschloss, bis zur Elbe zu fahren. Er entdeckte die primitive Fähre, die Kotzebue benutzt hatte, und setzte über den Fluss. Als er am Ostufer hochstieg, stiess er auf einen kleinen breit-schultrigen General: Rusakow. Belousovitch salutierte, meldete die Patrouille und stellte Craig vor.

Vorsichtig sagte Rusakow: «Zeigen Sie mir Ihre Papiere, dann zeige ich Ihnen die meinen.»

Craig übergab ihm seinen Ausweis. Rusakow sah das Divisionsabzeichen an Belousevitchs Ärmel und fragte neugierig: «Was ist das?»

«Das Abzeichen der 69. Division.» Belousevitch deutete auf die ineinander verschlungenen Zahlen «6» und «9». Der General war verblüfft, wie konnte man so unvorsichtig sein? «Immerhin ist der Krieg vorüber», meinte Belousevitch. «Wir haben es wieder angesteckt.»

Gegen 20.00 Uhr orakelte Colonel Adams immer noch, ob Craig mit Kotzebues Patrouille tatsächlich Verbindung aufgenommen hatte. Von Robertsons Unternehmung bei Torgau wusste er überhaupt nichts. Robertson fuhr gerade mit seinem Jeep beim Gefechtsstand des 1. Bataillons vor – er hatte vier Russen bei sich. Major Victor Conley, der Bataillonskommandeur, stand zufällig draussen und dachte zunächst, Robertson habe betrunkene Flüchtlinge mitgebracht. Und er wollte sich den Leutnant gerade vorknöpfen, als dieser ihm drei Offiziere und einen Unteroffizier der Roten Armee vorstellte.

Zuerst wollte Conley es nicht glauben. Dann hatte er das Gefühl, als stürze die Welt über ihm zusammen. Erst dachte er daran, den Russen eine Flasche Whisky zu geben, ihnen auf den Rücken zu klopfen und sie mit freundlichen Worten wieder zurückzuschicken. Aber dann rief er Colonel Adams an, um ihm mitzuteilen, dass vier Angehörige der sowjetischen Armee auf seinem Gefechtsstand eingetroffen seien. Was mit ihnen geschehen solle?

«Guter Gott!» rief Adams, und nach einer kurzen Pause gab er Befehl, alle vier sofort zum Regiment zu bringen. Es war fast 21.00 Uhr, als die Gruppe zu Adams' Gefechtsstand kam. Es ging zu wie in einem Wespennest.

Als Reinhardt die Sache mit den vier Russen erfuhr, explodierte er. Wie konnte so etwas passieren! Ausdrücklich war befohlen worden, nur acht Kilometer weit vorzugehen. Was sollte man mit einem Offizier anfangen, der acht Kilometer nicht von vierzig unterscheiden konnte! Er gab Order, alle Beteiligten zu seinem Gefechtsstand zu schicken; er wollte wissen, was vorgegangen war.

Dann rief er General Huebner, den Korpskommandeur, an, und der explodierte ebenso. Aufgeregt nahm Huebner Verbindung mit Hodges auf, der die Nachricht an Bradley weitergab. Bradley jedoch blieb ruhig.

«Vielen Dank, Courtney, herzlichen Dank für den Anruf», sagte er. «Darauf haben wir schon lange gewartet. Für die hundertzwanzig Kilometer von der Oder haben sich die Russen ziemlich viel Zeit gelassen.» Dann legte er den Hörer auf, öffnete eine Flasche Coca-Cola und malte auf der Karte einen Kreis um Torgau.

4 In Washington informierte Botschafter Winant nach dem Mittagessen den amerikanischen Präsidenten, dass Churchill ihn über das Transatlantik-Kabel zu sprechen wünsche: es handle sich um ein Angebot Himmlers, das die schwedische Regierung weitergeleitet habe. Himmler habe die Kapitulation sämtlicher deutschen Streitkräfte an der Westfront angeboten. Der Präsident telefonierte sofort mit Marshall, der den Vorschlag machte, das Gespräch auf die Zentrale des Pentagons zu legen.

Generalmajor Hull, Marshalls Operationschef, liess das Gespräch so schalten, dass es über Lautsprecher mitzuhören war, und rief dann beim amtierenden Aussenminister Joseph Grew im State Department an. Aber Grew wusste auch nicht mehr. Er hatte keine Ahnung davon, dass Gesandter Johnson von der US-Botschaft in Stockholm einen langen Funkspruch geschickt hatte, der eben in einem anderen Teil des Ministeriums dechiffriert wurde.

Truman, Leahy, Marshall, King, Hull und Colonel Richard Park versammelten sich im Nachrichtenraum des Pentagon. Um 14.10 Uhr hörten sie Churchill sagen:

«Sind Sie da, Mr. President?»

«Hier ist der Präsident, Mr. Prime Minister.»

«Ich freue mich sehr, Ihre Stimme zu hören.»

«Vielen Dank, ich freue mich auch, Sie zu hören», sagte Truman.

«Ich habe verschiedene Male mit Franklin telefonierte, aber ... Haben Sie den Bericht aus Stockholm erhalten?» Churchill sagte, er habe von Sir Victor Mailet, dem britischen Botschafter in Schweden, einen detaillierten Bericht erhalten und angenommen, dass Truman einen ähnlichen Bericht von Johnson bekommen habe. Truman glaubte, Churchill meine die Information, die er von Winant erhalten hatte; er wusste ja nicht, dass Grew schon mit dem dechiffrierten Bericht Johnsons unterwegs war. Deswegen sagte er: «Ja, das habe ich.»

«Zu diesem Vorschlag?»

«Ja. Ich habe gerade eine kurze Mitteilung erhalten [die von Winant], in der es heisst, dass ein derartiger Vorschlag existiert.»

«Ja, natürlich», sagte Churchill. Er war immer noch der Meinung, Truman spreche von Johnsons Kabel. «Unserer Ansicht nach sieht es sehr gut aus.»

«Will er überall kapitulieren?»

Churchill war verblüfft, dass Truman nicht schaltete. Es sei die Rede von Italien, Jugoslawien und der Westfront.

«... Aber er [Himmler] hat nicht vorgeschlagen, auch an der Ostfront zu kapitulieren. Deswegen glaubten wir, dass man Stalin informieren müsste. Das heisst natürlich, dass wir ihm mitteilen müssen, dass die Kapitulation unserer Ansicht nach gleichzeitig an allen Fronten stattzufinden hat.»

Wenn Churchill vielleicht ein wenig schwankte – Truman tat es bestimmt nicht.

«Meiner Meinung nach sollte er gezwungen werden, vor allen dreien – Russland, England und den Vereinigten Staaten – zu kapitulieren. Ich glaube nicht, dass wir eine Kapitulation in Stücken auch nur in Betracht ziehen sollten.»

«Nein, nein, nein», erwiderte Churchill schnell. «Eine abschnittsweise Kapitulation kommt bei einem Mann wie Himmler nicht in Frage. Himmler spricht hier eindeutig als Vertreter des deutschen Staates. Und deshalb glauben wir, dass er mit allen drei Regierungen verhandeln muss.»

«Das ist richtig. Genau das finde ich auch.»

«Natürlich kann es an der Front, an den Fronten, die Himmler meint, zu lokalen Kapitulationen kommen. Ausserdem ist Eisenhower ermächtigt, die Kapitulation anzunehmen – und sicherlidi ist er damit einverstanden.»

«Ja, natürlich.»

Schliesslich merkte Truman, dass sie sich auf zwei ganz verschiedene Berichte stützten. Er sagte: «Aus Stockholm habe ich noch keine Mitteilung bekommen. Die Information, die Sie mir eben gaben, ist die einzige, die ich zu diesem Thema habe. Ausserdem weiss ich nur, dass Sie eine Mitteilung aus Stockholm erhalten haben.»

«Ich verstehe», sagte Churchill. Er las den Bericht seines Stockholmer Botschafters vor und bemerkte dann, man müsse wohl Stalin über Himmlers Angebot informieren.

«Dieser Ansicht bin ich auch», sagte Truman. «Haben Sie Stalin schon benachrichtigt?»

«Ich hatte zwei Stunden damit gewartet, weil ich hoffte, inzwischen von Ihnen eine Antwort auf mein Telegramm zu bekommen ...» Das Telegramm wurde immer noch bearbeitet, während Grew mit dem Bericht Johnsons auf dem Weg zum Pentagon war. «Aber jetzt habe ich das Telegramm abgeschickt. Es hat folgenden Text:...»

Truman übersah Churchills eigenmächtiges Vorgehen. Er unterbrach den Premier: «In Ordnung, dann benachrichtigen Sie Stalin, und ich werde ihn gleich über unsere Unterhaltung informieren.»

«Sehr schön. Das Telegramm, das ich Stalin geschickt habe und dessen Text ich Ihnen durchgegeben habe, lautet:

„Das unmittelbar folgende Telegramm habe ich soeben vom britischen Botschafter in Schweden erhalten. Auch der Präsident der Vereinigten Staaten hat eine entsprechende Mitteilung bekommen.

Ich dachte, Sie hätten sie erhalten. Ist Ihr Telegramm nicht durchgekommen?»

«Nein, ich habe es noch nicht erhalten.»

Churchill las weiter vor, was er an Stalin geschrieben hatte:

«Soweit es die Regierung Seiner Majestät betrifft, kommt nur eine bedingungslose Kapitulation in Frage, die gleichzeitig gegenüber den drei Grossmächten erfolgt.»

«Damit bin ich völlig einverstanden», sagte Truman.

«Unserer Ansicht nach sollte Himmler mitgeteilt werden, dass die deutschen Streitkräfte sowohl einzeln als auch in geschlossenen Einheiten sich überall den alliierten Truppen oder deren Vertretern auf der Stelle ergeben sollten. Bis dies

geschieht, werden die Angriffe der Alliierten auf allen Seiten und auf allen Kriegsschauplätzen, wo weiter Widerstand geleistet wird, mit äusserster Heftigkeit fortgesetzt. Nichts in dem oben Gesagten sollte dazu führen, dass unsere feierlichen Erklärungen aufgehoben werden.»«

Keiner der Amerikaner begriff diesen letzten Satz. Mit «Erklärungen» meinte Churchill jedoch «Bekanntmachungen», und ausserdem hatte er die letzten drei Wörter des tatsächlichen Textes weggelassen*.

«Vor wenigen Minuten habe ich das Telegramm abgeschickt», fuhr Churchill fort. «Und gleichzeitig habe ich es mit dem anderen Telegramm an Sie geschickt – verstehen Sie? Dasjenige, das ich Ihnen vorlas. Ich berief sofort das Kriegskabinett ein, und das Telegramm, das ich Ihnen vorlas, wurde gebilligt.»

«Ich billige es ebenfalls.»

«Dasjenige, das ich Stalin schickte?»

«Ich billige das Kabel, das Sie Stalin schickten, und werde Stalin sofort im selben Sinn schreiben.»

«Vielen Dank. Genau das wollte ich.» Aber zumindest einer der Amerikaner, die zuhörten – General Hull bezweifelte dies. Er hatte das Gefühl, dass es Churchill vielmehr darum zu tun war, im Gespräch mit dem amerikanischen Präsidenten herauszufinden, ob Verhandlungen mit Himmler nicht auch ohne russische Beteiligung möglich wären. «Ich freue mich sehr», sagte Churchill. «Ich bin überzeugt, dass wir genau übereinstimmen, und hoffe, dass Stalin uns ebenfalls seine Zustimmung kabela. In diesem Fall könnte unsere Vertretung in Stockholm Bernadotte mitteilen, dass man Himmler eine Botschaft schicken wird. Tun kann man allerdings erst dann etwas, wenn alle drei zugestimmt haben.»

«In Ordnung.»

«Also nochmals vielen Dank.»

«Ich danke Ihnen», sagte der Präsident.

«Erinnern Sie sich an die Gespräche, die wir über die Begegnung in Europa führen wollten?»

Truman war verblüfft. «Das letzte habe ich nicht verstanden, Mr. Prime Minister.»

«Sie wissen doch, wovon ich rede, von der Ansprache, den schriftlich niedergelegten Erklärungen. Meiner Ansicht nach sollten sie freigegeben werden, sobald es soweit ist.»

«Ich glaube, dass Sie in diesem Punkt recht haben», erwiderte Truman. Endlich hatte er begriffen. «Ich bin einverstanden ... Hoffentlich sehe ich Sie bald.»

«Ich bereite mich darauf vor. Zu diesem Punkt schicke ich Ihnen in nächster Zeit Telegramme. Ich bin völlig einverstanden mit allem, was Sie in der polnischen Sache unternommen haben. Wir gehen Hand in Hand.»

«Und ich wünsche, dass es so bleibt.»

* Das Telegramm, das Stalin erhielt, hatte an mehreren Stellen einen anderen Wortlaut. Der Bericht über das Telefongespräch gründet sich auf eine amerikanische Niederschrift, und sowohl durch den schlechten Empfang als auch durch Churchills Lispeln können Missverständnisse entstanden sein.

«Ich stehe immer hinter Ihnen und unterstütze Sie in dieser Angelegenheit.»
«Vielen Dank. Guten Abend.»

Um 20.00 Uhr begann der Präsident seine Rundfunkansprache an die Delegierten, die zur Eröffnungssitzung der Konferenz der Vereinten Nationen nach San Francisco gekommen waren. Noch nie sei eine Konferenz notwendiger gewesen, sagte er. «Sie, die Teilnehmer der Konferenz, müssen die Baumeister einer besseren Welt sein. In Ihren Händen liegt unsere Zukunft. Durch Ihre Arbeit bei dieser Konferenz werden wir erfahren, ob die leidende Menschheit einen gerechten und dauerhaften Frieden erreichen wird ...

Alle Energien und alle Arbeit werden bei dieser Konferenz ausschliesslich einem einzigen Problem gewidmet sein: dem Aufbau der wichtigen Organisation, die den Frieden erhalten soll. Sie hier schreiben das grundlegende Kapitel.

Kernpunkt unseres Problems ist es, einen vernünftigen Mechanismus zur Regelung aller Streitigkeiten zwischen den Nationen zu schaffen.

Wir müssen eine neue Welt, eine viel bessere Welt bauen – eine Welt, in der die ewige Würde des Menschen respektiert wird ...»

Zwei Tage später gaben die Grossen Drei gleichzeitig bekannt, dass die amerikanischen und die russischen Streitkräfte miteinander Verbindung aufgenommen hätten, und es dauerte nicht lange, bis das Publikum mit Einzelheiten über die Erlebnisse des Leutnants Robertson bei Torgau überschwemmt wurde. Als Robertson und seine Kameraden Eisenhower die selbstgemalte Flagge überreichten, mit der sie den Russen zugewinkt hatten, beförderte der Oberbefehlshaber auf der Stelle alle vier – in dem Glauben, dass sie den ersten Kontakt hergestellt hätten*.

* In *Kreuzzug in Europa* bezeichnet Eisenhower immer noch Torgau als die Stelle, an der zum erstenmal Verbindung mit den Sowjets aufgenommen wurde. Diejenigen, die bei Strehla den Kontakt herstellten, wurden nicht befördert. Leutnant Kotzebue erhielt nicht einmal die Auszeichnung, die seine Vorgesetzten ihm versprochen hatten.

Vierter Teil: Der lahme Sieg

26 «Fasanenjagd»

1 Mit der Herstellung der Verbindung zwischen den amerikanischen und den russischen Streitkräften war Hitlers Reich gespalten. Der südliche Teil, der jetzt Generalfeldmarschall Kesselring unterstand, bestand aus Südostdeutschland, etwa der halben Tschechoslowakei, dem grössten Teil Österreichs, der Westecke Jugoslawiens und Norditalien. Kesselrings Ostfront hielt sich – zwischen Dresden und der Adria – erstaunlich gut, während die gesamte Westfront am Rand des Zusammenbruchs war.

Die nördliche Hälfte des Rest-Reiches war in viel grösserer Bedrängnis. Auf Anordnung Hitlers hatte hier der Oberbefehlshaber der Marine, Grossadmiral Karl Dönitz, den Befehl übernommen. Auch die Nordregion umfasste ein weites Gebiet: Norwegen, Dänemark, Norddeutschland und mehrere Festungen im Osten. Berlin selbst war die letzte Stadt, die man zur Festung erklärt hatte; es konnte nur noch wenige Stunden dauern, bis Konjew und Schukow die alte preussische Hauptstadt eingekreist hatten.

Am Morgen des 26. April, gegen 2.30 Uhr, gab Keitel an das Hauptquartier Dönitz' in Plön (Schleswig-Holstein) folgenden Funkspruch durch:

Die Schlacht um Berlin wird der Kampf um das Schicksal Deutschlands sein ... Sie sollen die Schlacht um Berlin unterstützen ... Die entsprechenden Verbände sind mit Flugzeugen nach Berlin selbst und über Land und Wasser an die Front vor Berlin zu transportieren ...

Eine halbe Stunde später erhielt Schörner, dessen Truppen unmittelbar südlich des Treffpunktes von Russen und Amerikanern standen, von Keitel über Funk den Befehl:

Nachdem Heeresgruppe Mitte die Situation geklärt hat, greift sie zwischen Bautzen und Dresden nach Norden an, um Berlin zu entsetzen ...

Was Keitel von Dönitz und Schörner verlangte, war eine Unmöglichkeit, aber bei Tagesanbruch verbreiteten sich in der Stadt Gerüchte, dass Berlin bald befreit würde; und selbst der realistische General Weidling, der jetzt für die Verteidigung Berlins verantwortlich war, schrieb in sein Tagebuch: «Der Tag der Hoffnung!» Immer wieder rief Krebs bei Weidling an, und immer hatte er gute Nachrichten: Die Armee Wenck sei im Anrücken, um Hitler zu befreien, drei starke und gut-ausgerüstete Bataillone seien eingetroffen, und Dönitz schicke seine besten Leute von den U-Boot-Lehrdivisionen in die Hauptstadt.

Weidlings Optimismus schwand jedoch schnell, als er – wie jeden Tag – die Stadt

besichtigte. Im riesigen Flakbunker am Zoo berichtete Oberst Hans Oskar Wöhlermann, der neue Artillerie-Kommandeur, dass er die einzelnen Abschnitte nur über das öffentliche Telefonnetz erreichen könne. Die Wände in Wöhlermanns Büro waren mit Karten bedeckt, in denen Stellungen und Reichweite seiner Batterien eingezeichnet waren; aber seine Artillerie nützte nicht viel, weil er zu den Einheiten keine Verbindung hatte. Ausserdem verfügte Wöhlermann nur noch über wenige Zugmaschinen, und auch der Munitionsvorrat ging zu Ende. Es sei schon fast ein wahrer Glückstag, sagte er, wenn mehr als eine Granate pro Geschütz in die Stadt geflogen würde.

Ähnlich verzweifelt war die Situation auf fast jedem Gefechtsstand innerhalb der Stadt. Nach Einbruch der Dunkelheit kehrte Weidling, erschöpft und enttäuscht, in seinen Kommandostand zurück. Aus Gefangenaussagen wusste er, dass er es mit zwei oder drei russischen Panzer- und mindestens zwei Infanterie-Armeen zu tun hatte. Er rief Krebs an und berichtete, dass der Feind gerade tiefe Einbrüche in die Stadt erzielt habe, und zwar im Westen, im Südwesten und im Osten. Aber auch das störte Krebs nicht; er prophezeite weiter, dass Wenck in wenigen Stunden durchbrechen werde.

Bei Dunkelheit fuhr Weidling noch einmal durch Berlin. Potsdamer Platz und Leipziger Strasse lagen unter so schwerem Artilleriefeuer, dass der Staub der pulverisierten Ziegelsteine wie dichter Nebel über dem ganzen Viertel lag. Die mit Trümmern und tiefen Trichtern übersäten Strassen waren verwaist. Mit dem Wagen voranzukommen war praktisch unmöglich; der General stieg aus und ging zu Fuss weiter. Als das Artilleriefeuer noch schwerer wurde, stieg Weidling in einen U-Bahnhof hinunter und marschierte die Geleise entlang zur nächsten Station. Sie war vollgestopft mit verstörten Zivilisten.

Verstört oder nicht – immer noch lebten die Berliner von der Hoffnung. Wenck kam ja zu Hilfe! Die Erregung wuchs, als der Rundfunk immer neue Meldungen über Wencks Vormarsch brachte.

Tatsächlich griff jedoch nur ein einziges Korps, das xx., in Richtung Reichshauptstadt an, und sein begrenzter Auftrag bestand darin, Potsdam zu erreichen und einen Fluchtkorridor für die Berliner Garnison zu öffnen. Die Masse von Wencks Armee griff noch immer in Richtung Osten an, um Busse zu retten.

«Wenn wir das geschafft haben», sagte Wenck zu Oberst Reichhelm, seinem Chef des Stabes, «ziehen wir uns an die Elbe zurück und ergeben uns den Amerikanern. Das wird unsere letzte Aufgabe sein.» Die Luftangriffe der Amerikaner und Briten hatten aufgehört; Wende nahm dies als mögliches Zeichen dafür, dass der Westen sich den Deutschen beim Kampf gegen die Bolschewisten anschliessen würde.

Fünzig Kilometer östlich von Wenck bewegte sich Busses eingeschlossene 9. Armee langsam nach Westen; angetrieben wurden die ausgepumpten Männer nur noch von der Verantwortung für die Flüchtlinge in ihrer Mitte und von der Hoffnung, bald Verbindung mit Wenck zu bekommen.

Busse beachtete die Befehle des OKW, nach denen er, gemeinsam mit Wenck, nach Berlin vorstossen sollte, gar nicht mehr. Seine Armee war ein riesiger wan-

dernder Kessel, und ein wahres Wunder würde es sein, wenn sie Wenck überhaupt erreichten. Glücklicherweise kannte Busse das sandige bewaldete Gebiet südlich von Berlin aus seiner Jugend und seiner Ausbildungszeit. Er führte seinen Verband durch die Wälder, die Deckung vor feindlichen Bombern und Panzern gaben.

Innerhalb des Kessels marschierte ein riesiger Haufen von Zivilisten: Männer, Frauen und Kinder auf Pferden, Pferdefuhrwerken und Lastwagen, mit Betten, Nähmaschinen, Kisten mit Lebensmitteln und anderem Gepäck. Hier gab es nicht die geringste Panik. Die Zivilisten wussten, dass sie eingekesselt waren, aber wenigstens lebten sie; das Wetter war warm, es gab genügend zu essen, und ihr Vertrauen in die militärische Führung war unbegrenzt.

Mit in dem wandernden Kessel waren auch die Überlebenden aus Frankfurt an der Oder. Vier Tage zuvor hatte Biehler – jetzt General – den russischen Ring durchstossen und sich mit 30'000 Verwundeten und Zivilisten aus der Festung zur 9. Armee durchgeschlagen.

Zwei Tage lang hatte General Ritter von Greim versucht, zu Hitler ins belagerte Berlin zu gelangen. Jetzt flog er mit einem *Fieseler Storch* die von Bomben zerfetzte Rollbahn des Flugplatzes Gatow an. Hinter ihm sass Hanna Reitsch, die berühmte Testpilotin, dem Nationalsozialismus genauso ergeben wie Greim selbst. Die kleine Maschine zog wieder hoch und nahm dicht über Baumwipfeln Kurs auf die Reichskanzlei, knappe 30 Kilometer entfernt. Am Himmel über ihnen tobten Luftkämpfe. Plötzlich klaffte im Boden der Kabine ein Loch, und Greim sackte zusammen. Die Maschine geriet ausser Kontrolle und verlor schnell an Höhe. Hanna Reitsch griff über den verwundeten Greim hinweg nach dem Steuerknüppel. Es gelang ihr, die Maschine wieder aufzurichten und sicher auf der breiten Ost-West-Achse zu landen. Dann liess sie einen Wagen kommen und verfrachtete Greim.

Der erste Mensch, der sie im Führerbunker begrüßte, war ihre alte Freundin Magda Goebbels. Die beiden Frauen umarmten sich unter Tränen. Es sei wunderbar, meinte Frau Goebbels, dass es noch immer treue und mutige Menschen gebe, die zum Führer kämen; bis auf eine Handvoll seien alle verschwunden.

Hanna Reitsch kam in den Verbandsraum, wo Hitlers Leibarzt sich um Greims zerschmetterten rechten Fuss kümmerte. Kurz darauf erschien der Führer, und sein Gesicht verriet, wie gerührt er war. «Wissen Sie, warum ich Sie habe kommen lassen?» fragte er Greim.

«Nein, mein Führer.»

«Weil Hermann Göring mich und das Vaterland verraten und verlassen hat.» Hinter seinem Rücken habe der Reichsmarschall Verbindung mit dem Feind aufgenommen; das sei ein Beweis für seine Charakterlosigkeit. Hitler liess den Kopf sinken, seine Hände zitterten. Er zeigte Greim Görings Funkspruch. «Ein Ultimatum, ein unverhülltes Ultimatum! Nichts ist mehr übrig. Sehen Sie, was ich durchmachen muss: Niemand bleibt mir treu, niemand hat mehr Ehre im Leib. Es gibt keine Enttäuschung, keinen Verrat, den ich nicht erlebt habe, und jetzt noch das!» Er verstummte: unfähig, weiterzusprechen. Aus halbgeschlossenen Augen

blickte er dann Greim an und sagte mit leiser Stimme: «Hiermit erneue ich Sie zu Görings Nachfolger als Oberbefehlshaber der Luftwaffe. Im Namen des deutschen Volkes reiche ich Ihnen die Hand.»

Greim und Hanna Reitsch ergriffen Hitlers Hände und baten, im Bunker bleiben zu dürfen, um Görings Verrat zu sühnen. Gerührt erklärte sich Hitler einverstanden. An diesen Entschluss, sagte er, werde man sich in der Luftwaffe noch lange erinnern.

Später am Abend liess Hitler Hanna Reitsch zu sich kommen. «Hanna», sagte er mit leiser Stimme, «Sie gehören zu denen, die mit mir sterben werden. Jeder von uns besitzt eine Giftkapsel wie diese.» Er gab ihr zwei Kapseln – eine für sie, eine für Greim. «Ich möchte nicht, dass einer von uns den Russen in die Hände fällt, und ich möchte auch nicht, dass unsere Leichen von ihnen gefunden werden. Jeder ist dafür verantwortlich, dass sein Körper zerstört wird, damit nichts Erkennbares übrig bleibt. Eva und ich lassen unsere Leichen verbrennen. Sie können sich Ihre Methode selbst aussuchen.»

Hanna Reitsch brach in Tränen aus. «Retten Sie sich, mein Führer – das wünscht jeder Deutsche!»

Hitler schüttelte den Kopf. «Als Soldat muss ich meinen eigenen Befehl befolgen, Berlin bis zum Ende zu verteidigen.» Er fing an, mit kleinen unsicheren Schritten im Raum herumzuwandern, die Hände auf dem Rücken verschränkt. «Ich glaubte, wenn ich bleibe, würden alle Truppen des Vaterlandes meinem Beispiel folgen und der Stadt zu Hilfe eilen.» Dann wandte er sich ihr zu; es schien, als habe er neuen Mut geschöpft. «Trotzdem habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben! Die Armee des Generals Wenck rückt vom Süden heran. Er muss und wird die Russen weit genug zurücktreiben, dass sich die Bevölkerung retten kann. Dann werden wir zurückgehen, um neue Stellungen zu beziehen!»

2 Als der 27. April graute, war Berlin vollständig eingeschlossen, und auch die letzten beiden Flugplätze – Gatow und Tempelhof – waren von den Sowjets besetzt. Aber ein Hauch von Optimismus ging durch den Führerbunker, als Wenck über Funk meldete, sein xx. Korps habe die Ortschaft Ferch, wenige Kilometer von Potsdam entfernt, erreicht.

Sofort liess Goebbels' Büro über den Rundfunk bekanntgeben, dass Wenck in Potsdam eingetroffen sei und dass er bald in Berlin sein werde. Und wenn Wenck es bis nach Berlin geschafft hatte – warum sollte es nicht auch Busse schaffen?

«Die Lage hat sich entscheidend zu unseren Gunsten verändert», wurde den Berlinern versichert. «Die Amerikaner marschieren auf Berlin. Der grosse Umschwung des Krieges steht unmittelbar bevor. Berlin muss ohne Rücksicht auf Verluste gehalten werden, bis die Armee Wenck eintrifft!» Der Wehrmichtsbericht* gab weitere Einzelheiten bekannt:

«Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt: In dem heroischen Kampf der Stadt Berlin kommt noch einmal vor aller Welt der Schicksalskampf des deut-

* Es handelt sich um den Wehrmichtsbericht vom 28. 4. 1945. [Der Übersetzer]

sehen Volkes gegen den Bolschewismus zum Ausdruck. Während in einem in der neuen Geschichte einmaligen, grandiosen Ringen die Hauptstadt verteidigt wird, haben unsere Truppen an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von aussen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten ... Die von Westen angesetzten Divisionen warfen den Feind in erbittertem Ringen auf breiter Front zurück und haben Ferch erreicht.»

Wenck war ausser sich, weil man seine genaue Position in alle Welt hinausposaunte. «Morgen kommen wir nicht einen Schritt mehr weiter!» sagte er zu seinem Chef des Stabes. Die Russen hätten die Sendung bestimmt abgehört und würden alle Kräfte nach Ferch werfen. Das grenze, sagte Wenck, schon an Verrat.

Nach der Mittagsbesprechung heftete Hitler einem kleinen hohlwangigen Jungen, der einen russischen Panzer abgeschossen hatte, das Eiserne Kreuz an. Der Junge machte wortlos kehrt und ging auf den Korridor hinaus, wo er sich auf dem Fussboden zusammenrollte. Im nächsten Augenblick schlief er fest. Auf die beiden Adjutanten von Krebs – Freytag von Loringhoven und Boldt – machte diese Szene einen tiefen Eindruck, und sie unterhielten sich darüber, wie unerträglich die Lage geworden war. In diesem Augenblick trat Bormann an sie heran und legte seine Arme vertraulich um ihre Schultern. Es bestehe immer noch Hoffnung, sagte er, denn Wenck sei unterwegs und werde Berlin bald entsetzen. «Ihr, die ihr hier in Treue zu unserem Führer die schwersten Stunden mit ihm durchsteht», sagte er salbungsvoll, «werdet, wenn dieser Kampf siegreich beendet sein wird, im Reich hohe Stellungen bekleiden und als Dank für eure treuen Dienste grosse Güter bekommen.» Die beiden Adjutanten starrten Bormann ungläubig an. So etwas hatten sie bisher noch nie gehört. Als Berufssoldaten waren sie von Bormann und dessen Leuten bisher immer mit grösstem Misstrauen behandelt worden.

Einen grossen Teil des Tages verbrachte Hanna Reitsch in den Räumen von Goebbels. Der Propagandaminister, schien es, kam über Görings Verrat nicht hinweg. «Dieser Hund hat sich immer als treuester Gefolgsmann des Führers aufgespielt, und jetzt hat er nicht mehr den Mut, ihm beizustehen», sagte er, während er mit den Händen fuchtelnd durch den Raum humpelte. Göring sei unfähig; seine Dummheit habe Deutschland ruiniert, und jetzt wolle er sogar die Führung der Nation übernehmen. «Schon dadurch beweist er, dass er niemals wirklich zu uns gehört hat, dass er im Kern immer schwach und ein Verräter war.»

Er packte die Rückenlehne eines Stuhls, als sei dieser ein Rednerpult: diejenigen, die jetzt noch im Bunker seien, würden Geschichte machen und zum Ruhme des Reiches sterben; so werde der Name Deutschlands für immer weiterleben.

Auf Hanna Reitsch wirkte Goebbels zu theatralisch; aber für seine Frau empfand sie nur Bewunderung. In Gegenwart ihrer Kinder war Magda Goebbels immer fröhlich; wenn sie merkte, dass sie die Beherrschung verlor, ging sie hinaus. «Meine liebe Hanna», sagte sie, «Sie müssen mir helfen, die Kinder aus diesem Leben zu bringen. Sie gehören dem Dritten Reich und dem Führer, und wenn es das nicht mehr gibt, wird auch für die Kinder kein Platz mehr sein. Aber Sie

müssen mir dabei helfen. Meine grösste Angst ist, dass ich im letzten Augenblick zu schwach sein werde.»

Hanna Reitsch erzählte den Kindern von ihren Erlebnissen als Fliegerin und lehrte sie Lieder, die sie später «Onkel Führer» vorsangen; der versprach ihnen, dass die Russen bald vertrieben würden – morgen könnten sie vielleicht schon wieder im Garten spielen.

Hanna Reitsch besuchte auch Eva Braun. Sie fand sie recht oberflächlich: den grössten Teil ihrer Zeit verbrachte sie damit, sich die Fingernägel zu polieren, sich umzuziehen und zu kämmen. «Armer, armer Adolf», klagte Eva Braun immer wieder. «Von allen verlassen, von allen verraten. Es ist besser, dass Zehntausende sterben, als dass er Deutschland verlorengeht.»

Das Telefongespräch zwischen Churchill und Truman war zwar streng geheim, aber irgendwie sickerte sein Inhalt doch durch. Amerikanische Zeitungen berichteten von einem Kapitulationsangebot einer Gruppe hoher Nazis, die ohne Genehmigung Hitlers handelten, jedoch vom Oberkommando der Wehrmacht unterstützt würden. Weder der Name Himmler noch die Quelle, aus der diese Information stammte, wurden genannt.

Abends versuchte Weidling, Hitler klarzumachen, dass Berlin vollständig eingeschlossen war und der Verteidigungsring schnell zusammenschumpfe. Es sei nicht einmal mehr möglich, sagte er, die Versorgung aus der Luft weiterzuführen. Dann berichtete er von den Leiden der Zivilbevölkerung und der Verwundeten, aber Krebs unterbrach ihn und begann mit seinem eigenen Vortrag. Goebbels' Mitarbeiter Dr. Naumann wurde ans Telefon gerufen; man informierte ihn über das angebliche Kapitulationsangebot an den Westen. Er kam zurück und flüsterte Hitler etwas zu, und Hitler wechselte ein paar Worte mit Goebbels. Weidling konnte gehen. Im Vorraum unterhielten sich Bormann, Burgdorf, Axmann, Hewel, die Adjutanten des Führers und zwei Sekretärinnen. Vor Hitler hatte man Weidling nicht reden lassen; jetzt erzählte er diesen Leuten alles, was Krebs und Hitler nicht hatten hören wollen. Die einzige Chance, sagte er, bestehe darin, Berlin zu verlassen, bevor es zu spät sein würde. Ein Ausbruch aus dem Kessel könne nur gelingen, wenn gleichzeitig ein Angriff von aussen geführt würde. Da Wenck bereits in der Nähe von Potsdam stehe, müsse dieses Unternehmen in den nächsten 48 Stunden gestartet werden. Alle waren derselben Ansicht – sogar Bormann.

Das gab Weidling Mut, Krebs gegenüber seinen Vorschlag zu wiederholen, als dieser den Besprechungsraum verliess. Auch Krebs zeigte sich zugänglich; er sagte, er könne den Ausbruchsplan dem Führer am nächsten Abend vorlegen. Neunzig Kilometer entfernt, im Gefechtsstand Wencks, gab ein Funker folgenden Funkspruch an Weidling durch:

Gegenangriff der 12. Armee südlich Potsdam festgelaufen. Truppen sind in sehr schwere Abwehrkämpfe verwickelt. Vorschläge Durchbruch zu uns. Wenck.

Der Funker wartete auf die Bestätigung, aber sie kam nicht.

In Dönitz' Hauptquartier in Schleswig-Holstein machte Graf Schwerin-Krosigk einen ausführlichen Eintrag in sein Tagebuch – ein Nachruf auf den Nationalsozialismus. Was er schrieb, war natürlich seine private Meinung, aber es spiegelte die Gedanken vieler Deutscher wider, die sich nach einem Ende des verlorenen Krieges sehnten.

«Es ist ein Jammer, dass ein Mann von den Gaben, der Autorität und der Volkstümlichkeit, wie sie Göring hatte, all das während des Krieges nicht ausnutzte, die Dinge schleifen liess, seiner Jagd- und Sammelpassion lebte ... und sich auf den Lorbeeren seiner Luftwaffe, die sie sich in den ersten Kriegsjahren erwarb, ausruhte. Er hat die grosse Schuld, nicht rechtzeitig für einen Schutz des Reiches gegen den Luftterror durch Jäger gesorgt zu haben. Warnen und Mahnen wurden nicht gehört. Da wir militärisch den Krieg durch dieses Versagen der Luftwaffe verloren haben, trägt Göring die Hauptschuld an dem Unglück, das das deutsche Volk betroffen hat. Politisch trägt die Hauptschuld Ribbentrop, der durch seine Überheblichkeit und Masslosigkeit uns die neutralen Mächte entfremdete ...» Verantwortlich seien ausserdem «Männer vom Schlage Erich Kochs, die durch ihre verbrecherisch falsche Ostpolitik» dafür sorgten, dass «wir nicht als Befreier, sondern als Unterdrücker auftreten und aus den in der Ukraine und auch anderen Teilen Russlands weitgehend zur Mitarbeit und selbst zum Mitkämpfen bereiten Menschen Partisanen machten, die fanatisch gegen uns kämpften. Und schliesslich Männer vom Schlage Bormanns, den ich überhaupt für den bösen Geist des Führers, die im Schatten sitzende ‚braune Eminenz‘ ansehe ..., die durch die Überbetonung des Parteistandpunktes – schliesslich wurde sogar der Volkssturm von der Partei organisiert; jeder weiss, was die Folge war – die Gegensätze verschärften, bis schliesslich weite Teile der so braven und anständigen deutschen Bevölkerung den Einmarsch der Truppen der Westmächte als Befreiung nicht nur vom Bombenterror, sondern auch vom Terror der Bonzen begrüsste.»

3 München, die Geburtsstätte des Nationalsozialismus, war die bedeutendste Stadt in der südlichen Hälfte Deutschlands, die noch nicht besetzt war. Am späten Nachmittag des 27. April war sie von zwei Seiten bedroht: von aussen und von innen. Die amerikanische 7. Armee des Generals Patch rückte schnell näher. In der Stadt selbst, im Wehrbezirkskommando VII, machte sich eine kleine Gruppe deutscher Soldaten bereit, München den Nazis zu entreissen und den Alliierten zu übergeben.

Führer dieser Gruppe war Hauptmann Rupprecht Gerngross, Chef einer Dolmetscherkompanie. Im bitteren Winter 1941 war er, zum zweitenmal verwundet, aus Russland zurückgekehrt und Chef der 280 im Gebiet von München stationierten Dolmetscher geworden. Damals hatte er vorsichtig begonnen, eine Widerstandszelle aufzubauen.

Gerngross war ein grosser, kräftiger junger Mann; gebildet, kultiviert und gutmütig – keineswegs Eigenschaften, die für einen Revolutionär typisch sind. Geboren war er in Schanghai; als er elf Jahre alt war, war seine Familie nach München gezogen. Er hatte dann Jura an der Münchener Universität studiert, die

London School of Economics unter Professor Harold J. Laski besucht und schliesslich 1939 seinen Doktor gemacht.

Aus seinen 280 Dolmetschern hatte er den Kern seiner Widerstandsgruppe gebildet, die im Herbst 1944 den Namen «Freiheitsaktion Bayern» erhielt; Verstärkung suchte Gerngross in den Kreisen der Intellektuellen und Freischaffenden. Regelmässige Treffen fanden in Gerngross' Wohnung statt. Unterstützt von seinen beiden Mitarbeitern Leo Heuwing und Otto Heinz Leiling – wie er, junge, in Russland verwundete Offiziere –, nahm er in München Verbindung zu Rechtsanwälten, Professoren, Richtern, Beamten und Ärzten auf.

Der Hauptmann hatte seine Dolmetscherkompanie; ausserdem standen mehrere kleinere militärische Einheiten sowie Arbeiter der Firmen Agfa, Steinheil und Kustermann auf seiner Seite. Aber er wusste, dass es trotzdem schwierig sein würde, die Stadt im Handstreich zu nehmen. Der Gauleiter von München, Kesselrings Chef des Stabes und General Franz Ritter von Epp, der Reichsstatthalter in Bayern, mussten gefangengenommen, Rundfunkstationen und Zeitungsredaktionen mussten besetzt werden.

Es war ein komplizierter Plan, aber Gerngross war überzeugt, dass er Erfolg haben konnte, wenn General Patch mitmachte. Durch zwei Beauftragte hatte er Patch von dem bevorstehenden Coup unterrichten und bitten lassen, alle Luftangriffe auf München einzustellen, damit die letzten Vorbereitungen leichter getroffen werden könnten. Die Luftangriffe hatten tatsächlich aufgehört, und Gerngross war überzeugt, dass Patch verstanden hatte und in München einrücken würde, sobald die «Freiheitsaktion Bayern» die Macht an sich gerissen und München zur offenen Stadt erklärt haben würde.

Am Abend des 27. April sass Gerngross in Gedanken versunken in seinem feuchten und stickigen Kasernenzimmer, während einer seiner Mitarbeiter die letzten Befehle ausfertigte. Den Mitverschworenen ausserhalb der Stadt hatte er bereits mitgeteilt, dass die Operation «Fasanenjagd» am darauffolgenden Morgen um zwei Uhr beginnen werde.

Monatelang hatten Gerngross und seine Familie in der Furcht vor Entdeckung gelebt. Seine Frau – sie erwartete ein Baby – und sein Kind hatte er in einer Berg- hütte versteckt. Auch für sich selbst hatte Gerngross besondere Vorsichtsmassnahmen getroffen. Unter seinem Bett lag ein Seil bereit, so dass er in Sekundenschnelle an der Aussenwand hinunterklettern und einen bereitstehenden Wagen erreichen konnte. Heuwing hatte ein paarmal die Versuchung gespürt, Alarm zu geben, nur weil er sehen wollte, wie sich der riesige Gerngross am Seil hinunterliess.

Um 19.00 Uhr war die Dolmetscherkompanie angetreten. Grinsend steckte der Hauptfeldwebel seinen Kopf durch den Türspalt und meldete: «Kompanie zur Verteidigung Münchens angetreten, Herr Hauptmann.»

Gerngross ging hinaus und stellte sich vor seine Männer. «Der Augenblick ist gekommen», sagte er. Der sinnlose Kampf und die Zerstörung des Landes müssten ein Ende haben. Er würde es verstehen, wenn jemand noch zurücktreten wolle. «Aber wer mir jetzt folgt, muss bis zum Schluss dabeibleiben. Hiermit entbinde ich Sie von Ihrem Eid auf Hitler!»

Die Reaktion war einmütig. Selbst die paar Nazis, die man absichtlich in der

Kompanie behalten hatte, um jeden Verdacht zu zerstreuen, wurden von der Begeisterung mitgerissen und erklärten sich bereit, mitzumachen. Weisse Armbinden wurden ausgegeben. Kurz vor zwei Uhr morgens sollte sie jeder über den linken Ärmel streifen.

In der ganzen Stadt bezogen die Einheiten der Verschwörer ihre Ausgangsstellungen. Leutnant Betz und ein Zug des Ersatzbataillons 61 brachen nach Pullach auf, um dort General Westphal festzunehmen; Leutnant Putz und sein Zug vom Bataillon 19 marschierten los, um Gauleiter Paul Giesler zu verhaften. Andere Einheiten hatten Befehl, das Rathaus und die Redaktionen der *Münchener Neuesten Nachrichten* und des *Völkischen Beobachters* sowie die beiden Rundfunksender zu besetzen: den Sender am Nordrand der Stadt und den Sender in Erding, rund 30 Kilometer nordöstlich. Mit Personenwagen und einem alten Lkw fuhr Heuwing mit etwa zwanzig Mann nach Süden zum Starnberger See; sein Auftrag war es, die Nachrichtenzentrale in Kempfenhausen zu zerstören. Kurz vor Mitternacht rollten seine Fahrzeuge auf den Abstellplatz bei den Mannschaftsunterkünften. Heuwing schlenderte, angeblich auf der Suche nach irgend jemand, durch die Räume; er wollte feststellen, wie viele Soldaten hier waren – fast keine. Er ging zu dem Wagen zurück, um bis zwei Uhr zu warten.

Kurz nach Mitternacht fuhren Gerngross und Leiling, gefolgt von einem Zug auf Lastwagen, vor dem Haus des Generals Ritter von Epp vor, in einem Mercedes, den man einem hohen Funktionär gestohlen hatte. An dem kleinen Wachtgebäude wurden sie angehalten; Gerngross erklärte dem diensttuenden Unteroffizier, er wolle Major Carraciola, Epps Adjutanten, sprechen. (Carraciola gehörte ebenfalls zu den Verschwörern.) Dann zog Gemgross ein Messer und zerschnitt die Telefonkabel.

Die verblüfften Wachen leisteten keinen Widerstand; ein paar erklärten sich sogar bereit, bei den Verschwörern mitzumachen. Als Carraciola erschien, verschlug es ihm fast die Sprache. «Um Himmels willen – wollen Sie es tatsächlich tun?»

Mit Leiling betrat Gemgross das Haus. Epp war gerade in einer Besprechung. Carraciola holte den alten General in den Vorraum. Epp war im Jahre 1919 an der Beseitigung des kurzlebigen kommunistischen Regimes in München beteiligt gewesen und immer noch sehr populär.

«Sie sind Gefangener der Freiheitsaktion Bayern», sagte Gerngross.

Epp blieb ungerührt.

«Hören Sie zu», sagte Gerngross ungeduldig. «Sie haben die Pflicht, Ihre braune Vergangenheit auszulöschen und etwas für das bayerische Volk zu tun. Wir möchten, dass Sie die Kapitulationserklärung für das südliche Bayern unterschreiben.»

Epp wandte sich an seinen Adjutanten. «Ich kann mich doch wohl einem Hauptmann nicht ergeben!»

Amüsiert machte Gemgross den Vorschlag, nach Freising zu fahren, wo die Freiheitsaktion Bayern über einen Major namens Braun verfüge.

«Und wenn ich mich weigere mitzukommen?» sagte Epp.

«Dann werde ich Sie einfach gefangensetzen.»

Gemgross überliess den General Leiling und fuhr durch den kalten Sprühregen zu

seinem Befehlsstand unter einer Eisenbahnbrücke im Norden Münchens. Dort erfuhr er, dass beide Sender unbeschädigt in die Hände der Verschwörer gefallen seien. Sofort fuhr er zum Sender München, um eine Ansprache zu halten. Es war kurz vor Tagesanbruch, als er sich vor das Mikrofon setzte und eine vorbereitete Erklärung verlas. Sie umriss die Hauptziele der Freiheitsaktion und endete mit einem leidenschaftlichen Aufruf, den Aufstand zu unterstützen.

Alles war wie geplant abgelaufen. Pünktlich um zwei Uhr morgens war auch Heuwing mit zehn Mann in die Unterkünfte in Kempfenhausen eingedrungen und hatte gerufen: «Hände hoch!» Es hatte keinen Widerstand gegeben; es hatten sich sogar Freiwillige gemeldet, die die Funk- und Telefonzentrale zerstören wollten.

Aber die ersten Erfolge trogen. Um neun Uhr erhielt Gerngross Berichte, die darauf hindeuteten, dass die Verschwörer in ernsthafte Schwierigkeiten geraten waren. Der Zug, der General Westphal gefangensetzen sollte, war auf den erbitterten Widerstand einer SS-Einheit gestossen und hatte fliehen müssen. Und als Leutnant Putz und sein Zug in die Befehlsstelle des Gauleiters eindrangen, um Giesler zu entführen, hatte man sie mit Handgranaten eingedeckt; nach einem erbitterten Gefecht musste auch diese Einheit unverrichteterdinge abziehen. Andererseits sah es so aus, als ob doch viele die Verschwörer unterstützten. Die Besatzung des Flugplatzes Schleissheim hatte sämtliche Flugzeuge zerstört, eine ganze Division hatte ihre Übergabe angeboten, andere Einheiten hatten ihre Waffen in die Amper und die Glonn geworfen. Für die Münchner war der Aufstand schon gelungen. Die weiss-blaue Flagge wehte über dem Marienplatz, und Tausende, die Gerngross' Rundfunkansprache gehört hatten, zogen demonstrierend durch die Stadt. Viele glaubten, Hitler sei tot, und gaben die Kunde telefonisch an Freunde und Bekannte weiter. Auf den Strassen drängten sich die Menschen und schrien: «Der Krieg ist aus!»

Aber um 9.56 Uhr unterbrach ein Ansager des süddeutschen Senders das Programm: «Sie hören jetzt eine Botschaft des Gauleiters von München-Oberbayern.» Dann sprach Giesler. «Gauleiter Paul Giesler richtet die folgende Erklärung an alle Deutschen, die die Sendungen eines verräterischen Senders in unserem Gebiet gehört haben. Einige verachtungswürdige Schurken, die zu einer Dolmetscherkompanie unter dem Befehl eines Hauptmanns Gerngross gehören, versuchen den Eindruck zu erwecken, dass sie in München die Macht an sich gerissen hätten.» Das sei eine Lüge; die Verräter würden bald gefasst sein.

Fünfzehn Minuten später meldete sich Gerngross wieder über den Rundfunk. General Ritter von Epp, erklärte er, habe in Bayern kapituliert; die Bevölkerung solle den neuen Führern helfen, das Leben so schnell wie möglich wieder zu normalisieren. Gerngross sprach in gutem Glauben, aber die Dinge hatten bereits eine Wendung zum Schlechten genommen. Epp war schon bereit gewesen, sich Major Braun in Freising zu ergeben, als er die Worte von Gerngross im Rundfunk hörte: dass die «Freiheitsaktion Bayern» das Militär abschaffen wolle. Das war für den alten General zuviel, und er lehnte jegliche Zusammenarbeit mit den Verschwörern entschieden ab. Major Braun ärgerte sich darüber so, dass er den «alten Narren» wieder nach Hause schichte.

Gegen Mittag stand die Erhebung, die mit so viel Schwung begonnen hatte, unmittelbar vor dem Zusammenbruch. Der süddeutsche Rundfunk gab ständig Meldungen über den Fehlschlag der Verschwörung durch. «Die verbrecherischen Elemente unter der sogenannten Führung eines Hauptmanns Gerngross haben sich als harmlos erwiesen», sagte der Sprecher. Danach berichtete Giesler selbst von dem gescheiterten Versuch, ihn gefangenzunehmen.

«Nehmen Sie diesen Unsinn des Gerngross nicht ernst», sagte der Gauleiter. «Nicht ein einziges Wort stimmt. Aber ich rufe Sie auf, die Treue und Vaterlandsliebe, die die Bevölkerung in einer solchen Masse während der schweren Zeiten dieses Krieges gezeigt hat, unter Beweis zu stellen ... Die verachtungswürdigen Schurken, die in dieser schwersten Stunde den Namen Deutschlands besudeln wollen, werden erschossen und ausgelöscht. Die Bevölkerung Münchens wird sich niemals gegen die tapferen Soldaten wenden, die gegen den Feind kämpfen. Die Bevölkerung Münchens wird immer der Toten gedenken, die sie zu beklagen hat, und wird sich von ihrer Treue zu Deutschland und Adolf Hitler niemals abbringen lassen! An dieser Treue und Liebe halten wir fest! Es lebe Deutschland! Es lebe der Führer! Heil!»

Giesler hatte die Stadt schnell wieder in der Hand. Sechzehn prominente Mitglieder der «Freiheitsaktion Bayern» und Gerngross' Eltern wurden verhaftet, und um 14.00 Uhr gestand Gerngross selbst ein, dass weiterer Widerstand unmöglich war. Der Aufstand sei beendet, jeder solle sich auf eigene Faust in Sicherheit bringen. Gerngross und dreien seiner Mitarbeiter gelang es, in einem Wagen mit SS-Kennzeichen aus der Stadt zu entkommen.

Der Aufstand war niedergeschlagen, aber die Unruhe blieb. In den Kasernen kam es zu Szenen, die an Meuterei grenzten. Die Bevölkerung, die fanatischsten Nationalsozialisten ausgenommen, leistete passiven Widerstand. Die Lage war so chaotisch, dass man sogar Fronteinheiten heranholen musste. Gegen Mitternacht war Giesler gezwungen, sein Hauptquartier zu verlassen. Die Strassen nach Süden und Osten waren mit flüchtenden Truppen und Behörden verstopft, während drei amerikanische Infanteriedivisionen – die 3., 42. und 45. – bereits in die Stadt eindrangen.

Und damit hatte Gerngross doch noch sein Ziel erreicht – wenn auch nicht so, wie er es sich erhofft hatte. Siegreich marschierten die Amerikaner in eine Stadt ein, deren jubelnde Bürger sie mit Blumen empfingen.

Eine «italienische Lösung»

1 Je tiefer der Gegner von Osten und Westen auf deutsches Gebiet vorstieß, um so mehr Deutsche erkannten, dass der Krieg nicht mehr zu gewinnen war. Immer zahlreicher wurden die Kapitulationsangebote. Die Initiatoren, von Himmler bis Gerngross, handelten aus recht unterschiedlichen Motiven.

Am 1. März hatte ein Staatschef es gewagt, Verhandlungen mit dem Westen aufzunehmen: Benito Mussolini hatte seinen Sohn Vittorio mit einem mündlichen Angebot zu Ildefonso Kardinal Schuster, dem Erzbischof von Mailand, geschickt. Der Kardinal hatte um eine Niederschrift gebeten, und Mitte März war der junge Mussolini mit einem Dokument «Verhandlungsvorschläge des Staatschefs» nach Mailand zurückgekehrt. In diesem Schriftsatz hatte Mussolini dem alliierten Oberkommando, um der Bevölkerung Norditaliens weitere Leiden zu ersparen, die Reste des industriellen und landwirtschaftlichen Potentials vor der totalen Vernichtung zu schützen und sein Land vor dem Kommunismus zu retten, die Kapitulation angeboten. Ferner hatte Mussolini den Vorschlag gemacht, die Republikanische Faschistische Partei aufzulösen unter der Voraussetzung, dass jene, die den Eid auf die Italienische Sozialistische Republik geleistet hätten, nicht von dem Tribunal verfolgt würden, das in Rom seine Arbeit aufgenommen hatte.

Der Vatikan war aus drei Gründen an einer Kapitulation interessiert: Er wollte der Bevölkerung Norditaliens die Schrecken ersparen, die unvermeidbar waren, wenn Deutsche und Faschisten zum letzten verzweifelten Widerstand gezwungen wurden, er wollte die industrielle Struktur des Landes erhalten, und er wollte eine kommunistische Machtübernahme verhindern. Seit Monaten hatte SS-Standartenführer Dollmann im Auftrag von SS-Obergruppenführer Wolff die Möglichkeit eines Verhandlungsfriedens mit Kardinal Schuster, dem Verbindungsmann zum Vatikan, diskutiert. Der Kardinal hatte sich einverstanden erklärt, zwischen Wolff und den italienischen Partisanen zu vermitteln, wenn die Deutschen die Industrieanlagen Norditaliens verschonten.

Über den Apostolischen Nuntius in Bern hatte Kardinal Schuster den Vorschlag des Duce an die Alliierten weitergeleitet, aber bis zum 6. April hatte Mussolini noch keine Antwort erhalten. An diesem Tag las er jedoch einen aus der Schweiz stammenden Zeitungsbericht über andere Friedensfühler. Dabei handelte es sich natürlich um die Operation *Sunrise*, und der Bericht kam der Wahrheit bemerkenswert nahe.

«Deutsche Truppen in Mailand erhielten am Mittwoch (4. April) den Befehl, ihre Unterkünfte nicht zu verlassen. Nach faschistischen und nazistischen Kreisen steht diese Massnahme mit Verhandlungen in Zusammenhang, die über das Schicksal der deutschen Armee in Italien entscheiden sollen. Zwei Mitglieder der Partisanenbewegung sind freigelassen und an die Grenze gebracht worden. Angeblich hatten sie definitive Vorschläge bei sich. Bei einem der Befreiten handelt es sich um Ferruccio Parri, den Leiter der militärischen Abteilung des nationalen Befreiungskomitees. Parri war in Mailand verhaftet und von der SS in Verona gefangengehalten worden.»

Mussolini wunderte sich. Er liess sofort Dr. Rudolf Rahn, den deutschen Botschafter in Italien, kommen und verlangte eine Erklärung. Obgleich Rahn über *Sunrise* natürlich Bescheid wusste und das Unternehmen auch billigte, gab er vor, keine Ahnung zu haben. Dann warnte er Wolff davor, das Missfallen des Duce zu erregen.

Am nächsten Tag fuhren Rahn und Wolff zum Duce an den Gardasee. Der Duce erläuterte ausführlich einen Plan, wonach das Veltlin, das Gebirgstal unmittelbar nördlich des Comer Sees, verbissen verteidigt werden sollte. Interessiert hörte Wolff zu. Ein solches Unternehmen konnte die Verhandlungen im Rahmen von *Sunrise* gefährden. Also erklärte er Mussolini, dass es unmöglich sei, das Veltlin zu befestigen. Ausserdem empfahl er, der Duce solle sich immer in seiner unmittelbaren Nähe halten.

Nach dem alliierten Vormarsch vom Juli 1943 hatte es in Italien einen Staatsstreich gegeben; Mussolini war abgesetzt und verhaftet worden und König Victor Emanuel wieder auf den Thron gekommen. Im September hatte Skorzeny Mussolini befreit, und der Duce hatte in Norditalien, am Gardasee, eine neue republikanisch-faschistische Regierung gebildet. Freilich war er kaum mehr als eine Marionette Hitlers, denn deutsche Truppen kontrollierten das gesamte Gebiet. Die Kluft zwischen dem Führer und Mussolini, der immer noch hoffte, eine «italienische politische Lösung» zu finden, wurde immer tiefer – so tief, dass der Duce Hitler nicht einmal über die Friedensverhandlungen in der Schweiz informierte*. Am 11. April 1945 erhielt Mussolini aus dem Vatikan die Mitteilung, dass die Alliierten seinen Vorschlag abgelehnt hätten, und versank daraufhin in einen Zustand der Apathie.

Seit Hitlers grosser Coup, die Ardennen-Offensive, fehlgeschlagen war, hatte sich Mussolinis Gemüt umdüstert. «Er lebt mit Träumen, in Träumen und durch Träume», meinte Fernando Mezzasomma, Mussolinis junger Kultusminister. «Er hat nicht den geringsten Kontakt zur Wirklichkeit. Er lebt und handelt in einer Welt, die er sich selbst schafft, in einer vollständig phantastischen Welt. Er lebt ausserhalb der Zeit. Seine Reaktionen, seine plötzliche Fröhlichkeit oder seine plötzlichen Depressionen – nichts steht in irgendeinem Verhältnis zum Leben. Alles kommt überraschend und ohne erkennbaren Grund.»

Als Ivano Fossani den Duce auf einer Insel im Gardasee interviewte, schien Mussolini in einem geradezu euphorischen Zustand. «Wäre es ein Sommertag», sagte er zu dem Journalisten, «würde ich mein Jackett ausziehen und mich wie ein übermütiges Kind im Grase wälzen.» Diese seltsame Laune schrieb Fossani der Tatsache zu, dass Mussolini sich vorübergehend einmal nicht von seinen Leib-

* Mehrere Wochen zuvor hatte Hitler zugegeben, dass seine «unwandelbare Freundschaft» mit Mussolini wahrscheinlich ein Fehler war. «Das Bündnis mit Italien hat dem Feinde sichtlich mehr genützt als uns ... Wenn wir nicht trotz allem siegen, wird es dazu beigetragen haben, dass wir den Krieg verlieren! Der grösste Dienst, den uns Italien leisten konnte, wäre gewesen, sich aus dem Konflikt herauszuhalten.» Er empfände immer noch ein instinktives Gefühl der Freundschaft für die Italiener, sagte er. Allerdings müsse er sich selbst die Schuld geben, nicht auf die Stimme der Vernunft gehört zu haben, die ihm gegenüber Italien eine brutale Freundschaft gebot.

Wächtern, seinen Ministern, seiner nörgelnden Frau Donna Rachele und seiner zu Tränen neigenden Geliebten Claretta Petacci beobachtet fühlte.

Mussolini sprach über seine Fehler, fand aber, dass andere viel grössere Fehler gemacht hätten. Durch die «diabolische» Aussenpolitik Englands sei er in den Krieg gezwungen worden, und Hitler sei gegen seinen Rat in Russland einmarschiert. Heftig griff er den König, den reaktionären Hof, den Generalstab und die egoistischen Industrie- und Finanzgruppen an; aber er gestand auch – dabei war seine Stimme leise und bedrückt –, dass er seit seiner Verhaftung im Palast des Königs immer ein Gefangener gewesen sei. «Über mein Schicksal mache ich mir keine Illusionen. Ein Leben ist nur eine kurze Spanne der Ewigkeit. Wenn der Kampf vorüber ist, wird man mich anspeien, aber später werden sie kommen und mich wieder reinwaschen. Und dann werde ich lächeln, weil ich mit meinem Volk wieder in Frieden lebe.»

Die Journalistin Madeleine Möller fand, dass der Duce – mit seinem blassen Gesicht, dem glattrasierten Schädel und den leeren schwarzen Augen – aussah wie ein Zuchthäusler. Er wirkte auf sie eher demütig als resigniert. «Was wollen Sie wissen?» fragte er. «Ich erinnere mich, dass Sie vor sieben Jahren nach Rom kamen. Damals war ich eine interessante Persönlichkeit. Jetzt bin ich ein Nichts ... Heute vormittag fing sich in meinem Zimmer eine kleine Schwalbe. Verzweifelt flatterte sie herum, bis sie erschöpft auf mein Bett fiel. Vorsichtig nahm ich sie in die Hand, um ihr keine Angst zu machen, machte dann das Fenster auf und öffnete meine Hand. Zuerst begriff sie nicht, aber dann blickte sie sich um, bevor sie mit einem leisen Freudenschrei die Flügel ausbreitete und in die Freiheit hinaus flog. Diesen Freudenschrei werde ich nie vergessen. Aber für mich wird das Fenster nie geöffnet werden, es sei denn, um mich in den Tod fliegen zu lassen ...

Ja, Signora, ich bin erledigt. Mein Stern ist untergegangen. Zwar arbeite ich noch, aber ich weiss, dass alles nur eine Farce ist. Ich warte auf das Ende der Tragödie, seltsam unberührt von allem. Ich fühle mich nicht wohl und habe seit einem Jahr nichts anderes als Suppen gegessen. Ich trinke nicht. Ich rauche nicht... Vielleicht war ich doch nur dazu bestimmt, meinem Volk den Weg zu weisen. Aber haben Sie jemals gehört, dass ein Diktator vorsichtig und berechnend ist...?

Der Todeskampf ist grausam lang. Ich ähnele dem Kapitän eines Schiffes im Sturm; das Schiff ist leck geschlagen, und ich sitze auf dem brodelnden Ozean in einem Boot, das sich nicht mehr steuern, nicht mehr beherrschen lässt. Niemand hört mehr meine Stimme. Aber eines Tages wird die Welt vielleicht auf mich hören.»

Am Abend des 13. April rief Himmler Wolff an und befahl diesem, sich «postwendend» in Berlin zu melden; er habe gerade erfahren, dass Wolff wiederholt versucht habe, Friedensverhandlungen einzuleiten. Wolff versprach zu kommen, überlegte es sich aber dann doch anders und schrieb Himmler, dass er nicht nach Berlin fahren könne.

Am darauffolgenden Tag telefonierte Himmler gleich zweimal, um Wolff nach Berlin zu zitieren. Wolff liess beide Aufforderungen unbeachtet und ging zur täglichen Konferenz mit Mussolini, als sei nichts passiert.

Der Duce wollte immer noch im Veltlin letzten verzweifelten Widerstand leisten; aber fast alle Anwesenden waren dagegen. Marschall Rodolfo Graziani, der weisshaarige Oberbefehlshaber der Armee, widersprach am lautesten; selbst wenn es technisch möglich sein sollte, wäre es doch unanständig, die italienischen Verbände aus der Front herauszuziehen, ohne dass die verbündeten Deutschen diese Massnahme gebilligt hätten.

«Niemand ist verpflichtet, ins Veltlin zu gehen», sagte Mussolini ruhig. «Jeder von uns muss für sich allein entscheiden.»

Nach der Konferenz versuchte Wolff noch einmal, Mussolini von seinem Vorhaben abzubringen.

«Was bleibt mir denn anderes übrig?» fragte Mussolini.

«Geben Sie Ihre Sozialisierungspläne auf, und verständigen Sie sich mit dem westlichen Kapitalismus.»

«Ausgezeichnet!» erwiderte der Duce, und Wolff hatte das Gefühl, dass es ernst gemeint war.

«Haben Sie Geduld», mahnte Wolff. Er warnte Mussolini, weiter eigene Friedensvorschläge über Kardinal Schuster zu lancieren.

Hatte Wolff den Duce auch vorübergehend neutralisiert, so wuchsen seine eigenen Probleme doch ins Ungeheuerliche. Was sollte er mit dem Befehl Himmlers anfangen, sofort nach Berlin zu fliegen? Er schickte Dulles eine entsprechende Mitteilung und bat um Rat. Über Parilli riet Dulles ihm, nicht nach Berlin zu gehen; Wolff solle mit seinem Stab und seiner Familie sofort in die Schweiz kommen. Trotzdem glaubte Wolff, nach Berlin zu Himmler und Hitler fliegen zu müssen, und mochte es auch noch so gefährlich sein. Am Abend des 16. April – jenes Tages, an dem Schukow zum entscheidenden Angriff auf Berlin antrat – landete Wolff auf einem Flugplatz etwa 25 Kilometer südlich der Hauptstadt. Dort erwartete ihn Dr. Gebhardt. Der vorsichtige Himmler wollte Wolff durch Gebhardt erst einmal aushorchen lassen. Gebhardt brachte Wolff zum Hotel Adlon, ganz in der Nähe des Führerbunkers. Am folgenden Vormittag fuhren die beiden ins Sanatorium und assen mit Himmler zu Mittag. Als die Mahlzeit beendet war, hatte Wolff den Reichsführer überzeugt, dass er nur getan habe, was Hitler von ihm erwartet hätte.

Dann tauchte plötzlich Kaltenbrunner auf und verlangte mit dem Reichsführer unter vier Augen zu sprechen: Von einem seiner Agenten habe er gerade über Funk erfahren, dass zwischen Wolff und Kardinal Schuster Geheimverhandlungen geführt würden und die Unterzeichnung eines Waffenstillstands für die gesamte italienische Front in den allernächsten Tagen zu erwarten sei.

Wolff wurde wieder in das Zimmer gerufen. Himmler beschimpfte ihn heftig.

«Ich persönlich habe nie mit Kardinal Schuster über Kapitulation verhandelt!» sagte Wolff beschwörend. Und das stimmte. Diese Aufgabe hatte er einem Untergebenen übertragen. Seine Empörung wirkte so echt, dass Himmler wankend wurde, aber Kaltenbrunner war nicht so leicht zu überzeugen. Eine Stunde lang dauerte der Streit: Himmler glaubte einmal dem einen, dann dem anderen. Es war, fand Wolff, ein Tauziehen, und das Tau war Himmler; Wolff fragte sich, warum er diesen unsicheren kleinen Mann so verehrt hatte.

Schliesslich verlangte Wolff, sie alle sollten nach Berlin fahren, damit er sich vor dem Führer zu Kaltenbrunners Beschuldigungen äussern könne. Himmler weigerte sich natürlich mitzukommen. Aber Wolff bestand darauf, dass zumindest Kaltenbrunner ihn begleiten müsse. Kaltenbrunner solle dabeisein, sagte er anzüglich, wenn Hitler erfahre, dass er, Wolff, über alle Verhandlungen in der Schweiz Berichte sowohl an Himmler wie an Kaltenbrunner geschickt und dass Himmler ihm ausdrücklich verboten habe, die Verhandlungen Hitler gegenüber zu erwähnen.

Das war Erpressung; alle drei wussten es. Aber Kaltenbrunner liess sich nicht einschüchtern. Er erklärte sich bereit, Wolff zum Führerbunker zu begleiten, und das klang wie eine Drohung. Am 18. April, um ein Uhr früh, fuhren die beiden ab, und zwei Stunden lang sassen sie in finsternem Schweigen nebeneinander. Kurz bevor sie den Bunker betraten, sagte Wolff – und das liess Kaltenbrunner vor Wut erblassen: «Wenn Sie vor dem Führer die Geschichte mit dem Funkpruch Ihres Agenten wiederholen, werde ich nicht allein zum Galgen gehen. Dann werden Sie und der Reichsführer neben mir hängen.»

Im Gang begegneten sie Hitler. «Ach, Sie sind da, Wolff», sagte Hitler überrascht. «Gut! Bitte warten Sie, bis die Besprechung vorüber ist.»

Um vier Uhr öffnete sich die Tür des Besprechungszimmers, und mit einer Kopfbewegung wurde Wolff von Fegelein zum Eintreten aufgefordert. Hitler war kühl und kam sofort zum Thema. «Kaltenbrunner und Himmler haben mich über Ihre Verhandlungen mit Herrn Dulles in der Schweiz informiert.» Er trat dicht an Wolff heran und starrte ihn durchdringend an. «Wie kommen Sie dazu, meine Befehle so offen zu missachten? Als SS-Führer in Italien kennen Sie nur einen kleinen Ausschnitt der allgemeinen militärischen und politischen Lage. Ich aber habe weder die Zeit noch die Möglichkeit, jedem Oberbefehlshaber mitzuteilen, was an den anderen Fronten oder auch auf politischer Ebene geschieht. Ist Ihnen klar, welche ungeheuerliche Verantwortung Sie damit auf Ihre Schultern geladen haben?»

«Jawohl, mein Führer.»

«Wie kamen Sie dazu?»

Wolff erinnerte Hitler an das Gespräch mit Ribbentrop am 6. Februar. Er habe damals vorgeschlagen, Kontakte mit den Alliierten aufzunehmen, wenn es nicht sicher sei, dass die Geheimwaffen rechtzeitig fertig würden.

Er sprach so schnell, dass niemand ihn unterbrach. Und ständig blickte er dabei dem Führer in die Augen; er hatte das Gefühl, dass er verloren wäre, wenn er seinen Blick abwandte. Er habe, sagte Wolff, die offensichtlich positive Reaktion des Führers als Genehmigung verstanden und dementsprechend gehandelt. Er schilderte seine Begegnung mit Dulles am 8. März, die auf seine Initiative erfolgte, da er keine Zeit gehabt habe, Berlin um Anweisungen zu bitten.

«Jetzt bin ich glücklich, Ihnen, mein Führer, melden zu können, dass es mir mit Hilfe von Mr. Dulles gelungen ist, die Türen zum amerikanischen Präsidenten, zu Premierminister Churchill und zu Feldmarschall Alexander zu öffnen. Ich bitte um Anweisungen für die Zukunft.»

Als er geendet hatte, starrte ihn Hitler noch einen Augenblick an. «Gut», sagte er

schliesslich, «ich akzeptiere Ihre Darstellung. Sie haben phantastisches Glück gehabt. Wäre Ihr Unternehmen fehlgeschlagen, hätte ich Sie genauso fallenlassen müssen, wie ich Hess fallengelassen habe.»*

Erleichtert gab Wolff dem Führer einen ziemlich positiv gefärbten Überblick über die Verhandlungen in der Schweiz, wobei er betonte, dass die bedingungslose Kapitulation angesichts der militärischen Lage und der Haltung der Sowjets nicht zu vermeiden sei.

«Gut, ich werde darüber nachdenken», sagte Hitler. Zuerst müsse er schlafen.

Am späten Nachmittag kam man wieder zusammen. Da gerade kein Luftangriff stattfand, beschloss Hitler, an die frische Luft zu gehen, und liess seinen Mantel holen. Während man zwischen den Trümmern im Garten der Reichskanzlei hindurchschlenderte, ging das Gespräch weiter.

«Ich habe mir die Sache überlegt, von der Sie heute morgen sprachen», begann Hitler, kam dann aber sofort vom Thema ab. Zuerst beschrieb er die tief gestaffelte Panzerabwehr, die er zum Schutz Berlins aufgebaut habe. Täglich würden 250 russische Panzer abgeschossen, sagte er, und selbst die Sowjetarmee könne solche Verluste nicht einfach schlucken. Die sowjetische Offensive würde demnach bald eingestellt werden müssen. Hitler räumte allerdings ein, dass die Streitkräfte der Sowjets und der Anglo-Amerikaner irgendwo südlich Berlins Verbindung aufnehmen könnten. In Jalta hätten sich Roosevelt und Churchill einverstanden erklärt, die Russen nach Europa hineinzulassen, aber er, Hitler, sei überzeugt, dass die Russen sich nicht an die vereinbarte Linie halten würden.

«Aber die Amerikaner können sich das nicht gefallen lassen und werden daher gezwungen sein, die Russen mit Waffengewalt zurückzudrängen, und das ...»

Hitler brach unvermittelt ab und starrte Wolff durchdringend und triumphierend an, «... und das wird der Zeitpunkt sein, an dem man mir einen hohen Preis für meine Teilnahme am Endkampf anbieten wird – von dieser oder jener Seite!» Er versicherte, er könne Berlin gegen Ost und West mindestens sechs, vielleicht sogar acht Wochen halten. «In der Zwischenzeit wird es zu diesem Konflikt kommen, und dann werde ich mich entscheiden.»

Wolff war sprachlos. «Mein Führer, ist es denn nicht klar, welche Partei Sie in einem solchen Kampf ergreifen werden?»

Wieder wandte Hitler sich an Wolff, und nach einer kurzen Pause sagte er: «Ich werde mich für die Partei entscheiden, die am meisten bietet.» Ohne sich zu rühren, blickte er zum Elimmel hoch. «Oder für die Partei, die als erste mit mir Verbindung aufnimmt.»

Das waren also Wolffs grosse Vorbilder gewesen! Was war mit dem Kampf des europäischen Abendlandes gegen den neuen Dschingis-Khan? Wo waren die Ideale früherer Zeiten?

Jetzt, da Präsident Roosevelt tot sei, fuhr Hitler fort, könne die Front der Alliierten leicht zusammenbrechen.

* Das war möglicherweise eine bewusste Irreführung Wolffs durch Hitler. Wenn Hitler die Wahrheit sagte, bedeuteten seine Worte, dass er selbst Hess mit einem Geheimauftrag nach England geschickt hatte und die Lorbeeren eingeheimst hätte, wenn die Verhandlungen zum Erfolg geführt hätten.

«Jawohl, mein Führer», sagte Wolff, «aber hat man Ihnen nicht gemeldet, dass wir jeden Tag zwischen fünfzehntausend und zwanzigtausend feindliche Maschinen über uns haben? Jeden Tag, jede Stunde kommt es zu» – fast hätte er gesagt: unentschuldbaren – «Verlusten an Menschen und Material. Sollte man nicht auch daran denken?»

«Ich kann es mir nicht leisten, mich durch solche Berichte weichmachen zu lassen», erwiderte Hitler knapp. Der Mann, der die letzte Entscheidung zu treffen hatte, konnte es sich nicht leisten, dass die Schrecken des Krieges ihn rührten! «Sie tun jetzt folgendes: Sie fliegen zurück und grüssen General von Vietinghoff von mir.» Seine Stimmung schlug um; plötzlich schien er nur noch zu sich selbst zu sprechen. «Sollte dieser schicksalhafte Kampf des deutschen Volkes unter meiner Führung fehlschlagen, dann verdient das deutsche Volk nicht, weiterzuleben.» Die Ost-Rasse würde sich dann als «biologisch überlegen» erwiesen haben, und Deutschland bliebe nichts anderes übrig, als «heroisch unterzugehen». Wie in Trance blickte er Wolff an; aber plötzlich kehrte sein Optimismus zurück. «Gehen Sie wieder nach Italien, halten Sie Verbindung mit den Amerikanern, aber versuchen Sie, bessere Bedingungen herauszuholen. Drosseln Sie die Verhandlungen ein wenig, eine bedingungslose Kapitulation auf der Grundlage derart vager Versprechungen wäre lächerlich.»

Eine Ordonnanz erschien und meldete: «Mein Führer, es ist Zeit für die Abendbesprechung.»

2 Wolff irrte sich, wenn er meinte, dass er Mussolini kaltgestellt habe. Der Duce bereitete sich vielmehr darauf vor, nach Mailand zu fahren; er hatte die vage Hoffnung, seine «italienische Lösung» durch Verhandlungen mit dem Nationalen Befreiungskomitee (den Partisanen) oder den westlichen Alliierten zu erreichen. Wenn nicht, konnte er sich immer noch im Veltlin zum letzten Kampf stellen. «Schliesslich», sagte er zu Marschall Graziani, «kann der Faschismus auch dort heroisch untergehen.»

Als der Priester Don Pancino ihn an diesem Tag aufsuchte, sagte Mussolini mit einer Art Vorahnung: «Verabschieden Sie sich jetzt von mir, Pater. Ich danke Ihnen für alle Gebete, die Sie für mich gesprochen haben. Beten Sie weiter für mich, denn ich habe es nötig. Ich weiss, dass man mich erschiessen wird.»

Bei Sonnenuntergang verabschiedete er sich im Garten der Villa Feltrinelli von seiner Frau. Er sagte auch seiner Schwester Edvige Adieu: Er sei bereit, in die grosse Stille des Todes einzugehen. Dann brach er mit seiner kleinen Kolonne in Richtung Mailand auf.

Am 20. April war Wolff wieder in seinem Hauptquartier, entschlossener denn je, in Italien bedingungslos zu kapitulieren – trotz Himmler und Hitler*. Nach

* Inzwischen hatte Himmler bei Wolff angerufen und ihm weitere Reisen in die Schweiz verboten; geheimnisvoll hatte er hinzugefügt, die Familie des SS-Obergruppenführers würde – im Interesse ihrer eigenen Sicherheit – aus dem Brennergebiet nach Tirol gebracht.

einem ausführlichen Gespräch erklärte sich General von Vietinghoff, der Nachfolger Kesselrings, damit einverstanden, zwei Offiziere zu Kapitulationsverhandlungen ins Hauptquartier von Feldmarschall Alexander zu schicken.

Es war eine Ironie, dass Truman und Churchill sich eben entschlossen hatten, weiteren Differenzen mit Stalin dadurch aus dem Weg zu gehen, dass sie jeden Kontakt mit Wolff oder dessen Beauftragten verboten. Später am Tag gaben die Stabschefs den folgenden Funkspruch an das Hauptquartier von Feldmarschall Alexander bei Neapel durch:

... Es ist völlig klar, dass CIC Italy [Vietinghoff] im gegenwärtigen Stadium nicht die Absicht hat, mit seinen Streitkräften unter Bedingungen zu kapitulieren, die für uns annehmbar sind.

Unter diesen Umständen und im Hinblick auf die Komplikationen, die mit den Russen in dieser Angelegenheit entstanden sind, haben unsere beiden Regierungen beschlossen, dass oss sofort Kontakt mit den deutschen Unterhändlern abbricht. US-Stabschefs informieren oss entsprechend.

Sie selbst sollten die ganze Angelegenheit als abgeschlossen betrachten und die Russen entsprechend informieren ...

Am 23. April fuhr Wolff heimlich in die Schweiz, diesmal in Begleitung der beiden Männer, die Vietinghoff und er selbst für die Festlegung der Kapitulationsbedingungen ausgewählt hatten. Der Vertreter Vietinghoffs war Oberstleutnant Viktor von Schweinitz, dessen Grossmutter eine direkte Nachkommnin des ersten amerikanischen Chief Justice, John Jay, war. Wolff hatte Major Wenner bestimmt. Der Major trug ein ausgebeultes Jackett des Obergruppenführers.

Nach Luzern wurden die drei von Major Waibel und Dr. Husmann begleitet; erst als sie zu Waibels Wohnung kamen, erfuhren sie, dass die Alliierten sämtliche Verhandlungen abgebrochen hatten. Waibel, fast ebenso empört wie die Deutschen, versuchte, die Unterhändler zu beruhigen. Schliesslich rief er Dulles an. «Wir sind in einer ganz unmöglichen Lage!» sagte er. «Wir machen uns für alle Zeiten lächerlich, wenn wir die Sache nicht in Ordnung bringen können.»

Dulles wiederholte, er habe strikten Befehl, jede Verbindung mit Wolff abzubrechen. «Aber das können wir doch nicht», sagte Waibel drängend. «Hier sind deutsche Unterhändler, die die bedingungslose Kapitulation unterzeichnen wollen, und die Alliierten wollen sie nicht einmal empfangen! Es sieht so aus, als wollten Sie den Krieg nur dadurch beenden, dass Sie alle umbringen.» Schliesslich gab Dulles nach; er werde Alexander einen Funkspruch schicken, und der wiederum müsse sich mit den Stabschefs in Verbindung setzen, damit er, Dulles, den «Kontakt» mit Wolff wiederaufnehmen könnte.

Waibel war sich jedoch nicht sicher, ob er seine drei Gäste bei sich behalten konnte, bis eine positive Antwort eingetroffen war. Am nächsten Morgen liefen sie herum wie wilde Tiere. Wolff erklärte, in sein Hauptquartier zurückkehren zu müssen; die militärische Lage habe sich plötzlich verändert. Monatelang war es an der Front zwischen dem Ligurischen Meer und der Adria, unmittelbar südlich von Bologna, ruhig gewesen; 25 deutsche und fünf faschistische Divisionen standen dort. Aber jetzt hatte Generalleutnant Mark Clark mit seiner 15. Heeresgruppe die deutsch-italienischen Stellungen durchbrochen, Bologna erobert und den Po

überquert. Praktisch ungehindert rasten Clarks Panzer durch die Po-Ebene nach Norden.

Was die Situation noch kritischer machte, war ein Telegramm Himmlers an Wolff. Es war so dringend, dass es von der Schweizer Grenze telefonisch in Waibels Haus durchgegeben wurde.

Es ist wichtiger denn je, dass die italienische Front gehalten wird und intakt bleibt. Es dürfen keinerlei Verhandlungen eingeleitet werden.

Wolff erwiderte Waibel, dass er trotzdem bereit sei, *Sunrise* zum Abschluss zu bringen. Der Tag verstrich, aber aus dem alliierten Hauptquartier in Süditalien kam keine Antwort.

Wolffs Situation war viel prekärer, als er wusste. Er hatte auch mit dem Nationalen Befreiungskomitee über eine Kapitulation verhandelt – aber diese Gespräche sollten die Partisanen nur ablenken, bis *Sunrise* unter Dach und Fach war.

Am selben Tag, da Wolff mit den beiden Offizieren in die Schweiz hinüberfuhr, wurde SS-Standartenführer Dollmann von Kardinal Schuster informiert, dass die Partisanen die Verbindung abbrechen würden, wenn Wolff nicht sofort persönlich nach Mailand käme. Dollmann rief Wolff an und berichtete ihm über diese neueste Entwicklung. Wolff wies Dollmann an, auf Zeitgewinn zu arbeiten und dem Kardinal mitzuteilen, dass Wolff die Bedingungen der Partisanen akzeptierte und sobald wie möglich nach Mailand kommen würde.

Kardinal Schuster erklärte Dollmann, dass er ein Zusammentreffen mit den Partisanen für den 25. April in der erzbischöflichen Residenz in Mailand vereinbart habe und Wolffs Anwesenheit unbedingt erforderlich sei.

Der Kardinal habe auch Mussolini gebeten, an der Zusammenkunft teilzunehmen, aber der Duce war sich immer noch nicht klar, was er tun sollte. Ein halbes Dutzend Fluchtchancen war ihm angeboten worden, aber selbst der Vorschlag, ihn und Claretta Petacci nach Spanien zu fliegen, hatte ihn nicht interessiert.

Am Morgen des Tages, an dem die Zusammenkunft beim Erzbischof stattfinden sollte, versuchte Marschall Graziani, von Mussolini die Genehmigung zur Zurücknahme der Clark weichenden italienischen Truppen auf neue Stellungen im Norden zu erhalten, aber der Duce wollte darüber nicht sprechen. Er sei um sechs mit Kardinal Schuster verabredet. Er werde gegenüber dem Nationalen Befreiungskomitee kapitulieren und so der Armee weitere Opfer ersparen.

Am frühen Nachmittag verkündete das Gellen der Fabriksirenen den Generalstreik, und als Mussolini sein Hauptquartier in der Präfektur verliess und eine alte Limousine bestieg, um zum Sitz des Erzbischofs zu fahren, zeigten sich die Partisanen offen auf den Strassen. Der Duce hatte sich nicht einmal die Mühe gemacht, seinem persönlichen Begleiter, SS-Obersturmführer Fritz Birzer, zu sagen, dass er wegfahre. Im letzten Augenblick stürzte Birzer in den Hof und zwängte sich in den Wagen. Das Fahrzeug fuhr an; Birzer musste sich – halb auf dem Schoss des Duce sitzend – festklammern.

Als Mussolini im Palais des Erzbischofs in den Empfangsraum geführt wurde, sah er aus, berichtet Kardinal Schuster, wie «ein Mann, den eine ungeheuerliche Katastrophe betäubt hat». Der Kardinal versuchte, den Duce aufzumuntern; aber Mussolini war völlig apathisch und wollte offenbar nicht sprechen. Der Kardinal

bat ihn, Italien durch die Kapitulation sinnlose Zerstörungen zu ersparen. Aber Mussolini erklärte, er wolle mit 3'000 Schwarzhemden im Veltlin bis zum Ende kämpfen.

«Duce», sagte der Kardinal, «machen Sie sich keine Illusionen.» Seiner Ansicht nach würden ihm höchstens 300 Schwarzhemden dorthin folgen.

«Vielleicht ein paar mehr», erwiderte Mussolini, und lächelnd fügte er hinzu: «Aber nicht allzu viele. Ich habe keine Illusionen mehr.»

Als der Kardinal ihn an den Sturz Napoleons erinnerte, kam in Mussolinis müde Augen für kurze Zeit wieder Leben. «Meine Herrschaft der hundert Tage ist auch bald vorbei. Ich muss mein Schicksal mit Resignation tragen wie Bonaparte.»

Dann wurden drei Vertreter der Partisanen hereingeführt: General Raffaele Cadorna, der älteste militärische Vertreter im Nationalen Befreiungskomitee, Achille Marazza, Rechtsanwalt und Christlicher Demokrat, sowie Riccardo Lombardi, Ingenieur und Mitglied der Partito d'Azione (Republikaner). Die Ankömmlinge küssten den Ring des Kardinals, dann wurden sie Mussolini vorgestellt. Der lächelte und ging ihnen mit ausgestreckter Hand entgegen. Beim Händedruck fühlten sich die Partisanen sichtlich unbehaglich.

Die Atmosphäre wurde noch gespannter, als der weisshaarige Marschall Graziani mit zwei Ministern Mussolinis hereinkam. Der Kardinal deutete auf einen grossen ovalen Tisch in der Mitte des Raumes. «Wollen wir uns nicht setzen?»

«Also gut», sagte Mussolini ungeduldig. «Wie lauten die Vorschläge?»

«Meine Anweisungen sind begrenzt und präzise», sagte Marazza, der Sprecher der Partisanen. «Ich bin nur bevollmächtigt, Ihre Kapitulation entgegenzunehmen.»

Mussolini war empört. «Dazu bin ich nicht hier! Man hat mir erklärt, dass wir uns hier zusammensetzen und über die Bedingungen unterhalten sollen. Deshalb bin ich auch gekommen – um meine Männer, deren Familien und die faschistischen Milizen zu schützen. Ich muss wissen, was aus ihnen wird. Die Familien der Mitglieder meiner Regierung müssen geschützt werden. Ausserdem hat man mir versichert, dass die Milizangehörigen wie Kriegsgefangene behandelt werden.»

«Das sind lediglich Einzelheiten», unterbrach einer der Partisanen. «Und ich glaube, wir sind ermächtigt, sie zu regeln.»

«Sehr schön», sagte der Duce. «In diesem Fall können wir zu einer Vereinbarung kommen.»

In diesem Augenblick sprang Marschall Graziani auf. «Nein, Duce, nein! Ich muss Sie daran erinnern, dass wir unseren Verbündeten gegenüber Verpflichtungen haben. Wir können die Deutschen nicht im Stich lassen und unabhängig über unsere Kapitulation verhandeln. Ohne die Deutschen können wir keine Vereinbarung unterschreiben. Wir dürfen über die Gesetze von Pflicht und Ehre nicht einfach hinweggehen!»

«Leider scheinen die Deutschen von solchen Skrupeln nicht geplagt zu sein», sagte Cadorna, der Partisanengeneral. «In den vergangenen vier Tagen haben wir uns auch mit ihnen über die Kapitulationsbedingungen unterhalten. In den Einzelheiten haben wir uns bereits geeinigt, und jeden Augenblick erwarten wir die Mitteilung über die Unterzeichnung.»

Marazza merkte, wie Mussolinis Gesicht sich verzog, und fragte: «Hat man sich nicht die Mühe gemacht, Ihre Regierung zu informieren?»

«Unmöglich!» rief der Duce. «Zeigen Sie mir den Vertrag!»

Natürlich wusste Mussolini mehr, als er zugab, aber seine Überraschung und seine Empörung wirkten auf die Anwesenden echt. «Das haben die Deutschen hinter meinem Rücken getan!» Er sprang auf und erklärte, er werde nichts unternehmen, bis er mit dem deutschen Konsul gesprochen habe. «Diesmal werden wir sagen können, dass Deutschland Italien verraten hat!»

Er drohte, die Deutschen in einer Rundfunkansprache vor aller Welt anzuklagen, und stampfte aus dem Raum.

Endlich hatte Mussolini einen Entschluss gefasst. In der Präfektur deutete er auf einen Punkt auf der Karte und erklärte: «Wir werden Mailand sofort verlassen. Ziel ist Como!»

In seiner Milizuniform marschierte er durch den Korridor, gefolgt von seinen Ministern. Der eine bat ihn, nicht zum Sitz des Erzbischofs zurückzukehren, ein anderer wollte das Versprechen, dass der Duce in Mailand bliebe. Wieder zwei gaben ihm den Rat, nach Spanien zu fliegen, und der fünfte schrie: «Bleiben Sie hier, Duce!» Sein Sekretär fuchtelte ihm mit Papieren, die er unterschreiben sollte, vor dem Gesicht herum; es war eine Operette.

Eine Maschinenpistole umgehängt, in jeder Hand eine vollgestopfte Aktentasche, umarmte Mussolini zwei seiner alten Mitarbeiter. Dann rief er: «Zum Valtellina!»

Gegen 20 Uhr verliessen zehn Fahrzeuge mit Mussolini, dessen Gefolge – auch Graziani war dabei – und dem deutschen Begleitkommando unter lauten Abschiedsrufen den Hof der Präfektur in Richtung Norden, in Richtung Como.

«Wohin fahren wir?» fragte einer der Minister. Und sein Kollege antwortete:

«Das weiss Gott allein – vielleicht in den Tod.»

In einem der Wagen, einem Alfa-Romeo mit spanischem Kennzeichen, sass Claretta Petacci. «Ich folge meiner Bestimmung», hatte sie einer Freundin geschrieben. «Ich weiss nicht, was aus mir wird, aber meinem Geschick kann ich nicht entgehen.»

3 In Luzern sass Wolff, immer noch ohne Nachricht von Dulles. Schliesslich erklärte er Waibel, er könne nicht mehr länger in der Schweiz bleiben. Clark dringe immer weiter nach Norditalien vor, und in Mailand wollten es die Partisanen auf eine Kraftprobe ankommen lassen. Ausserdem habe Dollmann berichtet, dass Mussolini irgendwelche Pläne aushecke, und man wisse nicht, welche.

Gegen Mitternacht kehrte Wolff bei Chiasso über die Grenze nach Italien zurück. Er war übermüdet und beschloss, die Nacht in der Villa Locatelli, dem Sitz der SS-Grenzwachen am Westufer des Comer Sees, zu verbringen. Als er eben zu Bett gehen wollte, erschien Graziani. Der Marschall hatte sich in Como, keine zehn Kilometer entfernt, von Mussolini getrennt und wollte sich jetzt unter den Schutz der SS stellen.

Wolff nahm die Gelegenheit wahr, den alten Mann zu überreden, dass er im Interesse Italiens nichts Besseres tun könne, als mit seinen Truppen zu kapitulieren. Zuerst war Graziani aufgebracht und beschuldigte Wolff, den Duce zu verraten; aber Wolff behauptete so überzeugend, immer im Interesse Italiens gehandelt zu haben, dass der Marschall nachgab und ein Dokument verfasste, das Wolff ermächtigte, im Namen der gesamten italienischen Armee zu kapitulieren.

Draussen, in der Dunkelheit, gab es andere Italiener, die in der SS alles andere als ihre Beschützer sahen: Partisanen. Sie hatten von Wolffs Ankunft erfahren und lautlos die Villa umzingelt. Als der Morgen des 26. April dämmerte, lag ein eiserner Ring um das Haus. Allerdings hatten die Belagerer nicht daran gedacht, die Telefondrähte zu kappen.

Im Verlauf des Vormittags erhielt Major Waibel den Tip, dass am Comer See bald ein «grosser Fisch» gefangen würde; einige diskrete Nachfragen bestätigten Waibels Vermutung, dass es sich dabei um Wolff handele. Abends traf er auf dem Bahnhof Chiasso mit dem Agenten Bustelli zusammen; die beiden beratschlagten, wie Wolff zu retten sei.

Anschliessend telefonierte Waibel mit Gaevernitz. «Wenn wir nicht sofort handeln», sagte er, «wird Wolff umgebracht, und die ganze Angelegenheit fällt ins Wasser.»

Gaevernitz trug das Problem Dulles vor, aber der erklärte, er könne nichts tun. Er wisse, wie wichtig Wolff sei, habe jedoch strikten Befehl, keinerlei Kontakte aufrechtzuerhalten. Gaevernitz fragte, ob er sich wenigstens mit Donald Jones, einem Agenten des OSS und «Vizekonsul» in Lugano, in Verbindung setzen dürfe. Dulles schüttelte den Kopf und wiederholte, dass ihm die Hände gebunden seien. Gaevernitz beschloss, auf eigene Faust zu handeln. «Ich mache eine kleine Reise; in zwei bis drei Tagen bin ich wieder zurück.»

Dulles sagte nur «Auf Wiedersehen», aber Gaevernitz war ganz sicher, dass er ihm mit einem Auge zugeblinzelt hatte. In Chiasso verliessen Gaevernitz und Waibel den Zug; sie waren einigermassen überrascht, von Jones begrüsst zu werden. «Ich habe hier auf Sie gewartet», sagte er. «Soviel ich weiss, wollen Sie Wolff befreien.» Waibel merkte bald, dass Jones nicht auf dem Dienstweg informiert worden war; Bustelli hatte ihn eingeschaltet. «Auf schweizerischer Seite besteht beträchtliches Interesse daran, Wolff zu retten», sagte Waibel und tat so, als habe das alles mit Dulles' Büro nichts zu tun. Er bat Jones, er möge ihm helfen.

Jones war sofort einverstanden. Sie kamen zu dem Schluss, dass die einzige Möglichkeit, Wolff zu retten, darin bestand, dass Jones im Handstreich den Einschliessungsring der Partisanen durchbrach; unter dem Decknamen «Scotti» war er den Partisanen ja gut bekannt. Dann riefen sie die Villa Lucatelli an. Sie konnten es kaum glauben, dass die Verbindung noch funktionierte. Wolff erhielt Bescheid, dass zwei Wagen versuchen würden, zu ihm durchzubrechen.

Um 22 Uhr verliess Jones mit seinem Stosstrupp Chiasso, während Waibel und Gaevernitz in dem kleinen und schlecht beleuchteten Bahnhofrestaurant zurückblieben. Kaum hatte Jones italienisches Gebiet erreicht, als er auch schon beschossen wurde. Er stieg aus und stellte sich ins Licht der Scheinwerfer seines Wagens.

«*L'amico Scotti!*» schrie jemand in der Dunkelheit. Die Schiesserei hörte auf, und «Scotti» konnte weiterfahren.

Zwei Stunden sass Gaevernitz und Waibel auf glühenden Kohlen. Gegen Mitternacht gingen sie zum schweizerischen Zollgebäude, wo die Scheinwerfer jedes aus Italien kommenden Wagens deutlich zu erkennen waren. Sie sahen zwar keine Lichter, hörten jedoch hie und da in der Ferne Schüsse. Was würde passieren, wenn Jones bei der Villa in eine Schiesserei verwickelt und dabei entdeckt würde? Gaevernitz konnte sich bereits die Schlagzeilen vorstellen: Amerikanischer Konsul rettet deutschen SS-General Wolff vor italienischen Partisanen. Und das zur selben Zeit, da Truman und Churchill Stalin versprochen hatten, alle Verhandlungen abzubrechen!

Sie kehrten zum Restaurant zurück und warteten voller Unruhe. Nach einer weiteren Stunde gingen sie wieder zur Grenze. Auf italienischer Seite war es stockfinster. Mehrmals hörten sie Motorengerumm, das sich dann jedoch wieder verlor. Um zwei Uhr durchschnitten Scheinwerferkegel die Dunkelheit. Langsam kamen zwei Wagen auf die Grenze zugerollt. Es war Jones. Gaevernitz ging zu seinem eigenen Wagen; er wollte möglichst unbemerkt wegfahren, sobald er sich überzeugt hatte, dass Wolff dabei war.

Aber da drängte sich schon eine massige Gestalt zu Gaevernitz hin. Es war Wolff. «Ich werde Ihnen nie vergessen, was Sie für mich getan haben», sagte er. Gaevernitz beschloss, Wolffs dankbare Stimmung auszunutzen. Alle fuhren nach Lugano in ein Hotel, und dort machte Gaevernitz den Vorschlag, Wolff solle dem SS-Kommandeur in Mailand brieflich den Befehl geben, den Kampf gegen die Partisanen einzustellen.

Wolff schrieb nicht nur diesen Brief; er übergab Gaevernitz auch das von Marschall Graziani unterzeichnete Dokument. Ausserdem versprach er, sich dafür einzusetzen, dass weitere Zerstörungen verhindert und die politischen Gefangenen geschützt würden.

«Was würden Sie machen», fragte Gaevernitz, «wenn jetzt plötzlich Himmler auf tauchte und sagte: „Ich übernehme den Befehl und verhafte Sie?“»

«Dann würde ich den Spiess natürlich umdrehen und Himmler verhaften!»

Am Nachmittag des 27. April reiste Wolff allein in sein neues Hauptquartier in Bozen ab. Um den Partisanen zu entgehen, musste er einen Umweg über Österreich machen. Gaevernitz fuhr nach Ascona, um auszuruhen, war jedoch kaum eingeschlafen, als er durch einen Anruf von Dulles geweckt wurde: Aus Washington sei per Funk die Erlaubnis eingetroffen, die Verhandlungen mit den Deutschen wiederaufzunehmen*. Ausserdem habe Alexanders Hauptquartier über Funk gebeten, die beiden Unterhändler Wolffs sofort nach Süditalien zu bringen.

* Offenbar war Stalin über diese plötzliche Veränderung der alliierten Haltung informiert worden, bevor Dulles davon erfuhr. Am Tag zuvor hatte Churchill an Stalin telegraphiert: *Die deutschen Unterhändler, zu denen wir den Kontakt vor einigen Tagen abgebrochen haben, sind inzwischen wieder am Vierwaldstätter See eingetroffen. Sie behaupten, Kapitulationsvollmachten für die Armee in Italien zu besitzen. Feldmarschall Alexander ist daher mitgeteilt worden, dass er freie Hand hat, diese Beauftragten ins alliierte Hauptquartier in Italien kommen zu lassen... Schicken Sie bitte sofort russische Vertreter*

28 Der Tod eines Diktators

1 Kurz nachdem er in der Präfektur von Como eingetroffen war, schickte Mussolini Donna Rachele einen Brief; sie war in die Villa Montero gezogen, etwa einen Kilometer von der Villa Locatelli entfernt, wo die Partisanen Wolff eingeschlossen hatten. In diesem Brief hiess es, dass er, Mussolini, sich in der letzten Phase seines Lebens befände, auf der letzten Seite seines Buches angekommen sei, und dass er seine Frau um Verzeihung für alles bitte, was er ihr ohne Absicht angetan habe. Donna Rachele möge mit Anna Maria und Romano, ihren beiden Kindern, in die Schweiz gehen, um ein neues Leben anzufangen.

Donna Rachele hatte den Brief gerade gelesen, als das Telefon läutete. Es war Mussolini, der den ganzen Tag versucht hatte, sie zu erreichen. «Ich folge meiner Bestimmung», sagte er mit ruhiger, trauriger Stimme. «Ich bin allein, Rachele, und weiss sehr genau, dass alles vorüber ist.» Er sprach kurz mit den beiden Kindern, dann bat er sie, nach Como zu kommen und ihn ein letztes Mal zu besuchen. Im dunklen Hof der Präfektur nahmen sie Abschied. Er übergab ihr einige Papiere, darunter mehrere Briefe Churchills, mit deren Hilfe sie, wie er hoffte, über die Grenze gelangen würde. «Wenn man versucht, dich aufzuhalten oder dir etwas tun will», sagte er, «bitte darum, an die Engländer ausgeliefert zu werden.»

Am 26. April, kurz vor Tagesanbruch, fuhr Mussolinis kleine Kolonne die kurvenreiche Strasse am Westufer des Comer Sees entlang. Obwohl es regnete, war die Landschaft schön. In Menaggio, etwa 40 Kilometer von Como entfernt, hielt Mussolini vor der Villa eines faschistischen Funktionärs an; er sagte, er wolle hier auf seine Minister und die 3'000 Schwarzhemden warten, die Alessandro Pavolini, der Sekretär der neuen faschistischen Partei, zusammentrommeln wollte. Während Mussolini schlief, traf der Rest seines Gefolges, darunter auch Claretta Petacci, begleitet von zwei Panzerfahrzeugen und mehreren Kompanien republikanischer Soldaten, in Menaggio ein.

Als Mussolini aufwachte, stellte er fest, dass die Fahrzeuge auf der Hauptstrasse abgestellt worden waren. Es sei zu gefährlich, hier auf die Schwarzhemden zu warten, sagte er und ordnete an, die Wagen in eine Nebenstrasse zu fahren. Dann stieg er mit Claretta Petacci in den Alfa-Romeo und fuhr auf einer schmalen Bergstrasse nach Westen in Richtung Schweiz, begleitet von SS-Obersturmführer Birzer, hinter ihm der Rest der Kolonne.

In dem kleinen Ort Grandola stiegen Mussolini und seine Leute zum Hotel Miravalle hinunter. Während sie warteten, hörten sie im Radio die Meldungen

zum Hauptquartier von Feldmarschall Alexander. Alexander ist autorisiert, die bedingungslose Kapitulation der starken feindlichen Armee an seiner Front entgegenzunehmen; alle politischen Fragen sind jedoch den drei Regierungen vorbehalten ...

Wir haben in Italien eine Menge Blut vergossen, und die Gefangennahme der deutschen Armeen südlich der Alpen ist ein Preis, den sich die britische Nation, mit der die Vereinigten Staaten in dieser Hinsicht Kosten und Gefahren geteilt haben, teuer verdient hat ...

über den triumphalen Vormarsch Clarks und den Aufstand der Partisanen in Norditalien.

Elena Curti Cucciati, die hübsche Tochter einer früheren Geliebten Mussolinis, erbot sich, mit dem Fahrrad nach Como zu fahren und nachzusehen, was mit Pavolini und den 3'000 Schwarzhemden los war. Als Claretta Mussolini mit Elena im Park sprechen sah, wurde sie hysterisch und verlangte, dass er das Mädchen sofort wegschicke. Verwirrt versuchte Mussolini, sie zu beruhigen; während sie disputierten, stolperte Claretta Petacci über einen Teppich, fiel zu Boden und brach in Tränen aus.

Im Verlauf des Nachmittags verliessen drei Beamte das Hotel, ohne sich von Mussolini zu verabschieden, und versuchten, die nahegelegene schweizerische Grenze zu erreichen. Andere überlegten, ob sie es den dreien nachmachen sollten; aber da kam einer der drei zurück und berichtete, dass seine Begleiter an der Grenze von Partisanen gefangengenommen worden seien.

Bei Einbruch der Dunkelheit wurde Mussolini ungeduldig; er sagte zu Birzer, er wolle jetzt – auch ohne Pavolini – ins Veltlin aufbrechen. Die Schwarzhemden könnten ja nachkommen. Birzer wies darauf hin, dass die Partisanen bestimmt Strassensperren errichtet hätten; ausserdem brauchten seine Männer eine Nacht Ruhe. Mussolini versprach, bis zum Morgen im Hotel zu bleiben.

Früh am Tag war eine acht Mann starke Patrouille der Partisanen aus den Bergen westlich des Comer Sees nach Domaso am Nordende des Sees hinuntergestiegen. Ihr Anführer war Graf Pier Luigi Bellini della Stella, ein gutaussehender Mann von 22 Jahren mit einem Mephistopheles-Bart, Jurastudent an der Universität Florenz. Sein Vater, ein Kavallerieoberst, war 1944 von den Deutschen gefangengenommen worden und im Gefängnis an den Folgen erlittener Misshandlungen gestorben.

Bei den Partisanen im Raum Como dominierten zwar die Kommunisten, aber weder Bellini noch sein Stellvertreter, der 20jährige Urbano Lazzaro, waren KP-Mitglieder; sie waren sogar Antikommunisten. Es war wie in vielen von den Kommunisten beherrschten Partisanengruppen: im Augenblick ging es vor allem darum, Deutsche und Faschisten zu bekämpfen und Italien endlich wieder Frieden zu bringen.

Bellinis Patrouille war nur in die Stadt gekommen, um Tabak zu holen; aber bald hatte sich eine frohgestimmte Menschenmenge um sie versammelt. Der Krieg sei zu Ende, brüllten die Leute. Bellini ging in eine Eisdielen; dort hörte er, wie der Rundfunksprecher sagte: «Die Alliierten haben den Po überschritten; die deutsche Armee befindet sich auf dem Rückzug. Die Alliierten haben Brescia besetzt und marschieren in Mailand ein. In Mailand ist es zu einem Aufstand gekommen, und Partisanen-Einheiten haben alle wichtigen Punkte der Stadt sowie die meisten Kasernen besetzt.»

Die begeisterten Einwohner von Domaso wollten sich Bellini sofort anschliessen. Zwanzig seiner Kameraden waren noch in den Bergen. Man forderte ihn auf, den gesamten Abschnitt Domaso zu übernehmen. Aber Bellini hatte für nur 50 Männer Waffen, während der Feind über mindestens 200 Mann verfügte.

Trotzdem beschloss Bellini zu handeln. Er schrieb einen Brief an den Kommandeur

der nahegelegenen faschistischen Garnison Gravedonna und forderte ihn auf, bis 21 Uhr zu kapitulieren. Ein Mädchen wurde mit dem Fahrrad losgeschickt; es sollte die Uferstrasse entlang in Richtung Como fahren und das Ultimatum dem ersten Soldaten übergeben, dem es begegnete. Ähnliche Briefe gingen an andere faschistische und deutsche Stützpunkte.

Am Nachmittag traf die erste Erfolgsmeldung ein: Die Garnison Ponte del Passo hatte sich ergeben. In Nuova Olonia allerdings, unmittelbar bei der strategisch wichtigen Brücke am Nordende des Sees, schossen die Deutschen mit Maschinengewehren auf jeden, der sich zu nähern versuchte. Bellini und Lazzaro gingen hin und verlangten den kommandierenden Offizier zu sprechen. Bellini behauptete, der Kommandeur der Partisanen in diesem Gebiet zu sein; er werde die Deutschen mit seinen Granatwerfern zerfetzen lassen, wenn sie sich nicht ergäben. Der Deutsche reichte ihm wortlos seine Pistole.

Als Bellini nach Domaso zurückkehrte, sah er, dass seine Landsleute eben faschistische Gefangene lynchen wollten. «Wir Partisanen sollen nicht dieselben Greuel begehen, die Faschisten und Deutsche begangen haben!» schrie er. «Gleiches mit Gleichem zu vergelten, schadet unserer Sache; damit stellen wir uns mit unseren Feinden auf eine Stufe.»

Um Mitternacht hatte Bellini 15 Kilometer der Uferstrasse, von der Brücke im Norden bis nach Dongo, in der Hand. Knapp hinter Dongo errichtete er aus einem Baumstamm, grossen Steinblöcken und Stacheldraht eine Strassensperre. Hier gab es kein Durchkommen: auf der einen Seite das Steilufer, auf der anderen Seite der Berghang. Erschöpft ging Bellini zu Bett.

Pavolini war mit einem gepanzerten Fahrzeug beim Hotel Miravalle eingetroffen. Der Regen lief ihm übers Gesicht, als er Mussolini meldete, dass die meisten Schwarzhemden sich in Como den Partisanen ergeben hätten. Als der Duce fragte, wie viele Männer er mitgebracht habe, die im Veltlin kämpfen wollten, zögerte Pavolini einen Augenblick, dann sagte er: «Zwölf.»

Als der Morgen heraufdämmerte, schlossen sich Mussolini und der Rest seines Gefolges einer Kolonne von 28 deutschen Lastwagen an, die die Uferstrasse entlangfahren wollte. In dem Panzerwagen befanden sich Pavolini und mehrere Regierungsbeamte; sie hatten die beiden Ledertaschen mit Papieren und Geld bei sich. In dem gelben Alfa-Romeo mit den spanischen Nummernschildern, der ziemlich am Ende der Kolonne fuhr, sass Claretta Petacci mit ihrem Bruder und dessen Familie.

Allein in seinem Alfa-Romeo fuhr Mussolini an der Spitze. Am Rand von Menaggio hielt er einen Fussgänger an und fragte, ob es in der Gegend Partisanen gebe. «Überall» war die Antwort. Mussolini stieg aus seinem Auto, ging zu dem Panzerfahrzeug und kletterte hinauf. Es war nicht ganz 6.30 Uhr, als die Kolonne nach Musso kam, eineinhalb Kilometer von Dongo. In einigen hundert Metern Entfernung lag ein riesiger, mit Stacheldraht umwickelter Baumstamm über der Strasse: Bellinis Sperre.

Die Partisanen gaben mit ihren MG's Warnschüsse ab, und das Feuer wurde von dem Panzerfahrzeug erwidert; dabei kam ein alter Arbeiter, der eben unterwegs

nach Dongo war, ums Leben. Dann tauchte auf einem der Lastwagen eine weisse Flagge auf, und die Schiesserei wurde eingestellt. Zwei Partisanen kamen hinter der Barrikade hervor, und von der anderen Seite kam ein deutscher Offizier. Er verlangte, den Chef der Partisanen zu sprechen.

In Domaso wurde Bellini geweckt: eine deutsche Kolonne näherte sich Dongo. «Die Kolonne an der Strassensperre aufhalten», befahl er. «Niemand wird durchgelassen – ganz gleich, was geschieht.»

Bellini schickte zwei Melder nach Norden, um Verstärkungen heranzuholen, und fuhr dann, begleitet von Lazzaro, im Eiltempo nach Dongo. Unterwegs instruierte er Lazzaro, alle Männer den Felsen oberhalb der Strassensperre besetzen zu lassen, während er die Verhandlungen führe.

In Dongo erhielt Bellini von einem Carabinieri die letzten Meldungen über die Lage an der Strassensperre. Zu Fuss ging er weiter, und nach wenigen Minuten sah er drei deutsche Offiziere in der Nähe des Panzerfahrzeugs stehen. Der Deutsche, der das Kommando führte, stellte sich in recht gutem Italienisch als Hauptmann Otto Kismatt vor. «Ich habe Befehl, mit meinen Männern nach Meran zu fahren, und ich werde diesen Befehl ausführen. Von Meran werden wir nach Deutschland gehen und dort den Kampf gegen die Alliierten fortsetzen. Aber wir haben nicht die Absicht, gegen Italiener zu kämpfen.»

«Andererseits habe ich Befehl, alle bewaffneten feindlichen Kolonnen anzuhalten und niemanden durchzulassen», sagte Bellini. Er hatte zwar keineswegs einen solchen Befehl, nahm jedoch an, dass er die Deutschen bluffen konnte. «Ich fordere Sie daher auf, sich zu ergeben, und garantiere Ihnen und Ihren Leuten sicheres Geleit.»

«Aber unser Oberkommando und Ihres haben doch eine Vereinbarung unterzeichnet!» Jetzt versuchte Kismatt zu bluffen. «Wir Deutschen sollen keine Partisanen angreifen, und die Partisanen haben uns überall durchzulassen.»

«Einen solchen Befehl kenne ich nicht.»

«Wir kommen aus Mailand, und bisher hat man uns überall durchgelassen, ohne einen Schuss abzugeben. Das beweist, dass diese Vereinbarung tatsächlich existiert.»

«Wenn Sie bis hierher gekommen sind, bedeutet es lediglich, dass Sie entweder nicht auf Partisanen gestossen sind oder dass die Partisanen, denen Sie begegnet sind, nicht stark genug waren, um Sie anzugreifen.» Bellini bluffte weiter. «Wir beherrschen das ganze Gebiet; wir sitzen in ausgezeichneten Stellungen und verfügen über starke Kräfte. Sie befinden sich im Bereich unserer Granatwerfer und Maschinengewehre. Binnen fünfzehn Minuten hätte ich Sie ausgelöscht.»

Lazzaro gab Bellini ein Zeichen. Bellini ging zu seinem Stellvertreter; der berichtete, dass die Kolonne aus 28 Lastwagen mit deutschen Soldaten, einem Panzerfahrzeug, dem Wagen des deutschen Offiziers, der den Konvoi befehligte, und zehn Autos mit Zivilisten bestand. Die Leute auf den Lastwagen, sagte Lazzaro, seien mit schweren MG's und Maschinenpistolen ausgerüstet, auf einigen Wagen sei sogar leichte Flak.

Bellini wusste, dass er die Kolonne nicht aufhalten konnte, wenn es zum Kampf kommen sollte. Also beschloss er, notfalls die Brücke von Vall'orba, nur ein paar

hundert Meter weiter in Richtung Dongo, zu sprengen. Aber dazu brauchte er Zeit. Er ging zu den drei Deutschen zurück. «Vor allem», sagte er, «müssen wir wissen, was für Leute Sie bei sich haben und ob Italiener darunter sind.»

Kisnatt gab zu, dass einige Italiener in den Fahrzeugen seien. «Für sie trage ich keine Verantwortung. Mich interessieren nur meine eigenen Männer. Wie haben Sie sich entschieden?»

«Wir können die Verantwortung, Ihnen die Weiterfahrt zu erlauben, nicht übernehmen. Unser Gefechtsstand liegt etwa zwei Kilometer von hier, und wir werden von dort Anweisungen einholen. Vielleicht wäre es gut, wenn einer von Ihnen uns begleitet.» Bellini hatte keine Ahnung, wo sein Kommandeur war. Er wollte Kisnatt nur von seinen Männern trennen, damit diese nichts unternehmen konnten.

Bellini meinte, die Sache würde etwa eineinhalb Stunden dauern. Kisnatt sagte: «Das ist zu lange. Wir haben keine Zeit! Entschliessen Sie sich bitte sofort.» «Unmöglich! Ich kann Sie nicht durchlassen.»

Schliesslich erklärte sich Kisnatt bereit, Bellini zu seinem Gefechtsstand zu begleiten, sofern man mit einem der deutschen Wagen fahre.

Leise gab Bellini Lazzaro Anweisung, sofort loszufahren und für eine eindrucksvolle Demonstration militärischer Stärke zu sorgen: Jeder, der Waffen habe, solle auf die Strasse gehen, und die Zivilisten sollten sich rote Armbinden überstreifen, damit die Deutschen sie für Partisanen hielten.

Als Bellini und Kisnatt in einem der deutschen Wagen nach Dongo fuhren, passierten sie schnell errichtete Barrikaden und eine Menge von Leuten mit roten Armbinden. Auf der Brücke am Ende des Sees fragte Bellini einen seiner Leute: «Sind alle in Stellung? Sind die Sprengladungen fertig?»

Der Mann war perplex; dann sah er, dass sein Chef ein Auge zukniff, und schaltete: «Alles in Ordnung. Geben Sie mir Bescheid, wenn ich zünden soll.»

Bellini fuhr weiter. Dann merkte er, dass Kisnatt die Geduld verlor. Bellini liess halten und stieg aus: er müsse allein zum Gefechtsstand gehen.

In Musso, nicht weit von der Strassensperre, kam ein bärtiger Mann zu Don Mainetti, dem Dorfpriester, gerannt: «Ich muss Sie sprechen, Hoch würden! Ich will nichts mehr für mich selbst, aber ich möchte nicht, dass es Schwierigkeiten gibt, wenn man mich gefangennimmt. Das darf nicht sein. Ich komme mit in Ihr Haus. Sie rufen dann einen Partisanen, und ich werde mich ergeben.» Der Mann war Nicola Bombacci. Vor 30 Jahren hatten er und Mussolini zu den revolutionären Sozialisten gehört. Dann war er einer der führenden italienischen Kommunisten und mit Lenin befreundet gewesen, später jedoch aus der Partei ausgestossen worden. Und jetzt war er einer der engsten Berater Mussolinis.

«Ich bin das Opfer meiner eigenen Dummheit», gestand er. Dann verriet er dem Priester, dass sich der Duce in der Kolonne befände, die vor der Strassensperre haltgemacht hatte.

Noch während sie sich unterhielten, tauchte ein zweiter Zivilist auf, einen Jungen an der Hand: «Ich bin Minister Romano. Das ist mein Sohn. Ich lasse ihn in Ihrer Obhut, denn ich weiss nicht, was aus mir wird.»

Der Priester war einverstanden. Es dauerte nicht lange, bis eine ganze Gruppe von hohen Funktionären – darunter die Minister Mezzasomma und Paolo Zerbino – an seine Tür klopfte. «Wir sind wichtige Leute», sagte einer zu Don Mainetti. «Setzen Sie sich bitte für uns ein.»

Bellini kehrte mit Kisanatt zur Strassensperre zurück, ohne dem Deutschen etwas über die Befehle zu verraten, die er angeblich erhalten hatte. Alle sahen Bellini gespannt an. Jetzt musste er Farbe bekennen. Er sah Kisanatt fest in die Augen und sagte entschlossen: «Unsere Entscheidungen lauten: Erstens wird nur deutschen Fahrzeugen und deutschen Soldaten die Weiterfahrt erlaubt; alle Italiener und alle zivilen Fahrzeuge müssen uns übergeben werden. Zweitens müssen alle deutschen Fahrzeuge in Dongo halten, wo sie durchsucht werden, die deutschen Soldaten haben ihre Ausweise vorzuzeigen. Drittens wird die Kolonne dann in Ponte del Passo anhalten und die Genehmigung zur Weiterfahrt abwarten.»

Kisanatt zögerte; dann sagte er, er könne seine italienischen Verbündeten «im Augenblick der Gefahr» nicht im Stich lassen. Aber Bellini blieb fest, und der Deutsche bat um eine halbe Stunde Zeit, um sich mit seinen Offizieren zu besprechen.

Bellini nickte. Er setzte sich auf die Mauer und zündete eine Zigarette an. Plötzlich stand Don Mainetti neben ihm. «Kommen Sie mit!»

«Was ist los?»

«Mussolini ist hier! Lassen Sie ihn nicht entwischen; wir wissen genau, dass er hier ist.»

Bellini wollte es nicht glauben; er befahl Lazzaro, nachzusehen. Lazzaro ging zwar zu der Kolonne, aber da er den Befehl Bellinis nicht ernst nahm, führte er ihn auch nicht aus.

Kisanatt kam zurück: Er könne die Bedingungen nur annehmen, wenn auch die Leute in dem Panzerfahrzeug einverstanden seien.

Der Panzerwagen stand so, dass er die ganze Strasse blockierte. Bellini ging hin. «Wer hat hier den Befehl?» fragte er.

Ein älterer Mann in Zivil, das goldene Verwundetenabzeichen am Jackett, trat vor. «Mein Name ist Francisco Barracu, Unterstaatssekretär.» Dann stellte er zwei Männer vor, die neben ihm standen: Oberstleutnant Casalino, Mussolinis Adjutant, und ein Angehöriger der Miliz namens Utimpergher.

Bellini erwiderte ihren faschistischen Gruss, indem er die Hand an die Mütze legte, und fragte: «Was haben Sie vor?»

«Natürlich mit den Deutschen weiterzufahren», antwortete Barracu, leicht überrascht. «Die Frage scheint mir höchst überflüssig.» Bellini riet ihm, sich zu ergeben. «Nein, wir müssen weiter, um jeden Preis. Ich wiederhole: Wir beabsichtigen, mit den Deutschen zu fahren.»

Barracus Haltung gefiel Bellini. Trotzdem erklärte er, es sei mit den Deutschen vereinbart worden, die Kolonne zu teilen. «Glauben Sie nur nicht, dass die Deutschen Ihretwegen ein Gefecht riskieren. Sie haben keine Lust mehr zu kämpfen – das ist doch klar.»

«Auch dann werden wir weiterfahren.»

Bellini wiederholte, dass das überhaupt nicht in Frage komme. «Wo wollen Sie überhaupt hin?»

«Sie sind Soldat und scheinen wie ein Soldat zu handeln», sagte Barracu eindringlich. «Also werden Sie auch einen alten Soldaten wie mich verstehen.» Er habe geschworen, Triest gegen Tito zu verteidigen. «Wenn wir hinkommen, dann, davon bin ich überzeugt, wird es uns gelingen, den Widerstand zu organisieren. Wir wollen zumindest versuchen, dieses Stück unserer Heimat, für das so viele Italiener ihr Blut vergossen haben, zu retten.»

Bellini hörte höflich zu; dann meinte er, dass eine andere Partisaneneinheit sie doch bald aufhalten würde, wenn er sie weiterfahren lasse. Und was die Zukunft von Triest betreffe, die würde von den Alliierten geregelt.

«Was seid ihr nur für Italiener?» schrie Utimpergher plötzlich dazwischen. «Habt ihr vergessen, dass unsere Väter für Triest gestorben sind?»

«Was meine Vaterlandsliebe angeht», erwiderte Bellini kalt, «habe ich weder von Ihnen noch von denen zu lernen, die die fremden Eindringlinge bei uns willkommen hiessen und ihre eigenen Landsleute deportierten und massakrierten!»

«Ich glaube, ein jeder hat seine Pflicht so getan, wie er sie sah», schaltete sich Barracu konziliant ein. Er ersuchte noch einmal um die Erlaubnis, weiterfahren zu dürfen.

«Sie sehen selbst, dass die Deutschen schon nervös werden», sagte Bellini. «Da wir uns noch nicht geeinigt haben, halte ich es für besser, sie zumindest bis Dongo weiterfahren zu lassen; dann können wir unsere Unterhaltung in Ruhe fortsetzen.»

Zu seiner Überraschung hielt auch Barracu dies für eine gute Idee. Bellini sagte zu Kisnatt, er solle das Panzerfahrzeug an die Seite fahren lassen, damit die Kolonne vorbei könne. Auf einem der offenen Lastwagen sass Mussolini, in einen deutschen Uniformmantel gehüllt.

Nur ein Zivilfahrzeug durfte den Lastwagen folgen; der Alfa Romeo mit den spanischen Kennzeichen, dem CD-Schild und dem spanischen Stander. In diesem Wagen sassen Marcello Petacci – er mimte einen spanischen Konsul –, seine Frau mit den Kindern sowie seine Schwester Claretta.

Noch einmal wiederholte Barracu seine Bitte, aber Bellini blieb fest. Barracu fragte, ob er dann wenigstens nach Como zurückkehren und seinem Chef erklären könne, warum es ihm unmöglich gewesen sei, nach Triest zu fahren.

«Ihrem Chef? Mussolini? Und wo hoffen Sie, ihn zu finden?» fragte Bellini.

«Ich meine nicht Mussolini. Ich meine Marschall Graziani. Ich weiss, wo er sich aufhält.»

Wieder sagte Bellini nein, und Casalino und Utimpergher fingen an zu schreien. «Halten Sie um Himmels willen Ihren Mund», brüllte Bellini ebenfalls. «Überlassen Sie das uns. Hören Sie zu, wenn Sie wollen, aber halten Sie Ihren Mund!»

Die beiden gingen zu dem Panzerwagen zurück und redeten so erregt auf einen der Insassen ein, dass Bellini an das denken musste, was der Priester ihm gesagt hatte. War Mussolini vielleicht tatsächlich da? Er stieg durch die rückwärtige Tür und sah alle prüfend an. «Haben Sie genug gesehen?» fragte Utimpergher spöttisch. «Wen suchen Sie eigentlich?»

Bellini beschloss, Barracu nach Como zurückkehren zu lassen; er war schliesslich kriegsbeschädigt. Er sagte zu Barracu, dass das Panzerfahrzeug in zwanzig Minuten umkehren könne.

«Aber ich warne Sie – wenn Sie durchzubrechen versuchen, werden wir das Feuer eröffnen.»

Bellini liess seinen Männern oben auf dem Felsen Bescheid geben, dass der Panzer wenden würde. Sie sollten nur schiessen, wenn er versuchen sollte, nach Dongo durchzubrechen.

Um 15.15 Uhr fuhr der Wagen langsam an, um an einer breiteren Stelle der Strasse zu wenden. Aber die Leute oben glaubten, er wolle nach Dongo, und eröffneten das Feuer. Eine Handgranate detonierte unter dem Fahrzeug, und aus dem Turm wurde ein weisser Fetzen gesteckt. Pavolini sprang aus der rückwärtigen Tür und rannte zum Ufer des Sees hinunter. Der Milizmann, dem Mussolinis Papiere anvertraut waren, folgte ihm mit einem Arm voller Dokumente. Barracu wurde von einem Splitter am rechten Arm verwundet. Casalino und Utimpergher wurden auf der Strasse gefangengenommen.

Der Rathausplatz von Dongo war die vollkommene Kulisse für eine romantische Oper: an drei Seiten von mittelalterlichen Häusern begrenzt, hinter denen die schneebedeckten Alpen aufragten, und vorne das Wasser des Comer Sees.

Lazzaro untersuchte eben die deutschen Lastwagen, als er die Schüsse hörte. Er war besorgt, aber er machte weiter. Als er die Soldbücher der deutschen Soldaten an der Spitze der Kolonne prüfte, hörte er, dass jemand aufgeregter «Bill» schrie. «Bill» war sein Deckname bei den Partisanen. Der gerufen hatte, war Giuseppe Negri, ein Schuhmacher aus Dongo. Er war eben drei Monate im Gefängnis gewesen, weil er den Partisanen geholfen hatte.

«Was ist los?» fragte Lazzaro.

«Wir haben den dicken Hund!» flüsterte Negri.

«Du träumst!» sagte Lazzaro.

«Bestimmt nicht, Bill, es ist Mussolini. Ich habe ihn mit eigenen Augen gesehen.»

«Wo?»

«Auf einem der Lastwagen. Er ist angezogen wie ein Deutscher!»

Das klang höchst unwahrscheinlich; aber Lazzaros Herz schlug doch schneller.

«Du musst dich geirrt haben!»

«Ich hab' ihn gesehen und sofort erkannt. Ich schwöre, dass er es ist – es ist Mussolini persönlich.» Bei der Überprüfung der Papiere der deutschen Soldaten, sagte Negri, sei er auf einem der Lastwagen auf einen Mann gestossen, der dicht am Führerhaus hockte und eine Decke um die Schultern gelegt hatte. «Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, weil er den Mantelkragen hochgeklappt und den deutschen Stahlhelm ins Gesicht gezogen hatte. Deswegen ging ich zu ihm und fragte ihn nach seinen Papieren, aber die Deutschen auf dem Lastwagen hielten mich zurück und sagten: ‚Kamerad betrunken, Kamerad betrunken.‘ Er, Negri, habe sich dann neben den Mann gesetzt und den Kragen heruntergeklappt. «Er hat sich nicht gerührt. Ich sah zwar nur sein Profil, aber ich erkannte ihn sofort. Bill, das ist bestimmt Mussolini. Ich schwöre es.»

Die beiden Männer gingen an der Reihe der offenen Lastwagen entlang, bis Negri stehenblieb und auf einen Mann zeigte, der den Mantelkragen hochgeklappt und den deutschen Stahlhelm tief über die Augen gezogen hatte. Lazzaro ging hin und streckte die Hand aus, um dem Mann auf die Schulter zu klopfen. «*Camerata!*» Aber der Mann reagierte nicht auf den faschistischen Gruss. Lazzaro klopfte ihm noch einmal auf die Schulter und sagte ironisch: «*Eccellenza!*» Immer noch rührte sich der Mann nicht, und Lazzaro schrie gereizt: «*Cavaliere Benito Mussolini!*» Jetzt kam Leben in die Gestalt; auch Lazzaro war nun überzeugt, dass es sich um Mussolini handelte. Die Leute drängten sich um den Wagen. Lazzaro schwang sich auf die Pritsche. Er ging zu der zusammengekauerten Gestalt, zog den Helm weg und sah einen kahlen Schädel. Er nahm dem Mann die Sonnenbrille ab und klappte den Mantelkragen herunter. Es war tatsächlich der Duce; er hielt eine Maschinenpistole zwischen den Knien, die Mündung unter das Kinn gepresst. Lazzaro nahm Mussolini die MP weg und zog ihn hoch. «Haben Sie noch weitere Waffen?» Wortlos knöpfte Mussolini seinen Mantel auf und übergab ihm eine langläufige Glisenti-Automatik.

Die beiden Männer starteten sich an, und vorübergehend hatte Lazzaro das Gefühl, der Unterlegene zu sein. Das also war der Mann, den er verehrt und verflucht hatte. Wachsbleich im Gesicht, schien Mussolini darauf zu warten, dass Lazzaro etwas sagen würde. Verängstigt wirkte er nicht, sondern nur total erschöpft.

Die Leute rundherum fingen an zu randalieren – erst zwei Tage zuvor waren zwei Partisanen aus Dongo von Faschisten ermordet worden.

Lazzaro wollte etwas Historisches sagen, aber es fiel ihm nichts ein. «Im Namen des italienischen Volkes – Sie sind verhaftet!» Er war selbst überrascht, dass seine Stimme so ruhig klang.

«Ich werde mich nicht wehren», sagte Mussolini mit tonloser Stimme.

«Und ich gebe Ihnen mein Wort, dass Ihnen niemand ein Haar krümmen wird, solange Sie sich in meiner persönlichen Obhut befinden!» Kaum hatte Lazzaro es ausgesprochen, merkte er schon, wie albern es war. Mussolinis Kopf war fast völlig kahl.

«Danke», erwiderte der Duce.

Lazzaro führte ihn über den Platz zum Rathaus, dem früheren Palazzo Mangi. Hinter ihnen grölte die Menge.

Ein grossgewachsener, hagerer Mann kam auf Mussolini zu. «Wissen Sie, wer ich bin?»

«Nein», erwiderte der Duce und wich ein Stückchen zurück.

«Ich bin Rubini, der Sohn von Minister Rubini. Erinnern Sie sich nicht, mich dreimal nach Rom zurückgerufen zu haben?»

Der riesige Rubini sah auf den untersetzten Diktator hinunter, dessen deutscher Uniformmantel aufgeknöpft fast den Boden berührte. «Ich bin Bürgermeister von Dongo. Erinnern Sie sich jetzt?»

«Ja, ja», sagte Mussolini. «Jetzt erinnere ich mich.» Das Johlen der Menge wurde immer bedrohlicher.

«Machen Sie sich keine Sorgen», sagte Rubini zu Mussolini. «Hier wird Ihnen nichts geschehen!»

«Davon bin ich überzeugt», antwortete Mussolini unsicher. «Die Bevölkerung von Dongo ist anständig.»

Als sie ins Rathaus kamen, fragte Lazzaro: «Wo ist Ihr Sohn Vittorio?»

«Das weiss ich nicht.»

«Und Marschall Graziani?»

«Das weiss ich auch nicht. Vielleicht ist er in Como.»

Gefolgt von einem Dutzend Neugieriger, die sich an den Posten vorbeigedrängt hatten, geleitete Lazzaro den Duce in einen langen, einfach eingerichteten Raum, dessen Fenster auf den Platz hinausgingen. Mussolini zog den Mantel aus und setzte sich auf eine Bank.

«Haben Sie einen Wunsch?» fragte Lazzaro.

«Ja, bitte – ein Glas Wasser.»

«Warum sassen Sie bei den Deutschen auf dem Lastwagen, während Ihre Minister in dem Panzerwagen waren?»

«Das weiss ich nicht. Man hat mich dorthingeschickt. Vielleicht war es doch Verrat.» Lazzaro befahl, den Saal zu räumen. «Niemand darf den Gefangenen stören», befahl er einem Posten. «Er muss unbedingt geschützt werden, notfalls mit der Waffe.»

Die Tür wurde aufgerissen, und zwei Partisanen stiessen Barracu, Casalinovo und Utimpergher hinein.

Als sie Mussolini sahen, nahmen die drei Haltung an. «*Evviva Il Duce!*»

Mussolini nickte geistesabwesend.

Mit Fäusten hämmerten die Leute von draussen gegen die Tür. «Jagt sie hinaus!» befahl Lazzaro. Er gab einem seiner Männer Befehl, Bellini über Mussolinis Gefangennahme zu berichten; dann kehrte er zu der deutschen Kolonne zurück.

«Ein spanischer Konsul ist darunter, der sofort weiterfahren möchte», wurde ihm gemeldet.

«Hast du seine Papiere geprüft?»

«Ja, sie scheinen in Ordnung zu sein. Er sagt, er müsse dringend zu einer Besprechung in die Schweiz. Soll ich ihn weiterfahren lassen?»

«Einen Moment – ich komme selbst.» Lazzaro ging zu dem gelben Alfa-Romeo. Der Fahrer war gross, feist, blond und hatte an seinem vollen Kinn ein Muttermal. Neben ihm sass eine hübsche junge Dame; sie sah Lazzaro nervös entgegen. Auf dem Rücksitz befanden sich eine weitere Frau, das Gesicht zur Hälfte von einem Pelzkragen verborgen, und zwei Kinder.

Lazzaro stellte seinen Fuss auf das Trittbrett. «Sind Sie der spanische Konsul?»

«Ja», antwortete Marcello Patacci; er gab sich verärgert. «Und ich habe es eilig.» Sein perfektes Italienisch machte Lazzaro stutzig. «Darf ich bitte Ihre Papiere sehen?»

Zuerst sträubte sich Petacci, aber dann reichte er Lazzaro drei gelbe Pässe mit dem Stempel «Consulado Espanol en Milan». Lazzaro gefiel dieser «Spanier» gar nicht, und er war direkt erleichtert, als er entdeckte, dass der Stempel auf einem der Passbilder gedruckt und nicht geprägt war. «Diese Pässe sind gefälscht», sagte er. «Sie sind verhaftet!»

Petaccis Frau, die im Fond sass, sah Lazzaro bittend an.

«Was soll das heissen?» tobte Petacci. «Das wird Sie teuer zu stehen kommen.» Um sieben Uhr habe er in der Schweiz eine Verabredung, sagte er, und zwar mit einem prominenten Engländer. «Eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen!»

Lazzaro steckte die Pässe in die Tasche und befahl dem laut protestierenden Petacci, zum Rathaus zu fahren; dann machte er sich auf die Suche nach Bellini.

Er traf ihn am Stadtrand auf der Strasse. «Ich habe gerade in Dongo Mussolini festgenommen», sagte er schliesslich.

Bellinis erster Gedanke war: Das wird eine Menge Ärger geben. «Gut», sagte er dann, «sehen wir ihn uns einmal an.»

Mussolini sass noch immer auf der Bank und starrte vor sich hin. Bellini fand, dass er alt und gebrechlich wirkte.

Er führe hier den Befehl, sagte Bellini. «Und ich gebe Ihnen mein Wort, dass Ihnen nichts geschehen wird.»

Forschend sah der Duce den jungen Grafen an, senkte dann den Kopf und murmelte niedergeschlagen: «Danke.»

Bellini ging zu Barracu, dessen rechter Arm vom Apotheker verbunden worden war. «Warum haben Sie durchzubrechen versucht?» Bellini war gekränkt, weil Barracu sein Wort gebrochen hatte. «Warum haben Sie angefangen zu schiessen?» Barracu versicherte, dass die Partisanen zuerst geschossen hätten. «Sie dürfen nicht glauben, dass ich mein Wort gebrochen hätte.»

Besorgt erkundigte sich Bellini nach Barracus Verwundung; dann ging er hinaus, um sich die «Spanier» anzusehen, die im Rathaus in einem kleinen Zimmer festgehalten wurden. Petacci erhob sich sofort von seinem Stuhl, streckte die Hand aus und stellte sich als spanischer Konsul vor. «Ich habe es ungeheuer eilig. Ich bin unserer Vertretung in Mailand zugeteilt und habe einen höchst wichtigen diplomatischen Auftrag.» Er bat um Erlaubnis, mit seiner Frau und seinen Kindern sofort weiterfahren zu dürfen.

Bellini sagte, das würde erst möglich sein, wenn ihre Papiere überprüft seien. Dann deutete er mit einer Kopfbewegung auf Claretta Petacci. «Gehört die andere Dame auch zu Ihnen?»

Petacci blickte seine Schwester an. «Nein, wir kennen sie gar nicht. Sie bat nur, mitgenommen zu werden, und deswegen ist sie bei uns.»

Eines der Kinder lief zu Signora Petacci, einer grossen blonden Frau, und sagte auf italienisch: «Mama, warum müssen wir hier warten? Lassen diese dummen Partisanen uns nicht weiter?»

«Sie erziehen Ihre Kinder grossartig, Signora», sagte Bellini.

Stammelnd entschuldigte sie sich. «Sie wissen doch, wie Kinder sind ..., sie schnappen etwas auf und wiederholen es dann.»

«Und wer sind Sie, Signora?» fragte Bellini Claretta. Sie ist hübsch, dachte er, aber offenbar sehr erschöpft.

«Ach, nichts Besonderes. Während der Unruhen war ich zufällig in Como, und um dem allem zu entgehen, bat ich diese Leute, mich mitzunehmen. Ich wollte aus Como weg und einen ruhigen Ort finden. Aber jetzt, fürchte ich, habe ich mich in beträchtliche Schwierigkeiten gebracht. Was werden Sie mit mir machen?»

Bellini sagte, das würde sich später heraussteilen. Dann grüsste er und ging. Im Saal durchsuchte Lazzaro die Koffer und Aktentaschen der Minister. Als er fertig war, fragte er Mussolini: «Und was ist mit Ihnen?»

«Ich hatte nur eine Aktentasche. Sie steht hinter Ihnen.»

Lazzaro stellte eine grosse Tasche aus hellbraunem Leder auf den Tisch. Als er sie öffnete, sagte der Duce mit leiser und ernster Stimme: «Sie enthält Geheimdokumente. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass sie von grösster historischer Bedeutung sind.»

Lazzaro blätterte flüchtig in den Papieren. Ihr Inhalt betraf Triest, die Gerichtsverfahren in Verona* und einen Plan für die Flucht in die Schweiz. In einem Aktenordner befand sich die gesamte Korrespondenz mit Hitler. Unter den Papieren lagen 160 Goldmünzen.

«Sie waren für meine treuesten Freunde bestimmt», murmelte Mussolini. Ausserdem entdeckte Lazzaro fünf Schecks, drei davon über je 500'000 Lire. Er legte sie zu den Goldmünzen und übergab Mussolini den übrigen Inhalt: ein Paar schwarzer Lederhandschuhe, ein Taschentuch und einen Bleistift. Dann bot er ihm eine Zigarette an. Dankend lehnte der Duce ab, während sich Barracu bediente.

Bellini hatte eben das kleine Zimmer wieder betreten, als er draussen Lärm hörte. Er sah, dass drei Partisanen Pavolini von der Anlegebrücke zum Rathaus brachten. Pavolini war tiefend nass. Bellini fürchtete, die Menschenmenge könnte den Verhassten lynchen, und rannte hinaus, um ihn sicher ins Rathaus zu bringen. Pavolini blutete an der Stirn und zitterte. Als er Mussolini sah, hob er den rechten Arm zum Gruss. Mussolini nickte leicht.

Erst am späten Nachmittag wurde Bellini das ganze Ausmass der Verantwortung klar, die Mussolinis Gefangennahme für ihn bedeutete. Nach zwei Seiten musste er sich schützen: Es konnte sein, dass eine andere deutsche Einheit versuchen würde, den Duce zu befreien; und es war möglich, dass seine italienischen Landsleute versuchten, ihn umzubringen.

Die beiden kommunistischen Partisanenführer Michele Moretti und Hauptmann Neri – in Wirklichkeit hiess er Luigi Canale – waren einverstanden, den Duce für die Nacht an einen sicheren Ort zu bringen. Zuerst wollte man den Gefangenen zur Grenzpolizei-Kaserne in Germasino, etwa fünf Kilometer entfernt in den Bergen, bringen, und zwar so, dass die Leute es sehen konnten. Dann sollten ein paar vertrauenswürdige Männer ihn heimlich in das wirkliche Versteck schaffen. Die Sonne ging gerade unter, als Mussolini mit einem Unteroffizier der Finanziere in einen Wagen stieg; Bellini sass neben dem Fahrer. Gefolgt von einem Lastwagen mit Partisanen fuhren sie aus der Stadt und dann eine steile Bergstrasse empor.

Bellini sah, wie der See unten immer mehr zusammenschumpfte, während immer neue Reihen schneebedeckter Gipfel am Horizont auftauchten. In diesen Bergen

* Die Verfahren gegen jene Italiener, die Mussolini beim Staatsstreich vom 25. Juli 1943 verhaftet hatten.

hatte er ein hartes Jahr voller Gefahren ertragen. Jetzt war alles fast vorbei, und er konnte nach Hause zurückkehren. Aber er hatte keine Zuhause, keine Familie mehr.

Eigentlich hätte er den unteretzten Mann im Fond hassen müssen, aber seltsamerweise tat er es nicht. Bellini drehte sich um und hielt Mussolini ein Päckchen Zigaretten hin.

«Nein, vielen Dank», sagte der Duce. Er rauche nur selten.

«Ich habe Leute, die nie angefangen haben zu rauchen, immer beneidet. Es ist schrecklich, rauchen zu wollen und keine Zigarette zu haben.» Dann herrschte Stille. Schliesslich drehte Bellini sich wieder um und sagte: «Sie haben in Ihrem Leben viele grosse Dinge getan – gute und böse ... Was ich aber nie begreifen werde und was ich auch nie verzeihen kann, das ist, dass Sie Ihre Männer unsere Kameraden, die ihnen in die Hände fielen, so unmenschlich und bestialisch behandeln liessen...»

«Das können Sie mir nicht vorwerfen!» sagte Mussolini heftig. «Das ist nicht wahr!» Er schlug sich mit der Faust aufs Knie. Die Dokumente bewiesen es.

Bellini überzeugte sich, dass Mussolini in der Kaserne in Sicherheit war. «Alle haben Anweisung, Sie gut zu behandeln und Ihre Wünsche zu erfüllen. Auf Wiedersehen. Wir werden uns bald wieder sprechen. Haben Sie noch einen Wunsch, bevor ich gehe?»

Der Duce verneinte, überlegte es sich dann aber doch anders. «Sie würden mir einen Gefallen tun, wenn Sie eine Dame, die Sie in Dongo festhalten, von mir grüssen würden. Die Dame reist mit dem Spanier zusammen.»

«Und was soll ich ihr mitteilen?»

«Ach, nichts Besonderes. Sagen Sie ihr nur, dass es mir gut geht, dass ich ihr alles Gute wünsche und dass sie sich meiner wegen nicht zu sorgen braucht.»

«Gut – aber könnten Sie mir vielleicht noch sagen, wer die Dame ist?»

«Ach Gott – sie ist eine gute Bekannte von mir.»

«Wenn ich ihr etwas ausrichten soll, könnten Sie mir zumindest den Namen nennen.»

«Ihr Name spielt doch keine Rolle», sagte der Duce verwirrt. «Sie ist nur eine gute Bekannte von mir, und es wäre mir lieb, wenn sie keine Schwierigkeiten bekommt, die arme Frau.»

Bellini sagte, er werde schon herausfinden, wer die Dame sei.

Verstohlen blickte sich Mussolini um. «Es ist Signora Petacci», flüsterte er. Wie alle Italiener wusste Bellini, dass sie die Geliebte des Duce war. «Ich werde der Dame Ihre guten Wünsche ausrichten.»

«Aber, bitte, verraten Sie es niemandem!» sagte Mussolini. «Ich vertraue Ihnen, und es muss zwischen uns beiden bleiben. Ich möchte nicht, dass sie meiner wegen Schwierigkeiten hat. Sie müssen mir versprechen, dass niemand es erfährt.»

Bellini salutierte und ging.

Während des Abendessens war Mussolini ganz entspannt. Die Wachen hörten mit grossen Augen zu, als er ihnen von seinem Besuch in Russland und seiner Begegnung mit Stalin erzählte. Dann sprach er vom bevorstehenden Zusammenbruch des Britischen Weltreiches. «Jugend ist schön, wunderschön!» rief er, und

als einer der Jüngerer lächelte, sagte er: «Ja, ja, das ist mein Ernst. Jugend ist wirklich etwas Wunderbares. Ich liebe die Jugend auch dann, wenn sie mit Waffen auf der anderen Seite steht.» Dann hielt er dem jungen Mann seine goldene Uhr hin. «Nehmen Sie sie, zur Erinnerung an mich.»

In einem kleinen Zimmer des Rathauses sass Claretta Petacci. Sie bat einen Posten um einen Kognak; als er kam, nippte sie nur daran. Sie trug immer noch ihren turbanähnlichen Hut und den Nerzmantel; an ihrer linken Hand hatte sie einen goldenen Ehering. Sie bat um Kaffee, probierte ihn und beschwerte sich, dass er nicht gut sei. Dann fragte sie, ob sie noch einen Kognak bekommen könne, und der Posten entgegnete, sie solle erst das erste Glas austrinken.

«Das Glas ist ganz staubig», sagte sie leicht unwillig. «Vielleicht schadet es.» Schliesslich nahm sie das Glas, wischte den Rand ab und trank es aus. «Hoffentlich werde ich jetzt nicht krank», sagte sie.

Mit einer Nadel stach sie sich in den Finger und verlangte einen Arzt; dann brach sie sich einen Fingernagel ab und bat um eine Nagelfeile.

Als Bellini eintrat, war sie allein. «Jemand hat mich gebeten, Ihnen Grüsse auszurichten», sagte Bellini ruhig.

Überrascht blickte sie auf. «Grüsse für mich? Von wem?»

«Von jemand, den ich vorhin besucht habe.» Er setzte sich in ihre Nähe. «Von einem meiner Gefangenen.» Der einzige, den sie kenne, sei der Spanier, sagte sie.

«Nein. Es gibt noch jemanden, den Sie gut kennen. Mussolini.»

«Mussolini? Aber ich kenne ihn doch gar nicht...»

Bellini meinte, es habe keinen Sinn, sich zu verstellen. «Ich weiss, wer Sie sind, Signora. Mussolini hat es mir selbst gesagt.» Er stand auf. Sie war vielleicht doch nur eine Abenteurerin.

«Bitte», sagte sie schnell. «Ist es bestimmt wahr, dass Mussolini Ihnen Grüsse für mich aufgetragen hat?»

«Ich sage Ihnen noch einmal, dass ich weiss, wer Sie sind. Sie sind Signora Petacci.» Sie seufzte tief. «Ja, es stimmt – ich bin Clara Petacci.» Plötzlich war sie voller Fragen. Was Mussolini ihr ausrichten liesse? Wo er sei? Ob er in Gefahr sei? Wer für ihn zu sorgen habe?

Bellini meinte, sie solle sich beruhigen. Die Verantwortung trüge er, sagte er, und Mussolini sei durchaus nicht in Gefahr – im Augenblick.

«Im Augenblick?» rief sie erregt. «Warum im Augenblick? Was könnte ihm passieren? Sagen Sie es mir – um Himmels willen!»

Er versprach, Mussolini werde nichts geschehen, solange niemand versuche, ihn zu befreien.

«Ihn befreien? Wer auf Erden sollte denn das versuchen? Wenn Sie wüssten, was ich in diesen letzten Tagen gesehen habe! Mein Gott, was sind das doch für gemeine Menschen! Es war eine wilde Flucht. Alle rannten weg. Alle dachten nur daran, ihre eigene schäbige Haut zu retten. Kein Mensch hat sich um den Mann gekümmert, den sie angeblich so liebten und für den sie doch ihr Leben hingeben wollten ...» Sie weinte und schwieg. Bellini beobachtete sie und überlegte, ob er sich nicht vielleicht doch geirrt hatte, als er sie für oberflächlich gehalten hatte.

«Was sollten Sie mir ausrichten?» fragte sie schliesslich.

«Er wollte nur, dass ich Ihnen seine Grüsse ausrichte, und Sie sollten sich nicht um ihn sorgen.»

Sie bat Bellini, Mussolini an die Alliierten auszuliefern. «Damit haben die Alliierten nichts zu tun. Ganz im Gegenteil – ich werde alles tun, damit er ihnen nicht in die Hände fällt. Was mit ihm geschieht, geht nur Italien etwas an ...»

Als er aufstand, fragte sie ihn zögernd: «Sagen Sie – was wird mit mir geschehen?»

«Das weiss ich nicht. Sie waren eng mit Mussolini verbunden, und man kennt Sie zu gut. Die Behörden werden darüber entscheiden.»

Plötzlich fragte sie Bellini, ob er glaube, dass sie aus egoistischen Gründen Mussolinis Geliebte geworden sei.

Er war so perplex, dass er nicht darauf antworten konnte.

«Mein Gott – Sie also auch! Auch Sie glauben das alles, was man über mich erzählt hat!» Sie schluchzte. «Ich habe ihn so sehr geliebt, dass sein Leben zu meinem wurde und ich nur lebte, wenn ich bei ihm war – und das war nie lange. Das müssen Sie mir glauben!»

Einen Augenblick lang war er überzeugt, dass sie ihm etwas vorspielte; dann erwiderte er höflich, er glaube alles, was sie gesagt hätte.

Sie presste ein Taschentuch an die Augen. «Sie sind sehr freundlich», sagte sie mit zitternder Stimme. Ob er ihr einen Gefallen tun würde?

Zuerst müsse er wissen, worum es sich handle, meinte Bellini. Er zog seinen Stuhl näher, zündete sich eine Zigarette an und wartete, während sie mit halbgeschlossenen Augen ihre Gedanken ordnete. Schliesslich erzählte sie mit ruhiger Stimme, dass sie Mussolini im Jahre 1926 – sie war damals zwanzig – kennengelernt habe. «Er wirkte damals noch sehr jugendlich; man sah ihm sein Alter nicht an.» Damals sei er dreiundvierzig gewesen; aber nicht sein Aussehen, sondern seine Persönlichkeit, seine Kühnheit und Energie hatten sie damals besonders beeindruckt. Allerdings habe sie auch das Gefühl gehabt, dass seine Fröhlichkeit gezwungen war, und sie habe genau gespürt, dass er von keiner Frau, die er geliebt hatte, jemals wirklich wiedergeliebt worden war. «Aber ich wollte ihm eine liebe und treue Freundin sein, zu der er gehen konnte, wenn er den täglichen Strapazen für kurze Zeit entfliehen wollte.»

Sie fragte Bellini, ob sie ihn mit der langen Geschichte langweile, und der junge Mann antwortete wahrheitsgemäss, dass sie das bestimmt nicht täte. Sie erzählte von ihrer Liebe und ihrem völligen Desinteresse an der Politik; sogar Frauen, die früher Mussolinis Geliebte gewesen waren, hätten sie um Hilfe gebeten. «Und glauben Sie mir: Auch für diese Frauen habe ich oft ein gutes Wort eingelegt. Ich wusste über alle Frauen Bescheid, die er gehabt hatte, und trotzdem war ich nicht eifersüchtig. Ich verstand und verzieh. Ich war zufrieden, dass ich diejenige war, die sein Herz und seine Gefühle beherrschte.» So sei sie auch nie auf den Gedanken gekommen, ihn jetzt zum Schluss zu verlassen. Sie beugte sich vor, ergriff Bellinis Hand und bat: «Lassen Sie mich zu ihm!»

Behutsam machte Bellini seine Hand frei. Die Faschisten könnten versuchen, den Duce zu befreien, und dann sei auch sie in Gefahr.

«Jetzt weiss ich Bescheid», rief sie. «Sie wollen ihn erschliessen!» Das wiederholte sie ein paarmal. Schliesslich tupfte sie sich mit zitternden Händen die Tränen ab. «Wenn Mussolini erschossen wird – versprechen Sie mir, dass ich bis zum letzten Augenblick in seiner Nähe sein darf und mit ihm zusammen erschossen werde? Ist das zuviel verlangt?»

«Aber, Signora ...»

«Ich möchte mit ihm sterben.» Ihre Stimme zitterte immer noch, aber sie sprach jetzt viel ruhiger. «Wenn er tot ist, bedeutet mir mein Leben nichts mehr. Ich würde sowieso sterben, nur langsamer und unter grösseren Qualen.»

Das rührte Bellini mehr, als es ihre Ausbrüche getan hatten. «Bitte, regen Sie sich nicht so auf. Ich schwöre Ihnen, dass ich nicht die Absicht habe, Mussolini zu erschliessen.»

Forschend blickte sie ihn an, und er lächelte ihr zu. Sie seufzte. «Ich glaube Ihnen», sagte sie.

«Ich werde tun, was ich kann», sagte er, während er hinausging.

Bellini ging in den grossen Raum hinüber und berichtete den beiden Kommunisten, Neri und Moretti, dass die Frau im Nebenzimmer Claretta Petacci sei. Er sagte auch, worum sie ihn gebeten hatte, und fügte hinzu: «Meiner Ansicht nach kann nichts passieren. Ich hätte ihr beinahe schon den Gefallen getan, aber ich wollte vorher Ihre Ansicht hören.»

Neri und Moretti erklärten, sie hätten keine Einwände, und Bellini ging wieder in das kleine Zimmer zurück. «In Ordnung, Signora», sagte er fröhlich, «wir werden Ihre Bitte erfüllen. Wir haben beschlossen, Sie beide beieinander zu lassen. Sind Sie jetzt glücklich?»

«Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!» Sie versuchte dem verwirrten Bellini die Hand zu küssen.

Um 23 Uhr hatten Bellini, Neri und Moretti aus Mailand immer noch keine Anweisungen erhalten. Deshalb entschieden sie, ihren eigenen Plan durchzuführen und Mussolini zu verstecken. Bellini sagte, er werde sofort nach Germasino fahren und Mussolini holen.

Es regnete in Strömen, als der Graf auf den Rathausplatz hinaustrat. Der See sah gespenstisch aus. Er befahl seinem Fahrer, ihn zur Grenzpolizei-Kaserne zu bringen.

Der Mann, der Wachdienst hatte, Buffelli, führte Bellini zu einer Zelle. Mussolini lag auf dem Bett.

«Schlafen Sie?» fragte Buffelli leise.

Der Duce warf die Decke zurück. «Nein – ich habe nur gedöst.»

«Es tut mir leid, dass ich Sie stören muss, aber Sie müssen aufstehen. Wir bringen Sie woandershin.»

«Nur an einen Ort, der sicherer ist», fügte Bellini hinzu.

«Damit habe ich gerechnet», sagte der Duce.

Er zitterte, und Bellini riet ihm, sich warm anzuziehen.

«Ich bringe Ihnen Ihren Mantel», sagte Buffelli und wollte den deutschen Uniformmantel holen, der auf einem Stuhl lag.

«Nein, nein», sagte Mussolini schnell. «Den deutschen Mantel will ich nicht mehr. Mit den Deutschen bin ich jetzt fertig. Dreimal haben sie mich verraten. Ich will von ihnen nichts mehr. Alles andere ist mir lieber.»

Buffelli half ihm in einen Polizistenmantel und legte ihm einen Umhang um die Schultern. Dann sagte er, es sei vielleicht das beste, den Kopf des Duce zu verbinden, um sein Gesicht unkenntlich zu machen. «Haben Sie etwas dagegen?»

«Nicht, wenn Sie es für erforderlich halten.»

Mussolinis Gesicht wurde bandagiert, dass nur noch Augen und Mund frei waren, und dann fuhr man nach Dongo zurück. «Sagen Sie mir bitte», fragte Mussolini zögernd, «ob Sie die Möglichkeit hatten, mit der Dame zu sprechen!» Bellini sagte ja. «Und wie geht es ihr?»

«In Anbetracht der Umstände ganz leidlich. Sie ist natürlich sehr deprimiert und macht sich Gedanken über die Zukunft.» Mussolini schwieg. «Aber ich habe für Sie eine Überraschung, und ich glaube, Sie werden sich freuen. Die Dame hat darum gebeten, zu Ihnen gebracht zu werden, und sie hat so eindringlich gebeten, dass wir uns schliesslich damit einverstanden erklärten.»

«Was!» Offensichtlich gerührt, zupfte Mussolini einen Augenblick an seinem Verband; dann fragte er: «Darf ich erfahren, wo Sie mich jetzt hinbringen?»

«In die Nähe von Como. Dort sind Sie sicherer, und niemand wird Sie finden.»

In Como hatte Oberst Giovanni Baron Sardagna, der örtliche Partisanenchef, gerade ein Telegramm aus dem Hauptquartier in Mailand erhalten: *Bringt Mussolini und die Gerarchi [Minister] so schnell wie möglich nach Mailand.*

Sardagna rief in Mailand an und erklärte, dass es zu gefährlich sei, den Duce jetzt hinzuschaffen. Man beschloss, ihn mit einem Boot nach Blevio, einer Ortschaft am Ostufer des Sees, gut sechs Kilometer nördlich von Como, zu bringen und ihn vorerst in der abgelegenen Villa des Industriellen Remo Cademartoni zu verstecken. Cademartoni wurde benachrichtigt, dass er bald Besuch bekommen würde, einen verwundeten englischen Offizier. Aber er ahnte schon, dass es sich um Mussolini handelte. Er ging zum Bootshaus hinunter, wo er zusammen mit seinem alten Gärtner auf der Treppe seinen Gast erwartete.

Mussolini und seine beiden Begleiter fuhren unterdessen Richtung Dongo. Nach einer Kurve sahen sie in der Nähe einer Brücke einen Wagen und hielten. Moretti stieg aus und ging hin. Dann gab er Bellini Bescheid, dass alles bereit sei. Hauptmann Neri und Claretta Petacci stiegen aus dem anderen Auto. Bellini sagte zu Mussolini, er könne jetzt hinübergehen.

«Guten Abend, *Eccellenza*», begrüßte Claretta den Duce.

«Guten Abend, Signora», erwiderte Mussolini. Wortlos blickten sie sich an. Es regnete in Strömen. «Warum sind Sie mir nachgefahren?»

«Weil ich es wollte. Aber was ist mit Ihnen passiert? Sind Sie verletzt?»

«Nein, das hat nichts zu bedeuten.» Nervös zerrte Mussolini an dem Verband, der seinen Kopf verhüllte. «Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme.»

«Wir müssen weiter», sagte Bellini. «Bitte, gehen Sie wieder in Ihren Wagen, Signora.»

«Warum können wir denn nicht zusammenbleiben?» fragte Claretta. «Sie haben es mir doch versprochen.» Bellini antwortete, es sei sicherer, getrennt zu fahren. Gianna, ein Partisanenmädchen, das zur Bewachung Mussolinis eingeteilt war, pflanzte sich stolz vor Bellini auf. «Machen Sie sich keine Sorgen!» Sie zog einen schweren Revolver. «Von mir kommt er nicht weg. Wenn mir irgend etwas verdächtig vorkommt, erschiessie ich ihn sofort.» Bellini sagte, sie habe erst dann zu schiessen, wenn er den Befehl dazu gebe. «Meinetwegen – aber wenn Ihnen etwas passiert, erschiessie ich ihn auf der Stelle!»

Sie setzten sich in den Fond, Mussolini dazwischen. Hauptmann Neri fuhr mit dem anderen Wagen voraus; die Partisanen an den Strassensperren kannten ihn. Als man sich Menaggio näherte, meinte Mussolini, es werde in diesem Jahr besonders bei Getreide und Weintrauben eine grossartige Ernte geben. Plötzlich ratterte ein Maschinengewehr.

Bellini befahl dem Fahrer, an den rechten Strassenrand zu fahren, wo ein überhängender Felsen Schutz gab. Neri sprang hinaus und gab sich zu erkennen; das Schiessen hörte auf. Die Partisanen, die drei Kilometer weiter die nächste Strassensperre besetzt hielten, erkannten ihn nicht. Aber einer schrie «Pedro!», als er Bellini sah. «Pedro», das war sein Deckname bei den Partisanen. «Ich kann es nicht fassen! Du lebst also immer noch!»

Bellini erklärte, der «Verwundete» neben ihm sei ein Partisan. «Wir bringen ihn nach Como und haben es sehr eilig. Lasst uns schnell durch.»

Als sie in Moltrasio waren, etwa acht Kilometer vor Como, hörten sie in der Ferne Schüsse; ein Mann erzählte, dass die Alliierten in den Strassen von Como faschistische Widerstandsnester ausräucherten.

Nach kurzer Besprechung wurde beschlossen, umzukehren. Neri sagte, er kenne ein gutes Versteck in einem Dorf, ein ganzes Stück von der Uferstrasse entfernt. Sie wendeten, und nach einer Fahrt von 26 Kilometern erreichten sie Azzano. «Bitte aussteigen», sagte Neri. «Ein kleines Stück müssen wir zu Fuss gehen.»

Im strömenden Regen stieg die kleine Gesellschaft eine steil ansteigende Kopfsteinstrasse durch die Stadt nach oben. Die Häuser blieben zurück, und rundum waren nur noch Felder. Der Weg war glatt, und Claretta Petacci trug Schuhe mit hohen Absätzen; Bellini nahm ihr ein schweres Bündel ab und gab es einem Wachtposten. Der in seine Decke gewickelte Mussolini nahm Clarettas einen, Bellini den anderen Arm. Es ging noch ein paar hundert Meter bergan, ehe man den Ortsrand von Bonzanigo erreichte.

Neri ging zum ersten Haus, einem dreistöckigen weissen Gebäude, und klopfte an die Hintertür.

Giacomo de Maria kam die Treppe herunter, öffnete die Tür und blinzelte verschlafen. Neri bat ihn, einen «Verwundeten» aufzunehmen, und der Mann liess die Gruppe ins Haus. Über eine steile Treppe führte Giacomo die Gäste in die Küche. Lia, seine Frau, hatte bereits Feuer im grossen Herd angezündet.

Die Marias waren einverstanden, Mussolini und Claretta Petacci für einige Tage so unterzubringen, dass niemand etwas merkte, und schickten ihre Söhne in die Berge, damit die beiden Platz hatten. Lia de Maria hatte Kaffee gekocht – Ersatzkaffee. Mussolini rührte ihn nicht an, aber Claretta trank gierig.

Bellini und Moretti stiegen ins oberste Stockwerk, um das Zimmer der Söhne zu besichtigen. Es war nicht gross; aber es war mit zwei kleinen Kommoden, einer Waschkübel, zwei Stühlen, einem kleinen Kleiderschrank und einem Doppelbett möbliert, über dem ein frommer Druck in grellen Farben hing. Bellini schaute aus dem kleinen Fenster. Draussen ging es sechs Meter senkrecht hinunter – Flucht war ausgeschlossen.

Mussolini und Claretta Petacci sassen beim Herd und genossen die Wärme, als Bellini die Küche wieder betrat. Er befahl den beiden Posten, im Hause zu bleiben, bis Ablösung kam. Er versprach, Claretta Petaccis Koffer aus Dongo heraufbringen zu lassen. Ehe er das Zimmer verliess, drehte er sich noch einmal um und betrachtete die beiden. Mussolini, das Gesicht immer noch verbunden, hatte sich mit in den Schoss gelegten Händen zurückgelehnt und starrte in die Flammen. Claretta sass vornübergebeugt, die Ellbogen auf die Knie und das Kinn in die Hand gestützt.

Wenige Minuten später sagte Claretta, sie wolle in den Wasorraum, und Lia de Maria ging mit ihr zu einem grob zusammengezimmerten Schuppen. Ein Posten begleitete die beiden. Als Lia in die Küche zurückkehrte, hatte Mussolini die Binden abgewickelt. Das Gesicht kam ihr bekannt vor, und sie flüsterte ihrem Mann zu: «Er sieht wie Mussolini aus, aber das ist nicht möglich. Was sollte der Duce wohl in der Wohnung von Bauern?» Vielleicht war ihr Gast ein deutscher Gefangener. Wer die hübsche Frau war, davon hatten sie keine Ahnung.

Lia führte Claretta ins Schlafzimmer. «Komm herauf und sieh es dir an», rief sie zu Mussolini hinunter. «Sie hat ein sauberes Zimmer für uns hergerichtet.»

Wie ein Tourist probierte der Duce das Bett mit der Hand aus. «Das Bett ist gut. Vielen Dank.»

Claretta fragte, ob sie noch ein zweites Kissen haben könnte. «Er ist es gewohnt, mit zwei Kissens zu schlafen», erklärte sie. «Ich brauche keins.»

Lia brachte das Kissen und wünschte eine gute Nacht. Während sie nach unten ging, dachte sie: «Was sind das doch für nette Leute!»

2 In Mailand war inzwischen beschlossen worden, Walter Audisio – sein Deckname bei den Partisanen war «Oberst Valerio» – loszuschicken und Mussolini holen zu lassen. Nach der Sitzung waren die Kommunisten noch geblieben; man hatte ihnen gesagt, dass Palmiro Togliatti, der Führer der KP Italiens, befohlen habe, Mussolini und seine Geliebte sofort zu liquidieren. Einstimmig wurde beschlossen, dass Oberst Valerio die Gefangenen erschiessen solle, sobald sicher war, dass es sich tatsächlich um Mussolini und Claretta Petacci handelte. Valerio war überzeugter Kommunist; er hatte bereits in Spanien gekämpft.

Da man befürchtete, dass die Alliierten versuchen würden, Mussolini lebend gefangenzunehmen, telegrafierte die Kommunisten an das alliierte Hauptquartier in Siena:

Das Komitee der Nationalen Befreiung bedauert, Mussolini nicht ausliefern zu können. Er wird nach der Verhandlung vor dem Volksgericht an derselben Stelle erschossen werden, an der die Faschisten 15 Patrioten erschossen haben.

Am 28. April, kurz nach der Morgendämmerung, fuhr Valerio mit 15 schwerbewaffneten Partisanen aus Mailand ab; eine Stunde später wurde er von den Partisanen in Como aufgehalten, die nicht zulassen wollten, dass Mussolini nach Mailand gebracht würde. Sie wollten Mussolini in ihr eigenes Gefängnis stecken. Schliesslich zog der bärtige Valerio eine Pistole und fuchtelte damit in der Luft herum: er wolle unbedingt mit dem Hauptquartier in Mailand telefonieren. Die Verbindung kam zustande, und man einigte sich auf einen Kompromiss: Valerio durfte nach Dongo weiterfahren und Mussolini abholen, sollte jedoch von zwei Partisanen aus Como, Sforini und de Angelis, begleitet werden.

Um 13.30 Uhr kam ein Partisan zu Bellini gerannt und meldete atemlos, dass ein Lastwagen und ein schwarzer Personenwagen auf dem Hauptplatz von Dongo aufgefahren seien, bewaffnete Männer, angeblich Partisanen, hätten das Rathaus umstellt, und ihr Anführer wolle den örtlichen Partisanenchef sprechen.

Bellini befürchtete, dass man versuchen wolle, die Gefangenen zu befreien, und rief sofort bei Lazzaro in Domaso an; dann ging er hinaus. In einer Reihe angeordnet standen dort 15 Männer, mit Maschinenpistolen bewaffnet. In ihren neuen, frisch gebügelten Khakiuniformen sahen sie keineswegs wie Partisanen aus. Ein grosser braungebrannter Mann mit gelichtetem Haar stellte sich als Oberst Valerio, Sonderbeauftragter des Obersten Hauptquartiers der Freiwilligen für das Freiheitskorps, vor. «Ich muss Sie in einer Angelegenheit von grösster Wichtigkeit unter vier Augen sprechen», sagte er bestimmt.

Bellini forderte ihn auf, in sein Büro zu kommen. «Lassen Sie Ihre Männer hier, und folgen Sie mir.»

«Meine Männer müssen mitkommen», sagte Valerio.

Bellini fragte die Männer, ob sie hungrig seien. Sie waren es, und Bellini schickte sie in die Küche.

Bellini stellte fest, dass Valerios Papiere in Ordnung waren, aber irgend etwas an dem Oberst gefiel ihm nicht.

Er erklärte, dass er die Gefangenen lieber seinem eigenen Hauptquartier übergeben würde. «Schliesslich haben wir sie gefangenengenommen.»

«Das kommt überhaupt nicht in Frage», erwiderte Valerio knapp. «Ich bin gekommen, um sie zu erschliessen.»

Bellini war verblüfft.

«Das Urteil ist vom Nationalen Befreiungskomitee ergangen und gilt als ein Befehl des Hauptquartiers. Man hat mich beauftragt, das Urteil zu vollstrecken.»

Bellini sagte, er müsse sich erst mit seinen Kameraden besprechen. Neri, Moretti und Gianna, das Partisanenmädchen – Kommunisten wie Valerio –, waren derselben Ansicht wie Bellini. «Wir dürfen sie nicht ausliefern», wiederholte Gianna immer wieder. Aber keiner wusste, was man sonst tun konnte.

«Wir werden Ihnen die Gefangenen übergeben», sagte Bellini schliesslich zu Valerio. «Aber wir alle lehnen das ab, was Sie tun wollen.»

Gönnerrhaft sah Valerio Bellini an und bat um eine Liste der Gefangenen. «Benito Mussolini», las er und machte mit dem Bleistift ein Kreuz hinter dem Namen.

«Tot! Clara Petacci – tot!»

Bellini wandte ein, man könne keine Frau erschliessen.

«Sie war jahrelang Mussolinis Beraterin. Sie steckte hinter seiner Politik», erklärte Valerio.

«Sie war nur seine Geliebte!»

Aufgebracht konstatierte Valerio, er habe seine Befehle. «Ich weiss, was ich tue», brüllte er. «Und ich entscheide hier!» Im Übrigen habe er es eilig; er müsse mit den Toten vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Mailand sein. Bellini verlangte, dass die Urteile von einem entsprechend zusammengesetzten Gericht ausgesprochen werden müssten. Dann erklärte er sich schliesslich einverstanden, dass alle Gefangenen in das Rathaus gebracht würden.

Ein Partisan kam mit einer Meldung: zwei Männer, Sforini und de Angelis, behaupteten, vom Nationalkomitee in Como beauftragt zu sein, Mussolini in ihre Obhut zu nehmen. Aber sie konnten keine entsprechende Beglaubigung vorweisen, und Bellini musste tatenlos Zusehen, wie Valerio sie verhaften liess.

Der Bruder von Claretta Petacci wurde hereingeführt.

«*Habla usted espanol?*» fragte Valerio.

Petacci zögerte: «Nein, aber ich spreche französisch.»

«Was!» sagte Valerio sarkastisch. «Ein spanischer Konsul, der nicht spanisch spricht?»

Petacci behauptete, seit zwanzig Jahren in Italien zu leben; allerdings habe er seinen Vater vor sechs Monaten in Spanien besucht. «Und wenn Sie mit Ihrem Vater reden, sprechen Sie französisch!» höhnte Valerio. Er sprang auf und schlug Petacci ins Gesicht. «Ich weiss, wer du bist, du Schwein!» Er griff nach seiner Pistole. «Du bist Vittorio Mussolini! Weissst du noch, wie du immer in den Filmstudios herumstolziert bist?»

Verwirrt stammelte Petacci: «Sie – Sie irren sich.»

Valerio, ausser sich vor Wut, schob ihn wieder an die Wand. Dann sagte er zu Lazzaro: «Bring ihn nach draussen und erschiess ihn – und zwar sofort!» Widerwillig zog Lazzaro seine Pistole und befahl Petacci, vor ihm herzugehen. Während sie die Treppe hinuntergingen, versicherte Petacci immer wieder, nicht Vittorio Mussolini zu sein. Als sie den Platz überquerten, grölte die Menschenmenge: «Wie fett er ist – schlägt ihn tot!»

Lazzaro hielt die Leute mit seiner Pistole zurück. Er brachte Petacci zum Kapuzinerkloster und liess einen Priester holen. Dann zündete er für seinen Gefangenen eine Zigarette an. «Es stimmt, dass ich kein spanischer Konsul bin», gab Petacci zu. «Aber ich bin auch nicht Vittorio Mussolini. Ich bin der Leiter des Geheimdienstes.»

Lazzaro wünschte nur, Petacci möge zu reden aufhören, damit er nachdenken konnte. Wie konnte man einen Mann erschliessen, nur weil er Vittorio Mussolini war?

Der Priester erschien; Lazzaro ging zur Seite und liess die beiden eine halbe Stunde miteinander sprechen. Als die Zeit um war, bat der Priester Lazzaro noch um ein paar Minuten; es seien noch Tatsachen von grosser Bedeutung zu klären. «Ich bin kein spanischer Konsul, aber ich bin auch nicht Vittorio Mussolini!» schrie Petacci. «Ich bin Marcello Petacci!»

«Wer soll das sein?» antwortete Lazzaro, weil er «Pertacci» verstanden hatte.
«Ich bin Marcello Petacci!» wiederholte der Gefangene.
«Pertacci?»
«Nicht Pertacci, Petacci.»

Es war fast vier Uhr nachmittags, als Valerio, Moretti und Neri am Haus der de Marias klopfen. Valerio rannte sofort in den zweiten Stock und riss die Tür des Schlafzimmers auf. «Ich bin gekommen, um Sie zu befreien!» sagte er.
«Wirklich?» Mussolinis Stimme klang ironisch.

Claretta begann, in einem Berg von Kleidungsstücken herumzuwühlen. Ungeduldig fragte Valerio: «Was suchen Sie?»

«Meine Schlüpfer ...»

Der Oberst befahl den Gefangenen, sich zu beeilen; dann trieb er sie die Treppe hinunter.

Aus einem der oberen Fenster beobachtete Lia de Maria, wie sie weggingen. Dann stieg sie ins Schlafzimmer hinauf. Die Kissen zeigten Spuren von Schminke und Wimperntusche.

Mussolini und Claretta wurden zu dem kleinen Hauptplatz von Bonzanigo gebracht, wo Frauen in einem Steintrog Wäsche wuschen. Sie gingen durch einen alten Torbogen und stiegen in einen dort abgestellten Wagen. Zwei Männer standen auf den Trittbrettern, während das Auto langsam die steile Strasse nach Azzano hinunterrollte. Zwei neugierige Fischer rannten hinterher.

Man war erst ein paar hundert Meter gefahren, als der Wagen vor dem grossen eisernen Gittertor einer Villa anhielt.

Valerio stieg aus. Er tat so, als witterte er Gefahr, und flüsterte: «Ich habe ein Geräusch gehört!» Er gab Mussolini und Claretta mit der Hand ein Zeichen, sich ruhig zu verhalten. «Ich werde nachsehen.» Vorsichtig ging er die Strasse entlang bis zu einer scharfen Kurve, kehrte dann zurück und forderte die beiden leise auf, sich beim Tor zu verstecken.

Mussolini merkte, dass etwas nicht in Ordnung war, ging aber dann doch zum Tor. Claretta Petacci folgte ihm. Es herrschte Totenstille. Plötzlich brüllte Valerio: «Auf Befehl des Hauptquartiers der Freiwilligen des Freiheitskorps habe ich dem italienischen Volk Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!»

Mussolini stand bewegungslos; Claretta schlang die Arme um seinen Hals und schrie: «Nein, er darf nicht sterben!»

«Gehen Sie weg, wenn Sie nicht auch sterben wollen», sagte Valerio.

Claretta stellte sich rechts neben den Duce. Während ihm der Schweiß über das runde Gesicht lief, zielte Valerio mit seiner Maschinenpistole auf Mussolini und drückte den Abzug, aber nichts geschah. Er zog seine Pistole, aber sie hatte ebenfalls Ladehemmung. «Gib mir deine!» schrie er Moretti an.

Moretti hielt ihm die Maschinenpistole hin, die er erst einen Monat zuvor von Bellini erhalten hatte. Aus drei Metern Entfernung gab Valerio einen Feuerstoss von fünf Schüssen ab. Mussolini brach in die Knie und fiel vornüber zu Boden. Dann richtete Valerio die Waffe gegen Claretta Petacci.

Bellini hatte inzwischen die anderen sechs Gefangenen aus der Kaserne von Ger-
masino geholt. Während man nach Dongo hinunterfuhr, plauderten die Gefan-
genen über die prächtige Szenerie, die sich ihnen bot. «Ein Jammer, dass wir das
alles nicht so richtig geniessen können», sagte Pavolini leichthin.

«Wissen möchte ich, warum wir ausgerechnet hier enden sollen!» überlegte Casa-
linovo.

«Was haben Sie denn erwartet?» scherzte Pavolini. «Mussolini hat immer recht
behalten.»

Als Bellini vor dem Rathaus aus dem Wagen stieg, kam Lazzaro eben mit Petacci
zurück. Sein Gefangener behauptete, nicht Vittorio Mussolini, sondern Marcello
Fetacci zu sein, berichtete Lazzaro. Einer der Männer warf ein, er habe Vittorio
ein paarmal gesehen. «Und ich kann beschwören, dass dieser spanische Konsul
nicht Vittorio ist.»

Als Petacci die anderen Gefangenen stehen sah, rief er: «Die kennen mich auch!»
Aber Pavolini, Casalinovo und Barracu wandten sich ab. Sie wollten mit ihm
nichts zu tun haben.

«Kennt ihr diesen Mann?» fragte Lazzaro.

Niemand antwortete.

Lazzaro wandte sich an Barracu. «Kennen Sie ihn?»

«Nein», sagte der Staatssekretär und starrte vor sich hin.

«Und Sie, Pavolini?»

«Nein.»

Petacci war ausser sich: «Sagt ihm doch, wer ich bin! Los – sagt es ihm! Ihr kennt
mich doch – alle kennen mich!»

«Kennen Sie jetzt diesen Mann oder nicht?» fragte Lazzaro wieder ungeduldig.
Schliesslich gab Barracu zu, ihn zu kennen. «Und wer ist es?» schrie Lazzaro.
Eine lange Stille trat ein. Barracu blickte Petacci an und sagte: «Wir kennen ihn
nur als ‚Fosco‘.»

Erstaunt riss Petacci die Augen auf.

Dann wurde er weggeführt.

Ein paar Minuten später fuhr wieder ein Wagen am Rathaus vor. Valerio lehnte
sich heraus; er war ganz aufgeregt: «Wir haben Gerechtigkeit geübt! Mussolini
ist tot!»

Bellini war entsetzt. «Aber haben wir uns nicht darauf geeinigt...»

«Ich weiss, ich weiss. Aber ich konnte nicht noch mehr Zeit vertrödeln. Wo sind die
anderen? Habt ihr sie geholt?»

Angewidert führte Bellini Valerio in den ersten Stock hinauf. Man hatte die Gef-
fangenen in den prächtigen Ratssaal gebracht. Am Treppenabsatz trat Dr. Rubini
Valerio entgegen und bat ihn, niemanden mehr zu erschiessen. Der Oberst liess
sich nicht umstimmen. Dann, erklärte Rubini, werde er als Bürgermeister zurück-
treten.

Aus dem Kloster wurde ein Priester geholt; er hatte drei Minuten Zeit, den Todes-
kandidaten Trost zu spenden. Es begann zu regnen. Der Himmel war dunkel –
eine düstere Kulisse für die Szene, die jetzt ablief. Neugierig, beinahe festlich
gestimmt, drängten sich die Leute vor dem Rathaus. Valerio wollte, dass das

Exekutionskommando zur Hälfte aus seinen eigenen, zur anderen Hälfte aus Bellinis Leuten bestehen solle.

«Wir sind gegen das, was Sie tun», sagte Bellini. «Da ich gehorchen muss, übergebe ich Ihnen die Gefangenen. Aber das ist auch alles. Ich werde keinem meiner Männer befehlen, sich an der Hinrichtung zu beteiligen. Und nicht nur das. Wenn ich Ihnen die Gefangenen übergeben habe, werde ich den Platz verlassen. Ich möchte deutlich zeigen, dass ich mit dem, was Sie tun, nicht einverstanden bin.»

«Ich befehle Ihnen zu bleiben!» brüllte Valerio. «Verstanden? Das ist ein Befehl!»

«Wenn es ein Befehl ist», erwiderte Bellini förmlich, «werde ich gehorchen.»

Die 15 Gefangenen wurden langsam über den Platz geführt. Mit dem Rücken zum See stellten sie sich schweigend vor der niedrigen Uferbrüstung auf. Valerios Exekutionskommando, mit Maschinenpistolen bewaffnet, baute sich etwa fünf Meter vor ihnen auf. Während der Priester mit den Gefangenen sprach, fiel Valerio plötzlich der spanische Konsul ein, und er befahl, ihn zu den anderen zu stellen. Petacci wurde vom Rathaus herübergeführt.

«Wir wollen ihn nicht bei uns haben», riefen die anderen Todeskandidaten. «Er ist ein Verräter!» Sie drohten Petacci mit den Fäusten.

Petacci wich zurück.

«Erschiess ihn mit den anderen!» schrie Valerio. «Stellt ihn dazu!»

«Ich verstehe nicht, was das soll», erklärte Bellini.

Valerio gab nach, und Petacci wurde auf die Seite geführt.

Der Führer des Peletons gab das Kommando: «Gefangene, stillgestanden! Ganze Abteilung – kehrt!» Ein paar Gefangene hoben den rechten Arm zum faschistischen Gruss, andere riefen: «Es lebe Italien!» Die übrigen sahen völlig verstört um sich. Schliesslich machten alle Front zum See – ausgenommen Barracu. Er trat einen Schritt vor und zeigte auf seinen Orden. «Ich habe diese Auszeichnung erhalten. Ich habe das Recht, von vorn erschossen zu werden.»

Bellini bat Valerio, Barracu diese Bitte zu erfüllen, aber der Oberst schrie nur:

«Von hinten! Sie werden, wie die anderen, von hinten erschossen!»

Barracu machte eine knappe Kehrtwendung. Auf dem Platz war es totenstill.

«Abteilung – durchladen. Legt an – Feuer!»

Man hörte das Krachen der Schüsse, und dann herrschte wieder Stille.

«Holt Petacci!» brüllte jemand. Zwei Partisanen schleppten Petacci heran. Er wehrte sich verzweifelt, sein Gesicht war vor Angst verzerrt. «Ihr könnt mich nicht erschiessen!» schrie er. «Das dürft ihr nicht! Ihr begeht einen fürchterlichen Fehler. Nach allem, was ich für Italien getan habe!»

Als er die Leichen liegen sah, riss er sich los und rannte durch die Menge auf das Hotel Dongo zu, wo seine Frau und seine Kinder untergebracht waren. Man holte ihn ein und zerrte ihn zur Brüstung. Aber noch einmal konnte er sich losreißen. Schreiend sprang er in den See und schwamm wie ein Wahnsinniger los. Von mehreren Schüssen getroffen, ging er unter.

Die Spannung löste sich; ein wildes Gejohle hub an; Freudenschüsse wurden abgefeuert. Als schliesslich wieder Ruhe herrschte, forderte Valerio Bellini auf, Petaccis Leiche aus dem See zu fischen. «Suchen Sie sich dafür einen anderen», sagte der Graf.

Am nächsten Morgen – es war Sonntag – wurden die Leichen Mussolinis, Claretta Petaccis und der hingerichteten Faschisten in Mailand zum halbfertigen Neubau einer Tankstelle gebracht, wo neun Monate zuvor 15 Geiseln von den Deutschen erschossen worden waren. Man warf die Leichen auf einen Haufen, und erst als es hell wurde, legte jemand sie nebeneinander hin. Mussolinis Kopf lag auf der Brust Claretta Petaccis.

Eine riesige Menschenmenge strömte zusammen; die Leichen wurden mit Füßen getreten, angespuckt und verstümmelt. Dann wurde Mussolini – sein Mund stand weit offen – mit den Füßen an einem Stahlträger aufgehängt, seine Geliebte neben ihm. Der Rock fiel ihr über den Kopf, aber schliesslich stieg eine Frau auf eine Kiste und stopfte ihn zwischen die zusammengebundenen Beine. Claretta Petacci wirkte seltsam friedlich, während Mussolinis zerschlagenes und zerquolenes Gesicht grausam entstellt war.

23 Jahre zuvor war Mussolini nach Rom marschiert, um die Macht zu übernehmen. Jetzt hatte er ein schmähhches Ende gefunden – wie der Faschismus.

29 *«Der Chef ist tot»*

1 Am Vormittag des 28. April hatte sich die Heeresgruppe Weichsel fast völlig aufgelöst; ihre Führung rebellierte.

Busses 9. Armee war kein militärischer Verband mehr, sondern nur noch eine eingekesselte Gruppe zu Tode erschöpfter Männer, die verzweifelt versuchten, zusammen mit Tausenden von Zivilisten Wencks Linien zu erreichen. Die andere Hälfte von Heinricis Heeresgruppe, Manteuffels 3. Panzerarmee, hatte ebenfalls ihre festen Stellungen aufgegeben und zog sich kämpfend nach Westen zurück. Auch sie versuchte, den Russen zu entkommen, um vor den Anglo-Amerikanern kapitulieren zu können.

Entgegen allen Befehlen Hitlers hatte Manteuffel den allgemeinen Rückzug befohlen, und als Heinrici um 10.00 Uhr vormittags Jodl anrief und diesem mitteilte, dass ein Korps auf dem Rückzug bereits die Havel erreicht habe, schrie der sonst so beherrschte Jodl: «Von allen Seiten werde ich angelogen!»

Keitel telefonierte mit Manteuffel und beschuldigte den General des «reinen Defaitismus». Er, Keitel, werde am frühen Nachmittag selbst zum Stab der 3. Panzerarmee in Neubrandenburg kommen, um festzustellen, was eigentlich gespielt werde.

Heinrici, sofort informiert, fuhr ebenfalls nach Neubrandenburg und wartete dort gemeinsam mit Manteuffel auf Keitel. Um 14.30 Uhr kam die Mitteilung,

das Treffen mit Keitel finde in Neustrelitz – 28 Kilometer südlich von Neubrandenburg – statt. Die beiden Generale fahren los, aber auf halbem Weg nach Neustrelitz stiessen sie schon auf Keitel. Bei einem See bogen beide Gruppen von der Strasse ab, und in einem Wäldchen begann die Besprechung. In der Nähe hatten sich, mit Maschinenpistolen bewaffnet, drei Stabsoffiziere Manteuffels versteckt. Ihre Aufgabe war es, Keitel festzunehmen, wenn der Feldmarschall Anstalten machen sollte, ihren Oberbefehlshaber zu verhaften.

«Die Heeresgruppe geht ständig zurück!» sagte Keitel. «Die Führung der Heeresgruppe und der Armee ist viel zu weich. Wenn Sie dem Beispiel anderer Leute folgen würden und den Mut hätten, rigoros vorzugehen und tausend Deserteure zu erschiessen, würde die Heeresgruppe ihre Stellungen halten.»

Heinrici erwiderte steif, dass er für solche Methoden nicht zu haben sei. Keitel wandte sich an Manteuffel und machte ihm Vorwürfe, weil er sich ohne Befehl zurückgezogen habe. Heinrici stellte sich vor seinen Untergebenen. Keitel erwiderte, dass Heinrici ganz einfach nicht hart genug sei.

Heinrici packte Keitels Arm und führte den Feldmarschall an eine Strasse, die mit Fahrzeugen verstopft war: Alles flüchtete in völliger Auflösung. Heinrici deutete auf einen Pferdewagen mit abgekämpften Luftwaffensoldaten. «Warum statuieren Sie nicht selbst ein Exempel?» fragte er.

Keitel hielt den Wagen an und liess die Soldaten absteigen. «Bringen Sie die Leute zum Gefechtsstand der 3. Panzerarmee und stellen Sie sie vor ein Kriegsgericht!» Er ging zu seinem Wagen. Plötzlich blieb er stehen und deutete wütend auf Heinrici. «Und Sie führen die Befehle des OKW strikt aus!» brüllte er. Heinrici liess sich nicht einschüchtern. «Wie kann ich Befehle ausführen, wenn das OKW über die herrschenden Zustände nicht einmal richtig informiert ist?» Keitel erstarrte: «Sie werden die Folgen dieser Unterhaltung noch zu spüren bekommen!»

Jetzt trat Manteuffel vor. «Die Dritte Panzerarmee führt nur Befehle aus, die General von Manteuffel erteilt hat!»

Keitel startete die beiden Generale an. Er wiederholte, sie hätten alle Befehle bis zum letzten Buchstaben zu befolgen. «Für das Urteil der Geschichte werden Sie verantwortlich sein!»

«Ich bin verantwortlich für die Befehle, die ich gebe», sagte Manteuffel. «Und ich werde keinem anderen die Schuld dafür zuschieben.» Die drei Stabsoffiziere kamen aus ihrem Versteck, die Maschinenpistolen im Anschlag.

Keitel drehte sich wortlos um und stieg in seinen Wagen.

Bei Anbruch der Dunkelheit hatten die Russen die Linie durchbrochen, die Manteuffels Rückzug deckte, und stiessen auf Neubrandenburg vor. Heinrici rief Keitel an.

«Das passiert, wenn man von sich aus Stellungen aufgibt!» fauchte Keitel.

«Ich habe nie von mir aus Stellungen aufgegeben», erwiderte Heinrici kalt. «Immer hat die Lage es notwendig gemacht.» Dann bat er um Genehmigung, Swinemünde zu räumen, das von einer unerfahrenen Ersatz-Division verteidigt werde. «Glauben Sie vielleicht, ich könnte dem Führer erklären, dass das letzte Bollwerk an der Oder aufgegeben wird?»

«Soll ich diese Leute für eine verlorene Sache opfern?» fragte Heinrici zurück. «Für meine Männer trage ich allein die Verantwortung. Und ich habe an zwei Weltkriegen teilgenommen.»

«Sie tragen überhaupt keine Verantwortung! Derjenige, der den Befehl erteilt, ist in erster Linie verantwortlich.»

«Ich jedenfalls habe mich immer meinem Gewissen und dem deutschen Volk gegenüber verantwortlich gefühlt.» Er könne die Soldaten, die ihm unterstellt seien, nicht einfach aufgeben. Noch einmal bat er um die Genehmigung zum Rückzug.

«Sie müssen Swinemünde halten.»

«Wenn Sie darauf bestehen, werden Sie einen anderen finden müssen, der Ihre Befehle ausführt.»

«Ich warne Sie», tobte Keitel. «Sie sind alt genug, um zu wissen, was es bedeutet, im Krieg einen Befehl nicht auszuführen.»

«Herr Generalfeldmarschall, ich wiederhole: Wenn Sie wollen, dass dieser Befehl ausgeführt wird, müssen Sie sich einen anderen suchen.»

«Ich warne Sie noch einmal. Befehlsverweigerung bedeutet Kriegsgericht.»

Jetzt war es Heinrici, der die Beherrschung verlor. «Das ist eine unmögliche Situation – die Art, wie ich behandelt werde!» schrie er. Er gab sich Mühe, die Selbstbeherrschung wiederzufinden. «Ich habe nach bestem Wissen und Gewissen meine Pflicht getan, und zwar im völligen Einverständnis mit meinen Offizierskameraden. Ich würde jede Selbstachtung verlieren, wenn ich mich zu Dingen zwingen liesse, die meinem Gefühl nach falsch sind. Ich werde Swinemünde mitteilen, dass Feldmarschall Keitel darauf besteht, die Stadt zu verteidigen. Da ich jedoch diesen Befehl nicht billigen kann, stelle ich Ihnen mein Kommando zur Verfügung!»

«Auf Grund der Vollmachten, die mir der Führer erteilt hat, enthebe ich Sie hiermit Ihres Kommandos! Übergeben Sie sofort an General von Manteuffel!»

Aber Manteuffel hatte keine Lust, das Spiel mitzuspielen. Er teilte Keitel mit, dass er sich weigere, sowohl das Kommando wie auch die damit verbundene Beförderung anzunehmen. Sein Funkspruch endete mit der trotzigen Feststellung: «Hier werden sämtliche Befehle von Manteuffel gegeben.»

Das war, genau genommen, das Ende der Heeresgruppe Weichsel.

2 Die Auflösungserscheinungen in der militärischen Hierarchie zeigten sich sogar im Führerbunker. Am frühen Morgen des 28. April fingen Bormann, Krebs und Burgdorf, der Chef des Heerespersonalamtes, alle angetrunken, zu streiten an. «Vor einem dreiviertel Jahr bin ich mit ganzer Kraft und viel Idealismus an meine Aufgabe gegangen», schrie Burgdorf. «Es war immer mein Ziel, Partei und Wehrmacht aufeinander abzustimmen.» Deswegen hätten ihn die anderen Offiziere geschnitten, ihn sogar einen Verräter genannt. «Heute muss ich einsehen, dass diese Vorwürfe berechtigt waren, dass meine Arbeit umsonst, mein Idealismus falsch, ja, nicht nur das, dass er naiv und dumm war.»

Krebs versuchte, Burgdorf zu beruhigen, aber Freytag von Loringhoven im

Nebenzimmer war von dem Lärm schon aufgewacht. Er rüttelte Boldt, der im Bett über ihm schlief. «Du versäumst etwas, mein Lieber», flüsterte er. Sie hörten, wie Burgdorf den konzilianten Krebs überschrie. «Lass mich in Ruhe, Hans, einmal muss das doch alles gesagt werden. Vielleicht ist es in achtundvierzig Stunden schon zu spät dazu ... Unsere jungen Offiziere sind mit einem Glauben und einem Idealismus, die in der Weltgeschichte einmalig waren, hinausgezogen. Aber wofür denn? Für ihr geliebtes deutsches Vaterland? Nein. Für euch sind sie gestorben!»

Dann attackierte Burgdorf Bormann. Millionen, so brüllte er, seien geopfert worden, nur damit die Parteigenossen es sich weiterhin gutgehen lassen konnten. «Für euer Wohleben, für euren Machthunger. Unsere jahrhundertealte Kultur, das deutsche Volk habt ihr vernichtet. Das ist eure furchtbare Schuld!»

«Aber, mein Lieber», sagte Bormanns ölige Stimme, «du musst doch nicht persönlich werden. Wenn sich auch die anderen alle bereichert haben, ich bin frei von Schuld. Das schwöre ich dir bei allem, was mir heilig ist. Prost, mein Lieber!»

Die beiden im Nebenzimmer hörten das Klingen der Gläser. Dann herrschte Stille.

Den ganzen Vormittag über arbeitete General Weidling an seinem Plan, in drei Gruppen aus Berlin auszubrechen. Es gab keinen Zweifel mehr, dass die Russen die Reichskanzlei in einem Tag, spätestens aber in zwei Tagen erreicht haben würden, und Weidling war so überzeugt, bei der Abendlage seinen Plan vom Führer genehmigt zu erhalten, dass er den Kommandeuren befahl, sich um Mitternacht im Bunker einzufinden.

In ihrem Quartier schrieb Frau Goebbels einen Brief an ihren Sohn aus erster Ehe, Harald Quandt, der in einem alliierten Gefangenenlager sass. Sie berichtete ihm, dass sich die ganze Familie, auch die Kinder, seit einer Woche im Führerbunker aufhalte, «um einem nationalsozialistischen Leben das einzig mögliche und ehrenhafte Ende zu bereiten».

Mit den «ruhmreichen Ideen» des Nationalsozialismus werde auch all das Schöne, Edle und Gute, das sie in ihrem Leben kennengelernt habe, untergehen. In einer Welt ohne Hitler und Nationalsozialismus sei das Leben nicht mehr lebenswert. Deswegen habe sie auch die Kinder in den Bunker mitgenommen. Für das, was nach der Niederlage käme, seien sie zu gut, und ein gnädiger Gott werde ihre Gründe verstehen, wenn sie den Kindern ein solches Leben erspare.

Sie erzählte, wie ihr der Führer am vorangegangenen Abend sein eigenes Parteiabzeichen angeheftet hatte und wie stolz und glücklich sie darüber gewesen war. «Möge Gott mir die Kraft für meine letzte und schwierigste Aufgabe geben», schrieb sie. Sie alle wollten jetzt nur noch eines: dem Führer bis zum Tode die Treue halten und ihr Leben mit ihm beenden. So zu sterben sei eine Gnade, von der sie und «Papa» nie zu träumen gewagt hätten. Und Frau Goebbels schloss mit dem Wunsch, ihr Sohn möge «für Deutschland leben».

3 In San Francisco, wo die Konferenz der Vereinten Nationen tagte, hielt Anthony Eden im siebten Stockwerk des Mark Hopkins Hotels seine erste Besprechung mit der britischen Delegation.

«Übrigens», sagte er, nachdem er seine Kollegen über den Stand der Dinge in der polnischen Frage informiert hatte, «ist aus Europa eine Nachricht gekommen, die Sie vielleicht interessiert. Aus Stockholm haben wir erfahren, dass Himmler über Bernadotte angeboten hat, Deutschland den Amerikanern und uns bedingungslos auszuliefern. Natürlich werden die Russen von uns auf dem laufenden gehalten.»

Er sagte es so beiläufig, dass die meisten seiner Zuhörer kaum beeindruckt waren. Aber Jack Winocur, ein junger Presseoffizier, sagte sich: «Mein Gott, was ist das für eine Story!» Und als er, ins Palace Hotel zurückgekehrt, in den Zeitungen nichts über das Kapitulationsangebot entdeckte, nahm er an, dass in London alles geschlafen hatte.

Das war überhaupt die Story! Vielleicht war über Nacht der Krieg aus. Aber andererseits: für ihn konnte es das Ende seiner Beamtenlaufbahn sein, wenn er nicht dichthielt und man ihm auf die Schliche kam. Enttäuscht ging er zu Bett. Ungefähr um 1.00 Uhr morgens am 28. April wurde Winocur durch das Klingeln des Telefons geweckt. Es war Paul Scott Rankine von der Nachrichtenagentur Reuter. «Ist irgend etwas los?» fragte Rankine. «Ich brauche noch etwas für die Nachmittagsausgabe.»

Winocur zögerte, dann beschloss er, seine Chance zu nutzen. Jede Zeitung würde diese Reuter-Meldung bringen, und auch die BBC würde sie übernehmen. Also berichtete Winocur Rankine detailliert über Himmlers Vorschlag und bat nur, ihn nicht als Informanten zu nennen.

«Selbstverständlich nicht», versicherte Rankine. Dann gab er die Meldung von seinem Hotel aus nach London durch:

Gestern wurde hier in offiziellen Kreisen unmissverständlich erklärt, dass nach Informationen, die Stettinius, Eden und Molotow zugingen, eine Botschaft Himmlers mit dem Angebot der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands, jedoch nicht gegenüber Russland, an die britische und die vs-Regierung weitergeleitet worden ist. Himmler hat nach dieser Erklärung westlichen Alliierten mitgeteilt, bedingungslose Kapitulation vornehmen zu können und selbst dafür einzutreten. Rankine.

Das Telegramm ging unzensiert zu Reuter. Als Jack Bell von der Associated Press in San Francisco erfuhr, dass ihm eine der grössten Storys des Krieges vor der Nase weggeschnappt worden war, bat er Senator Tom Conally, einen Konferenzdelegierten, um Bestätigung. Wenige Minuten später ging eine AP-Meldung unter dem Stichwort «Kapitulation» hinaus.

28. April (AP) Deutschland hat sich den Alliierten Regierungen bedingungslos ergeben; mit einer entsprechenden Mitteilung wird in Kürze gerechnet. Dies wurde heute von einem hohen amerikanischen Vertreter erklärt.

Das in San Francisco erscheinende *Call-Bulletin* erschien als Extrablatt mit der Schlagzeile: «Nazis Quit!» Einige Exemplare wurden ins Opernhaus gebracht, wo Molotow gerade eine Sitzung der Konferenz leitete. Aufgeregt rannten die Dele-

gierten herum und beglückwünschten sich. Molotow warf einen Blick auf die Zeitung, setzte seinen Kneifer auf und klopfte mit dem Hammer, um die Ruhe wiederherzustellen.

In Washington wurde das Weisse Haus mit Telefonanrufen überschwemmt; und bald hatte sich auch eine hochgestimmte Menschenmenge eingefunden und sang «*God Bless America*». Vom Blair House aus rief Truman bei Admiral Leahy an; der Admiral möge bei Eisenhower anfragen, ob die Meldung auf Wahrheit beruhe. Leahy telefonierte mit Bedell Smith im SHAEF-Hauptquartier. «Wir haben hier eine Meldung, dass die Deutschen Eisenhower um Waffenstillstand gebeten hätten», sagte er. «Offiziell wissen wir nichts. Wie sieht es tatsächlich aus?»

Smith erwiderte, dass kein derartiges Ersuchen eingegangen sei; Trumans Vermutung, dass die Meldung auf Himmlers Angebot an Bernadotte beruhte, hatte sich bestätigt.

Es war bereits dunkel, als Truman Blair House verliess und ins Weisse Haus hinüberging. «Wie Sie sehen, war ich da drüben und habe noch ein wenig gearbeitet, als das Gerücht auftauchte», erklärte er den Presseleuten. «Ich erhielt einen Anruf aus San Francisco, und das Aussenministerium rief ebenfalls bei mir an. Gerade eben habe ich mit Admiral Leahy gesprochen und ihn veranlasst, im Hauptquartier des Oberkommandierenden in Europa anzufragen: Das Gerücht ist vollkommen unbegründet. Mehr habe ich dazu nicht zu sagen.»

4 Im oberen Stockwerk des Führerbunkers, im kleinen Büro des DNB, der offiziellen deutschen Nachrichtenagentur, hörte Wolfgang Boigs, Mitarbeiter von Heinz Lorenz, Feindsender ab. Kurz vor neun brachte BBC Rankines Meldung. Boigs machte eine Übersetzung und brachte sie zum «Goldenen Käfig», wie die DNB-Leute Hitlers Quartier nannten.

Hitler las die Nachricht ohne jede Gemütsbewegung; es sah aus, als habe er resigniert. Er bat jemand, die Übersetzung nachzuprüfen, und nachdem man ihm versichert hatte, dass sie korrekt sei, konnte Boigs wieder gehen*.

Hitler liess Goebbels und Bormann kommen, und die drei berieten hinter verschlossenen Türen. Im Verlauf des Tages hatte Bormann fast jeden des Verrats beschuldigt; erst eine Stunde zuvor hatte er an Dönitz telegraphiert: Verrat scheint an die Stelle der Treue getreten zu sein. Im Bunker schwirrte es von Gerüchten. Schliesslich öffnete sich die Tür wieder, und Hitler gab Befehl, Fegelein vom oberen Stockwerk herunterzubringen. Am vorangegangenen Tag hatte Himmlers Verbindungsoffizier den Bunker verlassen und war in sein Haus in Charlottenburg gefahren. Aber man hatte ihn dort aufgestöbert, und jetzt stand er auf persönlichen Befehl des Führers unter Arrest.

Hitler misstraute jedem, der Verbindung zu Himmler hatte – selbst Eva Brauns

* Trevor-Roper behauptet, Lorenz habe die Meldung durch Hitlers Kammerdiener Heinz Linge überbringen lassen, und der Führer sei vor Empörung weiss geworden. Die hier wiedergegebene Version stammt von Boigs, der gegenwärtig für die amerikanische Armee in Berchtesgaden tätig ist.

Schwager. Binnen einer Stunde war Fegelein von einem Kriegsgericht des Verrats für schuldig befunden und zum Tode verurteilt. Er wurde nach oben gebracht und erschossen*.

Im Bunker herrschte immer noch Aufregung, als Weidling zur Abendlage eintraf. Er informierte Hitler über die letzten Erfolge der Russen und berichtete, dass sämtliche Munitions-, Lebensmittel- und Versorgungslager sich entweder in feindlicher Hand befänden oder unter schwerem Artilleriefeuer lägen. In zwei Tagen würden seine Truppen keine Munition mehr besitzen und dann auch keinen Widerstand mehr leisten können. Er schlage deshalb vor, sofort einen Ausbruch zu versuchen. Bevor Hitler noch etwas sagen konnte, erläuterte er bereits die Einzelheiten seines Planes.

Goebbels fand das alles lächerlich. Krebs dagegen meinte, vom militärischen Standpunkt aus sei der Plan durchführbar. «Natürlich», fügte er schnell hinzu, «muss ich die Entscheidung dem Führer überlassen.»

Hitler schwieg. Was wäre, wenn der Ausbruch gelinge, fragte er schliesslich. Man würde doch nur von einem Kessel in einen anderen fliehen. Ob er, der Führer, etwa auf freiem Feld oder in einem Bauernhaus oder sonstwo kampieren und dort das Ende abwarten solle? Nein, für ihn sei es sehr viel besser, in der Reichskanzlei zu bleiben.

Weidling verliess die Besprechung um Mitternacht. Im Vorraum warteten schon seine Kommandeure; er musste ihnen berichten, dass er kein Glück gehabt habe. «Damit bleibt uns nur eines», sagte er grimmig, «zu kämpfen, bis der letzte Mann gefallen ist.» Immerhin werde er noch einen Versuch machen, den Führer umzustimmen.

Hitler ging hinaus, um den verwundeten Greim zu besuchen. Hanna Reitsch war bei dem General. Hitler liess sich auf die Kante von Greims Bett fallen; sein Gesicht war kalkweiss. «Unsere einzige Hoffnung ist Wenck», sagte er, «und um es ihm leichter zu machen, müssen wir jedes verfügbare Flugzeug heranholen, um seinen Vormarsch zu decken.» Wencks Geschütze, berichtete er, nähmen bereits die Russen auf dem Potsdamer Platz unter Feuer. Bei Tageslicht müsse jede verfügbare Maschine eingesetzt werden. Greim solle zum Flugplatz Rechlin fliegen, nicht weit von Dr. Gebhardts Sanatorium entfernt, und von dort aus den Einsatz

* Die letzten beiden Tage Fegeleins sind immer noch geheimnisumwittert. Die am weitesten verbreitete Version ist, dass er, als man ihn in seinem Hause festnahm, sofort Eva Braun anrief und sie bat, bei Hitler für ihn Fürsprache einzulegen, und dass sie diese Bitte unwillig abschlug. Otto Günsche dagegen behauptet kategorisch, dass ein derartiges Telefongespräch niemals stattgefunden habe; er selbst habe alle eingehenden Gespräche mitgehört. Überdies, berichtet Günsche, sei Eva Braun am Abend des 28. April in Tränen aufgelöst zu ihm gekommen und habe immer wieder versichert, dass Fegelein den Führer unmöglich verraten haben könne.

Kempka wiederum erklärt, er habe von SS-Brigadeführer Johann Rattenhuber, dem Chef der Leibwache Hitlers, erfahren, dass Fegelein sich gar nicht in seinem Haus, sondern in einem Kohlenbunker des oberen Stockwerks versteckt gehalten habe. Fegelein habe einen langen Ledermantel, Hausschuhe, eine Sportmütze und ein Halstuch getragen; in seiner Aktentasche hätten sich Dokumente mit Einzelheiten über Himmlers Verhandlungen mit Bernadotte befunden.

seiner Maschinen dirigieren. Wenck werde nur mit Unterstützung der Luftwaffe durchkommen. «Das ist der erste Grund, warum Sie den Bunker verlassen müssen.» Der zweite sei, dass Himmler das Handwerk gelegt werden müsse. Hitlers Lippen und Hände zitterten, seine Stimme wurde unsicher. «Ein Verräter darf mir niemals als Führer folgen. Sie müssen dafür sorgen, dass das nicht geschieht.» Greim sagte, es sei unmöglich, Rechlin zu erreichen, und er würde lieber im Bunker sterben.

«Als Soldaten des Reiches haben wir die heilige Pflicht, jede Möglichkeit auszuschöpfen», erwiderte Hitler. Es gebe nur noch diese einzige Chance, und es sei ihrer beider Pflicht, sie zu nutzen.

Was sie denn noch erreichen könnten, selbst wenn sie durchkämen, fragte Hanna Reitsch. Aber Greim war von Hitlers Worten tief beeindruckt. «Hanna, wir sind die einzige Hoffnung für alle, die hier bleiben. Wenn es noch eine kleine Möglichkeit gibt, sind wir es ihnen schuldig, sie auszunutzen ... Vielleicht können wir helfen. Aber ob wir es können oder nicht – wir fliegen.»

Eine wahre Flut von Sentimentalitäten strömte über Hitlers Lippen. «Von allen Wehrmachtsteilen hat die Luftwaffe von Anfang bis Ende am besten gekämpft», sagte er. «An ihrer technischen Unterlegenheit tragen andere die Schuld.»

Unter grossen Mühen kleidete Greim sich an. Tränen in den Augen, ging Hanna Reitsch zu Hitler. «Mein Führer, warum lassen Sie uns nicht hierbleiben?»

Hitler sah sie an. «Gott schütze Sie.»

Frau Goebbels gab Hanna Reitsch zwei Briefe an ihren Sohn mit. Dann zog sie einen Brillantring vom Finger und bat Hanna Reitsch, ihn als Andenken zu nehmen. Auch Eva Braun gab Hanna einen Brief mit, er war für ihre Schwester, Frau Fegelein, bestimmt. (Später konnte Hanna Reitsch der Versuchung nicht widerstehen, den Brief zu lesen; sie fand ihn «so vulgär, so theatralisch und so unreif», dass sie ihn zerriss.)

Brände überall erhellten die Nacht. Greim und Hanna Reitsch konnten deutlich das Gewehrfeuer hören, während sie in einem Panzer zum Brandenburger Tor fuhren. Dort war eine «Arado 96» abgestellt. Hanna Reitsch rollte mit dem kleinen Flugzeug die Ost-West-Achse entlang und zog es im Geschosshagel hoch. Als sie in Höhe der Dächer war, erfassten die Lichtkegel russischer Scheinwerfer die «Arado», und die Explosionen der Flakgeschosse warfen die Maschine wie eine Feder hin und her. Hanna Reitsch gelang es, das Flugzeug mit Vollgas aus den Wirbeln herauszusteuern; unten lag Berlin, ein Flammenmeer. Hanna Reitsch ging auf Nordkurs.

5 Seit er von Himmlers Verrat erfahren hatte, hoffte Hitler nicht mehr. Greim gegenüber hatte er sich zuversichtlich gegeben, aber er wusste, dass auch mit Wenck nicht mehr zu rechnen war. Es war Zeit, sich auf das Ende vorzubereiten.

Der letzte Akt begann in dem kleinen Kartenzimmer des Bunkers mit einer Hochzeit. Freunden gegenüber hatte Hitler häufig erklärt, «die Verantwortung einer Ehe» nicht auf sich nehmen zu können. Vielleicht hatte er auch befürchtet,

dass sie sich nicht mit seiner Einzigartigkeit als Führer vertragen würde; für die meisten Deutschen war er ja fast eine christusähnliche Gestalt. Aber jetzt war das alles vorbei. In einer bürgerlichen Anwandlung hatte er beschlossen, seine treue Geliebte mit der wohlverdienten Ehe zu belohnen.

In einer Volkssturmeinheit, die in der Nähe lag, wurde ein Beamter ausfindig gemacht und sofort in den Bunker gebracht, um als Standesbeamter zu amtieren; der Mann hiess ausgerechnet auch noch Wagner. Goebbels und Bormann fungierten als Trauzeugen. Hitler und Eva Braun beeideten, rein arischer Abstammung zu sein. Nach der kurzen Zeremonie wollte Eva Braun die Urkunde erst mit ihrem Mädchennamen unterschreiben; dann strich sie das «B» aus und schrieb: «Eva Hitler, geborene Braun.»

Hitler lud Bormann, das Ehepaar Goebbels und zwei seiner Sekretärinnen, Frau Christian und Frau Junge, zu einem Glas Sekt in seine Räume ein, und mehr als eine Stunde schwelgte er in Erinnerungen. Zwischendurch kamen Gratulanten: Günsche, Krebs, Burgdorf, Below und sogar Fräulein Mantialy, die Diätköchin. Schliesslich sagte Hitler, da ihn seine engsten Vertrauten verraten hätten, bedeute der Tod für ihn eine Erlösung. Er ging in einen anderen Raum und begann, Frau Junge sein politisches Testament zu diktieren.

Weder er noch irgend jemand sonst in Deutschland, hiess es dort, habe den Krieg gewollt; der Krieg sei vielmehr «angestiftet ausschliesslich von jenen internationalen Staatsmännern, die entweder jüdischer Herkunft waren oder für jüdische Interessen arbeiteten». Er beschuldigte die Engländer, ihn zum Einmarsch in Polen gezwungen zu haben, «weil die massgebenden Kreise der englischen Politik den Krieg wünschten, teils der erhofften Geschäfte wegen, teils getrieben durch eine vom internationalen Judentum veranstaltete Propaganda».

Er erklärte, dass er in Berlin geblieben sei, um dort «aus freien Stücken in dem Augenblick den Tod zu wählen, in dem ich glaube, dass der Sitz des Führers und Kanzlers selbst nicht mehr gehalten werden kann», und dass er «mit freudigem Herzen» sterben werde. «Viele tapferste Männer und Frauen» hätten jedoch «am weiteren Kampf der Nation teilzunehmen». Die Übergabe irgendeines Gebietes oder einer Stadt, so sagte er, käme nicht in Frage; seine Generale forderte er auf, «hier mit leuchtendem Beispiel voranzugehen ... in treuester Pflichterfüllung bis in den Tod».

Himmler und Göring, stellte er fest, seien aus der Partei ausgestossen und aller Ämter enthoben, und zwar wegen «geheimer Verhandlungen mit dem Feinde, die sie ohne mein Wissen und gegen meinen Willen» führten, sowie wegen des Versuchs, die Macht im Staate gesetzwidrig an sich zu reissen.

Zu seinem Nachfolger als Reichspräsidenten und Oberbefehlshaber der Wehrmacht bestimmte Hitler Grossadmiral Dönitz, als Reichskanzler Goebbels, als Parteiminister Bormann und als Oberbefehlshaber des Heeres Schörner. Die ersten beiden, so sagte Hitler, hätten zwar gebeten, mit ihm sterben zu dürfen, aber er habe ihnen befohlen, «in diesem Falle das Interesse der Nation über ihr eigenes Gefühl zu stellen» und sich zu retten.

Das Testament endete, wie es begann: mit einem Angriff auf die Juden. «Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen

Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum.» Bis zum Tode blieb er seinem Wahn treu.

Frau Junge setzte das Datum unter das Dokument: 29. April 1945, 4.00 Uhr. Hitler kritzelte seinen Namen darunter, und Goebbels, Bormann, Burgdorf und Krebs unterschrieben als Zeugen.

Dann diktierte der Führer sein persönliches Testament. Seinen Besitz vermachte er der Partei oder, wenn diese nicht mehr existieren sollte, dem Staat. Zum Testamentsvollstrecker ernannte er seinen treuesten Parteigenossen, Martin Bormann. Dieser erhalte das Recht, alle wertvollen Erinnerungsgegenstände oder sonstigen Dinge, die zur Aufrechterhaltung eines bürgerlichen Lebensstandards dienlich sein könnten, an Hitlers Verwandte zu verteilen, besonders an die Mutter seiner Frau und seine treuen Mitarbeiter beiderlei Geschlechts, die er alle gut kenne – vor allem seine ehemaligen Sekretärinnen, darunter Frau Winter, die ihm durch ihre Arbeit jahrelang geholfen habe.

Zusammen mit seiner Frau habe er den Tod gewählt, um der Schande der Niederlage oder der Kapitulation zu entgehen. Es sei ihrer beider Wunsch, dass ihre Leichen sofort dort verbrannt würden, wo er im Verlauf von zwölf Jahren den grössten Teil seiner täglichen Arbeit im Dienst an seinem Volk geleistet habe.

Diese düsteren Vorbereitungen auf das Ende führten schliesslich noch zu einem scharfen Disput. Als der Führer erklärte, dass Goebbels den Bunker mit seiner Familie verlassen solle, empfand Goebbels dies als Benachteiligung und nicht als Bevorzugung. Wie könne der Verteidiger Berlins seine Stadt verlassen! Aber Hitler gab nicht nach, und die Auseinandersetzung wurde immer heftiger. «Nicht einmal der treueste meiner Anhänger gehorcht mir mehr!» beklagte sich Hitler. Dann ging er zu Bett.

Mit Tränen in den Augen kehrte Goebbels in sein Quartier zurück. Dann setzte er sich hin und entwarf seine letzte Erklärung. Das Schriftstück trug die Überschrift «Anhang zum polirischen Testament des Führers».

«Der Führer hat mir den Befehl gegeben, im Falle des Zusammenbruchs der Verteidigung der Reichshauptstadt, Berlin zu verlassen und als führendes Mitglied an einer von ihm ernannten Regierung teilzunehmen.

Zum erstenmal in meinem Leben muss ich mich kategorisch weigern, einem Befehl des Führers Folge zu leisten. Meine Frau und meine Kinder schliessen sich dieser Weigerung an. Im anderen Falle würde ich mir selbst, abgesehen davon, dass wir es aus menschlichen Gründen und solchen der persönlichen Treue niemals über das Herz bringen könnten, den Führer in seiner schwersten Stunde allein zu lassen, für mein ganzes ferneres Leben als ein ehrloser Abtrünnling und gemeiner Schuft Vorkommen, der mit der Achtung vor sich selbst auch die Achtung seines Volkes verlöre, die die Voraussetzung eines weiteren Dienstes meiner Person an der Zukunftsgestaltung der deutschen Nation und des deutschen Reiches bilden müsste.

In dem Delirium von Verrat, das in diesen kritischsten Tagen des Krieges den Führer umgibt, muss es wenigstens einige geben, die bedingungslos und bis zum Tode zu ihm halten, auch wenn das einem formalen, sachlich noch so begrün-

deten Befehl, den er in seinem politischen Testament zum Ausdruck bringt, widerspricht.

Ich glaube, damit dem deutschen Volk für seine Zukunft den besten Dienst zu erweisen, denn für die kommenden schweren Zeiten sind Vorbilder noch wichtiger als Männer. Männer werden sich immer finden, die der Nation den Weg ins Freie zeigen. Aber eine Neubildung unseres völkisch-nationalen Lebens wäre unmöglich, wenn sie sich nicht auf der Grundlage klarer und jedem verständlicher Vorbilder entwickelte.

Aus diesem Grunde bringe ich mit meiner Frau und im Namen meiner Kinder, die zu jung sind, um sich selbst äussern zu können, die sich aber, wenn sie das nötige Alter dazu besässen, vorbehaltlos dieser Entscheidung anschliessen würden, meinen unverrückbaren Entschluss zum Ausdruck, die Reichshauptstadt, auch wenn sie fällt, nicht zu verlassen und eher an der Seite des Führers ein Leben zu beenden, das für mich persönlich keinen Wert mehr besitzt, wenn ich es nicht im Dienst für den Führer und an seiner Seite zum Einsatz bringen kann.»

Britische «Spitfire» fegten über die brennenden Ruinen von Berlin. Der Hauch des Todes, der von unten heraufdrang, erinnerte Wing Leader Johnnie Johnson an Falaise, an den Feldzug in der Normandie. Er sah russische Panzer, die in die Stadt hineinrollten. Ein starker Verband russischer «Yak»-Jäger tauchte auf. Johnson fürchtete, es könnte Schwierigkeiten geben. «Zusammenbleiben! Nicht Zurückbleiben!» Mehr als hundert «Yaks» setzten sich hinter die «Spitfires»; Johnson flog mit seinen Maschinen eine grosse Schleife. Sein Flügelmann machte ihn darauf aufmerksam, dass sich weitere russische Maschinen über ihnen befänden. Johnson befahl: «Noch enger aufschliessen, in Formation bleiben.»

Die beiden Pulks umkreisten sich misstrauisch. Johnson flog so nahe wie möglich an die Russen heran und wackelte grüssend mit den Tragflächen. Der Führer des sowjetischen Verbands gab keine Antwort. Dann drehten die Sowjets unvermittelt nach Osten ab; die Formation löste sich auf. Wie ein Starenschwarm, dachte Johnson. Immer wieder stiessen Maschinen aus dem abfliegenden Verband heraus in die Trümmer der Stadt unter ihnen.

Am Vormittag führten russische Bodentruppen drei Vorstösse gegen den Bunker: von Osten, Süden und Norden. Der Ring um die sterbende Stadt wurde enger. Die Sowjets drangen in den Zoo und nahmen vom Flusspferdhaus und vom Planetarium aus die beiden riesigen Flak-Bunker unter Feuer, in denen verschiedene Stäbe untergebracht waren. Der deutsche Artillerie-Kommandeur, Oberst Wöhlermann, sah vom vierten Stock des einen Hochbunkers aus, wie russische Panzer immer wieder versuchten, seine Fenster zu treffen. Unten lag die Riesenstadt: brennend, qualmend, fast völlig zerstört. Der Turm der Gedächtniskirche brannte wie eine Fackel – ein Bild von makabrer Schönheit.

Im Bunker traf Martin Bormann Vorbereitungen, um Hitlers beide Vermächtnisse dem Nachfolger des Führers, Grossadmiral Dönitz, zuzustellen. Um sicherzugehen, gedachte Bormann, gleich zwei Kuriere loszuschicken: den SS-Standartenführer Wilhelm Zander und Heinz Lorenz. Goebbels gab Lorenz auch eine Abschrift seines eigenen Testaments mit.

Eine dritte Kopie von Hitlers politischem Testament vertraute Burgdorf Major Willi Johannmeier, dem Heeresadjutanten des Führers, an; er sollte das Dokument zu Feldmarschall Schömer bringen. Burgdorf gab Johannmeier ausserdem ein Handschreiben mit, in dem festgestellt wurde, das Testament sei unter dem niederschmetternden Eindruck des Himmelschen Verrats entstanden und des Führers «unabänderlicher Entschluss». Es solle veröffentlicht werden, sobald der Führer es befehle oder sein Tod bestätigt würde.

Als Freytag von Loringhoven, Boldt und Oberstleutnant Weiss, Burgdorfs Adjutant, erfuhren, dass drei Kuriere Berlin mit Abschriften des Hitler-Testaments verliessen, baten auch sie um Erlaubnis zum Verlassen des Bunkers. Da jetzt doch alles vorüber sei, erklärten sie Krebs, wollten sie versuchen, sich entweder zur kämpfenden Truppe in der Stadt selbst oder aber zur Armee des Generals Wenck durchzuschlagen. Krebs hatte Verständnis und ging zu Hitler, der ebenfalls keine Einwände erhob, aber die drei jungen Offiziere vor ihrem Aufbruch noch sprechen wollte.

Gegen Mittag wurden sie von Hitler empfangen. Wie sie aus Berlin hinauskommen wollten? An Hand einer Karte erklärte Boldt den Plan: am Tiergarten entlang bis zur Pichelsdorfer Brücke, wo sie sich ein Boot beschaffen und die Havel hinunter fahren wollten.

Hitler unterbrach Boldt. «Bei der Brücke! Ich erinnere mich, dass dort Elektroboote liegen, die keinen Lärm machen!» Dann erklärte er fünfzehn Minuten lang den dreien den Fluchtweg über die Havel Schritt für Schritt. Sein Gedächtnis war immer noch erstaunlich, aber die drei hörten nur halb zu. Wie so viele von Hitlers militärischen Plänen war auch dieser theoretisch vollkommen, aber praktisch kaum durchzuführen. Sie zogen sich Tarnjacken über, setzten Stahlhelme auf und besorgten sich Sturmgewehre. Dann stiegen sie aus dem Bunker und traten auf die Hermann-Göring-Strasse hinaus.

Der Mann, dessen Namen diese Strasse trug, war von Bormann zum Tode verurteilt worden. Bormann hatte seinen Leuten auf dem Obersalzberg ein Telegramm geschickt:

Die Lage in Berlin spitzt sich zu. Sollten Berlin und wir fallen, müssen die Veräter vom 23. April beseitigt werden. Männer, tut eure Pflicht. Euer Leben und eure Ehre hängen davon ab.

Aber Göring hatte seine SS-Bewacher bereits überredet, ihn, seine Frau, seine Tochter und seinen Diener auf den Familienbesitz im benachbarten salzburgischen Mauterndorf zu bringen. Als Göring abfuhr, hielt er auf den Knien ein Ofenrohr; darin steckte, zusammengerollt, eines seiner Lieblingsgemälde – Wert 2'500'000 Mark.

6 Am Nachmittag des 29. April wurden im Bunker die Vorbereitungen für den letzten Akt getroffen. Der Lieblingshund des Führers, die Schäferhündin Blondi, wurde von Dr. Haase, Hitlers einstigem Chirurgen, vergiftet. Die beiden anderen Hunde wurden erschossen. Hitler selbst überreichte seinen beiden Sekretärinnen, Frau Junge und Frau Christian, Giftkapseln; ein armseliges Abschieds-

geschenk, sagte er entschuldigend. Er lobte den Mut der beiden Frauen; es sei ein Unglück, dass seine Generale nicht so standhaft gewesen seien. Der Chauffeur des Führers, Kempka, sah Hitler um 18.00 Uhr, kurz nachdem die Meldung gekommen war, dass Partisanen Mussolini ermordet hatten. In der rechten Hand hielt Hitler eine Karte von Berlin; er hatte seinen grauen Uniformrock und schwarze Hosen an. Seine linke Hand zitterte leicht, aber er wirkte gefasst. «Wie steht es bei Ihnen, Kempka?» fragte er.

Kempka sagte, er werde gleich in seine Stellung am Brandenburger Tor zurückkehren.

«Was machen Ihre Männer?»

«Ihre Moral ist gut, sie warten auf Entsatz durch Wenck.»

«Ja ... wir alle warten auf Wenck», sagte Hitler ruhig und streckte die Hand aus.

«Auf Wiedersehen, Kempka, und passen Sie auf sich auf.»

Während sie sich die Hände schüttelten, schrie einer von Kempkas Männern durch den Gang: «Beeilung, die Russen kommen!»

Weidling war niedergeschlagen. Bei der Lagebesprechung um 22.00 Uhr berichtete er von erbitterten, hoffnungslosen Strassenkämpfen. Seine Divisionen, sagte er, seien kaum mehr als Bataillone. Die Moral sei schlecht, die Munition fast verschossen. Er schwenkte eine Frontzeitung, die von optimistischen Berichten über die unmittelbar bevorstehende Entsetzung Berlins durch Wenck strotzte. Die Soldaten wüssten es besser, sagte er, und solche Manöver verbitterten sie nur.

Goebbels war nicht bereit, diese realistische Einschätzung der Lage hinzunehmen. Er beschuldigte Weidling des Defaitismus, und die beiden gerieten sich in die Haare. Bormann musste sie erst beruhigen, ehe Weidling fortfahren konnte. Sein Bericht schloss mit der niederschmetternden Voraussage, dass der Kampf am nächsten Abend vorbei sein werde.

Lähmende Stille trat ein. Mit müder Stimme fragte Hitler SS-Brigadeführer Mohnke, den Kommandanten des Festungsgebiets (d.h. der Reichskanzlei), ob er Weidlings Ansicht teile. Mohnke bejahte.

Noch einmal plädierte Weidling für den Ausbruch. Hitler hob die Hand und gebot Ruhe. Er deutete auf seine Karte; resigniert und dennoch sarkastisch sagte er, er habe die Stellungen entsprechend den Informationen eingezeichnet, die er ausländischen Sendungen entnommen habe, da die Stäbe seiner eigenen Truppen es nicht mehr für nötig hielten, ihn zu informieren; auch seine Befehle würden nicht ausgeführt, und deshalb habe es keinen Sinn, noch weiter zu hoffen.

Er erhob sich mühsam von seinem Stuhl und verabschiedete sich von Weidling; der General bat ihn noch einmal, seine Ansicht zu ändern, bevor alle Munition verschossen sei. Hitler wechselte ein paar Worte mit Krebs und wandte sich dann wieder an Weidling. Er sei bereit, einem Ausbruch in kleinen Gruppen zuzustimmen, aber eine Kapitulation komme überhaupt nicht in Frage.

Weidling ging den Gang entlang und überlegte, was Hitler damit gemeint haben könnte. War der Ausbruch in kleinen Gruppen im Grunde nicht bereits die Kapitulation? Über Funk gab er seinen Kommandeuren Befehl, sich am Morgen auf seinem Gefechtsstand im Bendlerblock einzufinden.

Gegen Mitternacht verliessen Oberst von Below und dessen Ordonnanzoffizier den Bunker mit einem Brief Hitlers an Keitel, betreffend die Ernennung von Dönitz. Die Kriegsmarine, hiess es darin, habe sich tapfer geschlagen, und am Versagen der Luftwaffe sei Göring schuld. Der Generalstab des Heeres kam schlechter weg; er könne mit dem Generalstab des Ersten Weltkrieges keinesfalls verglichen werden. Die Opfer, die das deutsche Volk in diesem Krieg gebracht habe, schloss Hitler, seien so gross gewesen, dass er nicht glauben könne, sie seien vergeblich gewesen. Oberstes Ziel müsse es weiterhin sein, im Osten dem deutschen Volk Lebensraum zu schaffen.

Below und sein Begleiter wählten denselben Fluchtweg wie die anderen. Aber in der Dunkelheit kamen sie schneller vorwärts, und kurz vor der Morgendämmerung hatten sie von Loringhoven, Boldt und Weiss am Reichssportfeld eingeholt.

Im grossen Speiseraum der oberen Etage verabschiedete sich Hitler von etwa zwanzig Offizieren und Sekretärinnen. Seine Augen schimmerten feucht. Er war, stellte Frau Junge fest, ganz abwesend, als er die Reihe entlangging, Hände schüttelte und dann die Wendeltreppe zu seinen Räumen hinunterstieg.

Eine seltsame Euphorie machte sich breit. Die Schranken fielen. Hohe Offiziere unterhielten sich leutselig mit jungen Kameraden. In der Mannschaftskantine begann man zu tanzen. Von unten kam die Mahnung, nicht so laut zu sein. Unten versuchte Bormann, sich auf ein Telegramm an Dönitz zu konzentrieren. In diesem Telegramm wurde Klage darüber geführt, dass alle eingehenden Berichte von Keitel kontrolliert, unterdrückt oder entstellt würden. Dönitz solle sofort und gnadenlos gegen alle Verräter Vorgehen.

7 Um Mitternacht stand Father Sampson auf dem Hügel, der Neubrandenburg überragt, und lauschte den immer näher kommenden Panzergeräuschen. Manteuffel hatte seinen Gefechtsstand bereits aus der Stadt verlegt und nur eine Nachhut zurückgelassen.

In der vergangenen Woche hatten sowjetische Flugzeuge die Stadt und das STALAG II A mit Flugblättern überschüttet, in denen es hiess, Rokossowskij stehe «vor den Toren». Und das stimmte. Sowjetische Panzer walzten die Stacheldrahtumzäunung und die Wachtürme nieder. Auf Lastwagen montierte Stalinorgeln begannen, die fünf Kilometer entfernte Stadt zu beschliessen. Binnen einer Stunde war Neubrandenburg ein Flammenmeer; sogar die Kriegsgefangenen hier auf dem Hügel verspürten die Hitze. Viele Franzosen, Italiener und Serben konnten der Versuchung nicht widerstehen; sie stürmten in die brennende Stadt, um zu plündern – und wurden von den Russen erschossen. Die Amerikaner, angeführt von Sergeant Lucas, ihrem Vertrauensmann, und Father Sampson blieben im Lager, wie es ihnen in einer chiffrierten Meldung der BBC geraten worden war.

Für die 3'000 Russen im Lager war «Befreiung» nur ein leeres Wort. Wer verdächtig war, mit den Deutschen zusammengearbeitet zu haben, wurde erschossen; die anderen erhielten Gewehre und wurden an die Front getrieben.

Ein russischer General fragte Father Sampson, ob er Klagen über die Deutschen

habe. Der Lagerarzt, antwortete Sampson, habe sich geweigert, den Amerikanern zu helfen. Der General hielt dem Priester seine Pistole hin. «Erschiessen Sie ihn», sagte er einfach.

Die Männer, die aus der Stadt zurückkamen, berichteten von Mord, Plünderung und Vergewaltigung. Der französische Abbe mit dem jungen Gesicht und Father Sampson wollten helfen, soweit da Hilfe möglich war. Im Wald zwischen dem Lager und der Stadt stiessen sie auf die Leichen vergewaltigter und ermordeter deutscher Mädchen und Frauen. Mehrere hatte man mit durchschnittenen Kehlen an den Füssen aufgehängt.

Neubrandenburg, einst eine reizvolle Kleinstadt, brannte immer noch, und die Strassen waren mit Trümmern übersät. Weibliche Rotarmisten dirigierten die Militärfahrzeuge durch das Chaos. Der Geruch verbrannten Fleisches war fast unerträglich, aber der Abbe bahnte sich einen Weg durch dieses Inferno, betend und tröstend. Father Sampson erschien der Franzose wie ein Symbol der Kirche in einer zerstörten Welt. Sie fanden ihren Freund, den deutschen Priester. Er hockte völlig verstört auf der Treppe seines geplünderten Pfarrhauses. Drinnen kauerten die Mutter des Pfarrers und seine beiden Schwestern, zwei Nonnen, auf einem Sofa. Die drei Frauen waren vor den Augen des Geistlichen vergewaltigt worden. Die Mutter hielt ihren Rosenkranz umklammert; es schien kein Leben mehr in ihr zu sein. Der Abbe fragte, ob er helfen könne. Die beiden Nonnen schüttelten nur den Kopf.

Auf dem Rückweg zum Lager kamen die beiden Priester an einem umgestürzten Wagen vorbei. Daneben hatte man ein halbes Dutzend Toter notdürftig verscharrt. Über einem der Hügel lag ein Schäferhund. Sampson versuchte, das Tier wegzulocken, vergeblich. Die Habseligkeiten der Leute waren zum grössten Teil gestohlen, aber eine kleine Puppe und eine alte Familienbibel hatten die Plünderer liegenlassen. Der Abbe schlug das Buch auf, warf einen Blick auf die Konfirmationsbilder, die zwischen den Seiten steckten, und las die säuberlich eingetragenen Vermerke über Taufe, Hochzeit und Tod. Plötzlich fühlte sich der Priester alt und lebensmüde, und man sah ihm an, dass er schon fünfzig war.

8 Am Vormittag des 30. April sassen die Sowjets im Tiergarten; ihre Spitzen arbeiteten sich, wie die Meldungen besagten, bereits in den Strassen direkt am Bunker vor. Aber ob diese Nachrichten auf Hitler noch Eindruck machten, war schwer zu sagen. Beim Mittagessen plauderte er mit Frau Junge, Frau Christian und Fräulein Mantialy, als wäre nichts geschehen.

Aber es war kein gewöhnlicher Tag. Kurz nachdem die Damen gegangen waren, bat Hitler Günsche, sie zurückzuholen und ausserdem Bormann, Goebbels, Burgdorf, Krebs, Voss, Hewel, Naumann, Rattenhuber und Fräulein Else Krüger, Bormanns Sekretärin. Hitler gab zum Abschied allen die Hand. Seine Frau, Eva Braun, umarmte die Damen. Hitler nahm Günsche beiseite und sagte, dass er und seine Frau jetzt Selbstmord begehen würden; er wünsche, dass ihre Leichen verbrannt würden. Wenn er tot sei, wolle er nicht in einem russischen Panoptikum ausgestellt werden.

Günsche rief sofort Kempka an, der jetzt ebenfalls im Bunker wohnte und gerade vom Brandenburger Tor zurückgekehrt war. «Erich, ich brauche etwas zu trinken», sagte er. «Hast du noch eine Flasche Schnaps?» Günsches Stimme hatte einen seltsamen Klang, den Kempka sich nicht erklären konnte. Ob Kempka denn nichts zu trinken habe, wiederholte Günsche. Er käme gleich vorbei.

Kempka merkte, dass irgend etwas nicht stimmte. In den letzten Tagen hatte kein Mensch an Alkohol gedacht. Er suchte und fand eine Flasche Kognak, dann wartete er. Das Telefon läutete noch einmal. Wieder war es Günsche. «Ich brauche unbedingt zweihundert Liter Benzin», sagte er heiser.

Kempka hielt dies für einen Witz. «Unmöglich», erwiderte er.

«Benzin! Benzin, Erich!»

«Wozu brauchst du zweihundert Liter?»

«Das kann ich dir am Telefon nicht sagen. Ich warte am Eingang des Bunkers auf dich.»

Kempka sagte, was noch an Benzin da sei – rund 40'000 Liter sei im Tiergarten vergraben. Aber der Tiergarten liege unter Artilleriefeuer, und dort hinzugehen bedeute Selbstmord. Günsche solle bis zum Abend warten, das Artilleriefeuer lasse dann nach.

«Nicht eine Stunde kann ich warten. Sieh zu, was du aus liegengebliebenen Wagen abzapfen kannst.»

Um 15.30 Uhr nahm Hitler eine Walther-Pistole. Er war mit Eva Braun allein im Vorzimmer seiner Wohnung. Eva Braun war tot. Sie war über die eine Lehne des Sofas gesunken: vergiftet. Ein zweite Walther-Pistole lag auf dem roten Teppich; aus ihr war kein Schuss abgegeben worden.

Hitler sass am Tisch. Hinter ihm hing ein Bild Friedrichs des Grossen, vor ihm, auf einer Truhe, stand ein Bild, das Hitlers Mutter als junge Frau zeigte. Er steckte den Pistolenlauf in den Mund und drückte ab. Er stürzte vornüber und stiess dabei eine Vase um. Sie fiel auf Eva Braun, so dass das Wasser ihr Kleid zum Teil durchtränkte, und rollte dann auf den Teppich.

Im Besprechungszimmer hatten Bormann, Günsche und Linge den Schuss gehört. Einen Augenblick zögerten sie, dann drangen sie in Hitlers Vorzimmer ein. Günsche sah den Führer mit ausgebreiteten Armen auf der Tischplatte liegen. Er taumelte in das Konferenzzimmer zurück. Dort stiess er auf Kempka.

«Um Gottes willen, Otto», sagte Kempka, «was ist los?» Es sei Wahnsinn, seine Leute wegen zweihundert Litern Benzin in den fast sicheren Tod zu schicken. Günsche schob sich an ihm vorbei und schlug die Tür zur Garderobe zu, damit niemand hinein konnte. Dann schloss er die Tür zu den Räumen des Führers und drehte sich mit weitaufgerissenen Augen um. «Der Chef ist tot!»

Kempka dachte, dass Hitler vielleicht einen Herzanfall erlitten habe.

Günsche konnte nicht sprechen. Er streckte einen Zeigefinger aus und ballte die Faust, so dass seine Hand wie eine Pistole aussah, und schob den Zeigefinger in den Mund.

«Wo ist Eva?»

Günsche deutete auf das Vorzimmer. «Sie ist bei ihm.» Mehrere Minuten brauchte Günsche, um zu berichten, was geschehen war.

Linge steckte den Kopf aus dem Vorzimmer. «Benzin, wo ist das Benzin?» Kempka sagte, er habe rund 170 Liter in Kanistern zum Garteneingang gebracht. Linge und Dr. Stumpfegger trugen Hitlers Leiche, die jetzt in eine graue Wehrmachtsdecke gewickelt war, hinaus. Das Gesicht des Führers war halb zugedeckt, sein linker Arm hing hinunter. Dann erschien Bormann mit Eva Braun. Sie hatte ein schwarzes Kleid an, ihr blondes Haar war gelöst. Dass ausgerechnet Bormann sie wegtrug, war für Kempka zuviel. Sie hatte Bormann immer gehasst. «Ich bringe Eva nach oben!» rief er Günsche zu. Wortlos nahm er Bormann seine Last ab. Die linke Seite des Körpers war feucht, und Kempka glaubte, es sei Blut; aber es war das Wasser aus der umgestürzten Vase. Als Kempka die vier Treppen zur Hälfte geschafft hatte, glitt ihm die Tote fast aus den Armen. Er blieb stehen, weil er nicht weiterkonnte; dann kam Günsche, und zusammen brachten sie die Leiche in den Garten.

Die Russen schossen wieder Trommelfeuer, und Granaten detonierten in den Trümmern. Die zerfetzten Wände der Reichskanzlei standen noch; aber sie erzitterten bei jeder Detonation.

Durch den Staub sah Kempka Hitlers Leiche, keine drei Meter vom Bunkereingang entfernt. Sie lag in einer leichten Mulde neben einer grossen Betonmischmaschine. Die Hosenbeine waren hinaufgerutscht; der rechte Fuss Hitlers war nach innen gedreht – so hatte er ihn immer während langer Autofahrten gehalten.

Kempka und Günsche legten Eva Brauns Leiche rechts neben die Hitlers. Das Artilleriefeuer wurde heftiger und zwang sie, Deckung im Bunkereingang zu suchen. Kempka wartete einige Minuten; dann packte er einen Kanister mit Benzin und rannte zu den Leichen zurück. Zuerst legte er Hitlers linken Arm enger an den Körper. Eine unnötige Geste, aber er brachte es nicht über sich, das Benzin über die Leichen zu giessen. Ein Windstoss bewegte Hitlers Haare. Kempka schraubte den Kanister auf. Eine Granate detonierte in der Nähe und überschüttete ihn mit Dreck; Splitter zischten an seinem Kopf vorbei. Wieder kroch er in Deckung. Günsche, Kempka und Linge warteten im Eingang auf eine Feuerpause. Dann gingen sie wieder zu den Toten. Zitternd schüttete Kempka das Benzin über sie. Er konnte sich dazu kaum überwinden, und aus den Gesichtern von Linge und Günsche konnte er lesen, dass es den beiden ebenso ging. Am Eingang standen Goebbels, Bormann und Dr. Stumpfegger und sahen starb herüber.

Die Kleidungsstücke waren so mit Benzin getränkt, dass sie selbst der kräftigste Windstoss nicht mehr bewegte.

Das Artilleriefeuer setzte wieder ein, aber die drei Männer leerten Kanister nach Kanister, bis die flache Vertiefung, in der die Leichen lagen, mit Benzin angefüllt war. Günsche schlug vor, es mit einer Handgranate anzuzünden, aber das wollte Kempka nicht. Die Leichen in die Luft zu sprengen – das war unvorstellbar. Beim Eingang sah er einen grossen Lumpen liegen. Günsche holte ihn und tränkte ihn mit Benzin. «Streichholz», rief Kempka.

Goebbels gab ihm eine Schachtel. Kempka riss das Zündholz an und steckte es in den Lumpen. Günsche rannte los und warf den Fetzen in den kleinen Benzinsee. Ein glühender Feuerball schoss hoch, dann stiegen dunkle Rauchwolken auf. Wie hypnotisiert starteten sie in die Flammen.

Die Leichen verbrannten. Immer wieder stolperten die Männer zum Eingang und schleppten neue Kanister heran! Drei Stunden lang gossen Günsche, Linge und Kempka ständig Benzin in die Flammen.

Innerhalb von neunzehn Tagen hatte der Tod drei der Grossen der Welt weggeholt: der eine starb durch Schlaganfall, der andere durch seine eigene Hand und der dritte durch die Hand seines Volkes. Zwei von ihnen – Roosevelt und Hitler - hatten im gleichen Jahr, 1933, in ihren Ländern die Führung übernommen, und beide wurden von ihren Mitarbeitern «Chef» genannt – aber damit hörten die Ähnlichkeiten auch schon auf.

Es war gegen 19.30 Uhr, als Günsche und Kempka erschöpft in den Bunker hinterstiegen. Unten schien alles in Auflösung. Der Chef der Leibwache, Rattenhuber, und der Kommandant des Festungsgebietes, Mohnke, weinten; andere stritten sich hysterisch über Nebensächlichkeiten. Ohne den Führer wirkten sie alle verloren. Dann bekam sich Goebbels wieder in die Gewalt. Jetzt war er Reichskanzler. Bormann, Mohnke, Burgdorf und Krebs wurden zu einer Konferenz gebeten. Zu den ersten Entscheidungen, die Goebbels traf, gehörte der Befehl an Rattenhuber, die Überreste Hitlers und Eva Brauns im Garten neben Kempkas kleinem Haus beizusetzen. Dann diskutierte man die Möglichkeit, Krebs, der etwas russisch sprach, durch die Linien zu schicken, um irgendeine Abmachung mit den Russen auszuhandeln.

Weidling wusste noch nicht, dass Hitler tot war. Am späten Nachmittag hatte er von Krebs Befehl erhalten, sich sofort im Bunker zu melden; ausserdem wurde jeder Ausbruch aus der Stadt, selbst in kleinen Gruppen, verboten. Das war Wahnsinn, und Weidling war versucht, den Befehl zu ignorieren. 24 Stunden später würde es ohnehin keine Ausbruchschance mehr geben. Die Sowjets waren bereits in das Gebiet um den Potsdamer Platz vorgedrungen, und über die Wilhelmstrasse hatten sie bereits das Luftfahrtministerium erreicht.

Weidling brauchte nahezu eine Stunde, um zur knapp eineinhalb Kilometer entfernten Reichskanzlei zu kommen. Als er die Stufen hinabstieg, war es bereits dunkel. Er spürte die hektische Atmosphäre; als er Goebbels an Hitlers Tisch sitzen sah, wusste er, dass etwas passiert war. Mit ernster Stimme verpflichtete Krebs den General zum Stillschweigen; dann teilte er ihm mit, dass Hitler Selbstmord begangen hatte.

Weidling war wie vom Donner gerührt. Krebs sagte ihm, dass Stalin – nur Stalin - über den Tod des Führers informiert werden solle. Er, Krebs, werde persönlich losgehen, um Schukow zu berichten. Dann werde er um Waffenstillstand bitten und die Kapitulationsverhandlungen aufnehmen. Jetzt, da Hitler nicht mehr da war, hatte Krebs plötzlich nicht mehr den Wunsch, bis zum letzten Mann gegen die Sowjets zu kämpfen.

Weidling konnte nicht glauben, dass Krebs seine Worte ernst meinte. Er sah ihn ungläubig an. Er sagte, das sowjetische Oberkommando werde Verhandlungen über einen Waffenstillstand ablehnen; es könnte warten, bis ihm die reife Frucht in den Schoss falle. Bedingungslose Kapitulation sei die einzige Chance. Nur so könne die sinnlose Schlacht beendet werden.

Kapitulation komme überhaupt nicht in Frage, rief Goebbels.

«Herr Reichsminister», sagte Weidling, «glauben Sie wirklich, dass die Russen mit einer deutschen Regierung verhandeln werden, deren Kanzler Sie sind?»

Vielleicht zum erstenmal in seinem Leben hatte Goebbels keine Antwort bereit. Dann sprach er, ein Mann, der die Wirklichkeit so verbogen hatte, dass sie seinen eigenen Vorstellungen entsprach. Der letzte Wunsch Hitlers, erklärte er, sei eine heilige Verpflichtung; Krebs solle lediglich um einen Waffenstillstand ersuchen. Kempka machte sich auf den Rückweg zu seinem Abschnitt. Er kam an Dr. Stumpfeggers Zimmer vorbei und sah Magda Goebbels am Tisch sitzen. Ihr Gesicht war ausdruckslos. Sie erkannte Kempka und forderte ihn auf, hereinzukommen. «Auf den Knien habe ich den Führer gebeten, nicht Selbstmord zu begehen», sagte sie tonlos. «Aber er hat mich nur aufgehoben und gesagt, dass er diese Welt verlassen müsse. Es sei die einzige Möglichkeit, Dönitz den Weg zur Rettung Deutschlands zu ebnet.»

Kempka wollte sie ablenken. Er sagte, es gebe noch eine Möglichkeit zur Flucht. Er habe noch drei gepanzerte Mannschaftstransportwagen; damit könnten sich vielleicht alle in Sicherheit bringen.

Sie seufzte tief, und Farbe kam in ihr Gesicht. Dann erschien Goebbels und berichtete, dass Krebs zu Schukow gehen wolle, um «freien Abzug aus dem Bunker» zu erreichen. Er hatte zwar darum gebeten, mit Hitler sterben zu dürfen, doch sein Selbsterhaltungstrieb war stärker, wengleich er seine Grenzen hatte. Für den Fall, dass die Verhandlungen negativ verlaufen sollten, sei sein Entschluss schon gefasst, sagte Goebbels. Er werde im Bunker bleiben; er habe keine Lust, die Rolle des ewigen Flüchtlings zu spielen. Dann wandte er sich an Kempka; «Meiner Frau und den Kindern steht es natürlich frei, zu fliehen.»

«Wenn mein Mann bleibt», sagte Frau Goebbels schnell, «bleibe ich auch. Ich will sein Schicksal teilen.»

Auch Grossadmiral Dönitz war über Hitlers Tod nicht informiert worden; er hatte lediglich erfahren, dass der Führer ihn zu seinem Nachfolger bestimmt habe. Ausserdem hatte Bormann über Funk mitgeteilt, dass eine schriftliche Bestätigung folgen werde und dass Dönitz ermächtigt sei, «sämtliche Massnahmen zu treffen, die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben».

Vielleicht hatte Bormann die ganze Wahrheit zurückgehalten, um die Nachricht persönlich überbringen zu können. Im Gegensatz zu Goebbels war er entschlossen, aus Berlin zu fliehen, was immer auch passieren würde, und zweifellos hoffte er, er werde der erste aus dem Bunker sein, der bei Dönitz einträte. Vielleicht konnte er so seine Macht zurückerlangen.

Der Grossadmiral war ein Soldat ohne politische Ambitionen, und die Ernennung kam für ihn völlig unerwartet. Er vermutete, dass Hitler einen Offizier der Wehrmacht ernannt hatte, um den Weg für eine ehrenhafte Beendigung des Krieges freizumachen. Er schickte einen Funkpruch an Hitler, dass seine Loyalität «unabdingbar» sei und er alles tun werde, um ihn aus Berlin herauszuholen. «Wenn das Schicksal mich dennoch zwingt, als der von Ihnen bestimmte Nachfolger das Deutsche Reich zu führen, werde ich diesen Krieg so zu Ende führen, wie es der einmalige Heldenkampf des deutschen Volkes verlangt.»

Dönitz hatte immer befürchtet, dass Hitlers Tod das Ende der Zentralgewalt bedeuten und dass in dem dann entstehenden Chaos Hunderttausende nutzlos ihr Leben verlieren würden. Wenn er jetzt schnell handelte und sich bedingungslos ergab, konnte er vielleicht eine solche Katastrophe verhindern. Aber zunächst musste er feststellen, ob Himmler – der noch überall Truppen stehen hatte, während er über keine verfügte – seine Ernennung widerspruchslos hinnehmen würde. Dönitz rief den Reichsführer an, eine «wichtige Angelegenheit» sei zu besprechen, und widerwillig erklärte sich Himmler bereit, nach Plön zu kommen. Dönitz legte eine entscherte Pistole auf seinen Schreibtisch und deckte sie mit Papieren zu. Vielleicht würde er sie brauchen. Himmler kam mit sechs bewaffneten SS-Offizieren an, aber das Büro des Grossadmirals betrat er allein. Dönitz hielt ihm das Telegramm hin, das seine, Dönitz', Ernennung zum Nachfolger Hitlers enthielt. «Bitte, lesen Sie das», sagte er und beobachtete Himmler aufmerksam. Das Gesicht des Reichsführers wurde blass, und wie ein Luftballon, in den man eine Nadel stösst, fiel er in sich zusammen. Himmler war trotz seiner Bemühungen, mit Churchill und Truman in Kontakt zu kommen, überzeugt gewesen, dass Hitler ihn zu seinem Nachfolger machen würde. Nach einer Weile stand er auf und verbeugte sich unbeholfen. Wenn die Dinge so lägen, sagte er, sei er gern bereit, der zweite Mann im Staat zu sein.

Ging alles gut? Dönitz legte seine Hand dort auf den Schreibtisch, wo die Pistole lag. Das sei unmöglich, erwiderte er bestimmt: Für Himmler habe er keine Aufgabe.

Himmler räusperte sich, als wolle er noch etwas sagen; dann erhob er sich resigniert. Dönitz stand gleichfalls auf und begleitete den Reichsführer zum Ausgang. Mit gesenktem Kopf, gefolgt von seinen sechs Leibwächtern, ging Himmler hinaus.

30 *«Sunrise» – letzter Akt*

1 Seitdem im Jahr 1939 die polnische Exilregierung nach London gegangen war, hatte es immer wieder Auseinandersetzungen über die Zukunft dieses gequälten Landes gegeben. In Jalta sah es so aus, als hätten die Grossen Drei eine Lösung gefunden; aber dann änderte Stalin seine Ansicht, und die Folge war nicht nur ein scharfer ost-westlicher Briefwechsel, sondern auch ein Disput zwischen Churchill und Roosevelt über die Frage, welche Haltung man Stalin gegenüber einnehmen solle. Kurz nachdem sich Roosevelt Ende März zu Churchills Standpunkt bekehrt hatte, war er gestorben, und Truman war gezwungen, sich mit Dingen zu beschäftigen, von denen er kaum etwas wusste. So kam es, dass Church-

ill und Truman sich erst Ende April zu einer starken und gemeinsamen Politik zusammenfanden.

Tagelang hatte Churchill über Stalins letzte Botschaft nachgedacht, in der es kategorisch geheissen hatte, es gebe nur eine Lösung des Problems, nämlich die, das jugoslawische Muster auch auf Polen anzuwenden. Am 29. April schickte Churchill eine Antwort, die 2509 Wörter lang und ebenso leidenschaftlich wie ausführlich war.

Churchill erklärte darin, die Vereinbarung über das Gleichgewicht der Interessen in Jugoslawien habe sich keineswegs bewährt: Tito sei zum absoluten Diktator geworden. Ausserdem bestehe kein Zusammenhang zwischen Jugoslawien und Polen. Über Polen hätten die Grossen Drei sich in Jalta eindeutig geeinigt. Er, Churchill, und Truman hätten das Gefühl, seit der Krim-Konferenz ziemlich schlecht behandelt worden zu sein, was diese Frage betreffe.

Erschwert würde alles, so erklärte Churchill, noch durch die aus Polen kommenden Berichte, etwa über das Verschwinden von fünfzehn Polen, die Warschau vor einem Monat verlassen hätten, um mit den Russen zu verhandeln. Churchill stellte die Frage, wie er derartigen Berichten entgegentreten solle, wenn Briten und Amerikaner nicht nach Polen einreisen dürften, um ihren Wahrheitsgehalt an Ort und Stelle zu prüfen.

Auch der Blick in eine Zukunft sei keineswegs tröstlich, sagte er, in der Stalin und die von ihm beherrschten Länder sowie die kommunistischen Parteien vieler Staaten auf der einen, die englisch-sprechenden Demokratien und ihre Verbündeten jedoch auf der anderen Seite stünden.

... Es ist völlig klar, dass im Falle eines Konflikts die Welt in Stücke gerissen würde und dass wir, die Führer der Welt, die wir uns auf dieser oder jener Seite befinden und irgendwie daran beteiligt sind, vor der Geschichte mit Schande beladen dastehen würden. Bereits eine lange Phase des Misstrauens und der gegenseitigen Beschimpfungen wäre ein Verhängnis, da es die grosse Entwicklung hin zum Wohlstand der Massen, der nur erreichbar ist, wenn wir drei uns einig sind, behindern würde. Ich hoffe, dass in diesem Erguss meines Herzens kein Wort und kein Satz stecken, die Sie beleidigen könnten. Wenn dies dennoch der Fall sein sollte, lassen Sie es mich wissen. Aber ich bitte Sie, mein Freund Stalin: Unterschätzen Sie nicht die Differenzen, die sich über Themen ergeben, die Ihrer Ansicht nach für uns nebensächlich sind, die jedoch symbolisch für die Art und Weise sind, wie die englisch-sprechenden Demokratien das Leben ansehen.

Churchills Offenheit ärgerte Stalin höchstens; Stalin erwiderte, wenn die Lubliner Regierung nicht als Basis einer künftigen Regierung der nationalen Einheit anerkannt würde, sei es unmöglich, mit der erfolgreichen Erfüllung der Aufgaben zu rechnen, die die Krim-Konferenz gestellt habe.

Bis dahin hatte Stalin stets geleugnet, etwas von den vermissten fünfzehn Polen zu wissen. Jetzt hingegen gab er offen zu, dass sie sich in sowjetischem Gewahrsam befanden. Im Übrigen seien die Alliierten falsch informiert: Es handle sich nicht um fünfzehn, sondern um sechzehn Personen.

... Die Gruppe wird von dem berühmten General Okulicki angeführt. Wegen seiner Anrührigkeit hüllt sich der britische Nachrichtendienst über diesen polni-

sehen General in Schweigen, der zusammen mit 15 anderen Polen «verschwunden» ist. Wir haben jedoch nicht die Absicht, über diese Angelegenheit zu schweigen. Diese Gruppe der 16, die von General Okulicki angeführt wird, ist durch sowjetische Militärbehörden verhaftet worden und wird nun in Moskau einem Verhör unterzogen. Die Gruppe des Generals Okulicki, in erster Linie General Okulicki selbst, wird der Vorbereitung und der Durchführung subversiver Tätigkeit hinter den Linien der Roten Armee beschuldigt, denen mehr als hundert Soldaten und Offiziere der Roten Armee zum Opfer gefallen sind; ausserdem wird die Gruppe beschuldigt, illegale Punksender hinter unseren Linien unterhalten zu haben, was durch Gesetz verboten ist. Alle oder einige von ihnen – was vom Ergebnis der Untersuchung abhängt – werden vor Gericht gestellt. Die Rote Armee ist zu einem derartigen Vorgehen gezwungen, um ihre Einheiten und ihre rückwärtigen Verbindungen gegen Saboteure und Unruhestifter zu schützen.

Diesen – unbegründeten – Behauptungen folgte die Beschuldigung, dass der britische Geheimdienst die Lüge verbreite, die Russen seien es gewesen, die die Polen im Wald von Katyn ermordet hätten. Die Botschaft endete mit einer mysteriösen Anmerkung:

Ihrem Schreiben ist zu entnehmen, dass Sie nicht bereit sind, die polnische provisorische Regierung als Basis der zukünftigen Regierung der nationalen Einheit zu betrachten oder ihr in jener Regierung den Platz einzuräumen, den sie mit Recht beanspruchen kann. Ich muss offen sagen, dass diese Haltung die Möglichkeit einer gemeinsamen Entscheidung in der polnischen Frage ausschliesst.

2 Über ein anderes Thema, die Kapitulation in Italien, waren sich Churchill und Stalin jedoch schliesslich einig geworden. Nachdem Dulles die Genehmigung erhalten hatte, das Unternehmen *Sunrise* wieder anlaufen zu lassen, bat er Gaevernitz, die beiden deutschen Unterhändler per Auto und Flugzeug zu Alexanders Hauptquartier in Caserta bei Neapel zu bringen. Zuerst wollten Major Wenner und Oberstleutnant von Schweinitz von der von den Alliierten geforderten bedingungslosen Kapitulation nichts wissen; aber in einem privaten Gespräch, das die ganze Nacht dauerte, überzeugte Gaevernitz sie, dass jede Minute des Zögerns doch nur neue Zerstörungen und neue Verluste an Menschenleben bedeuten würde.

Schweinitz bestand jedoch darauf, Generaloberst von Vietinghoff die Bedingungen über Funk mitzuteilen. Als am 29. April immer noch keine Antwort eingetroffen war, konnte Schweinitz überredet werden, die Kapitulation, die auf den 2. Mai, 12.00 Uhr mittags, festgesetzt worden war, zu unterzeichnen, damit er und Wenner die Dokumente Vietinghoff so rechtzeitig überbringen konnten, dass der Generaloberst noch die Befehle zur Feuereinstellung ausgeben konnte.

Bei der eindrucksvollen Zeremonie – auch der sowjetische Generalmajor A. P. Kislenco war anwesend – stiftete Schweinitz einige Verwirrung durch seine Erklärung, er überschreite seine Befugnisse. «Ich glaube zwar, dass mein Oberbefehlshaber, Generaloberst von Vietinghoff, annehmen wird, aber die volle Verantwortung dafür kann ich nicht übernehmen.» Unter den Anwesenden erhob

sich ein Murmeln der Überraschung, aber Generalleutnant William Morgan, Alexanders Chef des Stabes, erklärte ohne zu zögern: «Ich akzeptiere.» Um 14.17 Uhr unterschrieb er für die Alliierten.

Am folgenden Tag kablete Churchill an Stalin: «Gemeinsam müssen wir uns über diese Kapitulation freuen.» Aber seine Freude war verfrüht, Gaevernitz war es zwar gelungen, die beiden Deutschen wieder in die Schweiz zurückzubringen, aber über die Grenze nach Österreich bekam er sie nicht. Die schweizerische Regierung hatte die Schliessung sämtlicher Grenzen angeordnet. Die weltweite Publizität der geheimen Verhandlungen war einer Nation, die sich so viel auf ihre strikte Neutralität zugute hielt, peinlich geworden.

Jetzt schaltete sich Allen Dulles ein. Ohne Rücksicht auf das Protokoll – und noch vor dem Frühstück – suchte er einen schweizerischen Beamten in dessen Wohnung auf. Dulles kam, als der Mann sich gerade rasierte, und überredete ihn, die beiden Deutschen über die Grenze zu lassen. Am 30. April um 11.00 Uhr konnten Wenner und Schweinitz schliesslich die Schweiz in Richtung Italien verlassen. Wenig später fuhren sie mit einem klapprigen Wagen über Nebenstrassen, auf denen der Schnee noch nicht geräumt war, zum Bozener Hauptquartier. Sie wählten diesen Umweg, weil sie gehört hatten, dass Kaltenbrunner die Hauptstrassen gesperrt habe, um zu verhindern, dass Vietinghoff die Kapitulationsdokumente ausgehändigt wurden.

Als Wolff am Abend des 27. April in sein italienisches Hauptquartier zurückkehrte, herrschte dort Verwirrung. Kesselring, der erst kurz zuvor das Kommando über alle deutschen Truppen im Süden erhalten hatte, war vom Innsbrucker Gauleiter Hofer informiert worden, dass in Caserta eine Abmachung unterzeichnet worden sei. Kesselring bestellte Vietinghoff nach Innsbruck und erklärte nachdrücklich, dass eine Kapitulation überhaupt nicht in Frage komme. Anschliessend entthob er Vietinghoff und dessen Chef des Stabes, General Hans Röttiger, ihrer Posten und befahl ihnen, sich in den Dolomiten, nordöstlich von Bozen, bei einer rückwärtigen Dienststelle zu melden, wo sie weitere Weisungen, möglicherweise aber auch eine kriegsgerichtliche Verhandlung abzuwarten hätten.

Pflichtgemäss begab Vietinghoff sich in die Dolomiten; er machte sich über Wolff und *Sunrise* keinerlei Illusionen mehr. Röttiger dagegen weigerte sich, ihn zu begleiten. Er half Wolff, den neuen Oberbefehlshaber der deutschen Streitkräfte in Italien, General der Infanterie F. Schulz, für die Verschwörung zu gewinnen. Aber der etwas schwerfällige Schulz weigerte sich, irgend etwas ohne Kesselrings Einverständnis zu unternehmen.

Am 30. April gegen Mitternacht kamen Wenner und Schweinitz schliesslich in Bozen an, aber die Lage schien hoffnungslos. In dreissig Stunden sollte die Kapitulation in Kraft treten, und Schulz weigerte sich immer noch, den Vertrag zu erfüllen. Bis zum Morgen konferierten Wolff und Röttiger; dann kamen sie zu dem Schluss, dass es nur eins gebe: Schulz zu verhaften. Um 7.00 Uhr setzten sie den widerspenstigen General und dessen Chef des Stabes in der zentralen Befehlsstelle der Heeresgruppe – einer riesigen, in den Fels gesprengten Höhle – gefangen.

Damit war Schulz zwar isoliert, aber seine Verhaftung brachte neue Schwierigkeiten. Die Generale Herr und Lemelsen, die die beiden deutschen Armeen in Italien befehligten, betrachteten die Verhaftung von Schulz als Beleidigung des Offizierskorps und widerriefen ihren Entschluss, sich *Sunrise* anzuschliessen: Unter solchen Umständen, sagten sie, könnten sie sich weder Röttiger unterstellen noch die Waffen niederlegen.

Gegen Mittag gab Feldmarschall Alexander an Wolff einen Funkspruch durch, in dem er dringend um Nachricht ersuchte. Ob Vietinghoff und Wolff die Abmachungen von Caserta ratifiziert hätten und ob der Waffenstillstand am 2. Mai in Kraft trete. Dieser Funkspruch wurde mit einem Gerät aufgenommen, das heimlich im kleinen Ankleideraum neben Wolfs Schlafzimmer in seinem Hauptquartier, dem Palast des Herzogs von Pistoia, installiert worden war. Der Funker, Vaclar Hradecky – kurz «Wally» genannt –, war ein Tscheche, der für Dulles arbeitete; heimlich war er in den Palast gebracht worden, und in den letzten Wochen hatte er sich von den Speisen ernährt, die sich Wolff – zur Tarnung – auf sein Zimmer hatte bringen lassen.

Wolff stand vor dem Problem, einen Mann zur Reason zu bringen, den er eben erst eingesperrt hatte. Natürlich war Schulz über seine Verhaftung am Tag nach der Übernahme seines neuen Kommandos «zutiefst verletzt», und der redege wandte Wolff brauchte zwei Stunden, bis Schulz widerstrebend zugab, dass eine Kapitulation in Italien dem Vaterland möglicherweise nützlich sein konnte. «Also gut, wir machen mit», sagte Schulz schliesslich. Er werde keine persönlichen oder offiziellen Einwände erheben, aber eine Kapitulation ohne Kesselrings Einwilligung sei undurchführbar.

Was Wolff jetzt brauchte, waren Bundesgenossen und nicht Neutrale. Es sei keine Zeit mehr zu verlieren, sagte er. Es gehe um Deutschland und nicht um den einzelnen. Schulz solle sich mit ihm zusammen alles genau überlegen. «Und dann sagen Sie den Armeebefehlshabern, dass die Befehle für die Kapitulation strikt auszuführen sind.»

Obgleich immer noch nicht völlig überzeugt, telefonierte Schulz mit Lemelsen und Herr. Sie sagten zu, an einer Konferenz der deutschen Befehlshaber in Italien am 1. Mai, 18.00 Uhr, teilzunehmen. Persönlich rief Wolff bei General Ritter von Pohl an, dem Oberbefehlshaber der Luftwaffe in Italien: «Mein Gott, das ist ein schönes Durcheinander», rief Pohl. «Und das verdanken wir Ihnen!»

«Nein, Pohl, nicht mir. Und mag dieser Schritt auch noch so schwer sein – bestimmt erkennen Sie, dass es der einzig vernünftige Weg ist. Überlassen Sie alles mir.»

«Also gut», sagte Pohl seufzend, «Sie können mit mir rechnen.»

Ihrem ganzen Wesen nach waren die Generale konservativ, und ihr Widerstreben, selbständig zu handeln, war also verständlich. Ebenso verständlich war die Haltung der jungen, vom Nationalsozialismus überzeugten Offiziere im Stab der Heeresgruppe. Als sie von der bevorstehenden Kapitulation erfuhren, drohten sie mit Meuterei. Röttiger liess sie in sein Büro kommen: Es habe keinen Sinn, den Kampf fortzusetzen; er könne das nicht mehr verantworten.

Ein junger Hauptmann trat vor. Warum er dann nicht den Befehl an einen der

ihm unterstellten Offiziere abgetreten habe, der bereit gewesen sei, die Verantwortung auf sich zu nehmen – in Übereinstimmung mit dem Führerbefehl? Röttiger erwiderte, dass ihm dieser Führerbefehl bekannt sei. «Aber in diesem Augenblick halte ich es für meine grössere Verantwortung, die Feuereinstellung durchzuführen, da dadurch weiteres Blutvergiessen verhindert wird.» Er erinnerte den Hauptmann an das schwere Los seiner an der Front stehenden Kameraden, die noch um Stellungen kämpften, die bereits verloren seien, und sich früher oder später derselben individuellen Entscheidung gegenübersehen würden. Röttiger sagte, er übernehme die Verantwortung, diese Entscheidung für sie alle getroffen zu haben. «Wenn ich nicht mehr in der Lage bin, sie zu tragen, werde ich es Ihnen und dem Stab mitteilen.»

Um 18.00 Uhr eröffnete Wolff die Besprechung der Befehlshaber. Er drängte. Es sei keine Zeit mehr zu verlieren. Keine zwanzig Stunden blieben mehr bis zum Inkrafttreten des Waffenstillstands. Vizeadmiral Löwisch, der den Befehlshaber der deutschen Marinestreitkräfte in Italien vertrat, stand in einer Ecke und sagte bekümmert: «Der Admiral wird niemals seine Einwilligung geben, und um Himmels willen – wir sollten ihn auch nicht dazu zwingen!» Pohl sagte, die Luftwaffe werde die Waffen niederlegen. Herr und Lemelsen zögerten, erklärten dann jedoch, dass eine Weiterführung des Kampfes nicht zu rechtfertigen sei.

Die Entscheidung lag jetzt beim Oberbefehlshaber in Italien, Schulz. «Ich bin absolut einverstanden», sagte er, und Wolff glaubte schon, gewonnen zu haben. Aber Schulz fügte hinzu, dass er ohne das Einverständnis Kesselrings nichts unternehmen könne.

Ein Anruf beim Hauptquartier des Feldmarschalls blieb ergebnislos, da Kesselring nicht da war. Auch eine halbe Stunde später war er nicht zu erreichen. Die Luft im Bunker wurde schlecht. Um 20.00 Uhr traf ein neuer Funkpruch von Alexander ein: Ob die Unterschriften unter der Kapitulationsurkunde anerkannt würden? Wenn nicht bald eine bestätigende Antwort einträfe, würden die Alliierten ihre Offensive wiederaufnehmen.

Wolff funkte zurück, er wolle versuchen, bis 22.00 Uhr eine Antwort zu geben, und rief Kesselrings Hauptquartier zum drittenmal an. Der Chef des Stabes, General Westphal, sagte, der Feldmarschall dürfe nicht gestört werden. «Das ist unsere letzte Chance!» schrie Wolff. «Aber weder Sie noch General Schulz sind bereit, die Verantwortung zu übernehmen. Vier Befehlshaber stehen neben mir, die verlangen, dass Sie uns ermächtigen, das zu tun, was notwendig ist. Nicht einer von uns hat persönliche Ambitionen; keiner von uns hat die Absicht, den Feind um Schutz zu ersuchen. Wir sind bereit, für unser Vorgehen einzutreten, und werden uns dem Spruch des Feldmarschalls unterwerfen. Aber eine Entscheidung muss jetzt getroffen werden, bevor es zu spät ist und die Kämpfe weitergehen.» Westphal sagte, er werde mit Kesselring sprechen und eine halbe Stunde später wieder anrufen.

Aber bis kurz vor 22.00 Uhr hatte sich Westphal noch immer nicht gemeldet. Wolff war sich klar, dass er die Anwesenden dazu bringen musste, auf eigene Faust zu handeln – besonders Schulz. Schulz weiche der Entscheidung aus, schrie Wolff gereizt. Kein Mensch schein genug Verstand zu besitzen, um selbst eine Ent-

Scheidung zu treffen, selbst jetzt, da es um das Leben von Zehntausenden von Soldaten und das Schicksal tausender deutscher Familien gehe. Die Anwesenden müssten sich entscheiden. Solle Schulz tun, was er wolle – und Kesselring auch! Erschrockene Stille herrschte. Dann wandte General Herr sich an seinen Chef des Stabes und sagte mit ruhiger Entschiedenheit: «Geben Sie an alle Einheiten der 10. Armee den Befehl heraus, morgen um zwölf die Waffen niederzulegen.»

Das war der Wendepunkt. Lemelsen und Pohl schlossen sich an.

Um 22.00 Uhr gab Wolff an Alexander den Funkspruch durch, dass die Feuereinstellung wie geplant erfolgen werde. Aber seine Worte klangen zuversichtlicher, als er sich fühlte. Er wusste, dass Kesselring und Schulz die Kapitulation noch immer verhindern konnten. Eine Stunde später stürzte ein Mann ins Zimmer: Eben war die Nachricht von Hitlers Tod über den Rundfunk gegangen. Ein Stein fiel Wolff vom Herzen. Jetzt waren Kesselring und Schulz von ihrem Eid auf den Führer entbunden. Aber die Nachricht von Hitlers Tod hatte auf Schulz eine unerwartete Wirkung. «Meine Herren», rief er aus, «bis jetzt bin ich wirklich zugänglich gewesen! Ich habe mich mit Ihrer Entscheidung bedingt einverstanden erklärt und versucht, das Beste aus einer verfahrenen Sache zu machen. Aber vergessen Sie nicht, wie skandalös man mich heute vormittag hier behandelt hat und dass ich Sie trotzdem moralisch unterstützt habe. Ich war bereit, mich Ihren Vorstellungen anzuschließen. Aber ich bin an meine Gehorsampflicht gebunden. Der Feldmarschall hat mir erklärt, dass er mir vertraue, und ich kann sein Vertrauen nicht enttäuschen. Ich kann es nicht und will es nicht – und das müssen Sie verstehen.» Sein Gesicht lief rot an. «Wie können Sie es wagen, hierher zu kommen und mich zu bedrohen? Verlassen Sie mein Zimmer!» Er wies zur Tür. Er habe keine Lust mehr! Er sei hier immer noch der Oberbefehlshaber. Und wenn jemand seinen eigenen Weg gehen wolle – schön und gut. Die Verantwortung dafür trage jeder allein. Aber man solle nicht von ihm verlangen, dasselbe zu tun!

Mit schnellen Schritten verliess Wolff das Zimmer, gefolgt von Herr, Lemelsen und Pohl. An den beiden Haupteingängen waren schwerbewaffnete Wachen postiert, und da Wolff fürchtete, verhaftet zu werden, führte er die Gruppe durch einen Geheimtunnel in die Sicherheit seines eigenen Hauptquartiers.

Wolffs Misstrauen war begründet. Kurz nach Mitternacht kam der Befehl, Röttiger – der allein durch den Tunnel entkommen war – und Oberst Moll zu verhaften. «Der Kampf geht weiter», erklärte Kesselring. Hitlers Tod hatte offenbar nichts geändert.

Pohl, Lemelsen und Herr glaubten, in ihren eigenen Hauptquartieren sicherer zu sein, und drängten Wolff, mitzugehen. Aber Wolff wollte bleiben, um, wenn möglich, *Sunrise* doch noch zu retten. Er gab zuverlässigen SS-Einheiten Befehl, das Grundstück zu besetzen. Er fürchtete, dass Kaltenbrunner versuchen könnte, ihn durch Otto Skorzeny und einen Trupp Fallschirmjäger ausheben zu lassen*. Sieben Panzer gingen nebeneinander vor dem Haupttor in Stellung.

* Als Skorzeny davon erfuhr, meinte er sarkastisch: «Es ist Unsinn, sich vorzustellen, dass diese SS-Leute gegen mich gekämpft hätten.»

Wolff hatte keine Ahnung, was in Kesselring vorging; der Feldmarschall konnte die Befehle zur Kapitulation widerrufen, die Verschwörer verhaften und als Verräter erschiessen lassen oder aber sein stillschweigendes Einverständnis dadurch erklären, dass er überhaupt nichts unternahm.

Wolff musste nicht lange warten, bis er erfuhr, was Kesselring dachte. Am Morgen des 2. Mai, um 2.00 Uhr, brüllte der Feldmarschall durchs Telefon: «Wie konnten Sie es wagen, auf eigene Faust und ohne Befehl zu handeln?»

Wolff erinnerte daran, dass er, der Feldmarschall, seit mehr als einem Monat über den Plan informiert sei. Hätte er sich ihm damals angeschlossen, hätte man sich viel Blutvergiessen und viele Zerstörungen erspart. Wolff sagte, er könne dieselben Kapitulationsbedingungen wie für die Italien-Armee für sämtliche Streitkräfte Kesselrings erhalten. Er brauche nur ein Zeichen zu geben, und die Sache gehe in Ordnung. Ausserdem schein Kesselring vergessen zu haben, dass er, Wolff, ihn von Anfang an informiert habe. «Sie wussten, was auf dem Spiel stand, und jetzt fallen Sie uns in den Rücken, indem Sie Vietinghoff absetzen!» Wolff sagte, die in Caserta getroffenen Vereinbarungen müssten eingehalten werden; er sei überzeugt, dass die Geschichte sie rechtfertigen würde. «Sie würden gut daran tun, meinem Rat zu folgen. Offenbar erkennen Sie nicht, was auf dem Spiel steht.»

Kesselring unterbrach ihn; er war nicht mehr ärgerlich, sondern wütend. Ob Wolff damit sagen wolle, dass mit den Anglo-Amerikanern ein Abkommen über den gemeinsamen Kampf gegen Tito und Russland möglich sei?

«Herr Generalfeldmarschall, ich weiss nicht, wie Sie auf solche phantastischen Ideen kommen. Das ist völlig unmöglich!» Wolff erklärte, dass er lediglich eine einfache militärische Kapitulation ausgehandelt habe. Es sei ihm gelungen, einen grossen Teil der Männer zu retten: Sie brauchten weder nach Sibirien noch nach Nordafrika noch nach Gott weiss wohin, und wahrscheinlich könne er dasselbe für viele andere ebenfalls erreichen. Es sei unverantwortlich, den aussichtslosen Kampf fortzusetzen, besonders jetzt, da der Führer tot und Kesselring von seinem Eid entbunden sei. Kesselring müsse sich weigern, diesen Eid auf einen anderen zu übertragen: Keine persönliche Loyalitätsverpflichtung sei übertragbar. Ihn, Wolff, interessiere Grossadmiral Dönitz überhaupt nicht, und er fühle sich an Dönitz auch nicht gebunden. Wer jetzt noch weiterkämpfe, sei nichts anderes als ein Kriegsverbrecher.

Kesselrings Antwort war nicht weniger heftig. Dass sie ein so enges Verhältnis zueinander hatten, machte den Streit nur noch erbitterter. Sie brüllten sich an, bis sie nicht mehr konnten. Dann sprangen Westphal und Wenner in die Bresche. Zwei Stunden lang dauerte die Redeschlacht, und als sie schliesslich zu Ende war, sass Wolff völlig verstört da.

Um 16.30 Uhr läutete wieder das Telefon. Es war Schulz. Der gereizte Wolff wollte schon sagen: «Mir ist es völlig egal, was Sie Vorhaben!» Aber der Oberkommandierende für Italien wollte nur mitteilen, dass Kesselring gerade angerufen und ihm die Genehmigung zur Kapitulation gegeben habe.

Um soweit zu kommen, hatte Wolff mehrere nicht ungefährliche Reisen in die Schweiz unternommen, am Comer See seine Gefangennahme durch Partisanen

riskiert und die Zornausbrüche Himmlers und Hitlers über sich ergehen lassen. Er hatte diesem Ziel zuliebe einen Offizierskameraden verhaftet und zahllose Beleidigungen erduldet. Und jetzt, da es endlich soweit war, empfand er nichts. Er beauftragte Wally lediglich, an Alexander durchzugeben, dass auch Kesselring die Bedingungen angenommen habe. Dann warf er sich auf sein Bett und schlief sofort ein.

31 *«Der eiserne Vorhang im Osten rückt immer näher»*

1 In der Nacht vom 30. April zum x. Mai stand Busses riesiger wandrender Kessel unmittelbar vor der Auflösung. Nur die Angst, dass die Bolschewisten sie niedermetzeln würden, trieb die erschöpften Soldaten weiter nach Westen, in Richtung auf Wencks 12. Armee.

Oberst Hans Kempin, dessen Aufgabe es war, einen russischen Durchbruch an der Nordseite des Kessels zu verhindern, hatte an der Oder noch über 20'000 Mann verfügt. Jetzt, nach zehn Tagen fast ununterbrochener Kämpfe, war seine verstärkte 32. SS-Panzergrenadier-Division auf 400 Mann zusammengesmolzen. Panzer besass er nicht mehr. Kempin, ein wuchtiger Mann von den Körpermassen Skorzenys, hatte in all den Kriegsjahren nicht so viel Leid wie in diesen Tagen gesehen. Seine Männer waren zum Teil so erschöpft, dass er sie nicht mehr vom Boden hoch bekam. «Wenn ihr hier heraus wollt», sagte Kempin zu einer Gruppe Frauen, «müsst ihr es selbst versuchen.» Die Frauen griffen sich Karabiner und Maschinenpistolen, die überall herumlagen, und marschierten nach Westen los. Und die meisten Soldaten standen taumelnd auf und folgten ihnen.

Im Süden des Kessels waren die Zivilisten während des langen Trecks von der Oder her relativ ungeschoren geblieben. In der Morgendämmerung des 1. Mai hörten sie plötzlich wilde Schreie. Im Zwielflicht kamen Soldaten angerannt: Russen. Die Deutschen hetzten durch die Wälder, bis sie zur Dahme kamen; das Flüsschen war zwar nur 7.50 Meter breit, aber eiskalt. Die Soldaten zimmerten Behelfsflösse zusammen, rissen sich die Uniformen vom Leib und schoben die Flösse mit den Frauen über den Fluss.

Elisabeth Deutschmann – ihr Mann hatte in Russland ein Bein verloren – war eben auf dem Westufer angekommen, als die ersten Russen am anderen Ufer auftauchten. Die beiden Soldaten, die sie über die Dahme gelotst hatten, waren vor Kälte erstarrt und konnten sich nicht mehr rühren; sie drängten die Frau zu fliehen, bevor die Russen über den Fluss setzten. Aber sie liess die beiden nicht im Stich; sie rieb sie ab und deckte sie mit ihrem Pelzmantel zu.

Am Ostufer gab es ein hysterisches Gebrüll, dann wurde es still. Die drei glaubten schon, die Russen seien weitergezogen. Doch dann tauchte aus dem Nebel ein riesiger Rotarmist mit blutverschmiertem Kopfverband auf. Er richtete seine Pistole auf die drei. «Habt keine Angst», sagte er auf deutsch und grinste.

Ein sowjetischer Offizier packte Elisabeth; der Bulle rammte ihm seine Pistole in die Rippen. «Nein – die Frau gehört dem Mann da.» Er deutete auf einen der Deutschen. Durch den Wald brachte er seine Gefangenen zurück. Die kleine Gruppe kam an einem deutschen Soldaten vorbei, dem man die Nase abgeschnitten hatte, einen anderen hatte man kastriert. Aber ihr russischer Beschützer versicherte den Deutschen immer wieder, dass sie jetzt in Sicherheit seien, und gab ihnen Brot und Speck.

Auf allen Seiten drohten die Russen durchzubrechen. Busse gab seiner Spitze Befehl, einen letzten verzweifelten Versuch zu machen, die feindlichen Linien zu durchstossen und Wenck zu erreichen. Im ganzen Kessel gab es noch zwei «Tiger». Sie wurden mit dem Benzin aufgegebener Fahrzeuge aufgetankt und rollten nach vorn.

In der Dunkelheit geriet Busses Spitze in das vernichtende Feuer russischer MG's und Granatwerfer. Aber unaufhaltsam gingen die beiden «Tiger» vor und schossen, bis die Rohre glühten. Dichtauf folgte die Infanterie und dazwischen Hunderte von Frauen und Mädchen, die Sturmgewehre, Karabiner und Munition schleppten.

Nur 15 Kilometer weiter westlich wartete Wenck auf sie; mit einem Motorrad war der General in die vorderste Linie gefahren. Sein Stab hatte ihn gewarnt, dass die Sowjets jeden Augenblick durchbrechen könnten, die 12. Armee müsse sich zurückziehen. Aber Wenck musste immer an die Tausende von Frauen und Kindern in Busses Kessel denken. «Wir müssen durchhalten», gab er über Funk an seine Kommandeure durch. «Busse ist noch nicht da. Wir müssen auf ihn warten.»

In der Morgendämmerung des 1. Mai sahen Wencks Vorposten Leuchtkugeln in den Himmel steigen; dann tauchten schattenhaft Gestalten vor ihnen auf: Soldaten der 9. Armee, völlig verdreckt. «Wir haben es geschafft, wir sind durch!» schrien sie. Dann liessen sie sich einfach zu Boden fallen; sie waren so erschöpft, dass sie nicht mehr zum Aufstehen zu bewegen waren.

2 Weidling hatte natürlich mit seiner Überlegung, dass die Russen mit den Insassen des Bunkers nicht verhandeln würden, völlig recht gehabt. Gegen Mittag kehrte Krebs mit grimmigem Gesicht durch die sowjetischen Linien bei Tempelhof zurück. Er berichtete, er habe mit General Wassilij Tschuikow, dem Oberbefehlshaber der 8. Garde-Armee, gesprochen. Tschuikow wiederum habe mit Schukow telefoniert und dann verlangt, dass die Deutschen sich den Grossen Drei bedingungslos zu ergeben hätten.

Goebbels warf Krebs vor, er habe das Angebot nicht nachdrücklich genug vorgebracht, und es entwickelte sich ein erbitterter Streit. Goebbels überschrie die anderen: Sofort solle ein anderer Parlamentär zu den Russen geschickt werden, und

der solle alle von Krebs gemachten Vorschläge zurückziehen und einen «Kampf bis zum Tod» ankündigen.

Weidling war dafür, am Ausbruchsplan festzuhalten. «Den Kampf um Berlin fortzusetzen, ist völlig unmöglich!»

Krebs sagte, er könne einen Ausbruch nicht billigen, änderte aber dann seine Ansicht. «Geben Sie sofort die nötigen Befehle», sagte er, «aber bleiben Sie hier für den Fall, dass es noch Änderungen geben sollte.»

Während die übrigen ihre Flucht vorbereiteten, bereitete Goebbels sich auf den Tod vor. Er bat Dr. Stumpfegger, seine sechs Kinder durch eine Injektion zu vergiften. Als Stumpfegger erwiderte, dass er das nicht auf sein Gewissen nehmen könne – er hatte selbst Kinder –, suchte Goebbels unter den Flüchtlingen in der oberen Etage nach einem Arzt.

Im Flakturm am Zoo nahm der Abwehroffizier Fricke Oberst Wöhlermann beiseite und berichtete mit zitternder, kaum hörbarer Stimme, er habe soeben erfahren, dass Hitler tot sei und die Regierung in Kürze diese Tatsache bekanntgeben wolle. Wie so mancher andere wollte es auch Wöhlermann nicht glauben. Deshalb befahl er Fricke, die Neuigkeit für sich zu behalten.

3 Am 1. Mai ging bei Dönitz in Plön wieder ein mysteriöser Funkspruch Bormanns ein:

Testament in Kraft, ich werde so schnell wie möglich zu Ihnen kommen. Bis dahin, meines Erachtens, Veröffentlichung zurückstellen. *Bormann.*

Aber jetzt war Dönitz überzeugt, dass Hitler wirklich tot war und dass Bormann die Wahrheit aus irgendeinem Grunde zurückhalten wollte. Er persönlich war der Ansicht, dass man dem deutschen Volk und der Wehrmacht sofort mitteilen sollte, was geschehen war, bevor entstellte Berichte aus anderen Quellen Verwirrung auslösen konnten. Aber da er kaum zuverlässige Informationen besass, gedachte er, Bormanns Verlangen vorerst zu erfüllen. Andererseits gab es keinen Zweifel mehr, dass der Krieg verloren war. Eine politische Lösung war nicht in Sicht, und so war es seine Pflicht als Staatsoberhaupt, die Feindseligkeiten so schnell wie möglich zu beenden, um nutzloses Blutvergiessen zu vermeiden.

Seiner Ansicht nach, sagte er zu Keitel und Jodl, sollten Schörners Armeen ihre Stellungen räumen und sich in Richtung auf die amerikanische Front zurückziehen. Wenn es dann zur Kapitulation komme, könnten sich die Armeen den Westalliierten ergeben.

Norddeutschland sollte nach Dönitz' Meinung vor Montgomery kapitulieren. Der Grossadmiral telegrafierte an Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg, der als äusserst geschickter Unterhändler galt, sich für einen Sonderauftrag bereit zu halten. Wenn sein Plan funktionierte, wollte er versuchen, auch an der restlichen Westfront zu kapitulieren, die Front gegen die Russen jedoch zu halten. Sollte die Massenflucht nach Westen gelingen, mussten die Verhandlungen freilich möglichst lange hingezogen werden.

Am selben Tag erliess er seinen ersten Aufruf an die Wehrmacht; er versicherte darin, dass es seine feste Absicht sei, den Kampf gegen die Bolschewisten fortzu-

setzen, bis die deutschen Truppen und die Hunderttausende deutscher Familien in den Ostprovinzen vor der Drohung der Sklaverei und der Vernichtung gerettet seien; der Treueid, der auf den Führer geleistet worden sei, binde die Soldaten jetzt an ihn, den der Führer persönlich zu seinem Nachfolger ernannt habe.

Dann liess Dönitz die Reichskommissare für die Tschechoslowakei, für Holland, Dänemark und Norwegen kommen und befahl ihnen, alles zu tun, um in diesen Ländern weiteres Blutvergiessen zu vermeiden. Zu Ribbentrop sagte er am Telefon: «Überlegen Sie sich, wer Ihr Nachfolger werden könnte, und wenn Ihnen jemand einfällt, rufen Sie mich wieder an.» Eine Stunde später erschien Ribbentrop persönlich bei Dönitz.

«Ich habe über dieses Problem lange nachgedacht und kann nur einen Mann Vorschlagen, der fähig ist, diese Aufgabe zu erfüllen – mich.»

Am liebsten hätte Dönitz ihm ins Gesicht gelacht; aber er lehnte das Angebot nur höflich ab. Er bat Schwerin von Krosigk, den Posten zu übernehmen: Lorbeeren seien damit zwar nicht zu gewinnen, aber alle hätten die Pflicht, Aufgaben im Interesse des deutschen Volkes zu übernehmen.

Himmler hatte kaum von dieser Ernennung erfahren, da bat er Schwerin von Krosigk in seine Unterkunft. «Wie ich höre, sind Sie der neue Aussenminister», sagte er. «Dazu kann ich Ihnen nur gratulieren. Noch nie hatte ein Aussenminister grössere Möglichkeiten!»

Der Graf sah ihn verblüfft an. «Wie meinen Sie das?»

«In wenigen Tagen werden Russen und Amerikaner aufeinanderprallen, und dann werden wir, die Deutschen, die entscheidende Kraft sein. Deshalb waren wir dem Ziel, den Ural zu erreichen, niemals näher als in diesem Augenblick.» «Glauben Sie immer noch, dass Sie persönlich eine Aufgabe zu erfüllen haben?» fragte Schwerin von Krosigk mit leichtem Spott.

«O ja! Ich bin der Fels der Ordnung. Und Eisenhower und Montgomery werden mich als solchen anerkennen. Was ich brauche, ist lediglich eine einstündige Unterhaltung mit einem von beiden, und die Angelegenheit ist erledigt.» Himmler schien tatsächlich davon überzeugt zu sein.

Am späten Nachmittag erhielt Dönitz endlich die offizielle Bestätigung von Bormann und Goebbels, dass Hitler tot war:

Führer gestern 15.30 verschieden. Testament vom 2. 4. überträgt Ihnen das Amt des Reichspräsidenten, Reichsminister Dr. Goebbels das Amt des Reichskanzlers, Reichsleiter Bormann das Amt des Parteiministers, Reichsminister Seyss-Inquart das Amt des Reichsaussenministers. Das Testament wurde auf Anordnung des Führers an Sie, an Feldmarschall Schörner und zur Sicherstellung für die Öffentlichkeit aus Berlin herausgebracht. Reichsleiter Bormann versucht, noch heute zu Ihnen zu kommen, um Sie über die Lage aufzuklären. Form und Zeitpunkt der Bekanntgabe an Truppe und Öffentlichkeit bleibt Ihnen überlassen.

Eingang bestätigen.

Aber Dönitz hatte nicht die Absicht, Goebbels und Bormann in seine Regierung aufzunehmen. Er gab Befehl, sie zu verhaften, wenn sie nach Plön kommen sollten.

Ausserdem fand er, dass es Zeit war, die Bevölkerung über Hitlers Tod zu informieren*. Um 9.30 Uhr unterbrach der Reichssender Hamburg sein Programm und gab bekannt, dass eine ernste und wichtige Nachricht folgen würde. Eine Auswahl aus den Opern Richard Wagners wurde gesendet, dann die siebente Symphonie Bruckners.

Schliesslich meldete sich eine ernste, feierliche Stimme: «Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute nachmittag [in Wirklichkeit war es der vorangegangene Nachmittag] in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist. Am 30. April [das Testament trägt das Datum vom 29. April] hat der Führer Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt. Es spricht jetzt der Grossadmiral und Nachfolger des Führers zum deutschen Volk.» Dann kam Dönitz: «... Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Im Bewusstsein der Verantwortung übernehme ich die Führung des deutschen Volkes in dieser schicksalsschweren Stunde. Meine erste Aufgabe ist es, deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den vordrängenden bolschewistischen Feind zu retten. Nur für diesen Zweck geht der militärische Kampf weiter. Soweit und solange die Erreichung dieses Zieles durch die Briten und Amerikaner behindert wird, werden wir uns auch gegen sie weiter verteidigen und weiterkämpfen müssen. Die Anglo-Amerikaner setzen dann den Krieg nicht mehr für ihre eigenen Völker, sondern allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa fort...»

4 Kurz nach Einbruch der Dunkelheit erhielt Oberst Wöhlermann den Befehl, sich sofort in Weidlings Gefechtsstand im Bendlerblock zu melden. Das Unternehmen Ausbruch war abgepfeiffen worden.

Wöhlermann bat seinen ersten Generalstabsoffizier, sich eine Maschinenpistole zu besorgen und ihn zu begleiten; auch sein Fahrer wollte mitgehen. Es war nahezu unmöglich, den Tiergarten in gerader Linie zu durchqueren, da die Russen die Lichtensteinbrücke bereits besetzt hatten. Am Fuss des Flakturms warteten die drei, bis ein Feuergefecht in der Nähe zu Ende war, und folgten dann der Ost-West-Achse. Über ihren Köpfen explodierten Granaten, und sie sprangen in einen Bombentrichter. Wöhlermann musste an Verdun denken. Das Feuer hielt an. Die drei krochen aus dem Trichter und weiter in Richtung Osten. Die Friedrich-Wilhelm-Strasse überquerten sie unter schwerem Beschuss. Die Neue Siegesallee war ein Trümmerhaufen: Die Denkmäler der Herrscher Brandenburg-Preussens, von Albrecht dem Bären bis zum Hohenzollern-Kaiser Friedrich III., waren von ihren Sockeln gestürzt und zum Teil in Stücke zerrissen worden. Vorsichtig suchten sich die drei ihren Weg durch die Trümmer im Hof des Kriegsministeriums, wo Stauffenberg erschossen worden war.

* Dönitz glaubte, Hitler sei bei einem Bombenangriff umgekommen. Erst unlängst erklärte er, dass er froh sei, von Hitlers Selbstmord nichts gewusst zu haben, weil er verpflichtet gewesen wäre, der Bevölkerung diese Tatsache mitzuteilen, und weil viele Soldaten dann sofort die Waffen niedergelegt hätten.

Im Bunker herrschte Weltuntergangsstimmung. Goebbels liess seinen Adjutanten, Günther Schwägermann, kommen und instruierte ihn über die folgenschweren Ereignisse der vergangenen Stunden. «Alles ist verloren», sagte er. «Ich werde sterben; zusammen mit meiner Frau und den Kindern. Sie werden meinen Körper verbrennen.» Er überreichte Schwägermann eine Aufnahme Hitlers in silbernem Rahmen und verabschiedete sich von ihm.

Die anderen im Bunker erhielten letzte Anweisungen für die Flucht. Sie wurden in sechs Gruppen eingeteilt. Um 21.00 Uhr sollte die erste Gruppe aufbrechen, den nächstgelegenen U-Bahn-Eingang erreichen und über die Geleise zum Bahnhof Friedrichstrasse gehen. Hier sollte sie wieder nach oben kommen, die Spree überqueren und nach Westen oder Nordwesten marschieren, bis sie die westlichen Alliierten oder Dömitz erreichte. Die anderen fünf Gruppen würden der ersten in Abständen, aber auf demselben Weg folgen.

Kempka wurde eine Gruppe von dreissig Frauen anvertraut. Um 20.45 Uhr ging er in die Räume von Goebbels, um sich zu verabschieden. Die Kinder waren bereits tot, vergiftet. Frau Goebbels bat Kempka mit ruhiger Stimme, ihren Sohn Harald zu grüssen und ihm zu berichten, wie sie gestorben sei.

Dann verliess das Ehepaar Goebbels, eingehakt, das Zimmer. Ruhig bedankte sich Goebbels bei Dr. Naumann für dessen Loyalität und Verständnis; Magda Goebbels konnte ihm nur die Hand entgegenstrecken. Naumann küsste sie.

Gepresst sagte Goebbels, sie beide würden jetzt nach oben in den Garten gehen, damit niemand sie hinaufzutragen brauche. Er gab Naumann die Hand und geleitete seine Frau zum Ausgang. Naumann, Schwägermann und Rach, Goebbels' Fahrer, standen wie angewurzelt, als die beiden auf der steilen Betontreppe verschwanden.

Dann hörten sie einen Schuss und unmittelbar darauf einen zweiten. Schwägermann und Rach rannten die Stufen hoch und sahen das Ehepaar Goebbels am Boden liegen. Starr blickte ein SS-Mann auf die beiden hinunter; er hatte sie erschossen. Schwägermann, Rach und der SS-Mann gossen aus vier Kanistern Benzin über die Leichen und zündeten es an. Dann stiegen sie wieder hinunter und erhielten den Befehl, den Bunker in Brand zu stecken. Sie leerten den letzten Kanister im Besprechungszimmer aus und entzündeten das Benzin mit einem Streichholz.

Während die Flammen an dem Tisch hochzüngelten, an dem so oft erbittert gestritten worden war, verliessen Mohnke und Günsche mit der ersten Gruppe den Bunker. Zu ihr gehörten Botschafter Hewel, Vizeadmiral Voss, die drei Sekretärinnen und die Köchin Hitlers. Die meisten waren seit Tagen nicht draussen gewesen, und die Feuersbrunst war viel gewaltiger, als sie sich vorgestellt hatten. Ganz Berlin schien zu brennen. Die Ruine der Reichskanzlei ragte aus den lodernen Flammen. In der Nähe detonierte eine Granate, und eine gewaltige Staubwolke hüllte die Flüchtlinge ein. Das Knallen der Karabiner und das Rattern der Maschinengewehre schien lauter zu werden, als sie nacheinander durch ein enges Loch in der Wand der Reichskanzlei, nahe der Ecke Wilhelmstrasse-Vossstrasse, krochen. Sie kletterten 200 Meter über Trümmer und verschwanden dann im U-Bahn-Eingang gegenüber dem Hotel Kaiserhof.

Am Bahnhof Friedrichstrasse gerieten sie in einen Artillerie-Überfall, als sie nach oben kamen. Auf einem eisernen Fussgängersteg hetzten sie über die Spree.

An die hundert Männer – vom Unteroffizier bis zum Stabsoffizier – drängten sich in Weidlings Raum im Bendlerblock. Der General stand hinter seinem Tisch; sein zerfurchtes Gesicht war ernst. Mit scharfer, kräftiger Stimme informierte er seine Männer über Hitlers Heirat und Selbstmord. «Entsprechend seinem Testament wurde seine Leiche im Garten der Reichskanzlei verbrannt. Damit sind wir unseres Eides entbunden.»

Dann berichtete er von den erfolglosen Verhandlungen, die Krebs mit den Russen geführt hatte, und von dem Befehl Goebbels', Berlin bis zum letzten Mann zu verteidigen.

«Schweren Herzens, aber ausserstande, die Verantwortung für weitere Opfer in diesem aussichtslosen Kampf zu tragen, habe ich mich daher zur Kapitulation entschlossen.» Er wolle seinen Chef des Stabes, Oberst Theodor von Dufving, zu Verhandlungen mit den Russen losschicken. «Damit endet dieses furchtbare Drama!»

Seine Zuhörer schwiegen. Sie wussten, dass dies die schwerste Stunde in Weidlings Soldatenleben war. Niemand sagte ein Wort des Widerspruchs.

Kurz vor Mitternacht versuchte Weidling, Verbindung mit den Sowjets aufzunehmen, aber erst eine Stunde später kam die Antwort: «Wir erwarten Sie.» Weidling instruierte Dufving, die Kapitulation unter folgenden Bedingungen anzubieten: ehrenhafte Kapitulation, sofortige Feuereinstellung, Schutz der Zivilbevölkerung gegen alle Terrorakte und die Erlaubnis, dass jeder Soldat Lebensmittel und persönliche Dinge behalten könne und dass Offiziere und Mannschaften bei ihren Einheiten bleiben könnten.

Dann machte sich Dufving auf zu den sowjetischen Linien.

Kempka hatte seine Gruppe aus dem U-Bahnhof Friedrichstrasse nach oben gebracht, wollte aber dann, bevor er die Spree überquerte, im «Admiralspalast» etwas verschnauften. Um 2.00 Uhr kroch er vorsichtig hinaus. Eine kleine Gruppe kam in der Dunkelheit langsam näher: Bormann in der Uniform eines SS-Gruppenführers, Dr. Naumann, Dr. Stumpfegger, Rach, Schwägermann, Axmann und SS-Standartenführer Beetz, einer von Hitlers Piloten.

Bormann war auf der Suche nach Panzern, die ihm beim Durchbruch durch die russischen Linien helfen sollten, und gerade jetzt tauchten aus der Finsternis drei deutsche Panzer und drei Schützenpanzer auf. Kempka hielt den ersten Wagen an. Der Kommandant stellte sich als SS-Obersturmführer Hansen vor; was er bei sich hatte, waren die kläglichen Reste einer Panzerkompanie der vollständig zerschlagenen Division «Nordland».

Kempka befahl Hansen, langsam zur Ziegelstrasse weiterzufahren, so dass die Gruppe im Schutz der Wagen folgen konnte. Bormann und Naumann gingen auf der linken Seite des einen Panzers, Kempka wenige Schritte dahinter. Plötzlich gab russische Pak eine Salve ab, und heftiges Gewehrfeuer setzte ein. Der Panzer neben Kempka explodierte; eine riesige Stichflamme schoss hoch. Kempka sah, wie Bormann und Naumann zu Boden stürzten, und war überzeugt, dass beide tot

waren*. Dann spürte er noch, dass Stumpfegger gegen ihn geschleudert wurde, und verlor das Bewusstsein.

Als Kempka wieder zu sich kam, konnte er nichts sehen. Blind kroch er etwa 40 Meter weiter, bis er gegen irgend etwas stiess. Langsam richtete er sich auf und tastete sich an dem Hindernis entlang: Es war eine Strassensperre. Mit der Zeit kehrte seine Sehkraft zurück. Vor ihm stand Beetz, wie betäubt, die Kopfhaut bis zur Schädeldecke aufgerissen. Sich gegenseitig stützend, stolperten die beiden zum «Admiralspalast» zurück. Beetz erklärte, keinen Schritt mehr gehen zu können. Kempka sah sich um und entdeckte Frau Dr. Haussermann, die Assistentin von Professor Blaschke, Hitlers Zahnarzt. Sie versprach, Beetz in ihre Wohnung mitzunehmen.

Für Kempka war klar, dass er keine Chance hatte, seine Leute sicher aus Berlin hinauszubringen. Er teilte seine Gruppe; jeder sollte auf eigene Faust sein Glück versuchen. Kempka selbst überquerte die Spree auf einem Steg und versteckte sich mit vier Fremdarbeitern in einem Eisenbahngebäude. Ein hübsches jugoslawisches Mädchen schaffte Kempka auf den Dachboden und brachte ihm eine völlig verdeckte Überziehhose. Kempka war am rechten Arm verwundet, aber zu erschöpft, um sich darum zu kümmern, und liess sich einfach auf den Boden fallen.

Mittlerweile hatte Oberst von Dufving sicher die sowjetischen Linien passiert und verhandelte über die Kapitulation. Im gesamten Kampfgebiet forderten die Russen bereits die deutschen Einheiten auf, sich zu ergeben: «Wir versprechen ehrenhafte Behandlung ... Jeder Offizier und jeder Soldat kann sein Gepäck behalten.» Und überall in der brennenden Stadt stiegen deutsche Soldaten mit weissen Fahnen aus Kellern und Bunkern. Weidling überquerte auf einer Hängebrücke den Landwehrkanal und ergab sich einer russischen Division. Er wurde zu Tschuikows Hauptquartier gebracht. Von dort aus erliess er einen Aufruf an seine Männer, sofort die Waffen niederzulegen**.

* Aber Werner Naumann lebte – und lebt noch heute. Naumann, Bormann und vier andere gingen zum Lehrter Bahnhof weiter, wo sie sich trennten. Einer der Männer – Arthur Axmann, der damalige Reichsjugendführer – behauptete, er habe Bormanns Leiche später gesehen. Aber diese Aussage ist nicht bestätigt. Ein erheblicher Prozentsatz der Menschen, die in dieser Nacht aus dem Bunker flohen, entkam lebend. Von allen Naziführern hätte Martin Bormann die beste Chance gehabt, der Festnahme zu entgehen, weil sein Gesicht selbst in Deutschland nur wenigen bekannt war. Er war in der Anonymität geblieben, und daher ist es gut möglich, dass er in der Namenlosigkeit untertauchte. Aus Kreisen der SS wurde unlängst behauptet, Bormann sei in Südamerika gesehen worden. Wenn es überhaupt einem führenden Nazi gelungen ist zu entkommen, dann Bormann; er war der geborene Überlebende.

** Am 9. Mai wurden Weidling, Dufving, fünf Generale, drei Obersten und ein einziger einfacher Soldat im Flugzeug nach Moskau gebracht. Der Soldat war ein Tabakhändler aus Potsdam mit Namen Trumann. Nach seiner Gefangennahme war er befragt worden, ob er mit Präsident Truman verwandt sei. Er sagte, er halte es für möglich, da sein Grossonkel in die Vereinigten Staaten ausgewandert war. Daraufhin wurde er streng bewacht.

Trumann teilte mit Dufving in Moskau die Zelle. Eines Tages, nach vielen Verhören durch den NKWD, berichtete er Dufving: «Der Kommissar hat mir gerade erklärt, dass

Kurz vor der Morgendämmerung verliess Oberst Wöhlermann, nachdem er seine sämtlichen Auszeichnungen angelegt hatte, den Flakturm, gefolgt von seinen Männern. Die Geschosse eines deutschen Maschinengewehrs, das sich noch im Tiergarten hielt, schlugen in den Turm. Aber der russische Parlamentär verlor nicht den Kopf; er verbot seinen Männern, das Feuer zu beantworten. Wöhlermann brüllte einen Befehl durch den Nebel. Das MG verstummte, und Wöhlermanns 2'000 Männer stellten sich zu einer langen Kolonne auf. Sie marschierten in nördlicher Richtung durch den Tiergarten, kletterten über umgestürzte Bäume und erreichten schliesslich die Ost-West-Achse. In der Nähe der Eisenbahnbrücke am Tiergarten hob der Nebel sich etwas, und Wöhlermann sah Hunderte von sowjetischen Panzern auf Hitlers Paradestrasse aufmarschiert – ein schreckliches, aber doch ein imponantes Bild.

Als die Russen die Deutschen sahen, sprangen sie von ihren Fahrzeugen. Sie hielten den Gefangenen Zigaretten hin. «Woina kaputt!» schrien sie. «Woina kaputt!» («Der Krieg ist vorbei!»)

Wöhlermann zeigte auf eine Gruppe von zwanzig Hitlerjungen und schrie: «Domoi?» («Nach Hause?»)

«Domoi!» brüllte der russische Parlamentär zurück.

Wöhlermann legte beide Hände an den Mund und rief: «Jungs, ihr könnt nach Hause gehen!»

Schreiend rannten die Jungen in die Freiheit. Und ihre älteren Kameraden empfanden ein Gefühl der Dankbarkeit, fast der Freude.

Laute russische Stimmen weckten Kempka. Vom Dachboden aus sah er, wie Rotarmisten die Fremdarbeiter freundschaftlich in die Seite knufften. Das jugoslawische Mädchen nickte ihm zu, und skeptisch stieg Kempka nach unten. Die junge Frau brachte ihn zu einem Kommissar. Der beugte ihn misstrauisch, bis das Mädchen sagte: «Das ist mein Mann.» Der Kommissar schlug Kempka auf die Schulter und brüllte: «Towarisch, Berlin kaputt, Hitler kaputt! Stalin ist unser Held!»

Dann holten die Russen Lebensmittel und Wodka, und als es hell wurde, begann eine ausgelassene lärmende Feier.

5 Hie und da wurde noch geschossen, aber die Schlacht um Berlin war beendet, und die Verteidiger marschierten in Gefangenschaft.

Aber nur 50 Kilometer westlich des Führerbunkers hockten Tausende deutscher Soldaten und Zivilisten bei Tangermünde, am Ostufer der Elbe, und warteten darauf, über den Strom nach Westen gebracht zu werden. Die Brücke war zer-

ich nicht mit dem Präsidenten der Vereinigten Staaten verwandt sei und es allen erzählen solle.» Drei Monate später wurde er aus der Zelle geholt, und Dufving sah ihn nie wieder.

Dufving kehrte im Dezember 1955 nach Westdeutschland zurück, während Weidling im November desselben Jahres in einem sowjetischen Gefängnis starb.

stört, deutsche Pioniere hatten auf den Trümmern einen wackeligen Übergang für Fussgänger errichtet. Die Amerikaner sahen zu, wie schätzungsweise 18'000 Soldaten und Zivilisten täglich ans Westufer kamen. Mehrere Tausend überquerten den Strom an anderen Stellen auf Holzflößen, Schlauchbooten und anderen Fahrzeugen.

Am Vormittag des 2. Mai durchbrachen die Russen Wencks linke Flanke, und Wencks Stabschef schlug vor, sofort Verhandlungen mit den Amerikanern aufzunehmen. Wenck erklärte, er sei zur Kapitulation bereit, verlangte jedoch einen einwöchigen Aufschub, damit sich die Zivilisten, die sich noch östlich der Elbe befänden, ebenfalls in den Westen retten könnten.

General Max von Edelsheim wurde als Parlamentär über den Fluss geschickt. Die Amerikaner waren bereit, Truppen an drei Stellen über die Elbe zu lassen, weigerten sich jedoch, weitere Zivilisten zu übernehmen.

Nördlich von Berlin zog sich Manteuffels Armee – praktisch der Rest der Heeresgruppe Weichsel – in verzweifelten Gewaltmärschen zurück, um die anglo-amerikanischen Linien zu erreichen, ehe Rokossowskij sie einholte. Aber Rokossowskij war weniger daran interessiert, Gefangene zu machen, als Lübeck, den wichtigen Ostseehafen, zu nehmen. Eisenhower forderte Montgomery auf, sofort zur Ostsee vorzustoßen, bevor die Russen Schleswig-Holstein und vielleicht sogar Dänemark besetzten.

Ziemlich bissig erwiderte Montgomery, dass er selbst genau wisse, was getan werden müsse; aber infolge des Abzugs von Simpsons Armee habe sich natürlich das Tempo seines Vormarsches verlangsamt. Eisenhowers Antwort bestand darin, dass er Montgomery die vier Divisionen von Ridgways XVIII. Luftlandekorps unterstellte.

Nur Blumentritts erschöpfte Armee stand noch zwischen Montgomery und der Ostsee. In den letzten Wochen hatte Blumentritt mit den Engländern eine Art Gentleman-Krieg geführt; unter möglichst geringem Blutvergiessen hatte er sich langsam zurückgezogen. Seit Mitte April bestand zwischen den Gegnern ein formloser Kontakt. An jenem Vormittag erschien ein Verbindungsoffizier der britischen 2. Armee bei Blumentritt und sagte, dass die Russen sich Lübeck näherten; die Truppen Seiner Majestät hätten daher gern gewusst, ob die Deutschen ihnen erlauben würden, den Ostseehafen noch vor den Russen zu nehmen.

Auch Blumentritt war es lieber, wenn Lübeck nicht in russische Hände fiel, und er gab sofort Befehl, auf die vorrückenden Briten nicht zu schießen.

Die britische 7. Panzerdivision raste nach Norden, während deutsche Flüchtlinge weiterhin nach Westen zogen. Diese Bewegungen waren so genau aufeinander abgestimmt, dass Tausende am späten Nachmittag westlich des Elbe-Trave-Kanals in Sicherheit waren, während die Engländer in Lübeck einmarschierten – vor den Sowjets.

6 Als am gleichen Tag Hanna Reitsch und Greim von Dönitz kamen, begegneten sie dem Reichsführer-SS.

«Einen Augenblick, Herr Reichsführer», sagte Hanna Reitsch. «Es ist äusserst wichtig. Vielleicht haben Sie einen Moment Zeit?»

«Natürlich.» Himmler wirkte direkt jovial.

«Stimmt es, Herr Reichsführer, dass Sie Kontakt mit den Alliierten aufgenommen und Friedensvorschläge gemacht haben, ohne dass Hitler Ihnen dazu Befehl gegeben hatte?»

«Ja!»

«Sie haben also Ihren Führer und Ihr Volk in der dunkelsten Stunde verraten? So etwas ist Hochverrat, Herr Reichsführer!»

Vielleicht war Himmler inzwischen an solche Attacken gewöhnt, denn was er sagte, klang eher entschuldigend als unwillig. Hitlers Stolz habe einen solchen Schritt nicht zugelassen; in Wirklichkeit sei er wahnsinnig gewesen, und man hätte ihn schon lange bremsen müssen.

«Wahnsinnig? Es ist noch keine sechsunddreissig Stunden her, dass ich bei ihm war. Er ist für die Sache gestorben, an die er glaubte. Er ist tapfer und mit jener ‚Ehre‘ gestorben, von der Sie nur reden, während Sie und Göring und alle anderen jetzt als gebrandmarkte Verräter und Dummköpfe weiterleben müssen.»

«Was ich tat, tat ich, um deutsches Blut zu retten und zu erhalten, was von unserem Land noch übrig war.»

«Sie sprechen von deutschem Blut, Herr Reichsführer? Sie sprechen jetzt davon? Vor Jahren hätten Sie daran denken sollen, bevor man Sie mit dem sinnlosen Vergiessen von so viel Blut identifizierte.»

Alliierte Maschinen stiessen herab und griffen im Tiefflug an. Das Gespräch war zu Ende.

In seinem neuen Hauptquartier in der Nähe von Kiel empfing Himmler Leon Degrelle. Den Belgier traf die Nachricht von Hitlers Tod zutiefst. Er werde nach Dänemark und von dort nach Norwegen gehen, um den Kampf gegen den Bolschewismus fortzusetzen, sagte er. Er wollte wissen, was Himmler vorhabe. Himmler zeigte zynisch eine Giftkapsel, die er im Munde hatte. Dann meinte er fast fröhlich, dass mit der Regierung Dönitz wohl noch einiges zu machen sei. «Wir müssen sechs Monate Zeit gewinnen! Dann werden die Amerikaner mit den Russen Krieg haben.»

«Herr Reichsführer», erwiderte Degrelle verbissen, «ich glaube, es wird sechs Jahre dauern.»

Als es dunkel wurde, trafen sich Dönitz und Schwerin von Krosigk mit Admiral von Friedeburg, der die Verhandlungen mit Montgomery führen sollte, auf einer Brücke in der Nähe von Kiel. Dönitz wies Friedeburg an, die militärische Kapitulation aller in Norddeutschland stehenden Truppen anzubieten und besonders auf die schreckliche Verfassung der Flüchtlinge und Soldaten hinzuweisen, die versuchten, sich zu den britischen Linien durchzuschlagen.

Dann fuhren Dönitz und Schwerin von Krosigk nach Flensburg, wo sich in der Nähe der dänischen Grenze das neue Hauptquartier befand. Unterwegs genehmigte

Dönitz eine Ansprache, die sein neuernannter Aussenminister verfasst hatte; der Grossadmiral äusserte den Wunsch, dass sie möglichst bald gesendet werde.

In Flensburg fuhr Schwerin von Krosigk sofort zum Sender. «Deutsche Männer und Frauen», begann er, und dann berichtete er von dem Strom gepeinigter Menschen, die versuchten, in den Westen zu fliehen. Der Eiserner Vorhang im Osten rücke immer näher; hinter diesem Vorhang, den Augen der Welt verborgen, würden die Menschen, die in die Hände der Bolschewisten gerieten, vernichtet. Die Konferenz von San Francisco, sagte er, versuche eine Formel zu finden, die den Krieg verhindere – einen dritten Krieg, in dem fürchterliche neue Waffen der gesamten Menschheit Tod und Vernichtung bringen würden. Aber ein bolschewistisches Europa würde der erste Schritt zu jener Weltrevolution sein, die die Sowjets seit 25 Jahren systematisch planten. In San Francisco erkenne man nicht, wonach die verängstigte Menschheit sich sehne. Eine Weltverfassung müsse beschlossen werden, nicht nur, um künftige Kriege zu verhindern, sondern um die Brandherde zu beseitigen, aus denen Kriege entstünden. Aber eine solche Verfassung könne nicht zustande kommen, wenn die roten Brandstifter an ihr mitarbeiten dürften ...

«Die Welt steht gegenwärtig vor der grössten Entscheidung, die sie jemals zu treffen hatte. Die Art der Entscheidung wird Chaos oder Ordnung, Krieg oder Frieden, Leben oder Tod zum Ergebnis haben.»

32 *Der Beginn einer langen Kapitulation*

1 Im Wettrennen nach Lübeck hatten die Briten also die Russen geschlagen; jetzt konnte es jeden Augenblick zur Begegnung mit der Roten Armee kommen. Matthew Ridgway, dessen XVIII. Luftlandekorps Montgomery für den Feldzug in Norddeutschland unterstellt worden war, gab der amerikanischen 7. Panzerdivision den Befehl, nach Osten vorzuziehen und Kontakte mit den Sowjets herzustellen.

Oberleutnant William A. Knowlton von der 87. Kavallerie-Aufklärungsschwadron, West-Point-Absolvent, erhielt den Auftrag, diese Gruppe zu führen. Er wusste nur, dass die Russen «irgendwo im Osten – nach Gerüchten zwischen 80 und 150 Kilometer entfernt» stünden. Er sollte dem sowjetischen Kommandeur einige Flaschen Dreistern-Hennessy überreichen und ihn veranlassen, mit zu den amerikanischen Linien zu kommen.

Am 2. Mai, spät nachmittags, rollte Knowlton mit 90 Mann in elf gepanzerten Fahrzeugen und rund zwanzig Jeeps durch die eigenen Linien nach Nordosten. Die Kampfgruppe hielt sich auf der Hauptstrasse so, als sei sie die Spitze einer

starken Streitmacht. Nach wenigen Kilometern stiess sie auf die ersten deutschen Soldaten, die völlig überrascht und durchaus kapitulationsbereit waren, ihre Waffen wegwarfen und ohne Bewachung in Gefangenschaft marschierten. Knowltons Gruppe kam nach Parchim, rund 30 Kilometer hinter den feindlichen Linien; man sah in den Amerikanern hier offenbar eher Befreier als Eroberer. Deutsche Feldjäger hatten die Strasse bereits geräumt, und auf den Bürgersteigen drängten sich jubelnd in Sechserreihen Soldaten und Zivilisten – sie glaubten, Knowlton fahre in Richtung Osten, um gegen die Bolschewisten zu kämpfen*. Die Dunkelheit überraschte die Amerikaner 15 Kilometer weiter östlich in Lübz; wegen der grossen Entfernung hatten sie keine Funkverbindung mehr mit ihrer eigenen Truppe. In einer Gastwirtschaft richtete Knowlton seinen Gefechtsstand ein. Er trat so forsch auf, dass sich im Laufe der Nacht die Deutschen in Massen ergaben. Am frühen Morgen fuhr er auf der Suche nach den Russen weiter nach Osten. Zwei deutsche Offiziere sassen vorne auf seinem Panzer. «Gentlemen», hatte er den beiden erklärt, «wenn mein Wagen auf eine Mine fährt, werden Sie mindestens genauso tot sein wie alle andern in diesem Fahrzeug.»

25 Kilometer weit tastete sich die Kolonne durch Minenfelder, dann kam sie nach Reppentin. «Da drüben ist unsere Artillerie!» Einer der Deutschen deutete auf einen langen Zug: Pferde, Fahrzeuge und marschierende Soldaten.

Knowlton reichte dem Deutschen sein Doppelglas. «Sehen Sie genau hin, Herr Hauptmann, und dann sagen Sie mir bitte, seit wann es bei der deutschen Armee Kosaken mit hohen Pelzmützen gibt!»

Diese militärische Prozession war das Phantastischste, was Knowlton jemals gesehen hatte: ein endloser Zug aus Heuwagen, Droschken, verrosteten alten Geschützen, Autobussen, deutschen Lieferwagen, Fahrrädern und Motorrädern. Auf den Wagen sassen Frauen und Kinder; Viehherden trotteten neben der Kolonne über die Felder. Knowlton glaubte, einer Karawane von Nomaden zu begegnen. Die Russen schrien und winkten den Amerikanern zu.

Ein Zweispänner mit einem Mann und einer Frau kam näher. Die beiden sahen wie Bauern aus, aber der Kutscher war der Oberst, der die Einheit befehligte, und die stämmige Frau entpuppte sich als Krankenschwester.

Der Colonel und Knowlton schüttelten sich die Hände, schlugen sich auf die Schul-

* Am darauffolgenden Tag meldete ein deutscher Major über Funk seinem Divisionskommandeur, Ernst von Jungenfeld, dass er an einer Strassenkreuzung, zehn Kilometer östlich von Parchim, einem amerikanischen Hauptmann mit zwanzig Panzern begegnet sei.

... Wir beiden Panzeroffiziere mit 40 guten Panzern ersuchen Sie persönlich, den Befehl zu einem Angriff nach Osten zu erteilen, der am Morgen des 4. Mai beginnt. Wir glauben, dass dies – da Hitler tot ist – der richtige Augenblick ist, die Russen und damit den Kommunismus endgültig zu schlagen und zu zerschmettern. Aus diesem Grunde fordern und erwarten wir von Ihnen einen klaren Angriffsbefehl gegen den Osten, da wir überzeugt sind, dass wir die Russen schlagen und vertreiben werden; ausserdem sind wir überzeugt, dass andere Kameraden unserem Beispiel überall sofort folgen werden. Über Funk bat Jungenfeld die Amerikaner um Informationen über diesen gemeinsamen Angriff. Den Angriffsbefehl von sich aus zu geben lehnte er ab.

tern und brüllten: «*Towarischtsch!*» «*Ja Amerikanjetz!*» Jeder schrieb seinen Namen auf die Karte des anderen, und Knowlton überreichte dem Oberst eine Flasche Dreistern-Hennessy.

Die Russen waren mittlerweile auf die amerikanischen Fahrzeuge geklettert, probierten die Waffen aus, öffneten und schlossen die Luken, plauderten über Funk miteinander – sie verhielten sich, fand Knowlton, wie Schulkinder beim Tag der Offenen Tür. Einer der Russen kam an den Abzug eines Maschinengewehrs, und rund um den Oberst stiegen kleine Staubfontänen hoch. Der Stab bog sich vor Lachen, und die Männer knufften sich begeistert in die Seite.

Gebietarisch wies der Oberst auf ein grosses Haus. Ein paar Kosaken galoppierten los. Glas splitterte, Holz krachte, Schreie ertönten. Zwei ältere Leute stürzten aus der Tür. Ein Kosak packte einen Jungen am Hosenboden und warf ihn über eine Hecke. Der Oberst drehte sich zu Knowlton um und forderte ihn auf, seinen neuen Gefechtsstand zu beziehen.

Man trank auf Stalin, Truman, Churchill und was einem gerade einfiel. Kurz vor Mittag erschien der sowjetische Divisionskommandeur; er versprach Knowlton, er werde sich mit dem amerikanischen Kommandeur am gleichen Abend in einer Kirche auf halbem Weg nach Parchim treffen.

Knowlton beobachtete, wie der Führer einer russischen Kampfgruppe betrunken aus dem Hause und auf eine Gruppe junger Offiziere zutorkelte, die ihn gespannt und mit aufgeschlagenen Notizbüchern erwarteten. Mit einem Finger deutete er unsicher auf eine Karte und murmelte etwas. Resigniert, wenn auch verständnisvoll, sahen sich die jungen Offiziere an, klappten ihre Notizbücher zu und schrien irgendwelche Kommandos. Die Antwort war ein Gebrüll aus Tausenden von Kehlen. Grölend machten sich die Soldaten wieder auf den Weg nach Westen, wobei sie wie mexikanische Revolutionäre mit ihren Gewehren in die Luft schossen.

Knowlton rückte aus Reppentin ab. Er blickte auf die Reihe seiner Fahrzeuge zurück. In der Luke eines seiner Panzer stand ein russischer Major, voll bis oben hin. Er hatte ein Handtuch über den Arm gelegt und war gerade dabei, den Schützen mit einem altmodischen Rasiermesser zu rasieren.

2 Am gleichen Vormittag wurden Admiral von Friedeburg und die drei Offiziere, die ihn begleiteten, zu Montgomerys Hauptquartier in der Lüneburger Heide, etwa 50 Kilometer südöstlich von Hamburg, gebracht. Montgomery kam aus seinem Wohnwagen, schlenderte näher und fragte: «Wer sind diese Männer? Was wollen sie?»

Während der Union Jack über ihnen flatterte, verlas Friedeburg einen Brief Keitels, in dem die Kapitulation aller deutschen Truppen in Norddeutschland einschliesslich derjenigen angeboten wurde, die gegen die Rote Armee gekämpft hatten. Letztere sollten sich den Russen ergeben, erwiderte Montgomery knapp. «Wenn allerdings deutsche Soldaten mit erhobenen Händen vor meiner Front auftauchen, werden sie natürlich automatisch gefangengenommen.»

Es sei undenkbar, sich den «russischen Wilden» zu ergeben, sagte Friedeburg.

Montgomery erwiderte, dass die Deutschen besser daran gedacht hätten, bevor sie den Krieg begannen und besonders, bevor sie im Juni 1941 die Russen angriffen. Friedeburg fragte schliesslich, ob eine Vereinbarung getroffen werden könne, die es sowohl der Masse der Truppen wie auch den Zivilisten erlaube, in den Westen zu entkommen. Montgomery lehnte ab. Er verlangte die Kapitulation sämtlicher Streitkräfte in Norddeutschland, Holland*, Ostfriesland mit den friesischen Inseln und Helgoland, Schleswig-Holstein und Dänemark.

«Ich bin dazu nicht bevollmächtigt, glaube jedoch mit Sicherheit, dass Grossadmiral Dönitz diese Bedingungen annehmen wird», erwiderte Friedeburg. Dann brachte er noch einmal das Flüchtlingsproblem zur Sprache.

Montgomery sagte, er sei «kein Ungeheuer», wollte aber über dieses Thema nicht weiter sprechen. Die Deutschen hätten sich bedingungslos zu ergeben. «Wenn Sie sich weigern, werde ich den Kampf fortsetzen.»

Enttäuscht fuhr Friedeburg mit Montgomerys Bedingungen zu Dönitz zurück.

3 Die ersten Amerikaner, die Berlin betreten, waren zwei Zivilisten: John Groth, Korrespondent des *American Legion Magazine*, und Seymour Freidin von der *New York Herald Tribune*. Ohne amerikanische oder sowjetische Genehmigung hatten sie sich bis zur Hauptstadt durchgeschlagen, in einem Jeep mit Bildberichterstatlern der Armee. Nach dem Mittagessen hatte Freidin auf jiddisch einen sowjetischen Hauptmann überreden können, ihn ins Stadtzentrum fahren zu lassen. In einem «widerlichen gelben Regen» fuhren sie am ausgebrannten Flughafen Tempelhof vorüber. Die grossen, ehemals weissen Verwaltungsgebäude waren rauchgeschwärzt; Dutzende zerstörter Maschinen lagen auf dem mit Trichtern übersäten Flugfeld.

Noch standen die Parolen der Nazis in weisser Farbe an den Mauern: «Heil Werwolf» und «Mit unserem Führer zum Sieg!» Und hie und da das russische Gegenstück: «Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk wird es immer geben. Stalin.»

Sowjetsoldaten winkten den beiden amerikanischen Jeeps zu. Der Blücherplatz war ein riesiger Schrottplatz für zerstörte Panzer, in denen noch immer verkohlte Gestalten sass. Überall lagen deutsche Waffen und Ausrüstungsgegenstände herum: Socken, Unterwäsche, Karabiner, Granaten, Minen. Der widerliche Geruch des Todes stieg aus den Trümmerhaufen.

* Am 1. September 1944 hatte die Exilregierung im besetzten Holland zu einem allgemeinen Eisenbahnerstreik aufgerufen, worauf die Deutschen das Anlegen von Lebensmittellagern im westlichen Holland verboten und sämtliche Transportmittel beschlagnahmt hatten. Die tägliche Kalorienzahl sank pro Person auf 450, und Ende November starben die ersten Holländer an Hunger. Anfang April 1945 boten die Deutschen den Alliierten an, Lebensmittel unter bestimmten Bedingungen in das besetzte Gebiet zu bringen. Schliesslich kam es zwischen Dr. Arthur Seyss-Inquart, dem Reichskommissar für die Niederlande, und Bedell Smith, Eisenhowers Chef des Stabes, zu einer Vereinbarung. Am 29. April warfen 253 alliierte Bomber mehr als 500'000 Rationen über Rotterdam und Den Haag ab. Bis zum 8. Mai wurden mehr als elf Millionen Rationen auf diesem Weg an die Holländer «geliefert».

Vorsichtig kurvten die Jeeps um die Trichter. Sie kamen zur Wilhelmstrasse. Gegen den Feuerschein wirkten die Ruinen wie gezackte Silhouetten. In der Ferne hörte man das Grollen des Artilleriefeuers, in der Nähe das Hämmern von Maschinengewehren.

Der Wilhelmplatz, fand Groth, sah aus wie ein riesiger Roquefortkäse. Links von ihm begrenzten geschwärzte Mauern einen gewaltigen Trümmerhaufen: die Reichskanzlei. Von der Ostmauer, hoch über den Trichtern, blickte Stalin in einer riesigen Fotografie. Ein Ölgemälde, das den Führer darstellte, hing schief an der Südmauer. Überall wehten leuchtendrote Fahnen.

Die Amerikaner stellten ihre Jeeps ab und machten sich daran, die Ruine zu durchstöbern. Freidin streifte durch die Reichskanzlei; er hoffte Hitlers Leiche zu finden, aber um bis zum Grund des Trümmerbergs zu kommen, waren mehrere Bulldozer und mindestens eine Woche Zeit nötig.

Die Amerikaner gingen zu ihren Jeeps zurück und fuhren Unter den Linden entlang – ein gewaltiges Panorama grauer und qualmender Ruinen. Hinter dem Brandenburger Tor gingen Rotarmisten gegen die letzten deutschen Widerstandsnester im Tiergarten vor. Oben auf dem Tor war eine Reihe blutroter Flaggen aufgepflanzt. Die Quadriga war verbogen, drei der vier Pferde waren umgefallen. Aus einem der höher gelegenen Fenster der Ruine des Hotels Adlon hing eine grosse Rotkreuz-Fahne, im ganzen Viertel der einzige helle Farbfleck.

Groth kletterte über die Barrikade zwischen den Säulen des Brandenburger Tores und folgte den Russen in den Tiergarten. Es war wie im Hürtgenwald; auch dort hatten die Bäume wie Streichhölzer kreuz und quer über Schützenlöchern und Splittergräben gelegen. Aus der Deckung eines Mauerstücks sah er, wie die Sowjets im Qualm verschwanden.

Kurz nach 15.00 Uhr breitete sich Totenstille über dem Park aus. Dann erhob sich Triumphgeschrei. Ein russischer Offizier winkte aus einem Loch zu Groth herüber. Er lachte. «Berlin kaputt!»

4 Dönitz hatte keine andere Wahl, als Montgomerys Bedingungen anzunehmen. Er wies Admiral von Friedeburg an, die taktische Kapitulation in Norddeutschland, Holland und Dänemark zu unterzeichnen. Dann sollte Friedeburg nach Reims fliegen und, getrennt davon, Eisenhower die Kapitulation sämtlicher deutscher Streitkräfte an der übrigen Westfront anbieten.

Spätnachmittag in der Lüneburger Heide. Gutgelaunt betrat Montgomery ein Zelt, in dem sich die Reporter drängten. Über seinen Kampfanzug hatte der Feldmarschall einen kurzen Kamelhaarmantel mit Kapuze gezogen. «Nehmen Sie Platz, Gentlemen», sagte er arrogant, und alles hockte sich auf den Boden. Montgomery strich seinen Mantel glatt – für den Korrespondenten Richard McMillan ein Zeichen, dass er in Hochform war.

«Es gibt einen gewissen Gentleman namens Blumentritt», begann Montgomery, «der, soweit ich orientiert bin, alle deutschen Streitkräfte zwischen der Ostsee und der Weser befehligt. Am Mittwoch liess er uns wissen, dass er am Donnerstag hierherkommen und mit dem kapitulieren wolle, was als Heeresgruppe Blumen-

tritt bezeichnet wird. Unseres Wissens handelt es sich dabei allerdings nicht um eine Heeresgruppe, sondern eher um eine bessere Brigade. Mit dieser Brigade wollte er vor der britischen 2. Armee kapitulieren. Man teilte ihm mit: ‚Sie können kommen. Das ist okay. Sehr erfreut !‘ Aber gestern morgen passierte es dann dass Blumentritt nicht erschien. Er erklärte: ‚Soweit ich orientiert bin, geht irgend etwas auf höherer Ebene vor, und deshalb kann ich nicht kommen.‘ Und er kam auch nicht. Stattdessen erschienen hier vier Deutsche, die mich sprechen wollten.› Er berichtete von der Verhandlung mit Friedeburg am vorangegangenen Tag.

Ein Stabsoffizier machte ihn darauf aufmerksam, dass Friedeburg wieder eingetroffen sei, und Montgomery ging zu seinem Wohnwagen zurück. Dort wartete Friedeburg mit seinen vier Begleitern, gespannt und nervös, im Regen. Durch die offene Tür des Wohnwagens konnten sie sehen, wie Montgomery irgendwelche Papiere sortierte. Schliesslich kam er heraus und blieb unter dem Union Jade stehen. Die Deutschen salutierten. Montgomery zögerte einen Augenblick, ehe er ihren Gruss erwiderte. Friedeburg wurde in den Wohnwagen geleitet, und Montgomery fragte ihn, ob er die vollständige Kapitulation unterzeichnen wolle. Der Admiral nickte bedrückt und wurde wieder hinausgeschickt.

Von neuem warteten die fünf Deutschen. Kurz vor 18.00 Uhr tauchte Montgomery wieder auf. Als er an den Korrespondenten vorbeimarschierte, sagte er mit der Andeutung eines Lächelns: «Ein grosser Augenblick ist das.» Und er warf ihnen einen flüchtigen Blick zu, als erwarte er ihren Beifall.

Der Feldmarschall führte die Deutschen in ein anderes Zelt; es war eigens für die Zeremonie aufgestellt worden. Kühl verlas er die Kapitulationsbedingungen; dann wandte er sich an Friedeburg. «Sie unterschreiben zuerst.» Mit den Händen in den Taschen, einem Habicht ähnlich, sah Montgomery zu.

Dann rief er zu den Fotografen hinüber: «Habt ihr das Bild – unter dem Union Jack?» Die Fotografen hatten es. «Gut. Ein historisches Bild – historisch!»

In Reims hatte Eisenhower das Warten aufgegeben; die Mitteilung von der Kapitulation in der Lüneburger Heide war immer noch nicht da. Er wollte in sein Quartier.

«Wollen Sie nicht noch fünf Minuten warten?» fragte seine Sekretärin, Leutnant Kay Summersby. «Vielleicht kommt dann der Anruf.»

Und tatsächlich: Nach etwa fünf Minuten läutete das Telefon. «Fein, fein», sagte Eisenhower. «Das ist fein, Monty.»

Captain Harry Butcher, Eisenhowers Marineadjutant, wollte wissen, ob der Oberbefehlshaber die Kapitulationsurkunde persönlich unterzeichnen werde, wenn Admiral von Friedeburg am folgenden Tag in Reims einträfe. Eisenhower erwiderte, zum Verhandeln habe er keine Lust; er werde seinen Stab genau instruieren, was zu tun sei, wolle die deutschen Unterhändler jedoch erst sehen, wenn sie unterschrieben hätten.

Über die Kapitulationsbedingungen hatten sich die Grossen Drei kurz nach der Landung in der Normandie geeinigt. Nach der Konferenz von Jalta waren diese Bedingungen jedoch revidiert worden; das zweite Dokument enthielt jetzt auch die Auflage der Zerstückelung Deutschlands. Der amerikanische Botschafter in

London, John Winant, befürchtete, dass die Existenz der beiden unterschiedlichen Fassungen zu Verwirrungen führen könnte, und rief bei Bedell Smith in Reims an, um ihn auf mögliche Komplikationen hinzuweisen. Smith sagte, er besäße nicht einmal eine beglaubigte Abschrift des zweiten Kapitulationsdokuments. Ausserdem hätten die Grossen Drei und Frankreich SHAEF noch nicht zur Unterzeichnung ermächtigt.

Diese Auskunft verstärkte noch Winants Bedenken. Er telefonierte mit dem Aussenministerium in Washington und drängte darauf, SHAEF sofort telegrafisch die erforderliche Vollmacht zu erteilen.

5 Am frühen Morgen desselben Tages erschienen zwei deutsche Offiziere mit einer Gruppe Soldaten beim Salzbergwerk in der Nähe von Bad Ischl, wo die schönsten Kunstwerke aus dem Wiener Kunsthistorischen Museum und der österreichischen Galerie aufbewahrt wurden. Sie behaupteten, Baldur von Schirach habe befohlen, die wertvollsten Stücke vor den heranrückenden Russen zu retten; wer sich widersetze, werde erschossen.

Insgesamt wählten sie 184 wertvolle Gemälde – darunter fünf Rembrandts, zwei Dürer, acht Brueghels, neun Tizians und sieben von Velásquez – sowie neun- und vierzig Wandteppiche und mehrere Kisten mit Skulpturen aus, verladen sie auf zwei Lastwagen und fuhren in Richtung Schweiz davon.

Einige Stunden später hielten die beiden Fahrzeuge vor dem «Goldenen Löwen», einem Gasthaus in einem kleinen Tiroler Dorf. Die Kunstwerke wurden im Keller eines angrenzenden Hauses verstaut, und dem darüber einigermassen verzweifelten Besitzer – er hiess Gott – wurde die persönliche Haftung übertragen.

Je näher sich die beiden alliierten Fronten kamen, um so hektischer wurde der ost-westliche Wettlauf nach Kunstschätzen, Gold, Waffen und Wissenschaftlern. Ein Leutnant des amerikanischen MFA & A (Monuments, Fine Arts and Archives) entdeckte das Kellerversteck im «Goldenen Löwen», andere Offiziere stöberten Görings sagenhafte Kunstschätze in Berchtesgaden auf. Ein Teil davon stand noch in Kisten auf dem Bahnhof.

Es gab auch amerikanische Spezialisten, die deutsche Wissenschaftler einsammelten. Dabei passierten die unglaublichsten Dinge: Father Simpson beispielsweise wurde von einem amerikanischen Captain, der plötzlich im STALAG II A auftauchte, dazu überredet, ihm zu helfen, einen deutschen Wissenschaftler durch die russischen Linien zu schmuggeln. Damit die Gruppe den notwendigen sowjetischen Passierschein erhielt, musste der Priester mit dem russischen Kommandanten Wodka trinken: Glas um Glas. Er schaffte seinen Auftrag mit knapper Not und taumelte in die Freiheit.

Auch die streng geheime Operation *Alsos* wurde zum erfolgreichen Abschluss gebracht – was hauptsächlich der Beharrlichkeit und den Wagemut eines Kaliforniers russischer Abstammung, Colonel Boris Pash, zu verdanken war. Seine Sondereinheit fuhr vor den Kampftruppen her. Im Schwarzwald erbeutete sie nicht nur einen Atomversuchsmeiler, sondern auch drei bekannte Physiker, die am deutschen Atomprogramm mitgearbeitet hatten.

Aber den fettesten Stich machten die Amerikaner durch einen glücklichen Zufall. Dr. Wernher von Braun und seine führenden V2-Spezialisten waren zu dem Schluss gekommen, dass Frankreich und England sich ein umfassendes Raketenprogramm nicht leisten könnten, und hatten sich freiwillig der amerikanischen 44. Division gestellt. Fast ebenso wichtig war die Bergung jener 14 Tonnen V2-Dokumente, die Tessmann und Huzel im Bergwerk von Dörnten versteckt hatten.

Trotz des langsamen Starts erfüllte auch die «Special Mission V-2» des Colonel Holger Toftoy unter Major James Hamill ihren Auftrag. Einhundert komplette V2 wurden wenige Stunden, bevor die Russen in dieses Gebiet einrückten, aus Nordhausen abtransportiert. Hamill hatte Befehl, alles so zu hinterlassen, dass nichts mehr auf den Abtransport der Raketen durch die Amerikaner hinwies. Aber dass Nordhausen in der sowjetischen Besatzungszone lag, erfuhr er seltsamerweise trotzdem nicht. Infolgedessen kam er auch gar nicht auf den Gedanken, die restlichen Raketen zu zerstören.

Oberstleutnant Wladimir Jurasow traf kurz nach Hamills Abfahrt in Nordhausen ein. Seine eigentliche Aufgabe war es, Zementfabriken abzubauen und in die Sowjetunion zu bringen; rein zufällig entdeckte er die zurückgelassenen V2 in dem grossen Tunnel. «Komisch», sagte er zu seinem Fahrer Nikolai. «Das war die geheimste deutsche Waffe, und die Amerikaner haben sie uns gelassen. Die Amerikaner sind keine schlechten Leute, nur irgendwie zu vertrauensselig.» Später begleitete Jurasow einen anderen Oberst durch die Höhle. Der wollte es kaum glauben: «Die Amerikaner haben uns das geschenkt! In fünf oder zehn Jahren werden sie jammern. Stell dir vor, wenn unsere Raketen über den Ozean fliegen!»

6 Die Lösung, die Bedell Smith für das Problem der beiden Kapitulationsdokumente fand, bestand darin, ein drittes aufzusetzen – eines, das nur für die militärische Kapitulation auf dem Schlachtfeld galt. Damit brauchte man nicht mehr die Genehmigung der Grossen Drei einzuholen – es handelte sich ja nur um eine taktische Kapitulation. In seinem Telefongespräch mit Churchill vertrat Smith die Ansicht, die Deutschen würden ein so einfaches Dokument lieber unterzeichnen, und damit würden unnötige Verluste vermieden.

Es war schon nach 17.00 Uhr, als Friedeburg endlich in Reims eintraf. Die deutschen Hoffnungen, nur an der Westfront kapitulieren zu können, waren schnell dahin: Smith erklärte dem Admiral, dass Eisenhower auf der sofortigen und bedingungslosen Kapitulation an sämtlichen Fronten bestehe. Das bedeutete, dass Friedeburg die Verhandlungen möglichst lange hinziehen musste, um für die Leute im Osten Zeit zur Flucht nach dem Westen herauszuschlagen. Deshalb erklärte er Smith, er sei lediglich zu Verhandlungen, nicht aber zur Kapitulation ermächtigt und müsse mit Dönitz Verbindung aufnehmen. Das werde einige Zeit dauern, da weder ein Chiffrierschlüssel noch eine bestimmte Frequenz für die Funkverbindung mit dem Hauptquartier von Dönitz vereinbart worden seien. Auf Grund der schlechten Nachrichtenverbindungen werde es ausserdem mindestens 48 Stunden

dauern, bis alle kämpfenden deutschen Einheiten von der Unterzeichnung unterrichtet werden könnten.

Während Friedeburg sprach, blickte er immer wieder verstohlen auf eine Lagekarte, die auf dem Tisch ausgebreitet war. Smith schob sie ihm hin und sagte: «Offenbar haben Sie noch nicht ganz erkannt, wie hoffnungslos die deutsche Lage ist.»

Der Admiral starrte auf die Karte. Von Ost und West zeigten Angriffspfeile tief nach Deutschland hinein. Zwei dieser Pfeile waren besonders dick – Smith hatte sie eigens einzeichnen lassen, um Friedeburg zu beeindrucken. Der Admiral bekam Tränen in die Augen. Er bat, Dönitz einen Funkspruch schicken zu dürfen.

Erst am späten Abend erfuhr Winant, dass Smith ein drittes Kapitulationsdokument aufgesetzt hatte. Am Telefon erklärte er Smith, dass dieses neue Dokument rein militärische Bedeutung habe, so dass die Alliierten nach der Genfer Konvention und der Haager Landkriegsordnung gezwungen seien, die nationalsozialistischen Gesetze aufrechtzuerhalten, was wiederum bedeute, dass Kriegsverbrecher nicht abgeurteilt werden könnten. Ausserdem werde dadurch möglicherweise eine bedingungslose politische Kapitulation vor den Alliierten hinfällig gemacht, so dass schliesslich die oberste Autorität der Alliierten über Deutschland in Frage gestellt sein könnte. Ausserdem könne die eigenmächtige Ersetzung des Dokuments, auf das die Grossen Drei sich geeinigt hatten, berechtigte Proteste Moskaus auslösen, sofern die Russen nicht informiert würden.

Winant war über dieses Problem so besorgt, dass er es Churchill vortrug. Der Premierminister entschied, man solle sich nicht einmischen. Winant erreichte nur eine Konzession: Smith hängte an seinen Entwurf einen Absatz an, in dem festgestellt wurde, dass dieses Dokument überholt wäre, sobald ein von den Vereinten Nationen später aufzusetzendes allgemeines Kapitulationsdokument vorliege. Natürlich nahm Winant an, dass Smith seinen Text mit dem Gremium der Stabschefs und dem amerikanischen Kriegsministerium abgesprochen hatte; deshalb telegrafierte er dem amerikanischen Aussenministerium, dass endlich eine Vereinbarung erreicht worden sei. Aber weder das Kriegsministerium noch die Stabschefs – oder gar die Russen – hatten eine Ahnung, dass eine dritte Fassung existierte*.

7 Nachdem Berlin sich bereits in den Händen der Roten Armee befand, war Prag die einzige Metropole in Mitteleuropa, die von den Deutschen noch gehalten wurde. Bismarcks Ausspruch, dass derjenige Zentraleuropa beherrsche, der Prag besitze, schien Churchill immer noch berechtigt. Am letzten Apriltag hatte er an Truman telegrafierte, dass die Befreiung Prags durch Patton für die Nachkriegsentwicklung in der Tschechoslowakei und wohl auch in den Nachbar-

* Drei Tage später, am 9. Mai, kablete das US-Aussenministerium an Winant, dass das Kriegsministerium immer noch nicht wisse, warum die Fassung, auf welche die Grossen Drei sich geeinigt hatten, in Reims nicht unterschrieben worden war. Über die Smith-Fassung sei nichts bekannt.

ländern von grösster Bedeutung sein könne. Ausserdem hatte er warnend darauf hingewiesen, dass die Tschechoslowakei den Weg Jugoslawiens gehen könnte, wenn der Westen sich zurückhalte.

Das amerikanische Aussenministerium lenkte Trumans Aufmerksamkeit auf diese Feststellungen Churchills, und der amtierende Aussenminister Joseph Grew fügte hinzu, dass ein Vormarsch bis zur Moldau für Amerika bei zukünftigen Verhandlungen mit den Sowjets ein Faustpfand darstellen könnte. Truman bat seine Stabschefs um ihre Ansicht, und die wiederum wandten sich an Eisenhower; aber Eisenhower erwiderte, dass die Rote Armee sehr wohl in der Lage sei, die Tschechoslowakei zu besetzen, und dass sie Prag mit Sicherheit noch vor Patton erreichen werde.

... Ich werde keine militärisch unklug erscheinenden Schritte ergreifen, nur um einen politischen Preis zu gewinnen, wenn ich nicht besondere Befehle von den Stabschefs erhalte.

Das Argument, dass die Sowjets das Ziel zuerst erreichen würden, was auch im Fall Berlin behauptet worden war, verlor stark an Durchschlagskraft, als Patton gegen geringen Widerstand über die deutsche Grenze in die Tschechoslowakei hineinrollte.

«Gott sei Dank, Gott sei Dank!» rief Dr. Eduard Benesch, der Präsident der tschechoslowakischen Exilregierung, als er diese Nachricht erhielt. Und mit erstickter Stimme sagte er zu seiner Frau: «Die Amerikaner sind gerade in die Tschechoslowakei einmarschiert! Patton ist über die Grenze!»

Noch wenige Wochen zuvor wäre seine Begeisterung genauso gross gewesen, wenn es die Russen gewesen wären, die sich Prag näherten. Damals hatte er noch Vertrauen zu Stalin. Im Jahre 1943 war er nach Moskau geflogen und hatte «in äusserster Harmonie, Freundschaft und Herzlichkeit» mit den Sowjets einen Vertrag der Freundschaft, der gegenseitigen Hilfe und der Zusammenarbeit in der Nachkriegszeit geschlossen. Seinen Landsleuten hatte er damals berichtet, dass Stalin die Integrität der Tschechoslowakei garantiert hätte. «Die Sowjetunion glaubt, dass die Republik demokratisch und fortschrittlich bleiben wird ... Die Sowjetunion verlangt von uns nichts Besonderes. Unsere Politik wird lediglich die Politik unserer demokratischen Mehrheit sein.»

Sein Vertrauen wurde auch nicht erschüttert, als nach dem Einmarsch der Roten Armee Ende 1944 die Kommunisten in verschiedenen Orten der Tschechoslowakei die Macht an sich rissen. In den Ostkarpaten wurde die Abtretung dieses Gebiets an die UdSSR gefordert; dann wurden mit Hilfe sowjetischer politischer Kommissare und des NKWD «Nationalkomitees» errichtet, die die Verwaltung in Städten und Dörfern übernahmen. Wer sich widersetzte, wurde wegen Zusammenarbeit mit den Deutschen verhaftet. Stalin schrieb an Benesch, dass es sich hierbei um ein «Missverständnis» handle; aber was solle er tun, wenn das Volk in jenem Gebiet die Abtrennung fordere? Im selben Atemzug versicherte er Benesch, dass er nicht daran denke, das Abkommen mit der Tschechoslowakei zu brechen.

Aber die Berichte über zunehmende Aktivität der Kommunisten und Terrorakte der Roten Armee waren alarmierend; und schliesslich, Mitte März 1945, kam

Benesch zu der Überzeugung, dass seine Exilregierung es sich nicht leisten konnte, noch länger in London zu bleiben. Seine Reise in die Tschechoslowakei unterbrach er in Moskau, wo Stalin zu seinen Ehren ein Festessen gab. Der Marschall trank auf die Solidarität aller Slawen und meinte, die Rote Armee sei «keine Armee von Engeln», und daher solle man ihr ihr schlechtes Betragen verzeihen. Er forderte die Unabhängigkeit einer jeden Nation – im Guten wie im Bösen. «Die Sowjetunion wird sich nicht in die inneren Angelegenheiten seiner Verbündeten mischen. Ich weiss, dass unter Ihnen einige sind, die das bezweifeln.» Dann wandte er sich an Benesch. «Vielleicht zweifeln sogar Sie selbst ein wenig, aber ich versichere Ihnen, dass wir uns in die inneren Angelegenheiten unserer Verbündeten niemals einmischen werden. Das verlangt der Neo-Slawismus Lenins, dem wir bolschewistischen Kommunisten folgen.»

Im Schatten des Kremls trafen sich die Leute aus London mit den Delegierten der tschechoslowakischen Kommunisten, und man schuf eine Regierung, in der die sechs tschechischen und slowakischen Parteien offenbar gleichberechtigt vertreten waren. Doch dem Kabinett gehörten auch sechs «unpolitische» Mitglieder an, «Persönlichkeiten von nationalem Ansehen» und «Experten»; aber die meisten waren in Wirklichkeit Kommunisten oder kommunistische Mitläufer. Das Ergebnis war, dass die Kommunisten jede Entscheidung der neuen Regierung blockieren konnten.

In den von den Deutschen noch besetzten Gebieten der Tschechoslowakei schlossen sich die Untergrundgruppen, die bisher mehr oder weniger selbständig operiert hatten, zu gemeinsamer Aktion zusammen. Ihr Ziel war es, Zerstörungen durch die Deutschen zu verhindern und sicherzustellen, dass die Tschechoslowakei der Nachkriegszeit wahrhaft demokratisch sein würde.

Im Gegensatz zu anderen Städten Ost- und Mitteleuropas war Prag vom Krieg fast unberührt geblieben; die Burg, seine malerischen Kirchen und Brücken waren immer noch unversehrt. Der Untergrund hatte den Beginn des Aufstands genau festgelegt, aber der Zeitplan kam in Gefahr, als am Nachmittag des 4. Mai Schilder mit deutscher Beschriftung abgerissen oder mit patriotischen Parolen übermalt wurden. Der Sender Prag drohte mit schweren Strafen, aber die Warnungen blieben wirkungslos. Am nächsten Morgen verkauften Strassenhändler offen kleine schwarzgerahmte Todesanzeigen, auf denen stand: «Das Dritte Reich – Fluch der Humanität.» Und unten am Rand war zu lesen: «Bläst man einen Ballon zu sehr auf, dann platzt er.»

Die – falsche – Meldung, dass Patton nur noch 30 Kilometer entfernt sei, löste überall Demonstrationen aus. Eine mit den alliierten Fahnen geschmückte Strassenbahn raste klingelnd über den Wenzelsplatz im Herzen der Stadt, während der Schaffner, weit hinausgelehnt, Befreiungsparolen brüllte.

Mittags hingen aus vielen Fenstern tschechische Fahnen, und in den Auslagen der Geschäfte tauchten Bilder von Benesch, Masaryk und Stalin auf. Karl Hermann Frank, der «Reichsprotektor für Böhmen und Mähren», gab Befehl, die Strassen zu räumen, aber nur ein paar SS-Einheiten schossen auf die Demonstranten. Der tschechische revolutionäre Nationalrat trat sofort zusammen und beschloss einstimmig, den Aufstand vorzeitig auszulösen. Das Funktionieren des Plans

hing weitgehend davon ab, dass die Engländer Waffen abwarfen, aber dieses Unternehmen war immer wieder aufgeschoben worden. Die erste Aufgabe des Nationalrats bestand darin, eine populäre Persönlichkeit als Repräsentanten zu finden. Man entschied sich für den 64jährigen Universitätsprofessor Dr. Albert Prazak. Er war zwar ein Kommunistengegner, politisch jedoch recht naiv, und die Kommunisten im Nationalrat waren überzeugt, ihn am Bändel halten zu können, zumal seine Tochter KP-Mitglied war.

Um 3.00 Uhr rief der Nationalrat die Bevölkerung auf, in den Strassen Barrikaden zu errichten. Im kalten Regen rissen Zivilisten an allen wichtigen Strassenkreuzungen das Kopfsteinpflaster auf, und Frauen stapelten die Steine zu Hindernissen. Strassenbahnen wurden aus den Schienen gehoben und quergestellt.

Auf dem Wenzelsplatz tauchte ein Jeep mit Amerikanern auf. Dabei handelte es sich um eine OSS-Gruppe unter Leutnant Eugene Fodor, einem Amerikaner ungarischer Abstammung. Die Amerikaner erhielten einen begeisterten Empfang; die Tschechen glaubten, es handle sich um die Vorhut der Armee Pattons. Fodor und seine Leute wurden zum Hauptquartier der Revolutionäre gebracht. Dort erklärte man ihnen, die Amerikaner könnten in die Stadt einmarschieren und sie ohne jede Schwierigkeit besetzen. Major Nechansky erbot sich, mit Fodor zu General Patton zu fahren. Im Namen von General Kuttelwaser, des vorgeblichen militärischen Leiters des Aufstandes, wolle er die Amerikaner in aller Form bitten, Prag zu Hilfe zu kommen.

Ein kommunistisches Mitglied des Nationalrats widersprach heftig – zweifellos wollte der Mann die Rote Armee als erste in Prag sehen. Er wurde überstimmt. Fodor brachte Nechansky zum amerikanischen Hauptquartier in Pilsen, 80 Kilometer westlich von Prag. In Pilsen war nicht nur Patton, sondern auch General Huebner. Patton war von Fodors Bericht über die verzweifelte Lage der Hauptstadt so beeindruckt, dass er umgehend Bradley um Erlaubnis bat, Prag besetzen zu dürfen. Bradley erwiderte, dass er diese Entscheidung nicht treffen könne; sie liege allein bei Eisenhower.

Daraufhin telefonierte Bradley mit Eisenhower, der ihm jedoch erklärte, dass die durch Pilsen verlaufende Linie, an der die westlichen Truppen haltzumachen hätten, verbindlich sei. Unter keinen Umständen dürfe Patton auf Prag vorrücken*.

* Am Tag zuvor hatte sich Eisenhower seine Entscheidung, Prag nicht zu besetzen, noch einmal gründlich überlegt – vielleicht auf Grund des ständigen Drucks, den Churchill und Grew auf ihn ausübten. Dann hatte er sich entschieden, die Genehmigung zum Marsch auf die tschechische Hauptstadt bei den Russen einzuholen. Über Funk beauftragte er General Deane in Moskau, Generaloberst Alexej Antonow, dem Stabschef der Roten Armee, mitzuteilen, dass die amerikanischen Truppen jetzt in der Lage seien, bis zur Moldau vorzurücken.

Antonow reagierte sofort und so, wie vorauszusehen war. Eisenhower möge, um «eventuelles Durcheinander der Streitkräfte» zu vermeiden, nicht über Pilsen hinaus vorrücken. Die Rote Armee habe ihren Vormarsch auf Eisenhowers Ersuchen im nördlichen Deutschland bereits gestoppt, und daher hoffe er, Antonow, dass der Oberbefehlshaber auch die russischen Wünsche erfüllen werde.

In Prag lief das Gerücht um, dass zwei deutsche Divisionen auf die Stadt marschierten. Da die versprochenen Waffen noch immer nicht abgeworfen worden waren, wandte sich eine Gruppe tschechischer Offiziere ohne Wissen des Nationalrats an russische Soldaten in deutschen Uniformen: an eine Division der sogenannten Wlassow-Armee, die drei Wochen zuvor ihre Stellungen an der Oder, unmittelbar bei Frankfurt, verlassen hatte und unbeirrt nach Westen marschiert war. Die Division stand jetzt 55 Kilometer vor Prag.

Fast drei Jahre zuvor war Generalleutnant Andrej Andrejewitsch Wlassow, einstiger Militärberater Tschiang Kai-scheks und einer der Helden des Kampfes um Moskau, von den Deutschen vor Leningrad gefangengenommen worden. Damals war er über die Zustände in der UdSSR tief enttäuscht gewesen; in einem leidenschaftlichen Offenen Brief an seine Mitgefangenen hatte er heftige Anklagen gegen Stalin erhoben und zur Beseitigung des Kommunismus aufgerufen. Die Nazi-Propaganda gedachte Wlassow vor ihren Wagen zu spannen und schickte ihn auf eine Reise durch die Gefangenenlager, wo er Rotarmisten für Hitlers Kreuzzug gegen den Bolschewismus anwerben sollte.

Zum Ärger seiner Auftraggeber kritisierte Wlassow freilich auch die Nazis: sie behandelten Russland wie einen Sklavenstaat und terrorisierten die Bevölkerung. «Heute kann das russische Volk noch für den grossen Kampf gewonnen werden», schrieb er. «Morgen wird es zu spät sein.» Prominente deutsche Offiziere teilten die Ansichten Wlassows. Allmählich sammelte sich mehr als eine Million russischer Gefangener, die den Bolschewismus aus ihrem Lande vertreiben wollten, um den grossen hageren General mit der dicken Hornbrille.

Hitler dagegen war Wlassow gegenüber immer misstrauisch. «Wir bauen nie eine russische Armee auf; das ist ein Phantom ersten Ranges», sagte er. Auf diese Weise werde man niemals zu Soldaten kommen, die gegen Russland kämpften, sondern nur eine Armee ausrüsten, die bei der ersten günstigen Gelegenheit gegen Deutschland vorgehen werde – jede Nation denke nur an sich und an nichts anderes. «Wir dürfen diese Verbände nicht einem Dritten ausliefern, der sie in die Hand bekommt und sagt: Heute macht ihr mit, morgen nicht. Eines Tages bekommen wir dann eine Art Streikparole. Das läuft die ganze Front entlang, und dann sind sie organisiert und beginnen mit Erpressungen.»

Himmler dagegen glaubte, dass diese Verbände immer noch einen politischen Faktor darstellten. Als das «Menschenmaterial» knapp wurde, liess er Wlassow kommen und gab ihm die Erlaubnis, zunächst eine Truppe von 50'000 Mann aufzustellen. Allein an einem Tag, am 20. November 1944, meldeten sich 60'000 Freiwillige. Aber da Hitler skeptisch blieb und es an Waffen und Ausrüstung mangelte, wurden nur zwei Verbände aufgestellt: die 1. und 2. Division der ROA (Russkaja Osvobitel'naja Armija, Russische Befreiungsarmee).

Hitlers Prophezeiung bewahrheitete sich, kaum war die 1. Division der Befreiungsarmee an der Front Busses gegen die Sowjets eingesetzt worden. Nach einem Tag sinnloser Angriffe gegen weit überlegene sowjetische Kräfte zog General Sergej K. Bunjatschenko seine 1. Division ohne Erlaubnis von der Front ab. Er sagte, dass der Krieg praktisch vorbei sei und eine Division mehr oder weniger keinen Unterschied mache; ihm gehe es vor allem darum, Menschenleben zu ret-

ten. Er wollte Verbindung zu der anderen ROA-Division und zu Wlassow aufnehmen. Bunjatschenko gab seiner Division Befehl, in die Tschechoslowakei zu marschieren. Die Männer rissen sich die deutschen Hoheitsabzeichen von den Uniformen; 30'000 Anti-Hitler-Flugblätter in deutscher Sprache wurden gedruckt. Die ROA hatte sich «organisiert», sie fing an, «zur Erpressung überzugehen».

Das deutsche Oberkommando versuchte zu schlichten, es schickte sogar Lastwagenladungen von Lebensmitteln, um seinen Versöhnungswillen zu demonstrieren, aber die 20'000 Russen marschierten weiter nach Süden. Schörner entsandte zwei Parlamentäre, die Bunjatschenko drängten, den Konflikt doch beizulegen; und als das nichts fruchtete, besuchte er die rebellierende Division sogar persönlich.

Eine Stunde lang unterhielt er sich mit Bunjatschenko und Wlassow; dann gab er es auf und flog in sein Hauptquartier zurück.

Die Russen marschierten bis nach Beroun, etwa 40 Kilometer südwestlich von Prag. Von dort wollten sie weiter nach Süden, um sich mit der 2. ROA-Division zu vereinigen.

Am 4. Mai, gegen Mitternacht, kam eine Abordnung tschechischer Offiziere, die Zivilmäntel über ihre Uniformen gezogen hatten, mit einem ungewöhnlichen Ersuchen zu Bunjatschenkos Hauptquartier in der Ortschaft Schukomasty: Die Russen sollten den Aufstand in Prag unterstützen. Bunjatschenko ging hinaus und kam mit Wlassow zurück. Wlassow fragte die Tschechen aus. Dann wandte er sich an Bunjatschenko und dessen Regimentskommandeure: «Also, Sergeij Kusmitsch? Also, meine Herren, was sollen wir jetzt tun?»

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann brüllte Bunjatschenko: «Ich finde, wir müssen unseren slawischen Brüdern helfen!»

Wlassow drehte sich zu den Tschechen um. «Wir werden den Aufstand unterstützen. Machen Sie weiter.»

Deutsche Panzer rückten auf die Hauptstadt zu, um die Bodentruppen zu unterstützen. Radio Prag, von Partisanen besetzt, gab Alarm: «Die Nazis kommen!» Die Bevölkerung, hiess es, solle die Barrikaden verstärken. «Wir hoffen auf Hilfe von unseren Brüdern, den Wlassowiten!» Die Tschechen appellierten auch an die Alliierten. «Wir brauchen dringend Unterstützung.» Sie baten um Flugzeuge, Panzer und Luftlandetruppen. «Die Deutschen schlagen den Aufstand gnadenlos nieder. Um Gottes willen – helft uns!»

Der Morgen dämmerte bereits, als die ersten Einheiten der Wlassow-Armee, das Abzeichen der ROA auf ihren deutschen Uniformen, nach Prag aufbrachen. Ihr Marsch war fast ein Triumphzug. In den Dörfern standen die Leute am Strassenrand und winkten den Russen zu. Frauen reichten den Marschierenden Speise und Trank, und Mädchen streuten Blumen. Bis zum Abend wollten die Russen in Prag sein.

1 Dönitz war nicht sicher, ob er Eisenhowers Forderung nach bedingungsloser Kapitulation an allen Fronten erfüllen konnte. Selbst wenn er sich einverstanden erklärte, hatte er doch keine Kontrolle über die Soldaten an der Ostfront; die Angst vor den Russen war derart, dass sie den Befehl wahrscheinlich nicht beachten und sich nach Westen absetzen würden. Dönitz wollte noch einen Versuch machen, Eisenhower zu überzeugen, dass die Deutschen im Osten nicht den Bolschewisten überlassen werden dürften. Am 6. Mai bat er Jodl, nach Reims zu fliegen und neue Vorschläge vorzulegen. Jodl bekam schriftliche Instruktionen mit. «Versuchen Sie nochmals, die Gründe zu erklären, warum wir eine Teilkapitulation den amerikanischen Streitkräften gegenüber anstreben. Scheitern Sie hierbei bei Eisenhower, wie es Friedeburg erging, so erbitten Sie für eine Gesamtkapitulation folgendes Verfahren: In ihr werden zwei Termine festgelegt. Zu dem ersten Zeitpunkt hören die Kampfhandlungen auf, aber die deutschen Truppen dürfen sich noch bewegen. Im zweiten ist auch dieses Bewegungsrecht beendet. Versuchen Sie zu erreichen, dass die Zeitspanne zwischen beiden Terminen möglichst gross ist und dass der Übertritt einzelner Soldaten in die amerikanischen Frontlinien auf jeden Fall erlaubt wird. Um so mehr deutschen Soldaten und zivilen Flüchtlingen wird es dann gelingen, sich nach Westen zu retten.»

Ausserdem bevollmächtigte Dönitz Jodl, die Kapitulation für alle Fronten zu unterzeichnen. «Gebrauchen Sie diese Vollmacht nur, wenn Sie feststellen, dass Ihr erstes Ziel der getrennten Kapitulation nicht erreicht werden kann», sagte er. Jodl solle nichts unterschreiben, ehe er nicht über Funk die endgültige Genehmigung erhalten habe.

Im Verlauf des Tages erhielt Dönitz Hilfe von einer Seite, von der er sie nicht erwartet hatte. Göring, eben von Luftwaffensoldaten aus den Händen der SS befreit, telegraphierte:

Sind Sie sich der Intrigen bewusst, die die Sicherheit des Staates gefährden und vom Reichsleiter Bormann ausgehen, der mich beseitigen will? Alle Schritte gegen mich gründen sich auf die loyale Anfrage, die ich dem Führer schickte: ob er wünsche, dass seine Anweisungen für die Nachfolge in Kraft treten sollten ...

Ich habe gerade erfahren, dass Sie Jodl zu Verhandlungen zu Eisenhower schicken wollen. Im Interesse unseres Volkes glaube ich, dass ich ebenfalls mit Eisenhower von Marschall zu Marschall sprechen sollte. Mein Erfolg bei wichtigen auswärtigen Verhandlungen, die der Führer mir vor dem Krieg anvertraute, ist eine gute Garantie, dass ich vermutlich eine persönliche Atmosphäre schaffen könnte, die Jodls Verhandlungen nützlich ist. Abgesehen davon haben die Bemerkungen der Staatsmänner Englands und Amerikas in den letzten Jahren gezeigt, dass ihre Gefühle mir gegenüber freundlicher sind als gegenüber anderen politischen Führern in Deutschland. In dieser schwierigsten Stunde glaube ich fest, dass wir alle zusammenarbeiten und keinen Schritt auslassen sollten, der der Zukunft Deutschlands dient.

Dönitz warf das Telegramm in den Papierkorb.

Viele der Männer, deren Leben durch Jahre von Hitler beherrscht gewesen war, sahen sich plötzlich auf sich selbst gestellt. In einer letzten Unterhaltung mit Adolf Eichmann in den österreichischen Bergen fragte Ernst Kaltenbrunner beinahe lässig: «Was haben Sie jetzt vor?» Kaltenbrunner legte eine Patience und nippte an einem Glas Kognak.

Eichmann sagte, er werde ins Gebirge gehen, sich anderen treuen Nationalsozialisten anschliessen und weiterkämpfen.

«Das ist gut. Übrigens auch für den Reichsführer», meinte Kaltenbrunner so sarkastisch, dass der Pedant Eichmann ihn offensichtlich gar nicht verstand. «Jetzt kann er ganz anders mit Eisenhower reden, denn er weiss, dass ein Eichmann im Gebirge niemals kapituliert – weil er nicht kann.»

Kaltenbrunner legte eine Karte hin. «Die Würfel sind gefallen», sagte er ruhig, «das Spiel ist zu Ende.»

Himmler reagierte auf die Probleme, denen er sich gegenüber sah, indem er nach Flensburg floh.

«Sie können nicht einfach verschwinden», erklärte SS-Obergruppenführer Otto Ohlendorf, Chef des Amtes in der RSHA. «Sie müssen über den Rundfunk sprechen oder den Alliierten irgendeine Erklärung schicken, dass Sie die Verantwortung für das, was geschehen ist, übernehmen. Auch die Gründe müssen Sie angeben.»

Himmler erklärte sich dazu bereit – aber nur, um weitere Auseinandersetzungen zu vermeiden. Dann suchte er Schwerin von Krosigk auf und fragte besorgt: «Können Sie mir sagen, was aus mir werden soll?»

«Mich interessiert nicht im geringsten, was mit Ihnen oder irgend jemand anderem passiert», erwiderte der Graf verbittert. Ihn interessierte lediglich sein eigener Auftrag und nicht das Schicksal Himmlers. Er riet dem Reichsführer, Selbstmord zu begehen oder mit einem falschen Bart unterzutauchen. Wenn er jedoch an Himmlers Stelle wäre, würde er zu Montgomery fahren und sagen: «Hier bin ich, Himmler, der Reichsführer der SS, und ich bin bereit, die Verantwortung für alles zu übernehmen, was meine Männer getan haben.»

«Herr Reichsminister ...» Himmler sprach nicht zu Ende. Er wandte sich ab.

Am Abend machte er einigen seiner besten Freunde geheimnisvolle Andeutungen, dass er noch eine wichtige Aufgabe zu erfüllen habe. «Jahrelang habe ich eine schwere Last getragen. Diese neue grosse Aufgabe werde ich allein durchführen müssen. Aber einer oder zwei von euch können mich vielleicht begleiten.»

Er rasierte sich den Schnurrbart ab, band eine schwarze Klappe über das eine Auge, änderte seinen Namen in Heinrich Hitzinger, und mit einem halben Dut-

* Nach den Nürnberger Prozessen wurde Kaltenbrunner gehängt. Eichmann ging ins Gebirge, kämpfte jedoch nicht weiter, sondern ergab sich friedlich als Luftwaffen-Feldwebel Barth einer amerikanischen Einheit. Im Gefangenenlager beförderte er sich selbst zum SS-Sturmführer und nahm den Namen Otto Eckmann an. 1946 konnte er flüchten und entkam nach Südamerika. Vierzehn Jahre später wurde er in Buenos Aires von israelischen Agenten geschnappt und nach Jerusalem geschmuggelt. Dort kam er vor Gericht und wurde hingerichtet.

zend seiner Getreuen, zu denen auch Dr. Gebhardt gehörte, tauchte er unter. Nach zwei Wochen wurde er von den Engländern festgenommen. Dem Arzt, der ihn routinemässig untersuchte, fiel auf, dass Himmler etwas im Munde hatte; aber als er den Gegenstand herausholen wollte, zerbiss Himmler die Giftkapsel – es war die, die er Degrelle gezeigt hatte – und war fast augenblicklich tot.

2 In Paris hatte SHAEF siebzehn Korrespondenten ausgewählt, die über die Kapitulation berichten sollten. Am Nachmittag des 6. Mai startete ihre Maschine nach Reims. Während des Fluges erklärte Brigadegeneral Frank A. Allen, der Leiter von Eisenhowers Presseabteilung, den Journalisten, dass eine vorzeitige Publikation der Verhandlungen verheerende Folgen haben könne. Jeder einzelne musste eine Verpflichtung unterschreiben, über die Konferenz und ihre Ergebnisse erst dann zu berichten, wenn das Hauptquartier die Sperrfrist aufgehoben habe.

In Reims wurden die Korrespondenten zu Eisenhowers Hauptquartier in der Ecole Professionnelle et Technique de Garçons, einem modernen dreistöckigen roten Ziegelbau, gefahren. Allen führte sie im Erdgeschoss in ein Klassenzimmer und bat sie, zu warten.

In der Zwischenzeit war eine zweite Gruppe von Korrespondenten, darunter Raymond Daniell von der *New York Times* und Helen Kirkpatrick von der *Chicago Tribune*, in Jeeps aus Paris in Reims eingetroffen. Sie waren verärgert über die willkürliche Auswahl der Privilegierten, die exklusiv über das grosse Ereignis berichten sollten. Da sie auf Grund der Anordnungen Aliens die Schule nicht betreten durften, postierten sie sich auf dem Bürgersteig davor und sprachen jeden an, der das Gebäude verliess oder betrat. Generalleutnant Frederick Morgan zeigte Verständnis für die Journalisten und intervenierte bei Allen. Allen dachte irrtümlich, Morgan wolle sich beschweren, und liess die Korrespondenten durch die Militärpolizei davonjagen.

Gegen 17.30 Uhr betraten Jodl und sein Adjutant, begleitet von zwei britischen Generalen, die Schule und wurden zu Admiral von Friedeburg gebracht. Jodl begrüßte seinen Landsmann mit einem unverbindlichen «Aha» und schloss die Tür. Ein wenig später kam Friedeburg heraus und bat um Kaffee und eine Europakarte.

Dann wurden die Deutschen von Generalmajor Kenneth Strong, Eisenhowers Abwehrchef, ins Büro von Bedell Smith geleitet. Strong sprach fließend Deutsch. Bei Smith verfocht Jodl hartnäckig den deutschen Standpunkt: Man sei bereit, dem Westen gegenüber zu kapitulieren, nicht aber gegenüber den Sowjets. Um 19.30 Uhr liessen Strong und Smith die Deutschen allein. Sie gingen zu Eisenhower, um über den Verlauf des Gesprächs zu berichten, und kamen dann zurück.

Wenig später betrat Captain Butcher Eisenhowers Büro, um den General an die beiden Federhalter – einen goldenen und einen vergoldeten – zu erinnern, die Eisenhowers alter Freund, Kenneth Parker, eigens für diese Gelegenheit geschickt hatte. Eisenhower bat seinen Marine-Adjutanten, die Federhalter um Himmels willen nicht zu vergessen; den einen werde er Parker, den anderen Truman schicken.

Als Butcher darauf aufmerksam machte, dass Churchill auch noch da sei, sagte Eisenhower: «Ach du lieber Himmel, daran habe ich gar nicht gedacht.»

Unten hatte sich Jodl endlich einverstanden erklärt, auch vor den Russen zu kapitulieren, jedoch einen 48stündigen Aufschub verlangt. «Sie werden bald selbst gegen die Russen kämpfen. Retten Sie also, so viele Sie können.»

Jodl war so hartnäckig, dass Strong noch einmal zu Eisenhower ging. «Erfüllen Sie ihnen diesen Wunsch», meinte Strong.

Eisenhower wollte die Unterzeichnung nicht verzögern lassen. «Sie können ihnen mitteilen, dass ich in 48 Stunden, von heute, Mitternacht, an gerechnet, meine Linien an der Westfront dicht machen werde, so dass kein Deutscher mehr durchkommt. Ob sie unterzeichnen oder nicht. Und egal, wieviel Zeit sie brauchen.»

Das klang drohend; aber in Wirklichkeit hatte Jodl bekommen, was er gewollt hatte: eine Galgenfrist von zwei Tagen. Trotzdem war er niedergeschlagen. Er diktierte einen Funkspruch an Dönitz und Keitel:

General Eisenhower besteht darauf, dass wir heute noch unterschreiben. Andernfalls werden die alliierten Fronten auch gegenüber denjenigen Personen geschlossen werden, die sich einzeln zu ergeben versuchen, und alle Verhandlungen werden abgebrochen.

Ich sehe keinen anderen Ausweg als Chaos oder Unterzeichnung. Erbitte sofortige drahtlose Bestätigung, ob ich die Vollmacht habe, die Kapitulation zu unterzeichnen. Die Kapitulation kann dann wirksam werden. Feindseligkeiten werden dann am 9. 5. 45, 00.01 Uhr deutscher Sommerzeit, aufhören.

Kurz vor Mitternacht erhielt Dönitz den entschlüsselten Text; mittlerweile hatte Jodl jedoch schon einen zweiten Funkspruch durchgegeben, in dem er dringend um sofortige Antwort bat. Der Grossadmiral hielt die Bedingungen für «reine Erpressung», hatte jedoch keine Wahl. Wenigstens würden die 48 Stunden, die Jodl herausgeschunden hatte, Tausende vor Verschleppung oder Tod bewahren. Daher gab er Keitel Vollmacht, Jodl die Annahme der Bedingungen mitzuteilen, und kurz nach Mitternacht gab der Chef des OKW an Jodl durch:

Vollmacht zur Unterzeichnung nach mitgeteilten Bedingungen hat Grossadmiral Dönitz erteilt.

Morgens um 1.30 Uhr rief Major Ruth Briggs, die Sekretärin Smith', bei Butcher an. «Es geht los», sagte sie und forderte Butcher auf, möglichst schnell mit den beiden Federhaltern herüberzukommen. Wie sollte ein Krieg auch ohne Federhalter beendet werden?

Das Kartenzimmer, in dem die Zeremonie stattfinden sollte, war früher der Freizeitraum gewesen, wo die Schüler Tischtennis und Schach spielen konnten. Die Wände waren mit Karten bedeckt. An einer Stirnseite stand ein grosser Tisch, an dem einst die Lehrer Schularbeiten zensiert hatten.

Als Butcher eintrat, war der Raum bereits gedrängt voll; da waren die 17 ausgewählten Korrespondenten, Generalmajor Iwan Susloparow und zwei weitere sowjetische Offiziere, Commandant (Generalleutnant) François Sevez, der französische Vertreter, drei britische Offiziere – General Morgan, Admiral Harold Burrough und Luftmarschall Sir James Robb – sowie General Carl Spaatz, Befehlshaber der amerikanischen strategischen Luftstreitkräfte in Europa.

Dann erschien Bedell Smith und blinzelte unglücklich in das grelle Licht der Scheinwerfer, die die Wochenschauen aufgebaut hatten. Er überprüfte noch einmal die Sitzordnung und informierte die Anwesenden über die Prozedur. Im nächsten Augenblick betraten Jodl und Friedeburg den Raum und blieben, von den Scheinwerfern geblendet, unsicher stehen.

Die Hauptakteure setzten sich an den grossen Tisch, und Butcher legte den goldenen Federhalter vor Smith und den vergoldeten vor Jodl, der Smith direkt gegenüber sass. Smith erklärte den Deutschen, dass die Dokumente zur Unterzeichnung fertig seien; ob sie bereit seien?

Jodl nickte leicht und unterschrieb die ersten Dokumente, in denen die Einstellung sämtlicher Feindseligkeiten für den nächsten Tag, 23.01 Uhr MEZ, festgelegt war. Sein Gesicht war undurchdringlich, aber Strong fiel doch auf, dass Jodls Augen feucht waren. Butcher nahm den goldenen Federhalter und gab Jodl seinen eigenen – damit würde er ein nettes Andenken besitzen –, um das zweite Dokument zu unterzeichnen. Schliesslich unterschrieben Smith, Susloparow und Sevez.

Es war der 7. Mai 1945, 2.41 Uhr.

Jodl beugte sich vor und erklärte auf englisch: «Ich möchte noch etwas sagen.» Smith erwiderte: «Natürlich – bitte.»

Jodl ergriff das einzige Mikrofon, das auf dem Tisch stand, und sagte auf deutsch: «Herr General, mit dieser Unterschrift sind das deutsche Volk und die deutschen Streitkräfte auf Gedeih und Verderb der Hand des Siegers ausgeliefert. In diesem Krieg, der mehr als fünf Jahre gedauert hat, haben sie vielleicht mehr geleistet und erduldet als irgendein anderes Volk dieser Welt. Ich kann in dieser Stunde nur die Hoffnung aussprechen, dass der Sieger sie mit Grossmut behandeln wird.»

Ungeduldig marschierte Eisenhower zwischen seinem Zimmer und dem Büro seiner Sekretärin hin und her. Kay Summersby fand, dass die Stille «drückend» war. Dann erschien, halb grinsend, halb grimmig, Smith und meldete, die Kapitulation sei unterzeichnet. Leutnant Summersby hörte das Dröhnen schwerer Stiefel auf dem Gang und stand instinktiv auf. Ohne ihr einen Blick zuzuwerfen, marschierten Jodl und Friedeburg an ihr vorbei in Eisenhowers Büro. Dort machten sie unvermittelt halt, schlugen die Absätze zusammen und salutierten. Kay Summersby fand, dass sie genau Hollywoods Nazi-Typen entsprachen: «säuerliche Gesichter, mürrisch, steif und jämmerlich».

Eisenhower stand kerzengerade, soldatischer, als sie ihn je gesehen hatte. «Verstehen Sie die Bedingungen des Kapitulationsdokumentes, das Sie eben unterschrieben haben?» Strong übersetzte, und Jodl erwiderte: «Jawohl.» «Detaillierte Anweisungen werden Sie zu einem späteren Zeitpunkt erhalten. Und man erwartet von Ihnen, dass sie genau befolgt werden.»

Jodl nickte.

«Das ist alles», sagte Eisenhower steif.

Die Deutschen verneigten sich, salutierten und marschierten an Leutnant Summersby vorbei wieder hinaus. Plötzlich entspannte sich Eisenhowers Gesicht zu einem breiten Grinsen. «Los, wir wollen uns fotografieren lassen!» sagte er, als die Fotografen ins Zimmer drängten. Wer im Büro war, stellte sich neben dem

Oberbefehlshaber auf, der die zwei goldenen Federhalter so hochhielt, dass sie ein V bildeten. Dann schickte er eine Meldung an die Stabschefs:

Auftrag der Alliierten Streitkräfte wurde am 7. Mai 1945 um 2.41 Uhr Ortszeit erfüllt.
Eisenhower.

Er rief Bradley im Hotel Fürstenhof in Bad Wildungen an. Bradley, der gerade vier Stunden geschlafen hatte, knipste die Lampe an und hörte, wie der Oberbefehlshaber sagte: «Brad, es ist geschafft. Ein TWX ist unterwegs.»

Bradley telefonierte Patton an, der in Regensburg in seinem Wohnwagen schlief. «Ike hat mich gerade angerufen, George. Die Deutschen haben kapituliert. Morgen, am 8. Mai, um Mitternacht, tritt die Kapitulation in Kraft. Wir sollen an der ganzen Front haltmachen. Es hat keinen Sinn, noch weitere Verluste zu riskieren.»

Bradley öffnete seine Kartentasche und notierte: «D plus 335.» Dann trat er ans Fenster und zerriss die Verdunkelungsrollos.

In ihrem Schulzimmer hatten die siebzehn Korrespondenten ihre Berichte über das grösste Ereignis des Krieges fertig: über den Frieden in Europa. Die Texte waren bereits durch die Zensur. Da erschien General Allen: Die Freigabe werde erst in eineinhalb Tagen erfolgen. General Eisenhower täte es leid, aber ihm seien die Hände gebunden, und daran lasse sich nichts ändern.

Die Korrespondenten protestierten lautstark. «Ich persönlich finde auch, dass die Berichte freigegeben werden sollten», sagte Allen. Das Datum, das er eben genannt hatte, war willkürlich gewählt; die Grossen Drei hatten sich noch nicht auf einen Zeitpunkt für die Bekanntgabe der Kapitulation geeinigt. «Ich werde mein Möglichstes versuchen, um eine frühere Freigabe zu erreichen, aber ob ich es schaffe, weiss ich nicht. Jedenfalls können wir nichts anderes tun, als nach Paris zurückzukehren.»

In Moskau wusste man noch nichts von der Unterzeichnung. General Nikolai Wasiliwitsch Slawin erschien im Büro der amerikanischen Militärmission und überreichte General Deane einen Brief von Generaloberst Antonow, in dem dieser sich darüber beklagte, dass Dönitz – trotz der Kapitulationsverhandlungen in Reims – die Deutschen über den Rundfunk weiterhin aufriefe, den Kampf gegen die Sowjets fortzusetzen, den alliierten Streitkräften im Westen jedoch keinen Widerstand zu leisten. Dadurch entstehe in der Öffentlichkeit der Eindruck, dass Dönitz mit dem Westen einen Separatfrieden geschlossen habe und den Kampf nur im Osten fortsetze.

Ausserdem hatte Antonow erfahren, dass das neue Kapitulationsdokument, das Smith aufgesetzt hatte, sich von jenem unterschied, das die Grossen Drei gebilligt hatten, und weigerte sich, dessen Gültigkeit anzuerkennen.

Zu Deanes Bestürzung stand noch in Antonows Brief: «Das sowjetische Oberkommando zieht es vor, dass die Unterzeichnung des «Aktes der militärischen Kapitulation» in Berlin stattfindet.» Für die Rote Armee werde Marschall Schukow unterschreiben.

General Slawin erklärte, für die Sowjets komme nur eine einzige Unterzeichnung in Frage – in Berlin. Sie hätten keineswegs die Absicht, Susloparow in Reims

irgendein Dokument unterschreiben zu lassen. «Die Zeremonie in Berlin könnte schnell arrangiert werden», sagte Slawin. «Verzögerungen würden nicht entstehen.»

Nicht nur Antonow war verärgert, sondern auch Robert Murphy, der politische Berater Eisenhowers in Reims. Er hatte das Kapitulationsdokument auch nicht zu sehen bekommen. Also holte er Bedell Smith aus dem Bett und fragte, was aus dem Text geworden sei, den er dem Chef des Stabes Ende April persönlich ausgehändigt habe.

Smith konnte sich nicht erinnern, ein derartiges Dokument jemals erhalten zu haben.

«Aber erinnern Sie sich denn nicht an den grossen blauen Aktenordner und daran, dass ich Ihnen erklärte, dass er die von allen gebilligten Bedingungen enthalte?» fragte Murphy.

Smith, der erst ein paar Tage zuvor des langen und breiten mit Winant über dieses Dokument diskutiert hatte, sagte, er könne sich dunkel erinnern, und wenig später durchsuchten die beiden sein Büro. Schliesslich fanden sie den blauen Ordner in einem Tresor. Murphy war überzeugt, dass Smith lediglich von seinem Gedächtnis im Stich gelassen worden war und geglaubt hatte, die europäische Beraterkommission habe niemals eine Kapitulationsvereinbarung gebilligt.

Am Vormittag, gegen 9.30 Uhr, betrat Butcher das Schlafzimmer Eisenhowers. Der General war noch im Bett. Auf dem Nachttisch lag ein Western, *Cartridge Carnival*. Antonows Brief war eingetroffen. Eisenhower liess die Sowjets wissen, dass er gerne am nächsten Tag zu jeder Schukow genehmen Stunde nach Berlin kommen werde.

Eine halbe Stunde später wiederholte General Allen auf einer Pressekonferenz im Pariser Hotel Scribe, was er schon den siebzehn Korrespondenten in Reims gesagt hatte: Berichte über die Kapitulation dürften erst am nächsten Tag, 15.00 Uhr, weitergegeben werden. Die Journalisten waren erbost über die Art und Weise, wie man sie behandelte, und drohten, sich über die Presseabteilung des Hauptquartiers zu beschweren. Edward Kennedy, einer der siebzehn «Privilegierten», der Pariser Vertreter der Associated Press, ging in sein Büro im dritten Stock, um nach den letzten Meldungen zu sehen. Das Amt de Gaulles gab bekannt, dass der General zum Tag des Sieges eine Ansprache vorbereite, und General Sevez hatte einem Reporter des *Figaro* mitgeteilt, dass er in Reims für Frankreich unterschrieben habe.

Die Pariser Mittagszeitungen meldeten aus London, dass vor Downing Street No. 10 bereits Lautsprecher angebracht würden; allem Anschein nach wollte Churchill in Kürze die Kapitulation offiziell bekanntgeben.

Und die Bekanntgabe erfolgte auch, wenn auch nicht durch Churchill. Kurz nach 3.00 Uhr hörte Kennedy über BBC die englische Übersetzung einer Ansprache, die Schwerin von Krosigk eben über den Sender Flensburg gehalten hatte:

«Deutsche Männer und Frauen! Das Oberkommando der Wehrmacht hat heute auf Geheiss des Grossadmirals Dönitz die bedingungslose Kapitulation aller Truppen erklärt.» Er rief die Deutschen zu Opfern auf. «Wir müssen uns den Weg durch das Dunkel der Zukunft durch drei Sterne erleuchten und führen lassen, die

stets das Unterpfand echten deutschen Wesens waren: Einigkeit und Recht und Freiheit...»

Kennedy konnte sich nicht vorstellen, dass die Regierung Dönitz eine solche Erklärung ohne Einwilligung von SHAEF abgegeben hatte. Er rief sofort in Aliens Büro an, erfuhr aber lediglich, dass der General zu beschäftigt sei, um ihn zu sprechen. Er eilte in das Büro des amerikanischen Chefsensors, Oberstleutnant Richard Merrick, und erklärte, er fühle sich nicht mehr verpflichtet, die Nachricht noch zurückzuhalten, da SHAEF sie ja durch die Deutschen habe publizieren lassen. «Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass ich meinen Bericht jetzt durchgeben werde.» «Tun Sie, was Sie wollen», erwiderte Merrick.

Kennedy schrieb eine Zusammenfassung seines Berichts und liess sich über eine Militärleitung das Londoner Büro der AP geben. Vom Hotel Scribe aus konnte jedermann einfach «Paris Military» anrufen und sich dann mit jeder x-beliebigen Telefonnummer in London verbinden lassen.

«Lew, hier ist Ed Kennedy», brüllte er, als Lewis Hawkins im Londoner Büro sich meldete. «Deutschland hat bedingungslos kapituliert. Das ist offiziell. Als Ortsangabe nenne Reims in Frankreich und gib die Meldung dann sofort weiter.» Die Verbindung wurde immer schlechter, so dass Hawkins in Kennedys Meldung schliesslich zehn Lücken hatte.

Da der Bericht aus Paris kam und über London lediglich weitergeleitet wurde, gaben die britischen Zensoren die Erlaubnis, den Text an das AP-Büro in New York durchzugeben. Hier blieb er acht Minuten in der Abteilung für Auslandsmeldungen liegen, für den Fall, dass noch Berichtigungen nachkommen sollten. Es gab jedoch keine, und so wurde die Meldung um 15.35 Uhr Londoner Zeit in der westlichen Welt verbreitet.

Die Reaktion kam fast postwendend. Gegen 16.00 Uhr rief Churchill, der bereits ein halbes dutzendmal versucht hatte, Eisenhower zu erreichen, um die Freigabe der Meldung zu erreichen, Admiral Leahy im Pentagon an und bat um Informationen. «Angesichts der getroffenen Vereinbarungen», erwiderte Leahy, «hat mein Chef mich gebeten, Ihnen mitzuteilen, dass er ohne Einwilligung von Onkel Joe nichts tun könne. Verstehen Sie, Sir?»

«Würden Sie das bitte vor einem Mann mit jüngeren Ohren wiederholen?» sagte Churchill. «Wie Sie wissen, sind meine Ohren etwas taub.»

Leahy wiederholte seine Worte dem Sekretär des Premierministers, aber Churchill unterbrach ihn ungeduldig. «Hallo. Der deutsche Regierungschef [Aussenminister Schwerin von Krosigk] hat vor einer Stunde über den Rundfunk ...»

«Das weiss ich.»

«... eine Rede gehalten und gesagt, dass sie sich zur bedingungslosen Kapitulation für alle Streitkräfte bereiterklärt hätten.»

«Das wissen wir.»

«Was soll das für einen Sinn haben, dass ich und der Präsident die einzigen Leute auf der Welt zu sein scheinen, die nicht wissen, was vorgeht?» Er müsse die Sache selbst um 18.00 Uhr bekanntgeben.

«Haben Sie die Einwilligung von Onkel Joe?» Noch einmal betonte Leahy, dass Truman ohne Stalins Billigung nichts bekanntgeben werde.

«Die ganze Welt weiss es, und ich sehe nicht ein, warum wir uns mit der Bekanntgabe zurückhalten sollen, bis ... Das ist eine idiotische Situation.» Er könne die Bekanntgabe nicht länger hinausschieben. «Die ganze Welt weiss es bereits.»

«Sie weiss es jetzt – das stimmt, Sir. Jeder weiss Bescheid.»

Eine Stunde später rief Churchill noch einmal an. «Wir haben inzwischen Verbindung mit Eisenhower aufgenommen und mit ihm gesprochen», erklärte Leahy. «Er sagt, dass sein Hauptquartier keine Mitteilung herausgegeben habe und dass auch keine kommen werde, solange nicht London, Moskau und Washington eine herausgegeben haben.»

Churchill erwiderte, dass sich in London die Leute bereits auf den Strassen versammelten. «Die Sache muss jetzt weitergehen ...»

«Ich kenne Ihre Schwierigkeiten und kann Ihnen keinen Rat geben», antwortete Leahy, «aber der Präsident meint, dass er mit der Bekanntmachung warten wolle, bis er von Stalin gehört habe.» Er werde Churchill sofort Bescheid geben, wenn eine Antwort aus Moskau vorliege.

«Sagen Sie dem Präsidenten, wie leid es mir tut. Ich hoffe, dass wir es gleichzeitig bekanntgeben werden.»

«Das werde ich dem Präsidenten ausrichten.»

«Ich glaube, dass ich nicht länger warten kann.»

«Das tut mir leid», sagte Leahy.

Die Engländer warteten mit wachsender Ungeduld auf eine offizielle Erklärung Churchills. Kurz nach 18.00 Uhr brausten drei «Lancaster» im Tiefflug über die Stadt und warfen rote und grüne Leuchtbomben; in den Schaufenstern und an den Wohnhäusern tauchten die Flaggen der Alliierten auf. Tausende strömten auf die Strasse.

Fast zwei Stunden lang harpte die Menge aus. Dann endlich liess das Informationsministerium die Nachricht heraus, auf die man seit Jahren gewartet hatte: Der kommende Tag sei V-E-Day, der Tag des Sieges in Europa. Aber für die Londoner war der Krieg schon jetzt zu Ende. Überall wurde lärmend gefeiert. Schlepper, Barkassen, Motorboote rasten mit dröhnenden Motoren die Themse auf und ab; am Piccadilly Circus wurde getanzt. Wildfremde umarmten sich, Raketen stiegen in den Himmel. Die Massen sangen – mehr oder weniger harmonisch – «Roll out the Barrel», «Tipperary», «Loch Lomond» und «Bless 'em all». Die Menge drängte zum Buckinghampalast: «Wer want the King!»

In New York feierte man gedämpfter. Im Pazifik war der Krieg noch nicht gewonnen. Da man schon zehn Tage zuvor falschen Meldungen aufgesessen war, war man skeptisch. Und viele erinnerten sich auch an den trügerischen Waffenstillstand von 1918.

Inzwischen war dem Mann, der den ganzen Wirbel ausgelöst hatte – Edward Kennedy –, die Benutzung der SHAEF-Einrichtungen auf unbegrenzte Zeit untersagt worden; aber das half den anderen Korrespondenten in Paris wenig. Drew Middleton schilderte die Stimmung in seinem Bericht an die *New York Times*: «das sei das kolossalste Durcheinander in der Geschichte des Krieges» gewesen. Er selbst habe alles bis obenhin satt und sei fix und fertig ...

Auch in Oslo wurde gefeiert; die Norweger machten aus ihren Gefühlen den

deutschen Besatzungstruppen gegenüber kein Hehl. Vidkun Quisling, der Mann, dessen Name zu einem Symbol des Verrats werden sollte, befand sich noch immer im Königlichen Palast. Er hörte Leon Degrelle zu, dem es gelungen war, über Dänemark aus Deutschland zu entkommen, und der den Kampf gegen den Bolschewismus fortsetzen wollte. Quislings Gesicht war aufgedunsen, sein Blick wanderte nervös hin und her, seine Finger trommelten auf die Tischplatte. Er war, fand Degrelle, ein gebrochener Mann. Eine halbe Stunde lang sprach Quisling lediglich über das Wetter, und Degrelle hatte, als er wegging, alle Illusionen verloren. Er hatte getan, was er konnte, und bis zum bitteren Ende ausgehalten. Aber wo gab es jetzt noch etwas zu kämpfen? Degrelle ging zum Palais des Kronprinzen; er wollte Dr. Josef Terboven, den Reichskommissar für Norwegen, sprechen*.

Ein livrierter Diener servierte Getränke, als sei das ein Tag wie jeder andere. Terboven blinzelte mit seinen kleinen Augen und sagte ernst: «Ich habe die Schweden gebeten, Ihnen Asyl zu gewähren, aber sie haben abgelehnt. Ich hoffte, Sie mit einem U-Boot nach Japan zu schicken, aber U-Boote können den Hafen nicht verlassen.» Allerdings stehe in Oslo noch eine Privatmaschine; die gehöre Minister Speer. «Wollen Sie die Chance nutzen und versuchen, heute nacht nach Spanien zu fliegen?»

Die Entfernung von Oslo bis zu den Pyrenäen betrug 2150 Kilometer; das Flugzeug hatte zwar nur eine Reichweite von 2'100 Kilometer, aber in grossen Höhen liess sich Treibstoff sparen. Um 20.00 Uhr wurde Degrelle, der immer noch seine SS-Uniform trug, von einem Piloten abgeholt. Sie fuhren durch die verstopften Strassen Oslos. Niemand hielt sie auf.

Kurz vor Mitternacht startete die Maschine. Unbehelligt überflog sie Holland, Belgien und Frankreich, dann ging der Treibstoff aus, und etwa 55 Kilometer hinter Biarritz machte sie in der Brandung in der Nähe von San Sebastian eine Bauchlandung. Degrelle erlitt mehrere Knochenbrüche, aber er war bei Franco in Sicherheit.

3 Churchill war zwar mit den Problemen der Kapitulation beschäftigt, aber er musste doch immer wieder an die schwierige Lage der Leute in Prag denken. Er schickte einen neuen Funkspruch an Eisenhower:

Ich hoffe, Ihre Pläne schliessen den Vormarsch nach Prag nicht aus, falls Sie die Truppen dazu haben und nicht schon vorher auf die Russen treffen. Ich dachte, es läge nicht in Ihrer Absicht, Ihr Vordringen zu beschränken, wenn Sie genug Truppen haben und Ihnen keine feindlichen Truppen gegenüberstehen. Bemühen Sie sich nicht wegen einer telegrafischen Antwort, sondern geben Sie sie mir bei unserem nächsten persönlichen Zusammentreffen.

Aber Eisenhower dachte gar nicht daran, auch nur einen Kilometer über Pilsen

* Terboven erschoss sich später. Quisling versuchte zu fliehen, wurde jedoch gefangen-genommen.

hinaus nach Osten zu marschieren. Soweit es ihn, die Stabschefs und Truman anging, war das Schicksal Prags kein Problem.

Nur Wlassow war der Stadt zu Hilfe gekommen; ein ROA-Regiment stand bereits in erbitterten Strassenkämpfen mit deutschen Truppen. Am Abend des 7. Mai erfuhr General Bunjatschenko, dass eine SS-Division sich Prag von Süden her näherte. Er befahl einem Reserve-Regiment, sich auf einer Höhe 13 Kilometer von der Stadt entfernt einzugraben und den Gegner «um jeden Preis» aufzuhalten.

Am Vormittag des 8. Mai sah es so aus, als sei der Vormarsch der Deutschen gestoppt. Aber wenige Stunden später begannen die siegreichen ROA-Verbände, sich aus Prag zurückzuziehen. Einem seiner Regimentskommandeure sagte Bunjatschenko, dass die Tschechen darum gebeten hätten: Die Hilfe der ROA sei nicht mehr erforderlich, da die Panzer Marschall Konjews jeden Augenblick in die Stadt einrücken könnten*.

Die Wlassowiten hatten Angst vor ihren Landsleuten und zogen sich aus der Stadt zurück, bei deren Rettung sie geholfen hatten. Verbittert marschierten sie wieder nach Südwesten. Diesesmal war es kein Triumphzug. Weder wurden Blumen auf ihren Weg gestreut, noch wurde ihnen Speis und Trank angeboten. Und es war auch niemand da, der sie hochleben liess**.

Kurz nach Mittag wurde General Rudolf Toussaint, der deutsche Militärbefehlshaber in Prag, mit verbundenen Augen ins Hauptquartier des Revolutionären Nationalrats gebracht, wo man seinen Sohn gefangenhielt. General Toussaint war ein grosser, gutaussehender Fünfziger. Seine Uniform war makellos. Ein Freiheitskämpfer riss dem General die Augenbinde ab; es sah ziemlich lächerlich aus, wie sie ihm über das Ohr hing, aber Toussaint blieb ungerührt stehen, bis man ihm das Tuch endgültig abgenommen hatte.

Der General vertrat zwar eine geschlagene Armee, aber er verhandelte hartnäckig mehr als vier Stunden, bis sich die Tschechen schliesslich einverstanden erklärten, dass seine Männer nach Westen abrücken und sich den Amerikanern ergeben

* Dr. Otakar Machotka, ein Mitglied des Revolutionären Nationalrates, bestreitet nadi-
drücklich, dass die Wlassowiten von den Tschechen wegeschickt worden seien.

** Von den 50'000 Wlassow-Soldaten entkam die Hälfte über die anglo-amerikanischen Linien. Der Rest wurde von der Roten Armee umzingelt, und wer nicht Selbstmord verübte, wurde als Gefangener in die Sowjetunion zurücktransportiert. Wlassow selbst wurde mit Bunjatschenko und acht anderen Führern in Moskau der Spionage und terroristischen Aktivität gegen die Sowjetunion beschuldigt. Vor einem Militärgericht gaben, wie es hiess, alle Angeklagten ihre Schuld zu. Sie wurden gehenkt.

In Jalta hatten Churchill und Roosevelt vereinbart, sämtliche Sowjetbürger in das sowjetisch besetzte Gebiet zurückzuführen. Die meisten Russen, die in den Westen geflohen waren, wurden schliesslich den Sowjets übergeben – gelegentlich unter brutaler Gewaltanwendung seitens der anglo-amerikanischen Bewacher. In Lienz weigerte sich eine Gruppe von Kosaken, die Lastwagen zu besteigen, mit denen sie abtransportiert werden sollten. Sie bildeten einen schützenden Ring um ihre Familien und wehrten sich gegen die britischen Soldaten mit blossen Händen. Schliesslich wurden von den Engländern 60 Kosaken getötet. Andere sprangen in die Drauf; sie wollten lieber ertrinken als in die UdSSR abgeschoben werden.

könnten. Aber Toussaint blieb deprimiert. «Wer bin ich jetzt – ein General ohne Armee!» Mit verbundenem Kopf wurde sein Sohn ins Zimmer geführt. Jetzt bleibe ihm nur noch, heimzukehren, sich hinzusetzen und in den blauen Himmel zu starren, erklärte Toussaint. «Aber wir haben es verdient.»

Es war der Tag der Vergeltung. In der ganzen Stadt kämpften Tschechen gegen deutsche Soldaten und Zivilisten mit der ganzen Erbitterung, die sich in den Jahren der Unterdrückung angestaut hatte.

Wenig später war Prag frei, und als die Rote Armee eintraf, waren auf den Straßen praktisch keine Deutschen mehr zu sehen. Aber schon bald beanspruchten die Russen das Verdienst, Prag und die westliche Tschechoslowakei befreit zu haben, für sich. Dieser Anspruch sollte in den folgenden Kämpfen um die Macht im Staate zu einer starken Waffe werden.

Am Vormittag des 8. Mai gab es nur noch an einem einzigen Abschnitt der Ostfront schwere Kämpfe: in Jugoslawien, wo Titos Partisanen die 200'000 Überlebenden der zerschlagenen Heeresgruppe F unter Generaloberst Alexander Löhr praktisch eingekesselt hatten. In den vorangegangenen zwei Monaten waren hier fast 100'000 Deutsche gefallen.

Nördlich von Löhr hielt die Heeresgruppe Süd unter Dr. Rendulic eine durchgehende Front vom südlichen Österreich bis zur Grenze der Tschechoslowakei; seit dem Verlust Wiens hatten die vier Armeen Rendulics kaum noch Kampfhandlungen erlebt. Im Vertrauen darauf, dass Amerikaner und Briten ihm im Kampf gegen die Bolschewisten beistehen würden, schickte Rendulic einen Beauftragten zu Generalmajor H. Walker vom amerikanischen xx. Korps und bat um Erlaubnis, deutsche Reservetruppen durch die amerikanischen Linien an die Ostfront verlegen zu dürfen. Walker lehnte in scharfen Worten ab, und der enttäuschte Rendulic, der von den Verhandlungen in Reims keine Ahnung hatte, erteilte von sich aus den Befehl, am gleichen Vormittag, um 9.00 Uhr, die Feindseligkeiten gegen den Westen einzustellen. Die vier Armeen, die den Sowjets gegenüberstanden, erhielten die Weisung, sich vom Feind zu lösen und nach Westen hin zurückzuziehen.

Weiter im Norden hatte Feldmarschall Schörner seiner Heeresgruppe bereits befohlen, kehrtzumachen und sich den Amerikanern zu ergeben. Jetzt erhielt er einen Funkspruch Dönitz', dass um Mitternacht die allgemeine bedingungslose Kapitulation in Kraft trete. Von diesem Augenblick an sollte Schörner alle Kampfhandlungen einstellen und in seinen Stellungen bleiben. In Schörners Stab hatte mancher das Gefühl, betrogen worden zu sein, aber Schörner nahm es gelassen. Er gab Anweisung, die Heeresgruppe in kleine Verbände aufzulösen, die versuchen sollten, sich nach Westen abzusetzen; dabei sollten sie so viele Zivilisten wie möglich mitnehmen.

Vormittags um 10.00 Uhr erschien Oberst Wilhelm Meyer-Detring vom OKW auf Schörners Gefechtsstand rund 100 Kilometer nördlich von Prag. Der Oberst war von vier Amerikanern begleitet. Er überbrachte dem Feldmarschall die Mitteilung, dass er mit Eintreten der Waffenruhe um Mitternacht seiner Funktionen enthoben sei.

Schörner gab seine letzten Befehle aus. Dann bereitete er alles vor, um in einem

Fieseler Storch nach Tirol zu fliegen, getreu Hitlers Befehl, das Kommando über die Alpenfestung zu übernehmen*.

Dass der Krieg vorüber war, erfuhr Hans-Ulrich Rudel, Hitlers Favorit, als er am späten Vormittag von einem Einsatz zu seinem Feldflughafen nördlich von Prag zurückkehrte. Er holte seine Männer zusammen, dankte ihnen und gab jedem die Hand.

Dann flog er mit sechs Kameraden in drei Ju-87 und vier Fw-190 zu den Amerikanern; sein Beinstumpf machte ihm zu schaffen, und er hoffte, dort behandelt zu werden. Als er über dem grossen Flugplatz von Kitzingen war, sah Rudel unten amerikanische Soldaten paradieren. Er führte seine Gruppe in einem flachen Bogen zur Rollbahn. Das Fahrwerk seiner Maschine setzte auf, und Rudel trat mit aller Kraft auf die Bremse der einen Seite, während er den Steuerknüppel herumriss, so dass das Fahrgestell abgerissen wurde. Als er das Kabinendach hochklappte, hielt ihm ein amerikanischer Soldat einen Revolver unter die Nase und griff mit der anderen Hand nach dem goldenen Eichenlaub an Rudels Hals. Rudel schob ihn zurück und schlug das Kabinendach wieder zu. Ein Jeep mit amerikanischen Offizieren kam angefahren, und man brachte ihn zum Revier, wo er frisch verbunden wurde. Dann geleitete man ihn in die Offiziersmesse; seine Kameraden sprangen auf und salutierten mit dem deutschen Gruss. Ein Dolmetscher erklärte Rudel, dass der amerikanische Flugplatzkommandant diesen Gruss verboten habe, und fragte, ob Rudel englisch spreche.

Selbst wenn er Englisch könnte – man befinde sich immer noch in Deutschland, und in Deutschland spreche er nur deutsch, antwortete Rudel. Und was den Gruss betreffe: Sie hätten Befehl, auf diese Art zu grüssen, und als Soldaten führten sie ihre Befehle aus. Im Übrigen sei es ihnen völlig egal, ob es den Amerikanern gefalle oder nicht. Herausfordernd sah er zu einer Gruppe amerikanischer Offiziere hinüber, die am Nebentisch sass. Der deutsche Soldat sei nicht geschlagen worden, weil er ein schlechter Soldat sei; er sei von der Masse des Materials zermalmt worden. «Wir sind hier gelandet, weil wir nicht in der sowjetischen Zone bleiben möchten. Wir möchten dieses Thema lieber nicht weiter diskutieren; aber wir würden uns gern saubermachen und etwas essen.»

Die Gefangenen konnten sich waschen. Als sie danach am Tisch sassen und assen, kam wieder der Dolmetscher: Der amerikanische Kommandant lasse fragen, ob sich die Deutschen mit ihm und seinen Offizieren in aller Freundschaft unterhalten möchten.

Wie Rudel suchten Millionen von Deutschen die Sicherheit hinter den amerika-

* Als Schörner dort eintraf, existierte überhaupt keine Alpenfestung, und der Krieg war vorbei. Eine Woche später ergab er sich den Amerikanern. Die lieferten ihn an die Sowjetunion aus, wo er vor Gericht gestellt und zu 25 Jahren Gefängnis verurteilt wurde. Sein Chef des Stabes, General Oldwig von Natzmer, beschuldigte den Feldmarschall, seine Männer im Stich gelassen zu haben; als Schörner, neun Jahre später, nach München zurückkehrte, war er für viele Deutsche zu einem Symbol der Feigheit geworden. In der Bundesrepublik wurde er vor Gericht gestellt, jedoch wegen anderer Beschuldigungen und auf Grund von Indizienbeweisen verurteilt. Kürzlich bezeugten mehrere Offiziere freiwillig, dass Schörner lediglich nach Tirol geflogen sei, um den Befehl über die Alpenfestung zu übernehmen – nicht aber, um sein Leben zu retten.

nischen Linien. In Österreich stauten sich Tausende an der Enns, denn jenseits des Flusses stand die amerikanische 65. Division. Dort wollten sie hin.

Am Spätnachmittag näherten sich die abgekämpften Reste der 12. SS-Panzerdivision der Brücke. Eine massive Baumsperre war nur so weit beiseitegeräumt, dass ein einzelner Lastwagen gerade passieren konnte. Plötzlich schrie jemand «Russen!», und in wilder Flucht stürzte alles zur Brücke. Lastwagen bohrten sich in die Menschenmassen; es gab Tote und Verletzte. Die Brückenauffahrt war hoffnungslos verstopft. In panischer Angst rannten die Deutschen am Flussufer entlang: «Russen! Russen! Russen!»

Ein mittelschwerer sowjetischer Panzer rasselte auf die Brücke zu. Im Turm stand ein Leutnant. Als er sah, wie 60'000 Männer verzweifelt versuchten, seiner einzigen Kanone zu entkommen, schüttelte er sich vor Lachen.

4 Am frühen Vormittag des 8. Mai schrieb Truman an seine Mutter und seine Schwester:

Dear Mama & Mary!

Heute morgen bin ich 61, und in der vergangenen Nacht habe ich im Zimmer des Präsidenten im Weissen Haus geschlafen. Die Maler sind fertig, und einige Möbel stehen wieder an ihrem Platz. Ich hoffe, dass alles bis Freitag für Euch bereit ist. Mein teurer goldener Federhalter funktioniert nicht, wie er soll.

Heute ist ein historischer Tag. Heute vormittag, um 9.00 Uhr, muss ich über den Rundfunk zum Lande sprechen: Bekanntgabe der deutschen Kapitulation. Die Papiere wurden gestern früh unterschrieben, und an allen Fronten werden die Feindseligkeiten heute um Mitternacht aufhören. Ist das nicht ein schönes Geburtstagsgeschenk?

*Hatte Schwierigkeiten mit dem Premierminister von Grossbritannien. Er, Stalin und der amerikanische Präsident vereinbarten, die Nachricht in allen drei Hauptstädten gleichzeitig und zu einem Zeitpunkt bekanntzugeben, der uns allen passt. Wir einigten uns auf 9.00 Uhr Washingtoner Zeit, das bedeutet 15.00 Uhr Londoner und 16.00 Uhr Moskauer Zeit**

* Tatsächlich wehrte Stalin sich noch immer gegen eine frühzeitige Bekanntgabe. Er erläuterte seinen Standpunkt in einem Kabel an Truman:

... Das Oberkommando der Roten Armee ist sich nicht sicher, dass der Befehl des deutschen Oberkommandos zur bedingungslosen Kapitulation von den deutschen Armeen an der Ostfront auch durchgeführt wird. Wir befürchten daher, dass wir uns in einer schwierigen Lage befinden und die sowjetische Öffentlichkeit irreführen könnten, wenn die Regierung der UdSSR die Kapitulation Deutschlands heute bekanntgibt. Es sollte nicht vergessen werden, dass der deutsche Widerstand an der Ostfront nicht schwächer wird, dass vielmehr, nach aufgefangenen Funkprüchen, eine beträchtliche Anzahl deutscher Truppen ausdrücklich erklärt hat, den Widerstand fortsetzen und den Kapitulationsbefehl von Dönitz nicht befolgen zu wollen.

Aus diesem Grund würde es das Oberkommando der sowjetischen Truppen vorziehen zu warten, bis die deutsche Kapitulation tatsächlich stattfindet, und die Bekanntgabe der Kapitulation durch die Regierung bis zum 9. Mai, 19.00 Uhr Moskauer Zeit, aufzuschieben.

Mr. Churchill rief mich schon bei Tagesanbruch an, um zu erfahren, ob wir die Nachricht nicht ohne Rücksicht auf die Russen freigeben könnten. Er erhielt eine ablehnende Antwort und drängte mich dann ständig, mit Stalin zu sprechen. Schliesslich musste er sich an den vereinbarten Plan halten – aber er war aufgeregt wie eine ins Wasser gefallene Henne.

Seit dem 12. April haben die Dinge sich hier in einem fürchterlichen Tempo entwickelt. Nicht ein einziger Tag verging, an dem nicht irgendeine folgenschwere Entscheidung getroffen werden musste. Bisher hatte ich Glück. Ich hoffe, dass es weiter bei mir bleibt. Allerdings kann es nicht immer so weitergehen, und wenn ein Fehler gemacht wird, hoffe ich, dass er nicht zu gross ist, um nicht wiedergutmacht werden zu können.

Wir freuen uns schon auf Euren langen Besuch. Möglicherweise kann ich Euch nicht abholen wie geplant, schicke dann aber das sicherste und schönste Flugzeug und alles, was nötig ist, enttäuscht mich also bitte nicht.

Alles Liebe Euch beiden.

Harry.

Um 8.35 Uhr drängten die Presseleute sich schweigend ins Büro des Präsidenten, wo Truman mit Frau und Tochter sowie führenden Politikern und Militärs wartete. «Well», sagte der Präsident, «ich möchte damit anfangen, dass ich Ihnen eine kleine Erklärung vorlese. Allerdings mache ich Sie alle von Anfang an darauf aufmerksam, dass diese Pressekonferenz unter der Voraussetzung stattfindet, dass sämtliche Informationen, die Sie hier erhalten, erst heute vormittag um neun Uhr weitergegeben werden dürfen.»

Er werde, sagte er, eine Proklamation verlesen. «Sie dauert etwa sieben Minuten, so dass Sie keineswegs unruhig zu werden brauchen. Sie haben immer noch genügend Zeit.» Die Korrespondenten lachten.

«Dies ist eine ernste, aber ruhmreiche Stunde. General Eisenhower teilt mir mit, dass die Streitkräfte Deutschlands sich den Vereinten Nationen ergeben haben. Die Fahnen der Freiheit wehen über ganz Europa.» Er unterbrach sich. «Auch zur Feier meines Geburtstages – ebenfalls heute.»

«Happy birthday, Mr. President!» riefen mehrere Stimmen, und wieder ertönte Gelächter.

Truman verlas den Rest der Proklamation. Er schloss mit der Bitte, «zu arbeiten, zu arbeiten und noch mehr zu arbeiten», um den Krieg zu Ende zu bringen; der Sieg sei erst zur Hälfte errungen. Er verlas dann einen Aufruf, in dem rücksichtsloser Kampf gegen Japan bis zur bedingungslosen Kapitulation gefordert und dem japanischen Volk genau aufgezählt wurde, was bedingungslose Kapitulation bedeutete:

«Sie bedeutet das Ende des Krieges.

Sie bedeutet die Eindämmung des Einflusses führender Militärs, die Japan an den Rand des Unglücks gebracht haben.

Sie ist die Vorbedingung für die Rückkehr der Soldaten und Matrosen zu ihren Familien, auf ihre Höfe und an ihre Arbeitsplätze.

Und sie bedeutet, dass die gegenwärtige Agonie und die Leiden der Japaner in der vergeblichen Hoffnung auf Sieg nicht noch länger dauern.

Bedingungslose Kapitulation bedeutet jedoch nicht die Vernichtung oder Versklavung des japanischen Volkes.»

Hätte man den Deutschen im Jahre 1944 ähnliche Versicherungen gegeben, wäre der Krieg in Europa vielleicht früher zu Ende gewesen.

Jetzt wich Truman von seinem Manuskript ab: «Wie Sie wissen, ist hier immer wieder betont worden, dass wir einen Frieden der Gerechtigkeit und des Rechts wünschen. Das ist es auch, was wir zu erhalten versuchen, und zwar in San Francisco – was wir auch erhalten werden: den Rahmen für einen Frieden der Gerechtigkeit und des Rechts. Damit sehen wir uns jetzt gewaltigen Problemen gegenüber.»

Den 13. Mai, einen Sonntag, erklärte er zum Tag des Gebets, und es sei auch gerade der richtige Tag – Muttertag.

Um 9.00 Uhr sass er im Funkraum des Weissen Hauses und sprach zu seinen amerikanischen Landsleuten. «Dies ist eine ernste, aber ruhmreiche Stunde», begann er und fügte dann spontan einen Satz ein, den er den Korrespondenten nicht vorgelesen hatte. «Ich wünschte, Franklin D. Roosevelt hätte diesen Tag noch erleben können ...»

Zur selben Stunde sprach Churchill aus dem Kabinettsraum in Downing Street No. 10 zum britischen Volk. Er erinnerte an die vergangenen fünf Jahre und sagte düster, er wünschte, allen versichern zu können, dass Sorgen und Mühen vorüber seien. Aber es bliebe noch viel zu tun.

«Auf dem europäischen Kontinent haben wir noch nicht sicherstellen können, dass die einfachen und ehrenhaften Ziele, für die wir in den Krieg eintraten, in den Monaten, die unserem Erfolg folgen, nicht einfach beiseite gefegt oder übergangen werden und dass die Begriffe ‚Freiheit‘, ‚Demokratie‘ und ‚Befreiung‘, wie wir sie verstehen, nicht entwertet werden. Es hätte wenig Sinn, die Hitlerleute für ihre Verbrechen zu bestrafen, wenn nicht Recht und Gesetz herrschten oder wenn totalitäre oder Polizeiregime an die Stelle der deutschen Eindringlinge träten. Wir wollen nichts für uns. Aber wir müssen sichergehen, dass die Sache, für die wir kämpften, auf der Friedenskonferenz auch in Taten und nicht nur in Worten Anerkennung findet, und vor allem müssen wir versuchen sicherzustellen, dass die Weltorganisation, die die Vereinten Nationen augenblicklich in San Francisco schaffen, nicht ein leerer Name, nicht ein Schutzschild für den Starken und ein Hohn für den Schwachen wird. Aufgabe der Sieger ist es, in ruhmreichen Stunden ihre Herzen zu erforschen und sich durch ihre Lauterkeit der ungeheuren Macht würdig zu erweisen, die sie ausüben .. .»*

Anschliessend ging Churchill zum Unterhaus, aber wegen der Menschenmassen, die sich auf der Strasse drängten, brauchte er für die kurze Strecke eine halbe Stunde. Als er das Haus betrat, erhoben sich die Abgeordneten und begrüßten ihn stürmisch. Er beantragte, die Sitzung zu vertagen. Das Haus solle Gott dem Allmächtigen demütig dafür danken, dass England von der deutschen Gefahr er-

* Während Churchill und Truman sprachen, übertrug der sowjetische Rundfunk seine Kinderstunde. Stalin war entschlossen, die Waffenruhe erst am folgenden Tag bekanntzugeben.

rettet sei. Dann ging er als erster durch die lärmende Menge hinüber zur Abtei von Westminster.

Nach dem Essen im Buckinghampalast fuhr der Premier nach Whitehall ins Gesundheitsministerium. Er trat auf den Balkon hinaus, um zu sprechen, aber die jubelnde Menschenmenge unten liess ihn fast nicht zu Wort kommen. «Das ist euer Sieg!» schrie er. «Es ist der Sieg der Freiheit in jedem Land. In unserer ganzen langen Geschichte haben wir keinen grösseren Tag als den heutigen erlebt!»

5 Vormittags um 10.00 Uhr standen Marschall Wassilij Sokolowskij und die anderen Offiziere aus Schukows Stab an der Landebahn des Flughafens Tempelhof. Eine amerikanische Maschine schwebte ein. Die Russen glaubten, dass Eisenhower an Bord sei, aber das Flugzeug kam gar nicht aus Reims; es kam aus Moskau und brachte General Deane nach Berlin. Die Russen waren verwirrt und gekränkt. Deane hatte die unangenehme Pflicht, Eisenhower zu entschuldigen. Eisenhower hatte den Sowjets zwar mitgeteilt, dass er zur zweiten Unterzeichnung sehr gern nach Berlin kommen würde, aber Smith und andere hatten ihm geraten, im Interesse des alliierten Ansehens seinen Stellvertreter, den britischen Luftmarschall Sir Arthur Tedder, zu schicken. Der Mann, der für die Sowjets unterschreibe – Schukow –, sei nur Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe und stehe im Rang weit unter Eisenhower.

Eine Stunde später kam Tedder mit seinen Leuten aus Reims an; eine bunt zusammengewürfelte Kolonne aus erbeuteten deutschen Fahrzeugen brachte sie in die Peripherie, wo sie in Villen einquartiert wurden. Zu der Gruppe gehörten drei Angehörige des Weiblichen Hilfskorps; auch Kay Summersby war darunter. Als sie in ihrem Zimmer Stunden um Stunden darauf warteten, dass irgend etwas passieren werde, waren sie doch froh, dass Eisenhower daheim geblieben war. Sie waren überzeugt, dass er aus Wut über eine derartig «beleidigende Verzögerung» nach Reims zurückgefliegen wäre.

Aber die Russen verloren keine Zeit. In einem anderen Teil der Stadt hörten Oberstleutnant Wladimir Jurasow – der Mann, der alle Zementfabriken in die Sowjetunion verfrachten sollte – und andere Offiziere einen Vortrag des Beauftragten für Wirtschaftsprobleme beim sowjetischen Kommandanten von Berlin. «Transportieren Sie alles aus dem Westsektor Berlins ab», sagte der Beauftragte. «Verstehen Sie? Alles! Und was Sie nicht mitnehmen können, zerstören Sie. Aber lassen Sie nichts für die Alliierten zurück. Keine Maschine, kein Bett zum Schlafen, keinen Nachttopf!»

Nach fünf Stunden endlich traf sich Schukow mit Tedders Gruppe. Und auch dann noch hatten verschiedene alliierte Beobachter den Eindruck, dass der Marschall alles tue, um die Unterzeichnung hinauszuzögern – und das stimmte auch. Schukow wartete auf Wischinskij, der bereits mit Instruktionen von Moskau nach Berlin unterwegs war.

Ein wichtiger Streitpunkt konnte allerdings schon beim ersten Gespräch geklärt werden. Da Eisenhower nicht anwesend war, um den Westen insgesamt zu vertreten, hatte de Gaulle Anweisung gegeben, dass General Jean de Lattre de

Tassigny für Frankreich unterschreiben solle. Amerikaner und Briten sahen darin ein neues Beispiel für de Gaulles Chauvinismus*.

Aber das Problem wurde gelöst. Alle – einschliesslich Schukow – kamen überein, dass Tedder für die Briten, General Spaatz für die Amerikaner und de Lattre für die Franzosen unterschreiben solle.

Dann musste de Lattre feststellen, dass in der Halle, in der die Zeremonie stattfinden sollte, keine französische Flagge hing. Überstürzt stückelten russische Mädchen aus einer Flakenkreuzfahne, einem Bettlaken und ein paar blauen Arbeits-hosen eine Trikolore, nähten die Streifen jedoch waagrecht zusammen. De Lattre machte ihnen klar, dass sie eine holländische Flagge fabriziert hätten, und die Mädchen mussten die Fahne wieder auseinandertrennen und die Streifen senkrecht zusammennähen.

Dass Eisenhower nicht erschienen war, hatte noch weitere Konsequenzen. Tedder erschien mit besorgtem Gesicht. «Alles ist zusammengebrochen», sagte er zu de Lattre. «Mr. Wischinskij ist gerade aus Moskau gekommen und will sich nicht mit der Formel einverstanden erklären, die wir mit Schukow vereinbart haben. Er ist einverstanden, dass Sie unterschreiben, damit das Wiedererstehen Frankreichs vor aller Welt dokumentiert wird; aber er ist kategorisch dagegen, dass auch Spaatz unterzeichnet. Er behauptet nämlich, die Vereinigten Staaten seien bereits durch mich vertreten, da ich im Namen Eisenhowers unterschreibe. Jetzt verlangt Spaatz, dass er ebenfalls unterschreiben darf, wenn Sie unterschreiben.» De Lattre wiederholte nur die Befehle, die er von de Gaulle erhalten hatte. «Wenn ich nach Frankreich zurückkehre, ohne meinen Auftrag erfüllt zu haben», sagte er, «wenn ich zulasse, dass mein Land von der Unterschrift unter die Kapitulation des Reiches ausgeschlossen wird, dann verdiene ich, aufgehängt zu werden. Denken Sie an mich!»

«Ich werde Sie schon nicht vergessen», sagte Tedder, verständnisinnig lächelnd, und verschwand, um die Besprechung mit den Russen fortzusetzen. Zwei Stunden lang wogte die Debatte. Schukow behauptete jetzt, es bestehe überhaupt keine Notwendigkeit, dass irgendwelche Zeugen unterschrieben, und Tedder argumentierte genauso heftig, dass das Kapitulationsdokument zwei weitere Namen ent-

* De Gaulle seinerseits war sowohl von Churchill wie auch von Roosevelt fair behandelt worden. Um sich nicht lächerlich zu machen, hatten sie ihm jedoch die Teilnahme an Jalta verweigert und ihn über die Ergebnisse erst unterrichtet, als alles vorüber war. Die meisten Amerikaner waren wütend, als die Franzosen sich nach der Eroberung Stuttgarts weigerten, die Stadt wieder zu räumen. Truman teilte de Gaulle damals persönlich mit, dass er über die Haltung der französischen Regierung in dieser Angelegenheit und die sich daraus ergebenden Folgerungen bestürzt sei, und drohte mit einer vollständigen Neuordnung der Kommandostruktur, wenn die französische Armee die politischen Wünsche der französischen Regierung erfülle.

Der Amerikaner, der von dieser Affäre am stärksten betroffen war – General Jacob L. Devers, Oberbefehlshaber der 6. amerikanischen Heeresgruppe –, erklärte später, dass die Stuttgarter Angelegenheit von seinen eigenen Landsleuten aufgebauscht worden sei. «Das Ganze war eine Albernheit. Sie erst haben ein Problem daraus gemacht.» Devers hatte immer Verständnis für die französischen Bestrebungen. Dass das so war, schreibt Devers einem Obersten aus seinem Stabe zu, der fliessend Französisch sprach: Henry Cabot Lodge.

halten müsse: einen für die 40 Millionen Franzosen, einen anderen für die 140 Millionen Amerikaner.

Schliesslich fand Wischinskij die Lösung: Spaatz' und de Lattres Unterschriften sollten etwas tiefer als die Tedders und Schukows stehen.

Kurz vor 23.30 Uhr betraten Keitel, Friedeburg und Generaloberst Hans Jürgen Stumpff von der Luftwaffe den Raum. Für einen Augenblick waren sie vom Licht der Scheinwerfer geblendet. Dann ging Keitel weiter; er sah imposant aus in seiner Uniform. Er hob seinen Marschallstab zu einem knappen Gruss und setzte sich dann steif Schukow gegenüber, den Kopf erhoben, das Kinn vorgestreckt. «Aha, die Franzosen sind auch da!» hörte Wischinskij den Feldmarschall murmeln. «Die haben uns noch gefehlt.»

Friedeburg sass, dunkle Schatten unter den Augen, an der linken, Stumpff an der rechten Seite Keitels*.

Schukow stand auf. «Haben Sie das Protokoll der Kapitulation zur Kenntnis genommen?»

«Jawohl», erwiderte Keitel vernehmlich.

«Sind Sie zur Unterzeichnung bevollmächtigt?»

«Jawohl.»

«Zeigen Sie mir Ihre Vollmacht.»

Keitel tat es.

«Haben Sie zur Durchführung der Kapitulation, die Sie jetzt unterschreiben werden, irgend etwas zu bemerken?»

In seiner abgehackten Sprechweise verlangte Keitel einen 24Stündigen Aufschub. Schukow blickte sich fragend um und sagte: «Dieses Verlangen ist abgelehnt. Keine Abänderungen. Haben Sie noch etwas zu bemerken?»

«Nein.»

«Dann unterschreiben Sie.»

Keitel stand auf, klemmte sich das Monokel ein und ging zum Tischende. Hier setzte er sich neben de Lattre und legte Mütze und Marschallstab vor den Franzosen hin. Mit einer Bewegung forderte de Lattre ihn auf, die Sachen wegzunehmen, und der Feldmarschall schob sie beiseite. Dann zog er langsam einen seiner grauen Handschuhe aus, griff nach einem Federhalter und begann, die Kopien der Kapitulationsurkunde zu unterschreiben.

Fotografen und Korrespondenten drängten nach vorne; sie kletterten sogar auf die Tische, um besser sehen zu können. Ein Russe, Assistent eines Kameramannes, versuchte, sich durch die Masse seiner Kollegen zu boxen, und bezog einen Kinnhaken.

Tedder blickte die Deutschen an und sagte mit seiner dünnen, hohen Stimme: «Sind Ihnen die Bedingungen klar, die Sie eben unterschrieben haben?»

Wieder sprang Keitel auf, grüsste mit seinem Marschallstab und verliess mit schnellen Schritten den Raum, das Kinn immer noch hochgereckt.

Friedeburg verübte fünfzehn Tage später Selbstmord.

In Flensburg arbeitete Hitlers Nachfolger, Grossadmiral Karl Dönitz, an der Niederschrift eines Erlasses, den er an seine Offiziere schicken wollte:

«Kameraden ... Wir sind in unserer Geschichte um tausend Jahre zurückgeworfen worden. Land, das ein Jahrtausend deutsch war, ist in die Hand der Russen gefallen. Welche politische Linie wir jetzt verfolgen müssen, liegt deshalb klar auf der Hand: Fest steht, dass wir uns an die Westmächte anlehnen und in den von ihnen besetzten Gebieten mit ihnen Zusammenarbeiten müssen, denn nur eine solche Zusammenarbeit gibt uns die Hoffnung, unser Land später von den Russen zurückzugewinnen.

Trotz des gegenwärtigen totalen militärischen Zusammenbruchs gleicht die Lage unseres Volkes nicht der von 1918. Noch ist unser Volk nicht auseinandergerissen. Ob wir eine andere Form des Nationalsozialismus schaffen oder uns dem uns vom Feind auferlegten Leben anpassen – wir sollten sicherstellen, dass die uns durch den Nationalsozialismus gegebene Einheit unter allen Umständen erhalten bleibt.

Das persönliche Schicksal jedes einzelnen von uns ist ungewiss. Das ist jedoch unwichtig. Wichtig ist, dass wir die so enge Kameradschaft erhalten, die aus den Bombenangriffen auf unser Land erwachsen ist. Nur durch diese Einigkeit wird es uns möglich sein, die Schwierigkeiten der vor uns liegenden Jahre zu meistern, und nur so können wir sichergehen, dass das deutsche Volk nicht untergeht...» Aber diese Worte liessen nicht erkennen, was ihn quälte, seit Jodl aus Reims eine Nummer von *Stars and Stripes* mit Bildern aus Buchenwald mitgebracht hatte. Dönitz hatte zunächst nicht glauben wollen, dass diese Greuelthaten wirklich verübt worden waren. Aber als sich die unwiderlegbaren Beweise häuften, war er gezwungen, der Wahrheit ins Angesicht zu sehen: Die Schrecken der Konzentrationslager waren nicht nur alliierte Propaganda.

Diese Erkenntnis erschütterte seinen Glauben an den Nationalsozialismus, und er überlegte, ob Hitlers Leistungen nicht mit einem allzu hohen und fürchterlichen Preis bezahlt worden waren. Er dachte an seine beiden Söhne, die im Kampf für den Führer gefallen waren.

Dönitz ging es wie so vielen anderen Deutschen: jetzt erst wurden ihm allmählich die Gefahren des Führerprinzips, des Prinzips der Diktatur, klar. Vielleicht waren die Menschen überhaupt unfähig, die Macht zu gebrauchen, die aus der Diktatur entsteht, ohne dabei der Versuchung zu erliegen, diese Macht zu missbrauchen.

Der Admiral wurde von Zweifeln bestürmt. Er überflog das Manuskript noch einmal, faltete es dann langsam zusammen und verschloss es in der Schublade seines Schreibtisches.

Anmerkungen und Quellen

Die wichtigsten Quellen sind für jedes Kapitel mit erläuternden Einzelheiten angegeben. Zu den Büchern, die von grossem allgemeinem Wert waren und nicht im Einzelnen aufgeführt werden, gehören: *The Supreme Command* von Forrest C. Pogue; *Roosevelt – Churchill – Stalin* von Herbert Feis; *Die Niederlage 1945*, herausgegeben von Percy Ernst Schramm; *Kriegstagebuch des OKW 1944-1945*, geführt von Percy Ernst Schramm; *Hitler – A Study in Tyranny (Hitler, eine Studie über Tyrannei)* von Alan Bullock; *Mein Kampf* von Adolf Hitler; *Grand Strategy* von John Ehrman; *The War in Eastern Europe*, Department of Military Art and Engineering, us Military Academy, West Point, N.Y.; *Correspondence Betveen the Chairman of the Council of Ministers of the USSR and the Presidents of the U.S.A. and the Prime Ministers of Great Britain during the Great Patriotic War of 1941-1945*, Bd. I u. II; *The Testament of Adolf Hitler: The Hitler-Bormann Documents, February-April 1945*, herausgegeben von H. R. Trevor-Roper; *The Rise and Fall of the Third Reich (Aufstieg und Fall des Dritten Reiches)* von William Shirer; *Es begann an der Weichsel und Das Ende an der Elbe* von Jürgen Thorwald; *The Last Days of Hitler (Hitlers letzte Tage)* von H. R. Trevor-Roper; *The Struggle for Europe (Der Kampf um Europa)*, von Chester Wilmot; *Triumph and Tragedy (Der Zzweite Weltkrieg)* von Winston S. Churchill; *Erinnerungen eines Soldaten* von Heinz Guderian und *War As I Knew It (Krieg, zvie ich ihn erlebte)* von George S. Patton jun.

Ebenfalls von grossem Wert waren mehr als 200 Manuskripte, die von deutschen Offizieren für das Office of the Chief of Military History, Department of the Army, angefertigt wurden, das 42bändige Werk *Trial of the Major War Criminals before the International Military Tribunal (Der Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof)* in Nürnberg; die 15 Bände über die nachfolgenden Prozesse *Trials of War Criminals before the Nuremberg Military Tribunals* sowie Tausende von Dokumenten aus den National Archives in Alexandria, Virginia. Wenn nicht anders angegeben, handelt es sich bei dem gesamten Material über die deutschen Flüchtlinge aus dem Osten – einschliesslich der Berichte über die «Wilhelm Gustoff» und die «Goya» – um Unterlagen aus den Akten des Bundesarchivs in Koblenz.

Otto Skorzeny las den ersten Entwurf dieses Manuskripts; dabei machte er zahllose Korrekturen und Vorschläge. Ausserdem legte er grössere Passagen einer Reihe Personen vor, die Hitler nahestanden, wie etwa Frau Christian.

Kapitel 1

Die Schilderung vom Marsch alliierter Kriegsgefangener, die Sagan und andere Lager im Osten verlassen mussten, beruht vor allem auf Interviews und der Korrespondenz mit General Vanaman, den Colonels Spivey, Clark und Lockett, Lieutenant Phelan, Major Charles Lenfest sowie den 2nd Lieutenants James F. Schildt und Stratton Appleman. Hinzu kamen *History of Center Compound Stalag Luft III Sagan, Germany* und *Kriegie von* Kenneth W. Simmons. Die Geschichte von Colonel Yardley ist einem offiziellen Bericht entnommen.

Das Gedicht von Larry Phelan erschien ursprünglich im *The Oflag 64 Bulletin*, einer zweiseitigen, von den Gefangenen herausgebrachten Tageszeitung. «Der Kopf des *Bulletins*, der in geschmackvollem viktorianischem Stil gezeichnet war, war einer unserer liebsten Witze, der lange vorhielt und mit dem wir uns über unsere Gewahrsamsmacht lustig machten», schrieb Phelan. «Denn auch das *Bulletin* hatte ein Motto, das jedoch zwischen Schnörkeln und anderen Dingen versteckt war. Dieses Motto hielt sich an das des *Völkischen Beobachters*, der nazistischen Parteizeitung, die ‚Freiheit und Brot‘ verlangte. Wir, die wir uns von kleinen Brocken steinharten Schwarzbrotess ernährten, das grosszügig mit Sägemehl angereichert war, forderten für uns Freiheit und Weissbrot* – zwei Dinge, die uns, den unfreiwilligen Gästen des Dritten Reiches, sehr fehlten. Der Zensor, der täglich jeden Buchstaben des *Bulletins* las, entdeckte das Motto nie, und so konnten wir es fast zwei Jahre lang unter uns geniessen.»

Bei der Schilderung der Führerkonferenz handelt es sich um Auszüge aus dem Protokoll der Lagebesprechung vom 27. Januar; weitere Einzelheiten stammen aus Gesprächen mit Baron Freytag von Loringhoven und zwei weiteren Teilnehmern, die jedoch ungenannt bleiben möchten.

Über die Ereignisse in Wugarten, die in diesem Kapitel und den folgenden geschildert werden, berichteten Colonel Füller, Leutnant Hegel, ist Lieutenant Francis Richwine, 2nd Lieutenant Henry Cronin, Captain Donald Gilinski und andere. Ausserdem: *Neve Ross a Selchev* von General Almerico Jacobucci, zahlreiche italienische Berichte, Hegels privates Tagebuch und das offizielle Tagebuch *Journal of American Prisoners of War* (27. Januar-18. März 1945).

Weitere Unterlagen bildeten Interviews mit Generalfeldmarschall Schörner und SS-Obersturmbannführer Kempka, die Korrespondenz mit Dr. von Braun, ein Bericht von Josefine Schieiter und die folgenden Bücher: *Die Endlösung* von Gerald Reitlinger, *Crossbow and Overcast* von J. McGovern und *V 2 – Der Schuss ins Weltall* von Walter Dornberger.

Kapitel 2

Es beruht auf Interviews mit SS-Obergruppenführer Wolff, der Korrespondenz mit Dr. von Braun, einem offiziellen Bericht über STALAG III C sowie *The Bormann Letters*; *The War and Colonel Warden* von Gerald Pawle; *Eisenhower's Six Great Decisions (General Eisenhowers sechs grosse Entscheidungen)* von Walter

Bedell Smith; *Foreign Relations of the United States – The Conferences at Malta and Yalta 1945*; *Triumph in the West (Sieg im Westen)* von Arthur Bryant und *Crossbow and Overcast* von McGovern.

Einzelheiten über das zwanglose Zusammensein mit Hitler berichteten zwei Offiziere, die daran teilnahmen, aber ungenannt bleiben möchten. Eine Bestätigung für Hitlers Überzeugungen findet sich in der Eintragung vom 6. Februar in *The Testament of Adolf Hitler*.

Kapitel 3

Der Bericht über die Konferenz von Jalta beruht auf Interviews mit Botschafter Harriman, Freeman Matthews, Botschafter Bohlen und Denys Myers sowie auf folgenden Büchern: *Foreign Relations of the United States – The Conferences at Malta and Yalta 1945*; *Fleet Admiral King* von Ernest J. King; *The Memoirs of Anthony Eden, Earl of Avon, The Reckoning (Memoiren)* von Anthony Eden; *Roosevelt and Hopkins (Roosevelt und Hopkins)* von Robert E. Sherwood; *Roosevelt and the Russians* von Edward R. Stettinius jun.; *As He Said It* von Elliott Roosevelt; *Working with Roosevelt* von Samuel I. Rosenman; *Speaking Frankly (In aller Offenheit)* von James F. Byrnes; *The Meaning of Yalta* von John L. Snell, Forrest C. Pogue, Charles F. Delzell und George A. Lensen; *Airman at Yalta* von Laurence S. Kuter und *I Was There* von William D. Leahy.

Die offizielle Version der privaten Unterhaltung zwischen Churchill, Eden und Bohlen nach dem Abendessen vom 4. Februar, die in meinem Bericht geschildert wird, wurde kürzlich von Botschafter Bohlen in einem Brief korrigiert. Man sei, so schrieb Bohlen, keineswegs in Uneinigkeit über die Wahlprozedur im Sicherheitsrat der Organisation von Dumbarton Oaks auseinandergeschieden.

Die Unterlagen über Polen für dieses und spätere Kapitel stammen vor allem aus Interviews mit 28 führenden Polen verschiedener politischer Richtungen. Zu ihnen gehörten Ministerpräsident Mikolajczyk, Jan Ciechanowski (Botschafter in den Vereinigten Staaten), Graf Edward Racynski (Botschafter in Grossbritannien) und Zbigniew Stypulkowski. Weitere Quellen waren *Vergeblicher Sieg* von Jan Ciechanowski; *The Communist Party of Poland* von M. K. Dziewanowski; *Rape of Poland* von Stanislaw Mikolajczyk; *I Saw Poland Betrayed* von Arthur Bliss Lane; *The Secret Army* von T. Bor-Komorowski; *An Army in Exile* von W. Anders und *Allied Wartime Diplomacy* von Edward J. Rozek, das viele bisher unveröffentlichte Dokumente enthält.

Ausserdem Interviews mit Bernard Baruch, Annedore Leber, Fabian von Schlabrendorff sowie mit den US-Generalen Hull, Hodges und Simpson. Ferner *The Almost Killed Hitler*, herausgegeben von Gero von Gaevernitz; *Das Gewissen steht auf* von Annedore Leber; *The Public Years (Die Jahre des Dienens)* von Bernard M. Baruch und ein Bericht von Friedrich Paetzold.

Kapitel 4

Interviews mit Father Sampson, SS-Obergruppenführer Wolff, General Thomale, Oberst Rudel, Baron Freytag von Loringhoven und Hauptmann Karl Hans Hermann; ausserdem *The Bormann Letters; Look Out Below!* von Chaplain Francis L. Sampson; *Trotzdem!* von Hans-Ulrich Rudel und *Russia At War 1941-1945 (Russland im Krieg 1941-1945)* von Alexander Werth.

Nach dem Krieg wurde Rudel ein bekannter Bergsteiger und gehörte zu der Gruppe, die als erste den Lullay-Yacu in den Anden bestieg.

Kapitel 5

Siehe Kapitel 3 (Jalta). Ausserdem *The Kremlin and World Politics* von Philip F. Moseley und ein Artikel von William C. Bullitt in *Life* (6. September 1948).

Den Einblick in das Wesen Churchills verdanke ich Persönlichkeiten, die ihm nahestanden, darunter Bernard M. Baruch, Clement Attlee und Alan Bullock. Ferner Interviews mit den Generalen Craig, Horrocks, Huebner und Simpson; *Battle for the Rhine (Die Schlacht um das Rheinland)* von R. W. Thompson; *Escape to Action* von Sir Brian Horrocks und *The Victory Campaign*, Band 111 der offiziellen Geschichte der Kanadischen Armee im Zweiten Weltkrieg.

Kapitel 6

Die Informationen über Jugoslawien stammen aus Interviews mit Brigadier Maclean, Colonel Jack Churchill, 25 Partisanen – vom einfachen Soldaten bis zum General – und sieben führenden Politikern. Ausserdem *The Heretic* und *Eastern Approaches* von Fitzroy Maclean; *Tito (Tito)* von Wladimir Dedijer; *The War and Revolution of the Peoples of Yugoslavia 1941-1945* und *Oslobodilacki Rat, Naroda Jugoslavije 1941-1945*, Bd. 11.

In einem Interview erzählte Alexander Botzaris, Spezialist im Goebbels-Ministerium für die Antikomintern auf dem Balkan, eine interessante Geschichte über Mihailovic. Anfang Februar 1945 wurde Botzaris zu Kaltenbrunner bestellt und erhielt eine mündliche Mitteilung Hitlers, die an Mihailovic weitergegeben werden sollte, der sie wiederum an die Briten weiterleiten sollte: Der Führer versprache, sämtliche Truppen vom Balkan abzuziehen, und zwar unter der Voraussetzung, dass England und die Vereinigten Staaten sich bereit erklärten, mit der Besetzung des aufgegebenen Gebietes binnen 24 Stunden zu beginnen; wenn der Balkan vollkommen von den Westmächten besetzt sei, wolle er, Hitler, sich aus Ungarn und der Tschechoslowakei zurückziehen.

Warnend wurde Botzaris von Kaltenbrunner darauf hingewiesen, dass man ihn erschiessen würde, wenn jemals etwas über seinen Auftrag an die Öffentlichkeit dränge. Botzaris flog nach Sarajewo, reiste nach Mostar und weiter dann auf einem Maultier zum Elauptquartier der Tschetniks in den Bergen. Als Mihailovic Hitlers

Mitteilung las, sprang er auf und rief: «Für uns ist der Krieg zu Ende!» Die Mitteilung wurde verschlüsselt und an die britische Funkstation in Bari durchgegeben. Etwa 24 Stunden später wurde Botzaris zu Mihailovic geholt. «Es ist unvorstellbar», sagte Mihailovic und schwenkte ein Telegramm. «Die Alliierten lehnen das Angebot ab und sagen, die Deutschen sollten es Stalin vorlegen.»

Dann begann er zu weinen.

Informationen über Ungarn: Interviews mit Otto Skorzeny, Lothar von Greelen, Erich Kernmayr, Kemal Oltayli, General Hermann Balck, General Hubert Lanz und 22 Ungarn einschliesslich Leutnant Litteratis und Joseph Nemes', des Künstlers, der die schriftliche Verhandlungsvollmacht von Horthy zu den Russen brachte. Ferner *Geheimkommando Skorzeny* von Otto Skorzeny; *Liberated Hungary*, herausgegeben von Ferenc Baktai und György Mate; *October Fifteenth* von C. A. Macartney und zahlreiche Berichte, die allein für dieses Buch gesammelt wurden. Diese Aufgabe übernahmen Dr. György Ranki, stellvertretender Direktor des Instituts für historische Wissenschaften an der ungarischen Akademie der Wissenschaften, und Dr. Karsai Elek, Leiter der wissenschaftlichen Forschung über das Ende des Zweiten Weltkriegs für das ungarische Nationalarchiv.

Kapitel 7

Der Bericht über die Bombardierung Dresdens stützt sich auf Interviews mit Sir Arthur Harris, Lord Portal, Sergeant Skiera und 32 Überlebenden, darunter Bodo Baumann, Hans Köhler, Joachim Weigel, Franz von Klepacki, Ingrid Günnel, Joachim Barth und Annemarie Friebel. Ferner *Victory*, Band in von *The Strategie Air Offensive Against Germany 1939-1945* von Sir Charles Webster und Noble Frankland; *The Destruction of Dresden (Der Untergang Dresdens)* von David Irving; zahlreiche offizielle Berichte und die Untersuchung *Historical Analysis of the 14.-15th February 1945 Bombings of Dresden* der USAF.

Weitere Quellen: Interviews mit Graf Raczynski, Baron Freytag von Loringhoven, SS-Obergruppenführer Wolff und General Wenck; *Himmler – Kleinbürger und Massenmörder* von Roger Manvell und Heinrich Fraenkel; *Himmler* von Willi Frischauer sowie *Goebbels – The Man Next to Hitler* von Rudolf Semmler.

Kapitel 8

Interviews mit General Wenck, SS-Oberstgruppenführer Hausser, den SS-Obergruppenführern Steiner und Wolff, SS-Obersturmbannführer Degrelle, Hauptmann Koriakow, Bodo Baumann, Hans Köhler, Dr. Kleist, Dr. Ragnar Svanström, Botschafter Torsten Brandel und Gräfin Bernadotte. Ferner: *I'll Never Go Back* von Mikhail Koriakow; *Russland im Krieg* von Werth; *La Campagne de Russie* von Leon Degrelle; *The Gestapo (Geschichte der Gestapo)* von Jacques Delarue; *Himmler – Kleinbürger und Massenmörder* von Manvell und Fraenkel; *Goebbels – The Man Next to Hitler* von Semmler; *Memoiren* von Walter Schellenberg;

The Man with the Miraculous Hands (Medizinalrat Kersten) von Joseph Kessel; *The Curtain Falls (Das Ende)* von Folke Bernadotte; *Zwischen Hitler und Stalin* von Dr. Peter Kleist sowie die Korrespondenz mit Dr. Werner Naumann.

Kapitel 9

Interviews mit den Generalen Airey, Simpson, Horrocks und Lemnitzer, Brigadier Maclean, Colonel Thayer und Botschafter Harriman. Ferner: *This I remember* von Eleanor Roosevelt; *The Roosevelt I Knew* von Frances Perkins; *Working with Roosevelt* von Rosenman; *Battle for the Rhine (Die Schlacht um das Rheinland)* von Thompson; *Sieg im Westen* von Arthur Bryant; *Conquer: The Story of the Ninth Army*; *Patton – Ordeal and Triumph* von Ladislas Farago; *The Memoires of Field-Marshal Montgomery (Memoiren)* von B. S. Montgomery) *Escape to Action* von Horrocks; *Joseph Goebbels* von Curt Riess; eine nicht datierte Lagebesprechung, die Ende Februar oder in den ersten Märztagen von 1945 stattfand, sowie 24 Gefechtsberichte.

Kapitel 10

Interviews mit den Generalen von Manteuffel und Balck, den US-Generalen Hodges und Collins, SS-Oberstgruppenführer Dietrich, SS-Standartenführer «Fritz Hagen»; Colonel Kimball, Leutnant Kernmayr und Jan Krok-Paszlowski. Ferner: *Der grosse Rausch* von Erich Kern; *Timberwolf Tracks* von Leo A. Hoegh und Howard J. Doyle; eine Monographie von General Köchling sowie eine Reihe von Gefechtsberichten.

Kapitel 11

Vor allem Interviews mit den Generalen von Zangen und Westphal, Oberst Reichhelm, SS-Obersturnbannführer Skorzeny, Hauptmann Bratge und Feldwebel Rothe, den Generalen Edwin Parker jun., Hodges, Hoge, Leonard, Bull, Gay und Craig, den Colonels George Smythe, Carter und Maness, Major Cothran, Captain I. J. Newman, 2nd Lieutenant Fred Mitchell, Lieutenant Miller, den Sergeants Nicholas Brdar, Sabia und De Lisio sowie die Korrespondenz mit General Ridgway, den Colonels Coker und Angeman, Captain Soumas und den Lieutenants Richard T. Alexander jun. und MacCurdy. Ferner 38 Interviews mit Beteiligten; 28 deutsche Monographien; 47 amerikanische und deutsche Gefechtsberichte; das Kriegstagebuch von General Gay; *Soldat bis zum letzten Tag* von Albert Kesselring; *The German Army in the West* von Siegfried Westphal; *Three Tears with Eisenhower* von Harry C. Butcher; *Crusade in Europa (Kreuzzug in Europa)* von Dwight Eisenhower; *A Soldier's Story* von Omar N. Bradley und

The Bridge at Remagen von Ken Hechler. Dank schulde ich besonders dem Kongressabgeordneten Hechler, der mir seine Unterlagen zur Verfügung stellte. Dem Leser wird auffallen, dass meine Darstellung der Unterhaltung zwischen den Generalen Bradley und Bull – die sich nicht nur auf *A Soldier's Story*, sondern auch auf ein Interview und meinen Briefwechsel mit General Bull stützt – gelegentlich von der Darstellung in Bradleys Buch abweicht.

Kapitel 12

Interviews mit Dr. Burckhardt, Graf Schwerin von Krosigk, den SS-Obersturmbannführern Skorzeny und Kempka, SS-Oberstgruppenführer Hausser, General Hodges, Bernard Baruch und Botschafter Harriman. Ferner *Mein Kampf* von Hitler; *Meine Danziger Mission* von Carl J. Burckhardt; *Memoiren* von Schellenberg; *Die Jahre des Dienens* von Baruch; *This I Remember* von Eleanor Roosevelt; das Tagebuch des Grafen Schwerin-Krosigk; *The Kersten Memoirs (Totenkopf und Treue)* von Felix Kersten; *An Army in Exile* von Anders; *Drive* von Charles R. Codman; vier vertrauliche Berichte aus den Akten des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes und fünf Gefechtsberichte. Besonders nützlich war *The Pursuit of the Millennium* von Norman Cohn mit dem Untertitel *Revolutionary messianism in medieval and Reformation Europe and its bearing on modern totalitarian movements*.

Kapitel 13

Der Bericht über die Operation *Sunrise* in diesem und späteren Kapiteln stützt sich auf Interviews mit Allen Dulles, Gero von S. Gaevernitz, Lieutenant-General W. D. Morgan, den Generalen Airey und Lemnitzer, SS-Obergruppenführer Wolff und Major Waibel. Ferner *Germany's Underground (Verschwörung in Deutschland)* von Allen Dulles; *Soldat bis zum letzten Tag* von Kesselring; *Call Me Coward* von Eugen Dollmann; *Bum After Reading* von Ladisia Farago; *Spying for Peace (General Guisans Zweifrontenkrieg)* von Jon Kimche und eine Reihe von Berichten. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich Dr. von Gaevernitz, der mir nicht nur fünf ausführliche Interviews gewährte, sondern auch zahlreiche Berichtigungen vornahm und Anregungen machte, nachdem er den zweiten Entwurf dieses Buches gelesen hatte.

Weitere Quellen: Interviews mit General Hodges und Botschafter Harriman, das Gay-Tagebuch sowie *The Kremlin and World Politics* von Moseley.

Kapitel 14

Interviews mit Prof. Fog, J. Jalsler, Oie Lippmann, Stig Jensen, Kai Johansen, Christian Lyst Hansen und Frode Jacobsen. Ferner: *The Danish Resistance* von

David Lampe; *Secret Alliance* und *From Occupied to Ally* von Jorgen Haestrup; Berichte und schliesslich Auszüge aus der Untergrund-Zeitung *Information*.

Kapitel 15

Interviews mit den Generalen Canine, Simpson und Horrocks, den Generalen Busse, Biehler und Heinrici sowie SS-Obergruppenführer Wolff. Einige der sieben Gespräche mit General Heinrici dauerten einen ganzen Tag. Der General diktierte, zum erstenmal in einem Interview, aus seinen persönlichen Notizen und sonstigen Aufzeichnungen; zugleich korrigierte er eine Reihe von Daten und Ereignissen, die in anderen Büchern erwähnt worden sind. Ferner *Hitler's Paper Money (Unternehmen Bernhard)* von Wilhelm Höttl; *Conquer: the Story of the Ninth Army*; das Gay-Tagebuch; *A Soldier's Story* von Bradley; *Escape to Action* von Horrocks; *Memoiren* von Montgomery; *Miracle Before Berlin* von Richard McMillan; *American Civil-Military Decisions*, herausgegeben von Harold Stein; *Sieg im Westen* von Bryant; *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower; *Soldat bis zum letzten Tag* von Kesselring und *Roosevelt and Hopkins*, in dem Sherwood behauptet, am 24. März mit Roosevelt zu Mittag gegessen zu haben. Wenn Roosevelt nicht zweimal zu Mittag ass, muss Sherwood sich irren. Am 24. März notierte nämlich William Hassett, der Sekretär des Präsidenten: «Heute kamen drei inoffizielle Besucher – Bernard M. Baruch, General Pat Hurley und Anna Rosenberg – zu Mittag.» Einige Einzelheiten stammen unmittelbar von Anna Rosenberg.

Kapitel 16

Operation *Varsity* stützt sich auf Interviews mit General Miley, Colonel Miller und Lieutenant Paul McGuire sowie auf die Korrespondenz mit den Generalen John L. Whitelaw und Ridgway und Sergeant Pete Hulewicz. Ferner *Soldier: the Memoirs of Matthew B. Ridgway*; *Wing Leader (Kameradschaft der Läfte)* von J. E. Johnson und 16 Gefechtsberichte.

Weitere Quellen: Interviews mit General Simpson sowie den Generalen Busse und Heinrici; *Sieg im Westen* von Bryant; *Memoiren* von Anthony Eden; *Drive* von Codman; *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower und das Protokoll der Führer-Lagebesprechung vom 23. März.

Kapitel 17

Interviews mit den Generalen Hoge und Canine, den Colonels Abrams und Waters (heute sind beide Vier-Sterne-Generale), den Majoren Baum, Berndt und Boyer, den Lieutenants John W. Collins, Robert Westbrook, L. J. Weigel, Oliver Patton, Kern Pitts, Howard Richards, Alexander Bölling jun. und Alan Jones jun.

sowie mit Ernst Langendorf und Pavle J. Javanovic. Korrespondenz mit Father Cavanaugh, Sergeant Yoerk, Reverend Matthews, Lieutenant Matthew J. Giuffre und Norman Smolka. Ferner das Tagebuch der Gefangenen in Szubin, 16 deutsche und amerikanische Gefechtsberichte, der Bericht von Baum *Notes on Task Force Baum*, neun Interviews zu den Kämpfen, zwei Monographien von der Infantry School in Fort Benning, Georgia, ein Bericht von Major Berndt und das bisher unveröffentlichte Buch *American Priest in a Nazi Prison* von Father Cavanaugh. Zwei Drittel von Baums Männern wurden verwundet, neun getötet und 16 vermisst. Über die Verluste unter den Kriegsgefangenen von Hammelburg liegen keine genauen Angaben vor.

Kapitel 18

Die Angaben über Eisenhowers Entscheidung stammen aus *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower; *Command Decision*, herausgegeben vom Office of the Chief of Military History, Department of the Army; *Great Mistakes of the War* von Hanson W. Baldwin und besonders *The Soldier and the State* von Samuel Huntington. Von grosser Hilfe war eine Reihe geheimer Mitteilungen, die hier erstmals veröffentlicht werden.

Ferner Interviews mit Botschafter Oshima, General Onodera, den Generalen Busse und Thomale, Baron Freytag von Loringhoven, den Colonels Hogan und Richardson sowie mit Mr. Stypulkowski. Ausserdem Berichte über die letzten Tage in Danzig von Frau Seidler und Friedrich von Wilpert; *Invitation to Moscow* von Zbigniew Stypulkowski; *Sieg im Westen* von Bryant und *The Strange Alliance (Ein seltsames Bündnis)* von John R. Deane.

Kapitel 19

Interviews mit General Zangen und den US-Generalen Simpson und Collins, Colonel Richardson, Mr. Baruch und Father Sampson. Ferner *Soldat bis zum letzten Tag* von Kesselring; *Die Jahre des Dienens* von Baruch; *The Strange Alliance (Ein seltsames Bündnis)* von Deane; das Manuskript von Father Cavanaugh; *Look Out Below!* von Father Simpson; eine Reihe deutscher und amerikanischer Gefechtsberichte; *Kampf und Ende der Heeresgruppe B im Ruhrkessel* von Carl Wagener sowie Interviews mit den Colonels Brown und Garton, Major Bellinger und Sergeant Owen.

Mehrere Fallschirmjäger, die dafür vorgesehen waren, innerhalb der Operation *Eclipse* abzuspringen, waren überzeugt, dass der Plan durch eine Verschwörung auf hoher Ebene torpediert worden war; deshalb stellte ich diese Frage mehr als zwanzig hohen Offizieren, zu denen auch die Generale Simpson, Hodges und Ridgway gehörten. Einige erinnerten sich an *Eclipse* überhaupt nicht, andere nur daran, dass es irgendein vager Plan für die Verwaltung Deutschlands nach seiner Besetzung gewesen sei. General Ridgway schrieb: «Hinsichtlich der

Operation ‚Eclipse‘ kann ich mich nur noch dunkel erinnern, dass unter den vielen Luftlandeplänen, die in den letzten Tagen der Feindseligkeiten vorgelegt wurden, einer war, einen Verband nach Berlin zu werfen ... Von einer Verschwörung auf hoher Ebene im Zusammenhang mit dem Berliner Plan habe ich nie etwas gehört.»

Kapitel 20

Informationen über Wien stammen aus Interviews mit Major Szokoll, Feldwebel Käs, Oberst A. Podhajsky, Dr. Friedrich Kätscher und Frau, Herrn Slama und Frau, Otto Skorzeny, Paula Schmuck-Wächter, Frau Thea Jung, Otto Molden, Franz Sobek, Emil Oswald, Dr. Karl Gruber und Leopold Figl. Ferner *Als Wien in Flammen stand* von West; *Geheimkommando Skorzeny* und eine Reihe von Zeitungsartikeln und -berichten.

Ausserdem Interviews mit SS-Oberstgruppenführer Dietrich, den Generalen Bittrich, Balck, Heinrici und Busse, SS-Standartenführer «Hagen», General Biehler und Leutnant Kemmayr.

Kapitel 21

Der Bericht über Roosevelts Tod stützt sich auf *When F. D. R. Died* von Bernard Asbell; *Off the Record with F. D. R.* von William D. Hassett; *Year of Decision (Das Jahr der Entscheidungen)*, den ersten Band der *Memoiren* von Harry S. Truman; *All in One Lifetime* von James F. Byrnes; *This I Remember* von Eleanor Roosevelt; *Die Jahre des Dienens* von Baruch; *Russland im Krieg* von Werth; das Tagebuch von Schwerin von Krosigk, *Roosevelt und Hopkins* von Sherwood; *The Forrestal Diaries*; *On Active Service in Peace and War* von Henry L. Stimson und McGeorge Bundy; *Working with Roosevelt* von Rosenman; *A Soldier's Story* von Bradley; *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower; *Diary of a Kriegie* von Edward W. Beattie jun.; *Goebbels – the Man Next to Hitler* von Semmler sowie Artikel aus Zeitschriften und Zeitungen. Ferner Interviews mit Baruch, Graf Schwerin von Krosigk und General Busse.

Ausserdem Interviews mit Botschafter Harriman, General Simpson, Colonel Waters, Major Berndt, Fabian von Schlabrendorff, Dr. Müller, Dr. Schacht und Dr. Zenkl; die Korrespondenz mit Dr. von Braun; *Sieg im Westen* von Bryant; das Manuskript von Father Cavanaugh; *Crossbow and Overcast* von McGovern; den Bericht von Major Berndt; einen Brief von ist Lieutenant Henry R. Hepburn; sechs Gefechtsberichte; das Gay-Tagebuch und *Buchenwald – Mahnung und Verpflichtung*.

Seltsamerweise konnte ich für Admiral Suzukis Beileidsbotschaft an das amerikanische Volk in japanischen Quellen keine Bestätigung finden. In damaligen japanischen Zeitungen wird sie nicht erwähnt, und selbst dem Sohn des Admirals ist sie völlig unbekannt.

Kapitel 22

Interviews mit General Simpson und den Generalen Blumentritt und Wenck, Botschafter Harriman, Oberst Reichhelm, den Captains MacDonald und Trefousse, Gabrielle Herbener und Günther Untucht. Ferner die Korrespondenz mit General Ridgway; *Das Jahr der Entscheidungen* von Truman; *Memoiren* von Eden; *Kampf und Ende der Heeresgruppe B im Ruhrkessel* von Wagener; *Company Commander* von Charles MacDonald; eine Monographie von General von Grolmann; neun Gefechtsberichte und drei Berichte des State Department.

Kapitel 23

Interviews mit Grossadmiral Dönitz, SS-Obergruppenführer Steiner, den Generalen Heinrici und Busse, Oberst Rudel, Oberst Jurasow, Robert Kropp und Gerhard Cordes, der zufälligerweise als Dolmetscher bei den drei Interviews mit General Heinrici fungierte. Ferner *Trotzdem!* von Rudel; *Memoiren* von Schellenberg; *The Kersten Memoirs*; *En Jude Talar Med Himmler* von Norbert Masur; *Das Ende* von Folke Bernadotte; *Goebbels – the Man Next to Hitler* von Semmler; *Goebbels – Eine Biographie* von Manvell und Fraenkel; *Zehn Jahre und zwanzig Tage* von Karl Dönitz; vier vertrauliche Berichte des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes; Eichmanns eigene Lebensgeschichte in *Life* (5. Dezember 1960) und die Korrespondenz mit Storch und Dr. Naumann.

Kapitel 24

Interviews mit Generalfeldmarschall Schörner, den Generalen von Manteuffel, Wenck, Busse und Heinrici, SS-Obergruppenführer Steiner, Hauptmann Koriakow, Baron Freytag von Loringhoven, Gräfin Bernadotte, Botschafter Brandel, «Dr. Kaufmann», Josef Zychski und Robert Kropp. Ferner *Diary of a Kriegie* von Beattie; *Goebbels – the Man Next to Hitler* von Semmler; die Vernehmung Keitels in Nürnberg; *Generalfeldmarschall Keitel, Verbrecher oder Offizier?*, herausgegeben von Walter Görnitz; *Das Ende* von Folke Bernadotte; *Notes* von Wöhlermann; *Der Endkampf in Berlin*, das Tagebuch des Generals Helmuth Weidling; *Berlin 1945* von Werner Haupt; *Die letzten Tage der Reichskanzlei* von Gerhard Boldt; *Der letzte Monat* von Karl Koller; *I'll Never Go Back* von Koriakow; zwei Berichte des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes und ein Bericht von Dr. Naumann.

Kapitel 25

Interviews mit den Generalen Hodges, Hull und Reinhardt, Captain George Morey, Lieutenant Kotzebue und PFC Belousevitch. Ferner *Das Jahr der Ent-*

scheidungen von Truman; *On Active Service in Peace and War* von Stimson und Bundy; *The Forrestal Diaries*; *I Was There* von Leahy; ein Bericht von Sergeant Balter und *The Russian-American Linkup*, ein von der amerikanischen 69. Division zusammengestellter ausführlicher Bericht einschliesslich der Interviews mit den verschiedenen Kommandeuren. Das Telefongespräch zwischen Truman und Churchill ist dem vollständigen Stenogramm entnommen, das in Trumans *Jahr der Entscheidungen* wiedergegeben ist.

Der Bericht über Salzwedel stützt sich auf Interviews mit Mr. Nowakowski und seinen Roman *The Camp of All Saints*, der in eine Reihe von Sprachen übersetzt worden ist und von der *New York Times* als «bitteres, brillantes Buch» bezeichnet wurde.

Kapitel 26

Interviews mit Grossadmiral Dönitz, den Generalen Biehler, Busse und Wende, den Obersten Wöhlermann und Reichhelm, Baron Freytag von Loringhoven, Dr. Gerngross und Dr. Heuwing, Ursula Wilzopolski, Herta Wiegel und Rolf Wiegel. Ferner *Zehn Jahre und zwanzig Tage* von Dönitz; das Tagebuch Weidlings; *Berlin 1945* von Haupt; *Notes* von Wöhlermann; Vernehmung von Hanna Reitsch durch die US-Armee; *Die letzten Tage der Reichskanzlei* von Boldt; das Tagebuch von Schwerin von Krosigk; *Abschliessender Tatsachenbericht der FAB* von Rupprecht Gemgross und Otto Heinz Leiling; zwei Berichte der amerikanischen 7. Armee; von den Alliierten mitgehörte deutsche Rundfunksendungen und deutsche Zeitungsberichte.

Kapitel 27

Interviews mit SS-Obergruppenführer Wolff. Ferner *The Brutal Friendship (Die brutale Freundschaft)* von F. W. Deakin; *Gli Ultimi Tempi di un Regime* von Ildefonso Kardinal Schuster; der Graziani-Prozess; *Mussolini Confessa alle Stelle* von Ivanoe Fossani und *Il Duce* von Christopher Hibbert, das besonders nützlich war.

Zu Operation *Sunrise* siehe Kap. 13.

Kapitel 28

Interviews mit Graf Bellini und Lia de Maria. *Le Ultime Ore di Mussolini* von F. Bandini; *Il Duce* von Hibbert und *The Brutal Friendship (Die brutale Freundschaft)* von Deakin. Besonderen Dank schulde ich Graf Bellini und Urbano Lazzaro für die Genehmigung, aus ihrem Buch *Dongo – the Last Act* nach Belieben zitieren zu dürfen. Meiner Ansicht nach enthält das Buch den glaubwürdigsten und kompetentesten Bericht über Mussolinis letzte Stunden.

Kapitel 29

Der Bericht über die letzten Tage Hitlers stützt sich auf Interviews mit Wolfgang Boigs, Baron Frey tag von Loringhoven, SS-Obersturmbannführer Kempka und drei weiteren Personen, die zum engsten Kreis des Führers gehörten, jedoch ungenannt bleiben möchten. Ferner *Die letzten Tage der Reichskanzlei* von Boldt; das Tagebuch Weidlings; *Notes* von Wöhlermann; *Goebbels – the Man Next to Hitler* von Semmler; die Vernehmung von Hanna Reitsch und die Korrespondenz mit Dr. Naumann.

Ausserdem Interviews mit Grossadmiral Dönitz, den Generalen Heinrici, von Manteuffel und Burkhardt Müller-Hillebrand sowie Father Sampson. Dazu *Generalfeldmarschall Keitel, Verbrecher oder Offizier?*, herausgegeben von Görlitz; Keitels Vernehmung; *Das fahr der Entscheidung* von Truman; *Look Out Below!* von Father Sampson; *Wing Leader (Kameradschaft der Lüfte)* von Johnson und *Amateur Agent* von Ewan Butler.

Nach dem Abdruck dieses Buches in der Zeitschrift *Life* erhielt ich aus Texas einen Brief, mit dem mir die Leiche Hitlers zum Kauf angeboten wurde. Sie sei aus Deutschland herausgeschmuggelt worden, meinte der Absender, und «unter dem Namen John Dough in der westlichen Hemisphäre» versteckt.

Kapitel 30

Quellen siehe Kap. 13. Ferner ein Bericht von General F. Schulz. Unmittelbar nach dem erfolgreichen Abschluss von Unternehmen *Sunrise* wurde die entscheidende Rolle bekannt, die Major Waibel bei den Sunrise-Verhandlungen gespielt hatte, und einige hohe Schweizer Beamte verlangten, er solle vor ein Schweizer Kriegsgericht gestellt werden. General Henri Guisan, der Oberkommandierende der Schweizer Streitkräfte, liess Waibel zu sich kommen und forderte eine Erklärung. Waibel erstattete einen ausführlichen Bericht und schloss mit den Worten: «Hätte ich Sie, Herr General, um Genehmigung gebeten, hätten Sie mir diese nie erteilt.» Guisan schwieg. Er entliess Waibel und veranlasste, dass die Verhandlung vor dem Kriegsgericht unterblieb. Heute ist Waibel Waffenchef der Infanterie der Schweizer Armee mit dem Rang eines Oberstdivisionärs, der dem eines Generalmajors entspricht.

Im Frühjahr 1965 trafen sich Allen Dulles, General Lemnitzer und Gero von S. Gaevernitz in Ascona (Schweiz) in Erinnerung an den 20. Jahrestag der Kapitulation der deutschen Italien-Armeen. Der Deutsche, der zu dieser historischen Kapitulation am meisten beigetragen hatte, konnte an diesem Treffen nicht teilnehmen: SS-Obergruppenführer Wolff befand sich zu dieser Zeit im Gefängnis in Deutschland, nachdem er von einem deutschen Gericht zu 15 Jahren Zuchthaus verurteilt worden war.

Ironischerweise waren es gerade seine Bemühungen zugunsten des Unternehmens *Sunrise* gewesen, die mit dazu beigetragen hatten, ihn vor ein deutsches Gericht zu bringen. Sowohl Feldmarschall Alexander als auch General Lemnitzer und

Allen Dulles waren bei Kriegsende der Meinung gewesen, dass man Wolffs positive Leistungen in Italien berücksichtigen müsse, falls er in Nürnberg vor ein alliiertes Gericht gestellt werden sollte. Da damals jedoch gegen Wolff wenig belastendes Beweismaterial vorlag, wurde er von den Alliierten gerichtlich nicht verfolgt.

Der sogenannte Überleitungsvertrag, der Vertrag zwischen den alliierten Mächten und der neuen deutschen Regierung, sieht vor, dass deutsche Kriegsverbrecher, die von alliierten Gerichten verurteilt worden waren, wegen derselben Vergehen nicht erneut vor deutsche Gerichte gebracht werden können. Diese Bestimmung war ursprünglich in den Vertrag eingefügt worden, weil die Alliierten befürchteten, dass deutsche Gerichte die Verfahren noch einmal aufrollen und die Strafen verringern könnten. Die Auswirkungen dieser Bestimmung waren jedoch völlig andere. Kurz nachdem die deutsche Souveränität wiederhergestellt worden war, begnadigten die Alliierten sämtliche in Haft befindlichen Kriegsverbrecher (mit drei Ausnahmen: Hess, Schirach und Speer, von denen die beiden letzten mittlerweile gleichfalls aus der Haft entlassen wurden). Alle diese Verurteilten sind heute frei und können von deutschen Gerichten nicht mehr belangt werden.

Bei der Gerichtsverhandlung gegen Wolff trat Dr. von S. Gaevernitz als Zeuge für die Verteidigung auf und versuchte während zweier Stunden, dem Schwurgericht darzulegen, was Wolff in Italien geleistet hatte. Später schrieb Gaevernitz, dass «die allgemeine Atmosphäre für Wolff ungünstig war. Diese Tatsache mag dadurch erklärt werden, dass Wolff einer der wenigen Überlebenden der hohen Nazi-Hierarchie ist. Er ist der einzige ‚grosse Fisch«, der übriggeblieben ist und gegen den sich der Zorn gewisser Teile der Bevölkerung richten konnte. Ausserdem gewann man bei dem Verfahren den Eindruck, dass es ein Prozess der jüngeren Generation Deutschlands gegen die ältere war. Der Staatsanwalt, ein fähiger, intelligenter und sympathischer Mann von ungefähr 40 Jahren, hat wie die meisten Deutschen seines Alters wohl nie den nationalsozialistischen Terror oder überhaupt den Terror eines totalitären Polizeistaates am eigenen Leib erfahren. Verständlicherweise empfindet die jüngere Generation Deutschlands keine Mitverantwortung für den Nationalsozialismus und dessen Verbrechen, dagegen einen gerechtfertigten Groll gegenüber der älteren Generation. Der Grund hierfür mag sein, dass junge Deutsche heute und wahrscheinlich noch für viele Jahre unter dem Schatten leiden, der in der Welt auf allem liegt, was deutsch ist – infolge der Fehler, Unterlassungssünden oder Verbrechen, die ihre Väter begangen haben. Nicht nur der Staatsanwalt, sondern auch viele andere jüngere Menschen in Deutschland beurteilen heute die Ereignisse unter dem Naziregime vom Gesichtspunkt der rechtlich geordneten und stabilen Verhältnisse, die gegenwärtig in Deutschland vorherrschen. Sie erkennen nicht, dass unter dem Naziterror ein Mensch nur selten so handeln konnte, wie er wollte, und dass er oft einfach gezwungen war, das zu tun, was man ihm befahl. Es war unmöglich, offenen Widerstand zu leisten. Ja, es war sogar äusserst schwierig, von einer bedeutenden Position zurückzutreten.

Ich versuche nicht, Wolff reinzuwaschen. Als einer jener Männer, die an der Spitze der Nazi-Hierarchie standen, trägt er eine historische Mitverantwortung

für die Verbrechen des Systems. Er hat jedoch niemals an grundsätzlichen politischen Entscheidungen des Nazi-Regimes selbst mitgewirkt. Man kann von ihm sagen, dass er ein gehorsamer Diener war, der lange Zeit an die Stimme seines Herrn glaubte.

Im Jahre 1943 begann Wolff zu erkennen, was gespielt wurde, und versuchte daraufhin, nicht sich selbst zu retten, sondern zu helfen, das deutsche Volk aus seiner tragischen Situation zu befreien.

Ende 1943 übernahm Wolff ein hohes, unabhängiges Kommando in Italien. Zum erstenmal war er dadurch in der Lage, etwas auf eigene Faust zu unternehmen. Und was tat er? Er schonte die Juden, soweit solche in Italien noch vorhanden waren. Er verschonte die Partisanen und nahm schliesslich, ohne Wissen Hitlers und Himmlers, unter gewaltigem persönlichem Risiko Kontakt mit den Alliierten auf, um den Krieg in Italien zu beenden. Der Rest ist bekannt.

Noch einmal möchte ich betonen:

Wäre ihm lediglich daran gelegen gewesen, seine eigene Haut zu retten, hätte es für ihn wesentlich einfachere Möglichkeiten gegeben.»

Kapitel 31

Interviews mit Grossadmiral Dönitz, Lieutenant-General Miles Dempsey, den Generalen Blumentritt und Wenck, Graf Schwerin von Krosigk, den Obersten von Dufving, Kempin und Wöhlermann, den SS-Obersturmbannführern Degrelle und Kempka, Frau Deutschmann und anderen, die Hitler nahestanden, aber ungenannt bleiben möchten. Ferner das Tagebuch Weidlings; *Berlin 1945* von Haupt; der Bericht Wöhlermanns; *Zehn Jahre und zwanzig Tage* von Dönitz; das Tagebuch Schwerin von Krosigks; die Vernehmung von Hanna Reitsch; *La Campagne de Russie* von Degrelle; *Goebbels – the Man Next to Hitler* von Semmler und *Goebbels – Eine Biographie* von Manvell und Fraenkel. Dazu die Korrespondenz mit Dr. Naumann.

Kapitel 32

Das Material über die Tschechoslowakei und das folgende Kapitel beruht auf Interviews mit General Arthur Schmidt, Dr. Petr Zenkl, Frank Meloun, Dr. Otkar Machotka, Eugene Fodor und Emil Horyna. Ferner *The Communist Subversion of Czechoslovakia* von Josef Korbei; *Who's Next?* von John Brown; *Anatomy of a Satellite* von Dana Adams Schmidt; *Czechoslovakia in European History* von S. Harrison Thomson; *Oh My Country* von Josef Josten; *Czechoslovakia Enslaved* von Robert Ripka sowie ein Artikel von Joseph Wechsberg in der Zeitschrift *Collier's* (11. August 1945).

Das Material über die Wlassow-Armee für dieses und das folgende Kapitel stammt aus Interviews mit Oberst Konstantin Kromiadi, Misbach Miftachoglu, Eugen Kuzminsky, Valentin Pischwanoff, Constantine A. Krylow, Jurij Harku-

scha, Dr. Heinrich Schultz, Grigorij Tapeschko, Dr. Muzutschenko-Pismenny, Oberstleutnant Wjatscheslaw P. Artemjew, Dr. George Kohlik und Peter Kruzhin. Ferner die Korrespondenz mit Nikolaj Galley; *Soviet Opposition to Stalin* von George Fischer; *German Rule in Russia (Deutsche Herrschaft in Russland 1941-1945)* von Alexander Dallin; die Vernehmung von General Ernst Köstring und eine Flugschrift von Wlassow.

Ausserdem Interviews mit Grossadmiral Dönitz, Oberst Jurasow, Colonel Pash, Major Hamlin, Father Sampson und John Groth. Ferner die Korrespondenz mit Lieutenant Knowlton, Dr. von Braun und Dr. L. de Jong, Direktor des Rijksinstituut voor Orlogsdocumentatie, Amsterdam; *Zehn Jahre und zwanzig Tage* von Dönitz; *Memoiren* von Montgomery; *The Kremlin and World Politics* von Moseley; *Three Years with Eisenhower* von Butcher; *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower; *General Eisenhowers sechs grosse Entscheidungen* von Smith; *Eisenhower Was My Boss* von Kay Summersby; *Crossbow and Overcast* von McGovern; *Miracle Before Berlin* von McMillan; *The Strange Alliance (Ein seltsames Bündnis)* von Deane; *Report of the American Commission for the Protection and Salvage of Artistic and Historic Monuments in War Areas*; *Survival* von James J. Rorimer; *Studio in Europe* von John Groth; ein Aufsatz von William A. Knowlton in *Reader's Digest* (August 1945); ein Artikel von Ernst von Jungfeld in *Der deutsche Soldat* (September 1961) und eine Geschichte von Seymour Freidin in der *New York Herald Tribune* (8. Mai 1945).

Kapitel 33

Interviews mit Grossadmiral Dönitz, Graf Schwerin von Krosigk, Generalfeldmarschall Schörner, den Generalen Devers, Morgan und Strong, Oberst Rudel, Oberst Jurasow und SS-Obersturmbannführer Degrelle. Ferner *Zehn Jahre und zwanzig Tage* von Dönitz; *Himmler – Kleinbürger und Massenmörder* von Manvell und Fraenkel; das Tagebuch von Schwerin von Krosigk; *Eisenhower Was My Boss* von Summersby; *Kreuzzug in Europa* von Eisenhower; *My Three Years with Eisenhower* von Butcher; *A Soldier's Story* von Bradley; *The Strange Alliance* von Deane; *Diplomat Among Warriors (Diplomat unter Kriegern)* von Robert Murphy; *I Was There* von Leahy; *La Campagne de Russie* von Degrelle; *Trotzdem!* von Rudel; *Russland im Krieg* von Werth; *Histoire de la première armée Rhin et Danube* von de Lattre de Tassigny; Eichmanns eigene Lebensgeschichte in der Zeitschrift *Life* (5. Dezember 1960) und ein Artikel von Edward Kennedy in *The Atlantic Monthly* (August 1948).

Hinweise

Um das Material für dieses Buch zu sammeln, sind meine Frau Toshiko und ich mehr als 150'000 Kilometer weit durch einundzwanzig Länder gereist, von denen fünf hinter dem Eisernen Vorhang liegen. Wir fuhren nach München, um SS-Obergruppenführer Wolff im Gefängnis zu sprechen, zum Haus der Bernadottes in der Umgebung Stockholms, zum Shell-Haus in Kopenhagen, zur Burg von Budapest, ins Warschauer Getto, nach Dachau, Buchenwald, Auschwitz und Sachsenhausen, zu der Stelle, wo sich einst das STALAG LUFT III befand, heute ein kahles Feld, das nur ein von der polnischen Regierung errichtetes Denkmal für die Männer von Sagan schmückt, und zum ehemaligen STALAG IIA oberhalb von Neubrandenburg, wo sich jetzt ein Truppenübungsplatz der ostdeutschen Armee befindet.

Wir reisten zu beiden Seiten der Oder, um die Schlachtfelder bei Frankfurt, Küstrin und Seelow zu besichtigen. Wir gingen durch die Strassen von Danzig (jetzt: Gdansk), Stettin (Szczecin) und Breslau (Wroclaw), wo die Spuren des Krieges immer noch sichtbar sind. Den Bericht von Major Szokoll über den Wiener Aufstand hörten wir in der Bar des Hotels Sacher; mit W. Averell Harriman sprachen wir in dessen Haus in Georgetown, mit Clement Attlee im Speisesaal des House of Lords, mit Bernard Baruch in «Little Hobcaw» in South Carolina und mit Admiral Dönitz in dessen Wohnung bei Hamburg.

Einen erheblichen Beitrag zu diesem Buch leisteten verschiedene Bibliotheken: der *National Archives and Records Service*, Alexandria, Virginia (Wilbur Nigh und Lois Aldridge), die *Library of Congress*, die *Air University Library* der Maxwell Air Force Base (Margo Kennedy), die Zentralstelle der *New «York Public Library*, die *US Army Infantry School Library* in Fort Benning, Georgia (Ruth Wesley), *The Chatham House Library*, London (Kenneth Younger, Miss Campbell und Miss Hamerton) und das *British War Museum* (Dr. Noble Frankland und Rose Coombs). Zwei Bibliotheken in Deutschland waren besonders hilfreich: die *Bibliothek für Zeitgeschichte* (Dr. Jürgen Rohwer, Joachim Röseker und Werner Haupt) sowie die *Ostdokumentation* des Bundesarchivs in Koblenz, wo aus mehr als 13 Millionen Seiten die wichtigsten und bedeutungsvollsten persönlichen Berichte deutscher Flüchtlinge aus dem Osten herausgesucht wurden.

Dieses Buch hätte ohne die selbstlose Mithilfe der US-Ministerien für Verteidigung, Armee, Marine und Luftwaffe sowie der Regierungen von Ost- und Westdeutschland, Polen, Ungarn, Dänemark, Österreich und Jugoslawien nicht ge-

schrieben werden können. Zahlreiche Dienststellen, Organisationen und Einzelpersonen leisteten wertvolle Beiträge. Sie alle aufzuzählen, wäre unmöglich; aber einige möchte ich doch nennen:

Washington, D. C.: Lieutenant Colonel C. V. Glines, Lieutenant Colonel Charles Burtyk jun., Major Robert Webb, Major B. J. Smith und Anna C. Urband von der Magazine and Book Branch, Office of the Assistant Secretary of Defense, Martha Holler, Public Affairs, OASD, Brigadier General Hai C. Pattison, Judge Israel Wice, Charles B. MacDonald, Martin Blumenson, Charles Romanus, Mrs. Magna Bauer, Detmar H. Finke und Hannah Zeidlik vom Office of the Chief of Military History, Department of the Army, Major General J. C. Lambert, der Adjutant General, Dr. G. Bernard Noble, Leiter der Historical Division des State Department, Major General G. V. Underwood jun., Chief of Information, Department of the Army, sowie Alice Martin und Edith Midgette.

New York City: Free Europe Committee, Dr. Jaan Fennar, American Committee for Liberation, Mike Land und Robert Meskill, die Zeitschrift *Look* und Monty Jacobs vom Jüdischen Weltkongress.

San Antonio: Colonel Hurley Füller und Frau, Hurley Füller jun. sowie James Haslam und Frau.

Dänemark: Kai Johansen, Bengt Petersen und Frau Kirsten Rode vom dänischen Aussenministerium. Kai Johansen arrangierte nicht nur unsere Interviews und besorgte wichtige Informationen über die Rolle seines Landes im Krieg, sondern war ausserdem ein äusserst freundlicher Gastgeber.

England: James T. Pettus und William Clarke von der Amerikanischen Botschaft, Major General David Beichern sowie Colonel A. E. Warhurst, Historical Section, Cabinet Office.

Frankreich: Robert Calmann-Lévy und Miss Lolay Bloch von Calmann-Lévy sowie Mrs. Edith Bohy und Roland Mehl.

Ungarn: Dr. Elek Karsai, Oberstleutnant Sandor Mucs, Herausgeber der *Militärhistorischen Rundschau*, Dr. György Ranki, Paul A. Nyiri und Laszlo Hingyi vom Institut für kulturelle Beziehungen, Dr. Foti vom Aussenministerium und Tibor Ormos, Budapest Filmstudio, der uns Filme vom Kampf um Budapest zeigte. Die allgemeine Gastfreundschaft in ganz Ungarn war ungewöhnlich. Beispielsweise verhinderte Paul Nyiri, dass unsere Reise durch Osteuropa unheilvoll endete, indem er dafür sorgte, dass wir von Jugoslawien wieder nach Ungarn einreisen konnten – ohne Visa.

Italien: Dr. Pier Luigi Bellini delle Stelle, Dr. Luigi Ronchi, Dr. Gianfranco Bianchi und General Almerico Jacobucci.

Japan: Yatsuji Nagai, Herr Sakomizu, Rolland Gould, Norizane Ikeda, Oberst Hisashi Nishi, Oberst Etsu Endo, Konteradmiral Tadao Yokoi, Tokiji Matsumura und Dr. Keigo Okonogi.

Niederlande: Dr. L. de Jong, Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (Niederländisches Staatsinstitut für Kriegsdokumentation), H. M. van Randwijk, Dr. W. Drees, Oberst J. J. F. Borghouts, Oberst Pieter Jacob Six und Dr. L. Neher.

Österreich: Dr. Friedrich Kätscher und Frau, Dr. Fritz Meznik, Dr. Hans Kronhuber und Dr. Otto Zundritsch vom Bundeskanzleramt. Vor allem dem Geschick und der Unermüdlichkeit von Dr. Zundritsch ist der Erfolg unserer Nachforschungen in Österreich zu verdanken.

Ostdeutschland: Edgar Oster vom Informations- und Organisationsbüro sowie Frau Wera Bayer von der Presseabteilung der DDR. Herr Oster begleitete uns auf unserer Reise durch Ostdeutschland und brachte uns überallhin, wo wir hin wollten.

Polen: Edward Kowalski, Sekretär des Swiazek Bojownikow o Wolnosc i Demokracje (Verband der Kämpfer für die Freiheit), H. Malinowski, Sekretär des Zwiazek Literatow Polskich (Polnischer Schriftstellerverband), Lidia Wanda Gail, Professor Bernard Mark, Generaldirektor, und Boris Szacman, Stellvertretender Direktor des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau.

Schweden: Dr. Ragnar Svanström und Estelle Gräfin Bernadotte.

Spanien: Otto Skorzeny und Frau, Luis de Pedroso, Secretario de Embajada, und Don Fraga Iribame vom Ministerio de Informaciön.

Schweiz: Gesandter August Lindt, Dr. Carl J. Bureckhardt, Henrik Beer, Generalsekretär der Liga der Rot-Kreuz-Gesellschaften. Pierre Vibert und Roger du Pasquier vom Comité International de la Croix Rouge.

Westdeutschland:

Berchtesgaden: Wolfgang Boigs.

Bonn: Dr. Arthur Henry Moehlmann, Kulturattaché an der Amerikanischen Botschaft, Herr Petzold vom Bundespresseamt, Dr. Karl Hans Hermann von der Historischen Abteilung des Verteidigungsministeriums, Claus Amthor, Frederic George Adams, Generalmajor Adolf Galland und Gerhard Graf Grasen von Schwerin.

Frankfurt/Main: Colonel Luis Gershenow, Commanding Officer, Lieutenant Colonel Allen C. Deming, Public Affairs Officer, Major Ruby Rose Stäuber, Troop Information Officer, Major William J. Daniels. Civil Affairs Officer, Heidi

Düppe und Freddy Ploecker vom US Army Hq. Northern Area Command. Major Stäuber fungierte während unserer Besuche in anderen Ländern äusserst geschickt als Verbindungsmann.

Koblenz: Dr. Vogel, Frau Eva Tiebel und Hans von Spaeth-Meyken.

München: Lieutenant Colonel Charles E. Gilbert, Public Affairs Officer, Major Henry Covington, Frau Carola Gillich und Herta Wiegel von der Public Section, US Army Hq. Southern Area Command, Ernst Langendorf und Tadeusz Nowakowski von Radio Free Europe, Hyman Busch vom Radio Liberty, Dr. Heinrich Schulz, Dr. Oliver Frederickson und Leon J. Barat vom Institut zur Erforschung der UdSSR, Professor Alexander von Stauffenberg, Universität München, Ludwick Graf Lubienski, Polish-American Immigration & Relief Committee, Dr. Helmut Krausnick vom Institut für Zeitgeschichte, Dr. Paul Schmidt, Direktor des Sprachen- und Dolmetscher-Instituts, Ministerpräsident Dr. Wilhelm Hoegner, Botschafter Eugen Ott, Erich Kemmayr, Generalmajor Gustav Lombard und Günther Daum.

Nürnberg: Hauptmann Kurt Gabel.

Oberammergau: Lieutenant Colonel Frederick Sanders, Commandant, Hawkins Barracks.

Stuttgart: Lieutenant General Hugh P. Harris, Commanding General, Colonel Joel B. Stephens, Information Officer, Feldwebel Gerhard Cordes, Frau Elisabeth Hirzel und Reinhard Pradel von der 7. US Army, Dr. J. Rohwer und Werner Haupt von der Bibliothek für Zeitgeschichte.

Westberlin: Major General James H. Polk, us Commander Berlin Major Edward P. Endres, Deputy Information Officer, und Gertraud Blum vom Hq. Berlin Command, John Koehler, Berliner Bürochef der Associated Press, und Hans Wallenberg, Genralbevollmächtigter der Ullstein GmbH.

Würzburg: Alexander Spuhl, US-Verbindungsbüro (Civil Affairs Office) und Dr. Hans Schneider, Verkehrsdirektor.

Weiter nenne ich Dr. Albert Simpson von der Air University, Major James F. Schildt, Mikhail Koriakow, Richard T. Alexander jun., Associate Professor of Education, Ball State Teachers College, Alfred J. Betar, David Engländer, General Hasso von Manteuffel, Dr. Gero von S. Gaevernitz, Gregor Dorfmeister, Lothar Greil, Professor Dr. Percy Ernst Schramm, Hubertus Freiherr von Humboldt, General Erwin Jolasse und Hubert Schröder.

Schliesslich möchte ich auch noch jenen danken, die am meisten zu diesem Buch beigetragen haben: meiner wichtigsten Mitarbeiterin, Toshiko Toland, meiner Vertreterin in Deutschland, Karola Gillich, meinen Schreibkräften Edith Lentz und Helen Toland, meiner Lektorin Barbara Willson für die vielen unschätzbaren Anregungen, John Barkham und John Jamieson für ihre ständige Förderung und ihren Rat sowie jenen beiden Männern, ohne die dieses Buch nicht hätte geschrieben werden können: meinem Verleger Robert Loomis und meinem Agenten Paul Reynolds.

Register

- Abrams, Col. Creighton 280 f.
Adams, Col. C. M. 380, 434, 439
Adolf-Hitler-Brücke (Uerdingen) 194, 196
Airey, Generalmajor Terence 241 f.
Alexander, Feldmarschall Harold 125, 177, 180 f., 465, 516 f., 518 f.
Alexandrow, G. F. 156
Allen, Brigadegeneral Frank A. 549, 552 f.
Alpenfestung 258 f., 299, 424, 559
Amerikanische Streitkräfte siehe US-Streitkräfte
Anders, Generalleutnant W. 132, 231
Andrews, Generalleutnant Frank M. 46
Antonescu, Jon 120
Antonow, Generaloberst Alexej 67
Ardennenoffensive 34, 44, 138, 197
Armeen siehe Streitkräfte (Britische, Deutsche, Sowjetische, US-Streitkräfte)
Arnold, General H. H. 309, 315
Atlantik-Charta 52
Atombombe 164, 308
Attlee, Clement 99
Audisio, Walter (Col. Valerio) 489 ff., 492
Auschwitz 17, 421
Axmann, Artur 397, 452, 528 f.
- Bach-Zelewski, SS-Obergruppenführer von dem 50
Balde, General Hermann 327
Balter, Sgt. Alex 433 f.
Barracu, Francisco 476 ff., 481, 493
Barth, Joachim 157
Baruch, Bernard 57, 232, 314 f., 365
Bateson, Gruppenkommandeur Bob 246 f.
Baum, Capt. Abraham (Task Force) 280 f.
Baumann, Bodo 142, 144 f., 148, 157
Bayerlein, Generalleutnant Fritz 221
Beattie, Jr., Edward W. 366
- Bedingungslose Kapitulation 162, 238 ff., 394/ 499/ 547
Belgrad 125
Bellinger, Major Robert 313
Bellini, Graf Pier Luigi delle Stelle 472 ff., 490
Belousewitsch, Igor 438 f.
Below, Oberst Nikolaus von 80, 265, 503, 508
Benesch, Eduard 542 f.
Berchtesgaden (Obersalzberg) 266, 384, 398, 404, 409, 410 ff., 423 f.
Berg, Generalleutnant Kurt von 218
Bergen-Belsen 400
Berger, SS-Obergruppenführer Gottlob 409 f.
Berlin 12, 15, 82, 137, 138, 150, 184, 185, 252, 255, 256, 265, 295, 298 f., 306 f., 315 h, 322, 334, 346, 348, 359, 372, 383 f., 404 f., 407 f., 420 f., 424, 425, 447 ff., 463, 495 ff., 509 ff., 536 f., 563
Bernadotte, Graf Folke 162 ff., 323, 396, 398, 402, 418 f., 499 f.
Bemdt, Major Albert 286, 351
«Bernhard», Operation 258
Bertin, Alex 32, 72
Besatzungszonen 376
Best, Werner 245
Biddle, Francis 362
Biedermann, Major Karl 337, 341
Biehler, Generalmajor Ernst 254 f., 332 f., 335 392 408, 412, 425, 449
Bierut, Boleslaw 51, 96, 97, 104
Birzer, SS-Obersturmführer Fritz 466
Blaskowitz, Generaloberst Johannes 310, 323
Blumentritt, Generalleutnant Günther 370, 532/ 537
Boettiger, Mrs. Anna 36, 61, 368
Bohlen, Charles 64, 66, 70, 92, 95, 118, 263, 367, 430 f.

Boldt, Hauptmann Gerhard 419 f., 451, 497, 506, 508
 Bölling, jr., Leutnant Alexander 288
 Bois, Gen. Eric 275
 Bombacci, Nicola 475
 Bonhoeffer, Pastor Dietrich 353
 Bonn 197, 198, 211 f.
 Bor, General siehe Komorowski
 Bormann, Gerda 37, 70 f., 78, 323
 Bormann, Martin 36 f., 70 f., 78, 86 ff., 323» 333/ 402, 408, 411, 414, 415 f., 419, 423, 451, 452, 497 f., 500, 503, 505, 508, 509 f., 513, 524, 525, 528 f., 547
 Bothmer, General von 197
 Botsch, Generalleutnant Walther 197
 Bottomley, Luftmarschall Sir Norman 137
 Bouhler, Philipp 414
 Boyer, Major Don 290
 Boyle, Hai 218
 Bradley, Generalleutnant Omar N. 34 f., 46 f., 57, 59, 109, 176, 213 ff., 219, 221, 222, 242 f., 252, 259, 262, 276, 299 f., 310, 318, 319, 321, 349, 357 f., 364 f., 370, 372
 Brandstetter Capt. F. M. 371
 Bratge, Hauptmann Willi 199 ff., 220
 Brauchitsch, Oberst Bernd von 413 f.
 Braun, Eva 21, 78, 295, 450, 452, 502 f., 509 ff.
 Braun, Gretl 21
 Braun, Wernher von 18, 43 f., 355 f., 540
 Brilon 301
 Britische Streitkräfte
 (siehe auch Montgomery)
 21. Heeresgruppe 34, 177, 317, 321
 2. Armee 34, 175, 250 f., 260 f., 319
 XII. Korps 261
 xxx. Korps 100, 261
 6. Fallschirmdivision 251 f., 268 ff., 274
 7. Panzerdivision 531
 15. Division 273
 Brooke, Feldmarschall Sir Alan 34 f., 46 f., 53, 66, 109, 173, 177 f., 260 f., 269, 273 f., 276, 302 f., 317 f.
 Brown, Col. Frederic 312 f.
 Broz, Josip, siehe Tito
 Buchenwald 352 f., 357, 400
 Budapest 127 ff.
 Bukarest 182
 Bulganin, Gen. Nikolai 385
 Bulgarien 120
 Bull, Generalmajor Harold 35, 213 f.
 Bullitt, William C. 94 f.
 Bünau, General der Infanterie Rudolf von 337/ 340 f.

Bunjatschenko, General Sergei K. 546, 557
 Bunzlau 154 f.
 Burckhardt, Carl J. 228 f., 352, 395
 Burgdorf, General Wilhelm 24, 265 f., 296, 336, 409, 417, 420, 452, 497 f., 503, 504, 506, 509 f.
 Burrough, Admiral Harold 550
 Burrows, Leutnant Emmet 201, 202
 Busse, General Theodor 184, 185, 255, 257, 275/ 296, 335/ 359/ 3'56, 383, 387, 391 f., 404, 405, 407, 412, 417, 418, 425, 448 f., 522 ff., siehe auch 9. Armee
 Butcher, Capt. Harry 214, 549 f., 553
 Byrnes, James 48, 68, 117, 257, 304 f., 368

Cadorna, Gen. Raffaele 467
 Caffery, Jefferson 132
 Campbell, Lt. Craig 31 f.
 Canale, Luigi (Capt. Neri) 482, 486, 488, 490/ 492
 Canaris, Admiral Wilhelm 64, 353 f.
 Carpenter, Iris 193
 Carter, Oberst William 223
 Caserta 517
 Cavanaugh, Father Paul 284 f., 320, 349 f.
 Chemnitz 137, 138, 147, 434
 Chevasse, Noel 269
 China 102, 109, 118, 373, 374, siehe auch Tschiang Kai-schek
 Chinchar, Sgt. Mike 206 f.
 Christian, Frau 506, 509
 Christian, General Eckard 408, 413
 Christian x. von Dänemark 245
 Churchill, Sarah 58
 Churchill, Winston S. 22, 33 f., 44, 45, 46 f., 52 f., 54, 56 f., 59 ff., 65 ff., 88 ff., 97 ff., 104 ff., 110 ff., 119 f., 125 ff., 137 f., 150, 158, 173, 177 ff., 231 f., 243, 260 f., 269, 273 f., 276 f., 299, 303 f., 308, 314 f., 316, 318, 322, 347 f., 365, 374/ 376, 425/ 440 ff., 452/ 465, 514 f., 540 f., 553/ 554 f./ 556, 562
 Clark, Oberstleutnant Albert 27
 Clark, Generalleutnant Mark 465, 468
 Clark Kerr, Sir Archibald 231 f.
 Clay, Gen. Lucius D. 304 f.
 Codman, Oberst Charles 235
 Cohen, Oberstleutnant Harold 281
 Coker, Oberstleutnant Sears Y. 209 f.
 Collins, Generalleutnant J. Lawton 193, 321
 Cordes, Gerhard 386 ff., 391 f.,

- Cothran, Major Ben 198, 200
 Coutts, Col. James 272
 Cowan, Howard 268, 272
 Craig, Maj. Fred 438 f.
 Craig, Generalmajor Louis 102, 108, 219
 Crerar, Generalleutnant H. D. G. 100 f.
 «Cridcet» siehe Malta, Konferenz von
 Croy, Prinzessin Agathe 340
 Cucciati, Elena Curti 472
- Dachau 353
 Dänemark 245 ff., 299
 Daniell, Raymond 549
 Danitsch, Oberst Radowan 291
 Danzig 12, 15, 37, 151, 292 f., 389
 Deakin, Capt. F. W. 122
 Deane, Generalmajor John 299, 303, 317, 430, 552
 Decker, Oberstleutnant Harold 26 f.
 de Cocatrix, Albert 421 f.
 Deevers, Maj. Murray 204 f.
 de Gaulle, General Charles 65, 66, 90 f., 104, 132, 376, 553, 563
 Degrelle, Oberst Leon 152 f., 532, 556
 de Lattre de Tassigny, Gen. Jean 563 f.
 De Lisio, S/Sgt. Joseph 201 ff.
 de Maria, Giacomo 488
 de Maria, Lia 488 f.
 Dempsey, Generalleutnant Miles 250
 Deutsche Streitkräfte
 Heeresgruppe B 196, 211, 220 f., 234, 262, 310 f., 321 f., 370 f., 378
 siehe auch Model,
 Generalfeldmarschall Walther
 Heeresgruppe Mitte 13, 14, 558
 Heeresgruppe F 558
 Heeresgruppe G 234 f., 310 siehe auch
 Hauser, SS-Obergruppenführer
 Heeresgruppe H 267, 310 siehe auch
 Blaskowitz, Generaloberst
 Heeresgruppe Kurland 45, 82, 296
 Heeresgruppe Nord 12, 82
 Heeresgruppe Süd 189, 327
 Heeresgruppe Weichsel 15, 36, 79, 82, 135, 150 f., 164, 169, 184, 252 f., 275/ 334/ 383 f./ 386, 404 f./ 407 f./ 495 f./ 531 siehe auch Himmler, Reichsführer SS und Heinrici, Generaloberst
 1. Panzerarmee 188, 253, 262
 3. Panzerarmee 151, 152, 154, 169, 257/ 334/ 420, 426, 435/ 495 f./ 531
 siehe auch Manteuffel, General von
 4. Armee 12, 13
 5. Panzerarmee 196
 6. SS-Panzerarmee 44, 188, 189, 327
 7. Armee 262, 282 f., 291
 9. Armee 255, 257, 275, 296, 359, 405, 407, 412, 425 f., 435, 447 f., 495 f., 522 f. siehe auch Busse, General
 11. Armee 152, 153
 12. Armee 370, 378, 393, 411 f., 447 f., 522 f.
 siehe auch Wende, General
 15. Armee 196, 311
 17. Armee 25
 19. Armee 334
 VII. Panzerkorps 389
 XX. Korps 448, 450
 LIII. Infanteriekorps 311
 LVI. Panzerkorps 417
 LXVII. Korps 196
 LXXI. Korps 192 f.
 7. Fallschirmjägerdivision 276
 8. Fallschirmjägerdivision 276
 9. Panzerdivision 192
 9. Fallschirmjägerdivision 257, 386, 391
 10. SS-Panzerdivision 257
 11. Panzerdivision 211 f.
 12. SS-Panzerdivision 560
 14. Flakdivision 378
 25. Panzerdivision 257
 32. SS-Panzerdivision 522
 84. Infanteriedivision 276
 363. Infanteriedivision 192 f.
 Grenadierdivision «Der Führer» 257
 Panzer-Lehrdivision 211 f.
 Luftwaffe 24, 30, 79 f., 83 f., 141 f., 144, 154, 174, 218, 256, 393, 450, 453, 501 f., 508
 Deutschmann, Elisabeth 522 f.
 Devers, Generalleutnant Jacob L. 46, 213
 Dietrich, SS-Oberstgruppenführer Josef («Sepp») 44, 188 f., 327 f., 330, 337
 Divisionen siehe Streitkräfte (Britische, Deutsche, Sowjetische, US-Streitkräfte)
 Dollmann, SS-Standartenführer Eugen 235 f., 458, 466
 Dongo 478 ff., 487
 Dönitz, Grossadmiral Karl 333, 335, 397, 398, 408, 414, 424, 447, 453, 500, 503, 505/ 508/ 523/ 521/ 524 ff./ 532 f./ 537/ 547/ 550/ 558/ 566
 «Donnerschlag», Operation
 siehe Thunderclap
 Donovan, Generalmajor William J. 241
 Dooley, Oberleutnant William 321

Dom, Hermann 154
 Dornberger, Generalmajor Walter 18, 19
 Drabik, Alex 208
 Dresden 136 ff., 157 ff., 385
 Dufving, Oberst Theodor von 529 f.
 Dulles, Allen W. 237 ff., 258, 264, 461,
 462, 465, 468 f., 516 f.
 Dumbarton Oaks, Konferenz von 97
 Dünn, James 263, 430
 Düsseldorf 177, 184, 194, 250

«Eclipse», Operation 319
 Eddy, Generalmajor Manton S. 252, 352
 Edelsheim, General Max von 378, 531
 Eden, Anthony 48, 49, 53, 54, 58, 59 f.,
 64, 69, 70, 71, 90, 96, 103 f., 117, 119 f.,
 243, 277, 374
 Ehrenburg, Ilja 76, 156
 Eichmann, SS-Obersturmbannführer Karl
 Adolf 397, 548
 Eisenhower, General Dwight D. 33 f.,
 46 f., 53, 54 f., 58, 59, 90, 108, 173 f.,
 175, 176, 179, 214 f., 218, 219, 222,
 224, 235, 242 f., 276, 298 f., 302 f.,
 306 f., 310, 315 f., 318 f., 322, 348,
 357 f., 364 f., 372, 385, 421, 440, 500,
 540 f., 549 ff./ 553/ 554/ 556, 561
 Eismann, Oberst Hans-Georg 256 f., 332 f.,
 426
 Elbe 349, 370, 372, 378, 434 f., 451
 Embry, Vize-Luftmarschall 247
 Engeman, Oberstleutnant Leonard 199 f.,
 202 f., 215 f.
 Epp, General Franz Ritter von 454 f.
 Erpel 204 ff.
 Erpeler Ley (Flak Hill) 198 ff.

Fabian, Richard 37, 42
 «Fasanenjagd», Operation 453 f.
 Fegelein, SS-Brigadeführer Hermann 21 ff.,
 164, 262, 409, 410, 462, 501
 Ferch 450
 Flensburg 532, 566
 Flossenbürg 353
 Flynn, Edward 117
 Fodor, Capt. Eugene 544
 Fodor, Capt. Oscar 271
 Fog, Mogens 247 f.
 Forrestal, James 362, 430 f.
 Fossani, Ivano 459
 Frank, Karl Hermann 543

Frankfurt an der Oder 79, 183, 185, 254 f.,
 275, 295 f., 332 f., 335, 383, 385, 392,
 408, 425, 449
 Frankreich 66, 90 f., 112 f., 132
 Französische 1. Armee 34
 Freiheitsaktion Bayern 454 ff.
 Freister, Roland 63 f.
 Freytag von Loringhoven, Major Bernd 19,
 25, 409, 412, 419, 451, 497, 506, 508
 Friebe, Annemarie 146 f., 148
 Friedeburg, Generaladmiral Hans-Georg
 von 524, 532, 535 f., 537 f., 540
 549 ff., 565
 Friesenhahn, Hauptmann Karl 199 f.,
 203 f., 222
 Fro sles (Konzentrationslager) 247
 Fuchs, Hauptmann 285
 Füller, Oberst Hurley 29 f., 42 f., 54, 72 f.,
 76, 185 f.

Gadermann, Hauptmann Ernst 85 f.
 Gaevernitz, Gero von S. 237 ff. 469 f.,
 516 f.
 Gardiew, Oberstleutnant T. 436
 Gavin, Generalmajor James 215
 Gay, Generalmajor Hobart 222 f., 259
 Gdingen siehe Gotenhafen
 Gebhardt, Dr. Karl 134, 150, 166, 253,
 402, 410, 426
 Gehlen, General Reinhold 334
 Gemünden 282 f.
 Gerngross, Hauptmann Rupprecht 453 ff.
 Gestapo 168, 255, 341, 353, 397, 421
 Gible, Chaplain William T. 207, 217
 Giesler, Paul 455, 456 f.
 Gilinski, Capt. Donald 185
 Goch 101
 Goebbels, Josef 29, 85 ff., 132, 149, 150,
 157 f., 183, 254 f., 258, 265, 354 f.,
 359 f., 364 f., 384z 392 f., 397, 402,
 403 f., 408, 409, 415, 419 f., 424, 425,
 451, 452, 503 f., 509 f., 523 f., 525, 527 f.
 Goebbels, Magda 87, 410, 449, 451 f.,
 498, 500, 503, 513, 527
 Goeckel, Generalleutnant Günther von
 279, 284 f., 351
 Goode, Col. Paul 279, 284 f.
 Goodrich, Col. C. G. 26
 Goodson, Sgt. William 216 f.
 Göring, Reichsmarschall Hermann 19 ff.,
 80 f., 150, 230, 334 h, 397z 398, 411,
 413 ff., 423 h, 449 f., 451, 453, 503,
 506, 508, 532, 547

Gotenhafen (Gdingen) 292
 Goya 389 ff.
 Graziani, Marsdiall Rodolfo 461, 464,
 466 f., 468 {., 477
 Greim, General Robert Ritter von 423 f.,
 449 f., 501 f., 532
 «Grenade», Operation 101, 108, 109, 173 f.
 Grimball, Leutnant John 202, 204
 Grolmann, Generalleutnant Wilhelm von
 378 ff.
 Gromyko, Andrej 112, 277, 430
 Growdon, Oberst John 199
 Groza, Petru 180
 Guardini, Romano 240
 Guderian, Generaloberst Heinz 13 ff., 19,
 20 ff., 44, 65, 81 ff., 133, 134 ff., 150,
 152, 175, 252 f., 255 f., 266, 295 f., 416
 Günsche, SS-Sturmbannführer Otto 44,
 503, 509 ff.
 Günther, Christian 163
 Gumey, Major Edward 191 f.
 Gusow, Fedor 105

Hagen, SS-Obersturmbannführer Fritz
 188, 327 f.
 Haider, Generaloberst Franz 64, 353
 Halifax, Lord 374
 Hambacher Forst 174
 Hammelburg 278 f., 320, 351
 siehe auch Oflag xni B
 Hansen, Christen Lyst 247 f.
 Hanslick, Leutnant Walter 338
 Harriman, W. Averell 51, 52, 61, 64, 90,
 95, 102, 110, 114, 118, 120, 180, 182 f.,
 233, 243 f., 264, 317, 346 f., 373 f.,
 377 f./ 385/ 406, 430 f.
 Harris, Luftmarschall Sir Arthur T. 136 ff.
 Hassett, William 360
 Hauenschild, Generalleutnant Bruno von
 87
 Hauschild, Sgt. Arthur 313 f.
 Hausser, SS-Oberstgruppenführer Paul
 21 f., 134, 234 f., 310, 323
 Hawes, Capt. Cecil 74, 75
 Hegel, Leutnant Paul 29 f., 73
 Heinrici, Generaloberst Gotthard 253,
 255 f., 332 ff., 383 f., 387, 391 f., 404 f.,
 406, 407 f., 412, 416 f., 425 f., 495
 Heia 389 f.
 Hermann, Hauptmann Karl Hans 87
 Herr, General 518 f.
 Herte, Oberstleutnant Roy 366

Hess, Rudolf 86, 230, 463
 Heuwing, Leo 454 f.
 Hewel, Walter 265 f., 452, 509
 Heydrich, Reinhard 14, 229
 Himmler, Reichsführer SS Heinrich 14 f.,
 36, 43, 79, 82, 83, 86, 133 ff., 150 ff.,
 159 ff., 163 ff., 175, 184, 185, 228 f.,
 230, 252 f., 255 f., 264, 323 f., 333, 335,
 394 ff., 398 f., 409 f., 418 f., 421, 440 ff.,
 452, 460, 466, 499 ff., 503, 514, 532, 548
 Hindenburg, Reichspräsident Paul von 36
 Hinds, Oberst Sidney 194
 Hiss, Alger 64, 65, 103
 Hitler, Adolf 12 ff., 19 ff., 36, 44 f., 77 ff.,
 126 ff., 133, 135 ff., 150, 153,
 159, 160, 184 f., 188, 212, 220 f., 225 ff.,
 245, 253 f., 257 f., 265 ff., 275, 292,
 295 f., 297 f., 310, 323, 327, 332 ff., 364,
 370, 384, 392 f., 397 f., 403 ff., 407 ff.,
 414, 417 f., 424 f., 435, 449 f.,
 452, 460, 462 ff., 495, 500 ff., 509 ff.,
 526, 545
 Hitzfeld, General Otto 196, 199, 211
 Hodges, Generalleutnant Courtney 59, 101,
 102, 175, 192, 196, 197, 210, 213, 214,
 219, 222 f., 234, 242, 260, 299 f., 310,
 370, 378 f., 433, 438
 Hogan, Oberstleutnant Sam 300
 Hoge, Brig. Gen. William 197, 198, 199,
 202 ff., 278 f.
 Hohenlychen 150, 166
 Hohenzollernbrücke 103
 Holland 536
 Hopkins, Harry 48, 54, 59, 88, 89, 91, 94,
 111, 118, 119, 307, 308, 314 f., 368 f.
 Horrocks, Generalleutnant Brian 100 ff.,
 109, 174
 Horthy, Reichsverweser
 Admiral Nikolaus von 126 ff.
 Höss, SS-Standartenführer Rudolf Franz
 17 f., 421
 Hossbach, General Friedrich 12, 13
 Hottelet, Richard C. 269
 Höttl, Wilhelm 258
 Howze, Oberst Robert 300
 Hübner, SS-Gruppenführer Rudolf 220,
 221 f.
 Huebner, Generalmajor Clarence 102, 379,
 438
 Hull, Cordell 47, 120, 307, 308, 440
 Hull, General John E. 46
 Hurley, General Patrick J. 373 f.
 Husmann, Max 236 f.
 Huth, Hauptmann Alfred 337 f., 341
 Huzel, Dieter 356, 540

Ismay, General Sir Hastings 62, 158
 Isselkanal 273
 Italien 36, 48, 235 ff., 345, 458 ff., 516 ff.

Jacobsen, Leutnant Donald E. 314
 Jalsler, J. 249
 Jalta, Konferenz von 33, 54, 56, 59 ff.,
 64 ff., 88 ff., 102 ff., 110 ff., 131, 132,
 138, 150, 175, 178 f., 183, 23t f., 243,
 244, 263, 264
 Janert, Oberst Felix 221
 Japan 95, 102 ff., 110, 114, 118, 263, 297 f.,
 307 373/ 431
 Jeanne-d'Arc-Schule 248 f.
 Jodl, Generaloberst Alfred 19, 22 f., 220,
 296/ 333/ 398/ 404/ 409/ 411 &/ 420
 426, 495, 524, 547, 549 f.
 Johannmeier Major Willi 265, 506
 Johnson, H. V. 440 f.
 Johnson, Col. Harry 210
 Johnson, Wing Leader Johnnie 269, 505
 Jones, jr., Leutnant Alan 288
 Jones, Donald 486 f.
 Juden 161 ff., 225 ff., 236, 245 f., 395 f.,
 399 / 429
 Jugoslawien 121 f.
 Junge, Frau 504, 506, 509
 Jurasow, Oberstleutnant Wladimir 563

Kaiserbrücke 176
 Kaltenbrunner, Ernst 14, 160 ff., 168, 228 f.
 241 f., 258 f., 262, 403, 461 f., 517, 520,
 548
 Kammler, SS-Obergruppenführer Hans 43,
 44/ 356
 Kanadische 1. Armee 34, 100, 319
 Kannenberg, Artur 295
 Karinhall 80, 398
 Käs, Feldwebel Ferdinand 330 f., 337 f.
 Keindel, SS-Standartenführer 422
 Keitel, Generalfeldmarschall Wilhelm 14,
 19, 21, 24, 136, 185, 220, 296 f., 333,
 397 f., 409, 410 ff., 416, 421, 447, 495 f.,
 508, 524, 550, 565
 Kelley, Capt. David 191
 Kempin, Oberst Hans 522
 Kempka, SS-Obersturmbannführer Erich
 20, 230, 507, 510, 511, 513, 527, 528 f.,
 530

Kennedy, Edward 553 f.
 Kerley, S/Sgt. Herman 43
 Kernmayr, Leutnant Erich 189
 Kerr, Sir Archibald 231, 233, 243
 Kersten, Dr. Felix 159 f., 163, 228 f., 395 f.,
 398
 Kesselring, Feldmarschall Albrecht 212,
 220 f., 234 f., 239, 241, 262, 310 f.,
 322 f., 346, 382, 398, 447, 517, 519 f
 Keuch, Lotte 17
 Kimball, Col. Edward 190
 King, Admiral Ernest 46, 57, 61, 309, 315,
 430 f., 440
 Kinzel, General der Infanterie Eberhard 257
 Kirkpatrick, Helen 549
 Kislenco, Generalmajor A. P. 516
 Kisnatt, Hauptmann Otto 474 f.
 Kittredge, Capt. T. B. 309
 Kleist, Peter 162 ff., 168, 228
 Kleist-Schmenzin, Ewald von 63 f.
 Kleve 100, 101, 108, 174
 Knowlton, Leutnant William 533 f.
 Knox, Frank 307, 308
 Koblenz 175, 197, 199, 205, 243
 Koch, Gauleiter Erich 16, 37, 453
 Koch, SS-Standartenführer Karl 400
 Köchling, General Friedrich 192 f.
 Köhler, Hans 143, 144, 145 f., 148 f., 157
 Koller, General Karl 394, 398, 409, 413 f.
 Köln 175, 184, 192 f., 196, 215
 Komorowski, General Tadeusz (Bor) 50 f.
 Königsberg 12, 82
 Konjew, Marschall Iwan 12, 13, 17 f., 25,
 44, 183, 392, 405 f., 409, 412, 425 / 447 /
 557 siehe auch Sowjetische Streitkräfte,
 1. Ukrainische Front
 Konzentrationslager 17 f., 162 ff., 226,
 228 f., 236, 245, 401 f., 352 f., 356, 357,
 358, 397/ 400 f., 422
 Kopenhagen 245 ff.
 Korea 103
 Koriakow, Kapitän Michael 155 f., 406 f.
 Kortzfleisch, General Joachim von 211 f.
 Kostow, Leutnant Peter 194 f.
 Kotzebue, Oberleutnant Albert 434, 435 ff.
 Krebs, General Hans 296, 333, 335, 387,
 404, 405, 407 f., 411, 412, 416 f., 419 f.,
 435/ 447 f./ 452/ 497 f., 501, 503, 504,
 506, 509, 512 f., 523 f., 528
 Krim-Konferenz siehe Jalta, Konf.
 Kurland 45, 151, 255, 296
 Kurzig 54 ff.
 Küstrin 43, 79, 183, 185, 254 f., 275, 296,
 383/ 385

Lammerding, SS-Brigadeführer Heinz 252
 Lammers, Hans 414
 Landsberg 42, 76
 Lanford, Oberstleutnant Willie 27
 Langendorf, T/3 Emst 283
 Lann, Oberstleutnant James 351
 Lazzaro, Urbano 472 f., 478 ff., 491, 493
 Leahy, Admiral William 46, 64, 99, 105,
 111, 132, 263, 308 f., 315, 345, 430 f.,
 440, 500, 554
 Leiling, Otto Heinz 454 f.
 Leipzig 137, 138, 299, 378 ff.
 Lemelsen, General 518 f.
 Lemnitzer, Generalmajor Lyman 182,241 f.
 Leonard, Generalmajor John 197, 199 f.,
 209 f., 214
 Linge, Heinz 511
 Litteräti, Leutnant Gyula 130
 Lodcett, Oberstleutnant James 15
 Lodge, Col. Henry Cabot 587
 Lohr am Main 282 f.
 Löhr, Generaloberst Alexander 558
 Lombardi, Riccardo 467
 Lorenz, Heinz 435, 505
 Lübeck 299, 531, 533
 Ludendorff-Eisenbahnbrücke (Remagen)
 195 ff., 233 ff.
 Luftwaffe siehe Deutsche Streitkräfte
 Lund, Jens 247 f.

Maas 175
 MacArthur, General Douglas 35, 263, 264
 MacDonald, Capt. Charles B. 379
 Maclean, Brig. Fitzroy 122, 124, 181 f.
 Madden, Capt. John 350
 Mailand 458, 487 f., 489 f.
 Main 278 f.
 Mainetti, Don 475 f.
 Maiskij, Iwan 92
 Malinowskij, Marschall Rodion Jakowle-
 witsch 126, 129, 188, 328, 332
 Malta, Konferenz («Cricket») 33 f., 46 ff.
 Maness, Oberstleutnant Lewis 217
 Manteuffel, General der Panzertruppen
 Hasso von 184 f., 255, 257, 335, 404,
 420 f., 425 f., 495 f., 531
 Marazza, Achille 467 f.
 Marshall, General George C. 33 f., 46 f.,
 53 f., 57, 64, 66, 95, 109, 173, 303, 308 f.,
 315z 345/ 348, 430 f., 440
 Massie, Obergefreiter 206 f.
 Masur, Norbert 396, 398

Matthews, Leutnant Bruce (Kaplan) 287 f.
 Matthews, Freeman 64, 95
 Matz, Hauptmann 29
 McCurdy, Oberleutnant William 223 f.
 McGuire, Leutnant Paul 270
 McIntire, Admiral Ross 360
 Meyer-Detring, Oberst Wilhelm 558
 Mezzasomma, Fernando 459, 476
 Michael von Rumänien 120
 «Micky Maus», Operation 127
 Mihailovic, Draza 121 f.
 Mikolajczyk, Ministerpräsident Stanislaw
 50 ff., 96, 99, 231, 374
 Miley, Generalmajor William 273 f.
 Miller, Oberstleutnant Allen C. 268 f.
 Miller, Leutnant C. Windsor 215 f.
 Millikin, Generalmajor John 196, 197, 210,
 234
 Model, Generalfeldmarschall Walther 196,
 211 f., 220, 221, 310 f., 321 f., 370 f., 378
 Mohnke, SS-Brigadeführer 507
 Möller, Madeleine 460
 Molotow, Wjatscheslaw 52, 61, 62, 66,
 68, 97 ff., 103, 107, 110 ff., 180, 231,
 233, 243 f., 261, 264, 276, 299, 303,
 373/ 430 f.
 Mönchengladbach 176
 Montgomery, Feldmarschall Bernard 33 ff.,
 46 f., 59, 100 f., 109, 173 f., 175, 177 f.,
 194, 218 f., 222, 234, 242 f., 250 ff.,
 260 f., 267, 273, 276 f., 299 f., 310, 316,
 321, 348, 370, 524, 531, 532, 533,
 535 &
 Moore, T/5 Lemoyne 43
 Morell, Dr. Theodor 20, 230, 295
 Moretti, Michele 482, 486, 490, 492
 Morgan, Generalleutnant Frederick 214 f.,
 549 f.
 Morgan, Generalleutnant William 517
 Morgenthau, Henry 92, 95, 132, 162, 263,
 307, 362 f.
 Mosel 175 f.
 Mott, Leutnant Hugh 204, 206, 210
 Mulde 433 f.
 Müller, SS-Gruppenführer Heinrich 169,
 397, 421
 Müller, Josef («Ochsensepp») 353 f.
 München 299, 453 ff.
 Murphy, Robert 553
 Murrow, Edward R. 357
 Mussolini, Benito 458 ff., 464, 466 ff.,
 471 ff., 491 ff., 507
 Mussolini, Donna Rachele 460, 464, 471
 Mussolini, Vittorio 458
 Musy, Jean-Marie 162

- Naumann, Werner 87, 359, 424, 452, 509, 527, 528 f.
- Negri, Giuseppe 478 f.
- Neri, Hauptmann siehe Canale, Luigi
- Neisse 187, 257
- Neubrandenburg 495, 508 siehe auch Stalag IIA
- Neumann, Major 339
- Neurath, Konstantin Freiherr von 241
- Nimwegen 100 f., 108
- Nordhausen 355 f., 540
- Nowakowski, Tadeusz 427 f.
- Nutto, Leutnant William 282 f.
- Oder 15, 65, 79, 151, 166, 183 ff., 252 ff., 275, 298, 232 ff., 359, 385, 420 f., 425
- Odom, Col. Charles 351
- Oflag xniB (Offizierslager Hammelburg) 279 f., 284 ff., 351
- Ohlendorf, SS-Obergruppenführer Otto 548
- Ohrdruf Nord 358 f.
- Olsen, Ivar 162
- Olson, Sidney 174
- O'Malley, Sir Owen 133
- Onodera, General Makoto 297 f.
- Oppenheim 252, 262, 265, 274
- Oshima, Amb. Hiroshi 297 f.
- Osopka-Morawski, E. B. 96, 97
- Oster, General Hans 353 f.
- Österreich 328 ff.
- Ostpreussen 83, 114, 151
- Owen, Sgt. Bryant 313 f.
- Paderborn 300 f., 311, 313
- Paetzold, Friedrich 54 ff.
- «Panzerfaust», Operation 127 f.
- Parchim 535 f.
- Park, Col. Richard 440
- Parri, Ferruccio 238 f., 458
- Parrilli, Baron Luigi 236 f., 461
- Partisanen 121 f., 125, 236, 246, 399, 465 ff., 472 ff.
- Patch, Generalleutnant Alexander 234, 453 f.
- Patton, Generalleutnant George S. 34 f., 59, 109, 175 f., 197, 213, 219, 222 f., 235, 242 f., 251 f., 259, 262, 265, 274, 276 f., 291, 299, 306, 310, 352, 357 f., 364 f., 541, 543 f.
- Paul, Prinzregent von Jugoslawien 121, 225
- Pavolini, Alessandro 471, 473, 493
- Pazkowski, Jan Krok 186
- Peenemünde 18, 43
- Perkins, Frances 179, 362
- Petacci, Claretta (Clara) 460, 466, 471 ff., 477, 481, 483 ff., 491 ff.
- Petacci, Marcello 477, 480 f., 491, 493
- Peter 11. von Jugoslawien 123 f.
- Peters, Leutnant Karl 222
- Pfeffer-Wildenbruch, SS-Obergruppenführer Karl von 130, 131
- Phelan, Leutnant Larry 16
- Phillips, Col. James 210
- Pilsen 556 f.
- Plattensee 188
- Plön 514, 524 ff.
- «Plunder», Operation 255 ff., 260 f., 267, 276
- Podewils, Gräfin Mechtilde 239 f.
- Pohl, General Ritter von 518 f.
- Polen 49 ff., 69, 93 f., 96, 98 ff., 104 f., 107, 110 f., 114 f., 117 f., 132 f, 178, 231 f., 292, 303, 305 f., 348, 367, 374, 430 f / 499/ 514 f.
- Pommern 15, 83, 151
- Poncet, Oberst Hans von 378 ff.
- Portal, Sir Charles 136 f., 158
- Posen 12, 161
- Potsdam 448
- Prag 147, 303, 334, 541 ff., 556 ff.
- Prazak, Albert 544
- Quandt, Harald 498
- Quisling, Vidkun 556
- Racziewicz, Präsident Wladislaw 133
- Raczynski, Graf Eduard 133
- Radescu 180, 183
- Raff, Col. Edson 269
- Rahn, Rudolf 235 f., 459
- Rankine, Paul Scott 499
- Raschke, SS-Oberleutnant Rudolf 337 f., 341
- Rattenhuber, SS-Brigadeführer Johann 509/ 512
- Ravensbrück 401 f., 421
- Rayburn, Sam 179, 362, 375
- Reber, R. W. 132
- Reichhelm, Oberst Günther 211 f., 370, 448
- Reidisdorf 100, 101, 109

Reif, Gefreiter Johann 330 f.
 Reilly, Michael 61, 115
 Reims 292 ff., 315 f., 537, 540 f., 547 f.,
 549
 Reinefarth, SS-General Heinz 254
 Reinhardt, Generalmajor Emil F. 382, 437
 Reinhardt, Generaloberst Georg-Hans 12,
 13
 Reitsch, Hanna 449 f., 451 f., 501 f., 532
 Remagen 195 ff., 233 ff., 260, 267
 Remer, Generalmajor Otto 21
 Rendulic, Generaloberst Lothar 13, 14, 558
 Renner, Karl 344
 Reparationen 92, 112 f., 115 f., 132
 Reymann, General Helmuth 383
 Rhein 35, 46, 59, 66, 100, 10t, 174 f.,
 176 f., 190 ff., 233 ff., 242 f., 250 f.,
 259 f., 265, 268, 310, 370
 Rheinberg 190 f., 250
 Ribbentrop, Joachim von 22,77,128,159 f.,
 163 f., 165 f., 168, 229, 253, 264, 297 f.,
 352, 398/ 4i7z 424z 453z 462, 525
 Richardson, Oberstleutnant Jack J. 176
 Richardson, Oberstleutnant Walter 300 f.,
 311 f.
 Ridgway, Generalmajor Matthew 215 f.,
 251, 273 f., 275 f., 371, 531, 533
 Robb, Luftmarschall Sir James 550
 Roberts, Brigadegeneral W. L. 280
 Robertson, Generalmajor Walter 379
 Robertson, Leutnant William 437
 Rokossowskij, Marschall Konstantin
 12, 13, 30, 31, 151, 292, 420, 425, 508,
 532
 Roosevelt, Eleanor 264, 304, 361 f, 368 f.
 Roosevelt, Elliott 57, 368
 Roosevelt, Franklin Delano 36, 45 f., 48 f.,
 56 ff., 59 ff., 64 ff., 88 ff., 97 ff., 102 ff.,
 110 ff., 120, 126, 131, 132, 150, 162,
 178 f., 183, 231 f., 243 f., 263 f., 278,
 303 f., 307 f., 314 f., 318, 345, 360 ff.,
 369, 375 f., 514
 Rose, Generalmajor Maurice 301, 311 ff.
 Rosenberg, Anna 264
 Rosenman, Judge Samuel 179, 368
 Rotes Kreuz 228 f., 397, 402 {., 411, 420
 Rothe, Feldwebel Gerhard 203, 205
 Röttiger, General Hans 518 f.
 Rudel, Oberst Hans-Ulrich 79 ff., 83,
 393 f., 559
 Rüge, Generalmajor Otto 366
 Ruhr 174
 Ruhrgebiet 219, 299 f., 310 ff., 321 f., 370,
 378
 Rumänien 119 f., 129, 180, 182
 Rundstedt, Generalfeldmarschall Gerd von
 174 f., 212, 220
 Rur 101, 102, 108 f., 173 f.
 Rusakow, Generalmajor Wladimir 436, 439
 Russische Streitkräfte siehe Sowjetische
 Streitkräfte
 Rust, Oberstleutnant Clayton 233
 Rybalko 155
 Sabia, Sgt. Carmine 201 ff.
 Sachsenhausen 258, 403, 404, 421, 422
 Sack, Carl 64
 Sagan siehe Stalag Luft HI
 Salzwedel 427 f.
 Samele, Sgt. Anthony 208
 Sampson, Hauptmann Francis (Kaplan)
 73 f., 320 f., 508 f.
 San Francisco, Konferenz von 263, 277,
 376, 430 f, 499
 siehe auch Vereinte Nationen
 Sardagna, Baron Giovanni 487
 Saundby, Luftmarschall Sir Robert 138
 Schacht, Hjalmar 241, 353
 Schellenberg, SS-Brigadeführer Walter
 160 ff., 168, 228, 323, 394 ff., 398, 401,
 418 f.
 Scheller, Major Hans 199, 201 f., 220, 222 f.
 Schirach, Baldur von 330, 337, 343
 Schlabrendorff, Fabian von 61 f., 353
 Schieiter, Josefine 31
 Schmuck-Wächter, Paula 340
 Schneider, Erwin 76
 Schörner, Generalfeldmarschall Ferdinand
 13, 14, 25, 183, 342, 392, 405, 406, 411,
 424, 447, 524, 558 f.
 Schukow, Marschall G. K. 12 f., 19, 25, 29,
 42, 43, 44, 54, 79, 82, 133, 150, 151 f.,
 184, 252, 254 f., 256 f., 298, 305, 334,
 383, 385 f., 404, 409, 418, 425, 447,
 512 f., 552, 563, 565
 Schulz, General F. 517 f., 521
 Schulz, Oberst Rudolf 211 f.
 Schuschnigg, Kurt von 353
 Schuster, Kardinal Ildefonso 77, 458, 461,
 466 f.
 Schwägermann, Günther 527, 528
 Schwedt 183
 Schweinitz, Oberstleutnant Viktor von
 465, 516 f.
 Schwerin von Krosigk, Graf Lutz 354 f.,
 365 f., 395, 397, 453, 525, 532 f., 548,
 553 f.

Seelow 275, 385 ff., 391 f., 404, 417, 418
 Seely, Col. Theodore 287 f.
 Seidel, Major Karl 154
 Seidler, Frau Klara 292 f.
 Seip, Professor Didrik 166
 Seldte, Franz 395
 Semmler, Rudolf 150, 158, 364, 366, 410
 Sevez, General François 550
 Shell-Haus (Kopenhagen) 245 ff.
 Sherwood, Robert E. 263 f., 363, 369
 Siegfriedlinie siehe Westwall
 Simpson, Generalleutnant William 59,
 101, 108 ff., 173 f., 176 f., 194,
 250 f., 262, 276 f., 299 f., 310, 318, 321,
 349z 372/ 531
 Sinclair, Sir Archibald 137, 138
 Skiera, Staff Sergeant 147
 Skorzeny, SS-Obersturmbannführer Otto
 127 f., 213, 234, 341 f., 393, 459, 520,
 Slavin, General Nikolai Wasiliwitsch 552
 Smith, Wing Comm. Maurice A. 139 f.
 Smith, Generalleutnant Walter Bedell
 34 f., 46 f., 500, 540 f., 549 f., 553
 Sokolowskij, Marschall Wasilij 563
 Soumas, Capt. George 215 f.
 Sowjetische Streitkräfte
 1. Ukrainische Front 12, 183 siehe
 auch Konjew, MarschaU
 2. Ukrainische Front 126, 129, 188,
 332 siehe auch Malinowskij, Mar-
 schall
 3. Ukrainische Front 126, 129, 180,
 188 siehe auch Tolbuchin, Marschall
 1. Weissrussische Front 12 siehe auch
 Schukow, Marschall
 2. Weissrussische Front 12, 292 f., 420
 siehe auch Rokossowskij, Marschall
 3. Weissrussische Front 12 (Tschernia-
 chowskij)
 3. Panzerarmee 392
 4. Panzerarmee 392
 68. Armee 153
 58. Infanteriedivision 436
 Spa 59, 213
 Spaatz, General Carl 550, 565
 Speer, Albert 81, 86, 184, 229 f., 383 f.,
 398, 424
 Spivey, Oberst Delmar 27, 28
 ss (Schutzstaffel) 14
 Stalag IIA (Neubrandenburg) 73 f., 320 f.,
 508
 Stalag niA (Luckenwalde) 366, 406
 Stalag me (Küstrin) 43
 Stalag Luft in (Sagan) 11, 12, 20, 21, 24,
 25 f.

Stalin, Joseph 45, 50, 51, 56, 6t, 65 ff.,
 88 ff., 97 ff., 102 ff., 110 ff., 119, 125 ff.,
 131, 156, 231, 233, 244 f., 263, 264, 277,
 298/ 299/ 302 f., 317/ 345/ 345 f., 367/
 373 f./ 385/ 406/ 420, 432/ 440 f., 465,
 512, 516 f., 542 f.
 Stargard 152, 153
 Stauffenberg, Oberst Graf Claus von 19
 Steiner, SS-Obergruppenführer Felix 152,
 169, 183 f., 252, 404 f., 407, 408 f., 411,
 420 f., 426
 Stettin 426
 Stettinius, Jr., Edward 47 ff., 53, 54, 59,
 61, 64, 68, 89, 91, 92, 97 f., 105, 106,
 107 f., 115, 116, 315, 362, 366, 367,
 430 f.
 Stiller, Major Alexander 274, 279, 281
 Stimson, Henry 98, 307, 308, 362, 363,
 430 f.
 Stirbey, Fürst 180
 Stockholm
 Stokes, Richard 158
 Storch, Gilel 162 ff., 229, 395
 Strehla 435
 Strobel, Major Herbert 217 f., 222
 Strong, Generalmajor Kenneth 549
 Student, Generaloberst Kurt 21
 Stumpfegger, Dr. Ludwig 295, 511 f., 513,
 524/ 528
 Stumpff, Generaloberst Hans Jürgen 565
 Stypulkowski, Zbigniew 306
 Suhrens, SS-Sturmbannführer Fritz 421
 «Sunrise», Operation 235 ff., 243 f., 26t,
 264, 299/ 345/ 459
 Susloparow, Generalmajor Ivan 550
 Sweat, Oberstleutnant Wesley 313
 Swinemünde 496 f.
 Szokoll, Major Carl 328 ff., 337 f., 344

Tannenberg 12
 Taylor, Generalmajor Maxwell 215
 Tedder, Luftmarschall Sir Arthur W. 563 f.
 Tessmann, Bernhard 356, 540
 Textor, Katherina 42, 43, 76
 Thayer, Oberstleutnant Charles W. 181
 Theresienstadt 397
 Thomale, General Wolfgang 83
 Thompson, Comm. C. R. 33, 260, 273
 «Thunderclap», Operation («Donner-
 schlag») 132 ff.
 Timmermann, Oberleutnant Karl 201 ff.
 Tito (Josip Broz) 121 ff., 126, 303
 Toftoy, Col. Holgar 356, 540

Togliatti, Palmiro 489
Tolbuchin, Marschall Fedor Iwanowitsch
126, 129, 180 f., 188, 327, 328, 332,
337 f.
Torgau 437 f.
Toussaint, General der Infanterie Rudolf
557
Trefousse, Capt. Hans 380 f.
Trier 175 f.
Truelsen, Svend 246
Truman, Harry S. 179, 180, 361 f., 366 ff.,
374 ff., 425, 430 f., 440 ff., 452, 465,
500, 560
Tschechoslowakei 541 ff., 556 ff.
Tscherniachowskij, Marschall Iwan Dani-
lowitsch 12
Tschiang Kai-schek 103, 110, 118, 373 f.,
376
Tschuikow, General Wassilij 523 f., 529 f.
Tucker, Capt. Kimball 191

UN siehe Vereinte Nationen

Ungarn 126 ff., 188 ff., 327

Untucht, Günther 381

US-Streitkräfte

6. Heeresgruppe 34, 213
12. Heeresgruppe 34, 219, 221, 372
siehe auch Bradley, Generalleutnant
15. Heeresgruppe 465
 1. Armee 34, 59, 210, 213, 219, 223,
242, 359, 434
 3. Armee 34, 59, 223, 234, 235, 243,
252, 259 f., 358, 359, 433
 7. Armee 34, 234, 235, 453 f.
 8. Armee 34, 59, 101, 108, 173, 177,
194, 251 f., 260 f., 299, 316, 319,
349/ 359/ 372

III. Korps 196, 198, 205, 209 f., 234

V. Korps 102

VII. Korps 192

XII. Korps 252, 278, 358

XVIII. Luftlandekorps 251 f., 273, 371, 531,
533

XIX. Korps 250

XIX. Korps 358, 558

8. Luftflotte 147 f.
2. Division 379
2. Panzer-Division 174, 194, 300, 321,
349/ 372
3. Panzer-Division 192 f., 300 f., 311,
321, 322, 355 f.
4. Panzer-Division 278, 289
5. Division 252

5. Panzer-Division 174
 7. Panzer-Division 290, 533
 8. Panzer-Division 190
 9. Division 102, 108, 213, 219, 233
 9. Panzer-Division 197, 218
 10. Panzer-Division 175 f.
 14. Panzer-Division 351
 17. Fallschirm-Division 251 f., 268 f.,
273 f.
 29. Division 176
 30. Division 174, 262, 349
 65. Division 560
 69. Division 379, 380, 434, 439
 78. Division 102, 213, 217
 79. Division 262
 83. Division 194, 349, 372
 84. Division
427
 94. Division 176
 99. Division 213
 104. Division 192
- Uschdraweit, Paul 37 ff.

V-2 18, 43, 233, 246, 355 f., 540

Valerio, Col., siehe Audisio

Vanaman, Brigadegeneral Arthur 11, 12,
27

«Varsity», Operation 251, 268, 275 f.

Veesenmayer, SS-General Edmund 127,
128

Vereinte Nationen 97 f., 103, 117, 119,
377, 432, 499 siehe auch San Francisco

«Veritable», Operation 100 ff., 108 ff.,
173 f.

Victor Emanuel von Italien 459

Vietinghoff, Generaloberst Heinrich von
241, 464, 466, 516 f.

Voss, Vizeadmiral Erich 408, 509

Wagener, General Carl 371

Waibel, Major Max 236 f., 241, 465 f.,
468 f.

Walker, Generalmajor Walton H. 358,
558

Wallace, Henry 362, 368

Warschauer Aufstand 50 ff., 186

Waters, Oberstleutnant John Knight 279,
285, 291

Watson, Generalmajor Edwin 57

Wehrmacht siehe Deutsche Streitkräfte
Weichs, Generalfeldmarschall Maximilian
von 14

Weichsel 15, 151, 186
Weidling, General der Artillerie Helmuth
417 f., 420, 425, 447 {., 498, 500 f., 507,
523 {., 526, 528 f.
Weimar 357
Welborn, Oberst John 311 ff., 356
Wenck, General Walther 133, 135 f.,
150 ff., 169, 252, 266, 370 f., 378, 411 f.,
416, 418, 425, 435, 447 f., 450 f., 495,
501, 522 f., 531 siehe auch 12. Armee
Wenner, Major 465, 516 f., 521
Wesel 250, 267, 268 f., 273
Westphal, Generalleutnant Siegfried 221,
322, 455, 456, 519, 521
Westwall 34, 59, 108, 174, 175, 177 f.,
196, 235
White, Generalmajor Isaac 349
Wien 188, 318, 323, 327 ff. 337 ff.
Wietersheim, General Wend von 211
Wilhelm Gustloff 37 ff.
Winant, John 541
Winocur, Jade 499
Winter, General August 296
Wirtz, Generalleutnant Richard 218
Wlassow, General Andrej 266, 545 f., 557
Wühler, General Otto 189, 327
Wöhlerman, Oberst Hans-Oscar 524,
526 f., 530
Wolff, SS-Obergruppenführer Karl 36,
77 f., 133, 159, 229, 235 ff., 261, 264,
458 f., 460 ff., 468 ff., 517 ff.
Wriezen 391 f.
Wugarten 29 ff., 42 f., 72 f., 76, 151 f.,
185 f.
Wunderwaffen 18 f., 29, 36, 77, 394
Wyschinskij, Andrej 180 f.
Xylander, Generalleutnant W. von 25
Yardley, Oberstleutnant Doyle 30
Youngblood, Capt. George 194 f.
Zander, SS-Standartenführer W. 505
Zangen, General Gustav von 196 f., 211 f.,
221, 311
Zenkl, Petr 352, 357
Zheltow, Generaloberst Alexei 331 f.
Zimmer, SS-Obersturmführer Guido 236
Zossen 25, 255, 266, 295, 296, 335
Zwierzynski, Alexander 305
Zychski, Josef 414, 423